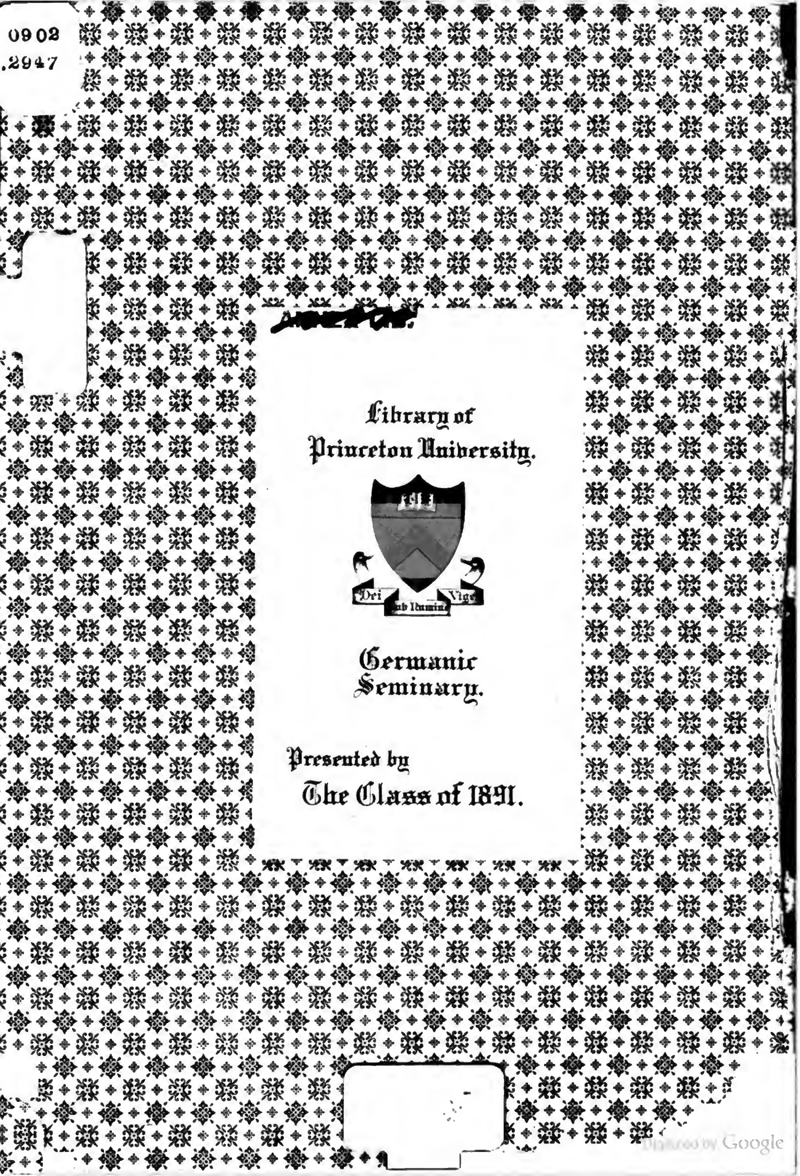
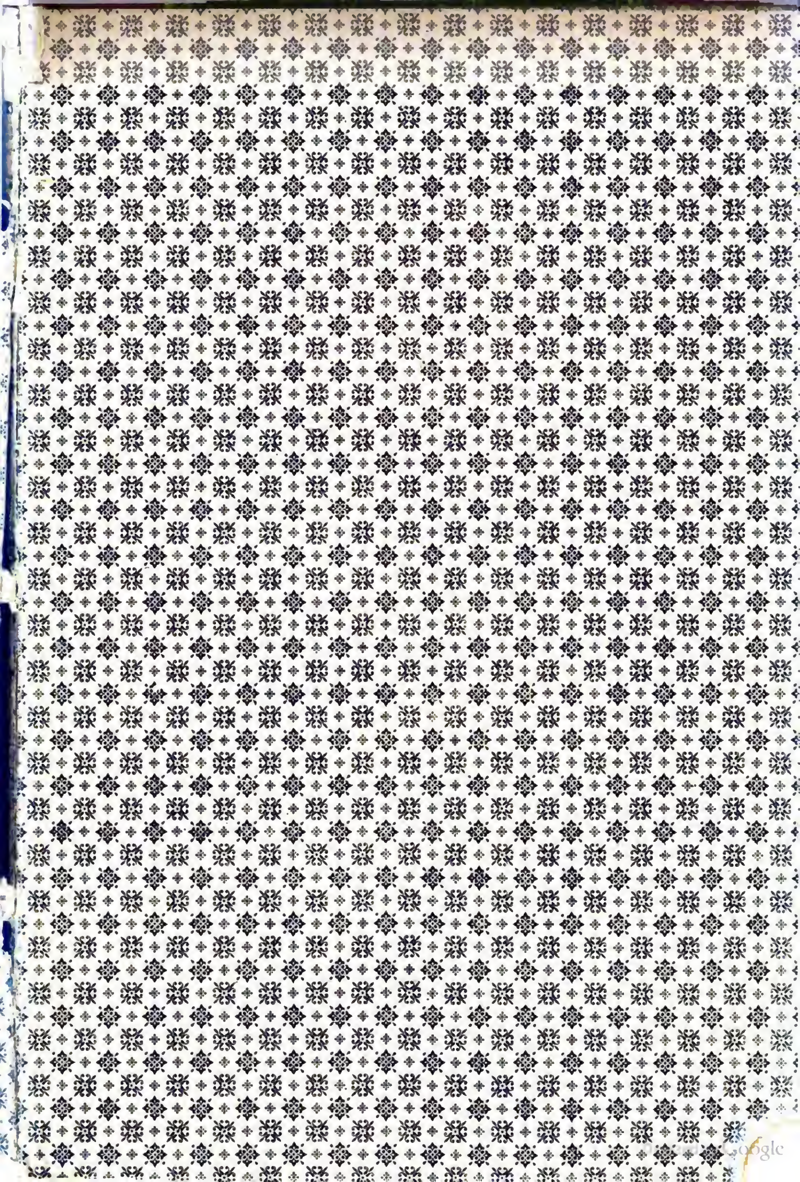
Deutsche Dichtung


0902
.2947
Library of
Princeton University.
Dei
Sub numine
Viget
Germanic
Seminary.
Presented by
The Class of 1891.



Deutsche Dichtung.



Deutsche Dichtung.

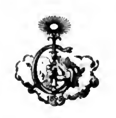
Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Sechsundzwanzigster Band.

April 1899 bis September 1899.

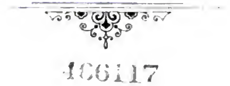


Berlin.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

1899.

Mitarbeiter-Verzeichnis des XXVI. Bandes.



Inhalt des XXVI. Bandes.

Seite

Romane, Novellen, Skizzen.

Lyrik.

Sprüche, Sinngedichte.

Epische Dichtungen.

Essays und Mitteilungen.

Nekrologe.

Seite

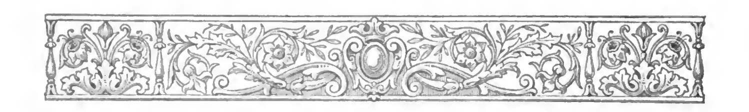
Aufrufe.

Litterarische Notizen.

Neue Bücher.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.





Der Roman einer Toten.

Von A. Schoebel.

(Fortsetzung.)

Wie im Traume suchte der junge Bildhauer den Heimweg. Der Name Ortrud schwebte ihm auf den Lippen; er sagte ihn vor sich hin in allen Betonungen, wie man einen edlen Stein funkeln läßt unter verschiedenem Licht.

Kaum ins Atelier getreten, zündete er die große, in der Mitte des Raums hängende Lampe an. Dann wickelte er seine Psyche aus ihren Leichentüchern hervor. Nun sollte sie zum Leben erstehen.

Lange saß er vor der ruhenden Gestalt, angefesselt. Er prüfte, verglich, richtete. In seinen Augen entzündete sich eine Flamme.

Endlich griff er nach dem Meißel, den Schlingen. Er nahm hier fort, fügte dort hinzu, lenkte die Linien in einen neuen Fluß. Über das traumbefangene Antlitz spielten seine Finger nur wie liebkosend hin. Glich es doch einem anderen, das er heut gesehen, geküßt, und das er nicht mehr vergessen konnte!

Die Augen der Psyche öffnete er ein wenig, so daß sie denen Ortruds ähnlich wurden, gleichsam dem entschwindenden Licht nachschauten. Alle Süßigkeit von Himmel und Erde ruhte auf dieser vom Tode beschatteten Stirn.

Das große Fieber, das die Geburt der echten Kunstwerke begleitet, erhitzte Konrads Adern. Er arbeitete hastig, drängend, unter jener künstlerischen Suggestion, die gleich dem Wahnsinn übermenschliche Kräfte verleiht.

Und langsam breitete sich der Glanz seiner Einbildungskraft aus über das Werk. Durcheinander spielten Form und Linie, zart und kühl, ohne den Rausch des Bunten, ohne die Glut der einander gebärenden und verschlingenden Farben.

Das Gewand der Psyche verflüchtigte sich zu einem Stoff, der fein wie Schleiergewebe um die Gestalt fiel, die Glieder schimmerten herauf durch die Falten, ganz weich, ganz aufgelöst in eine bange Müdigkeit, geheimnisvoller Ruhe hingegeben, — umgossen von stygischem Schlaf.

Nach stundenlanger Arbeit fühlte Konrad seine Kräfte schwinden. Ihm war's, als höre er tausend Falterflügel schwirren. Er spürte das Dasein nur noch an dem dumpfen Klopfen seiner Pulse. Mit zitternden Händen verhüllte er die Gestalt der Psyche und löschte die Lampe aus. Dann warf er sich unausgekleidet quer übers Bett und dachte an die Tote.

Finster wurde es in ihm, um ihn, so finster, als könne keine Helligkeit je wieder die Welt erleuchten.

Vor Erregung und Abspannung schlief er spät erst ein. Die Schönheit des weißen Zimmers glitt blitzend durch seinen Traum, aber lichter, erhellter noch als in der Wirklichkeit erschien alles, — jeder Gegenstand ohne Materie, wie Feenbesitz. Das Silber an den Wänden tönte, feingespannten Saiten gleich, und die Tote lag unter Schleiern, bräutlich, in Lebensfarben, mit weit geöffneten Augen, goldenen Augen, wie sie die Götter haben.

Ein Gefühl der Liebe in der Brust, das ihm das Herz zu sprengen drohte, nahte Konrad sich ihr, wissend, daß sie ihm gehöre, ihm allein. Und wie er im Wachen gethan, so that er im Traum. Er neigte sich über ihre Lippen. Aber diesmal glich sein Kuß nicht den Küssen der Engel. Irdische Glut loderte darin. Der ganze Mensch erbebte, als er die zarte, vom Tode erlöste Gestalt in seine Arme schloß.

Doch unter diesem Feuer seines Herzens fühlte er die holden Glieder erkalten, ihre Weichheit schwinden. Er hielt ein schimmerndes, schneeweißes Marmorbild — sein Werk!

Bis ins Innerste drang ihm die tötliche Kälte und riß ihn aus dem Traum ins Leben hinüber.

Er fuhr auf. Verstört, nach Klarheit und Wirklichkeit ringend, sah er sich um. Die Luftscheibe des Ateliers schlug hin und her. Er hatte vergessen, sie zu schließen, sie hatte die Kühle der Frühlingsnacht eingelassen.

Ein Blick auf die Uhr belehrte Konrad, daß es hoher Morgen sei; er mußte eilen, wenn er sein Versprechen, das Sterbezimmer zu schmücken, innehalten wollte. Im Spiegel erblickte er sein Gesicht bleich, die Augen von dunklen Rändern umzogen.

Als er umgekleidet ins Freie hinaustrat, fand er einen schwermütigen Tag. Das heiße Licht kämpfte gegen bleifarbenes Gewölk. Über der Natur brütete jene unaussprechliche dumpfe Trauer, die nur der holdesten und kürzesten unter den Jahreszeiten eigen ist.

Im Trauerhause angelangt, traf er die Mutter Ortruds nach einer durchweinten Nacht unfähig, ihm bei seinem Vorhaben beizustehen. Sie gab dem Diener, sowie dem alten Hauswirt Weisung, hilfreiche Hand beim Blumenschneiden zu leisten.

Die beiden Männer folgten Konrad mit großen Körben. Bald häufte sich darin eine duftige Masse von Blüten, weißen, rosigen, lila schimmernden.

Man trug alles hinauf.

Konrad wies die Männer an, Ketten zu binden, ganz ohne Blätter, nur aus gleichartigen, dicht neben einander gefügten Blumen. Dann ließ er Vasen bringen, bauchige, weitausladende Gefäße, die ganze Blütenbüschel zu fassen vermochten, — und andere, schmal und dünn aufschießend wie ein Glasstrahl, so eng, daß sie nur einen einzigen Stengel aufnehmen konnten, irgend eine Schönheit aus der Masse der Blumen. Die großen Meermuscheln, welche den Kaminsims einfaßten und deren Inneres leuchtete wie nacktes Fleisch, füllte er mit losen Veilchen. Blumenketten wurden über die Thür- und Bilderrahmen, über die blassen Spiegel gelegt und hier und dort ein Büschel von Schwertlilien oder gelben Narzissen zwischen die Monotonie der gleichfarbigen Blüten gesteckt.

Das weiße Lager durfte keine Hand berühren als die Konrads. Er schmückte es mit großen wilden Kränzen von zitterndem weißem Flieder. Ganze Garben davon nickten zu Häupten der Toten, wallenden Federbüschen ähnlich. Zu Füßen stellte er die dunkelblaue Vase mit den königlichen Blumen, den weißen Narzissen auf, die ihre goldblendenden Kelche gesenkt hielten, und verzauberten trauernden Gefährtinnen der Toten glichen. Alles, was an Blüten übrig blieb, streute er über den Fußboden hin, über die schneeigen Felle.

Und dann wurden die Kerzen großer Kandelaber, welche man neben das Lager gestellt hatte, angezündet. Die Flammen schwebten auf den silbernen Zweigen, als flackernde, lebende Blumen, unfähig Licht zu verbreiten in der durchdringenden Helle des Frühlingstages. Die großen Alabasterlampen glichen mit ihrem sanften Scheinen gespenstischen, gegen die Macht der Sonne kämpfenden Monden. Nur das rote Funkenbündel zwischen den Vorhängen des Lagers behauptete sich siegreich inmitten der weißen Helligkeit, die an dem Silbergeäder der Wände milde niederfloß.

Eine weihevolle Kirchenatmosphäre breitete sich aus in dem stillen Gemach.

Mit wehmütiger Freude betrachtete Konrad sein Werk. Einen Traum von der lichten Schönheit des Frühlings hatte er um die Tote hergezaubert, eine letzte seelenvolle Huldigung ihr dargebracht. All' die kleinen Gegenstände, die sie benutzt, und die die Marke einer eigentümlichen symbolisierenden Geschmacksrichtung trugen, hatte er unberührt gelassen. Heimliche Poesie hing an diesen Sachen, die einen Anflug von Intimität durch das vornehme Gemach hauchten und nun unter Blumen beinahe verschwanden.

Langsamen Schritts entfernte er sich, um die Eltern Ortruds zu rufen. Sie dankten ihm. Sie fühlten, ohne dieselbe ganz zu begreifen, eine wehmütige Schönheit auf sich zuschweben, welche das Schrecknis des Zimmers tröstlich verschleierte. Sie hefteten lange liebevolle Blicke auf ihr totes Kind. Aber gebrochen vor Kummer, überwältigt von den Aufregungen der letzten Zeit, verlangten sie nach Ruhe für ihre alten, schwächlichen Körper. Der durchdringende Blumengeruch betäubte sie. Gleich einer Macht erhob er sich, stark genug die Lebenden zu vertreiben, sich allein neben der Toten zu behaupten.

Nur Konrad blieb zurück.

Seine überreizten Nerven empfanden den scharfen aufregenden Duft als eine Stimulanz. Das von Flammen und Blumen leuchtende Gemach dünkte ihn eine Halle im Palaste des Frühlings, ein königlicher Aufenthalt für einen Künstler.

Er setzte sich still neben die Tote, sie lange betrachtend. Sie hatte sich kaum verändert während der Nacht. Feiner, geschärfter erschienen die Züge, doch der Schmerzenszug um den Mund hatte sich beinahe verflüchtigt.

Langsam kehrte das Fieber des Schaffens zu Konrad zurück. Forschend, aufnehmend mit allen Sinnen, beobachtete er das Durcheinandergleiten, sich Verwirren und Lösen der Linien, ihr Ausstrahlen und Verzittern.

Ein einsames, seltsames Auffangen des

Mysteriums vom Tode war es, das sich vollzog neben der schönen jungen Leiche.

Konrad überkam ein Gefühl, als schwebe die entflohene Seele noch um den toten Leib, als erfülle sie mit geheimnisvoller Gegenwart das Gemach, als streife sie mit leis rauschendem Flügel den großen, verschlossenen Schrank, welcher eine Ecke des Raums einnahm. Die marmorne Schreibplatte zeigte sich von Ranken und Blumen bedeckt, nur flüchtig hingewischt, doch magischen Zeichen ähnlich.

Konrads Herz klopfte dumpf, die Hände wurden ihm kalt bis in die Fingerspitzen, — er wagte es nicht, die Tote noch einmal zu berühren, zu küssen.

Endlich nahm er Stift und Papier zur Hand und begann in fieberhafter Eile Linien aufs Papier zu werfen —

Der aufreizende Blumengeruch weckte einen drückenden Schmerz hinter seinen Schläfen. Er verlor das Gefühl der Wirklichkeit und versank in eine seelische Dunkelheit, die sich erst langsam aufhellte an dem Gedanken, daß die Tote ihm nicht verloren sei, daß sie fortleben werde in seiner Psyche, daß sie an ihn geknüpft sei durch ein mystisches Band, und einen Teil seiner Seele schon jetzt mit sich genommen habe in ein unbekanntes Sonnen- oder Sternenreich.

Wie auf Wolken schwebte sein Geist, während sein Körper die weiße Reinheit dieses Gemachs mit der Toten teilte, darin sie gelebt hatte und gestorben war.

Um die Mittagsstunde entfernte er sich auf kurze Zeit. Herr und Frau v. Ingersheim hatten ihn bitten lassen, die Traurigkeit ihres einsamen Mahls ein wenig zu mindern durch seine Gegenwart.

Ungezählte Kränze waren bereits eingetroffen, auf die Versendung von Ortruds Todes-Anzeige hin. Eine Freundin hatte Waldblumen geschickt, kleine, bunte, die sie selber gesammelt und die frisch und würzig rochen.

Auch der Bräutigam stellte sich ein mit kostbaren Palmenzweigen und Orchideengebinden.

Um die vierte Nachmittagsstunde traf der Sarg ein.

Konrad stand als ein Fremder, Rechtloser dabei, als man Ortrud hineinbettete.

„Man könnte noch ein paar ganz frische Blumen aus dem Garten holen, Veilchen, ihre Lieblinge, um sie ihr in die Hand zu geben,“ sagte die Mutter unter einem trocknen Schluchzen. Sie hatte keine Thränen mehr und hielt sich kaum noch auf den erschöpften Füßen.

Konrad entfernte sich, um die Blumen zu schneiden.

Der letzte, allerletzte Gruß für die Tote! Eine Krone aus Veilchen sollte sie über der Stirn tragen und zwischen den Fingern eine Lilie halten wie die heiligen Frauen auf mittelalterlichen Gemälden.

Die Lilie fand er schnell. Doch die Veilchenbeete waren alle leer, beraubt für die Schmückung des Sterbezimmers.

Schließlich wußte der Gärtner Rat. Das gnädige Fräulein habe ganz am Ende des Gartens hinter den Rasenplätzen Veilchen gezogen, viel Veilchen, die noch dastehen müßten, weil man sie am Morgen übersehen.

Der junge Mann schritt quer über die grüne Fläche, in der ihm angedeuteten Richtung. Eine Schwalbe streifte die seidenfeinen Halme mit ihren stahlfarbenen Flügelspitzen.

Knapp vor der Gartenmauer schimmerte es violett zwischen dunklem Blattgrün. Und mitten aus dem blauen Beet hob es sich weiß, aufragend wie ein Grabmal.

Konrad stutzte. Dann trat er näher.

Zerbrochener Marmor auf einem niedrigen Postament.

Ein Torso.

Es war sein Eros. Das Werk, das seine Jugend mit trügerischem Schimmer erfüllt, das ihm längst aus den Augen entschwunden, hier fand er es wieder, in Trümmern und doch behütet, geehrt. Wie kam es hierher? Zwischen die Veilchen des fremden, gestorbenen Mädchens?

Hatte die Tote einen geheimnißvollen Zug gespürt zu dem schmalen, feinen Antlitz des trauernden Gottes? Dem Antlitz, dem er seine eigenen Züge geliehen, den weichen, träumerischen, etwas abwärts gebogenen Mund, die eigentümliche Linie der Brauen- und Augenwölbung? Hatte ihr Blick dem Rätsel der Liebessehnsucht nachgespürt, das diesen Eros umschwebte?

Konrad atmete in langen Schauern. Was war's mit dieser Toten, die ihm geheimnißvolle Fesseln übergeworfen, die ihm mehr Liebe eingeflößt, als je eine Lebende gekonnt, zu der ihn Kräfte zogen, stärker als sein Wollen, magnetische Kräfte?

Er bückte sich, um die Veilchen zu pflücken, aus denen er eine Totenkrone zu winden gedachte. Eine Totenkrone! Plötzlich schoß ihm das Blut siedend zum Herzen. Würde man nicht für die

Heimgegangene einen Myrtenkranz bereit halten, wie man ihn gestorbenen Bräuten mitgiebt?

Wilde Erregung brannte in ihm auf. Achtlos zertrat er Blumen auf seinem Rückweg zum Hause. Der Atem flog ihm, als er die Treppen hinaufstieg — —

Oben hatte man das geschäftige Treiben um die Tote eingestellt. Sie lag nun im letzten Frieden.

Das Lager unter den weißen Vorhängen war leer, nur der Eindruck des zarten Körpers zurückgeblieben.

An einen Myrtenkranz schien Niemand gedacht zu haben außer Konrad. Der Bräutigam stand in keiner Beziehung zu poetischen Sitten, die Mutter hatte in dieser schweren Zeit wohl vergessen, daß ihr Kind Braut gewesen.

Konrad wandte sich ab. Sein Blut besänftigte sich. Ruhig flocht er an der Veilchenkrone, und ließ von Zeit zu Zeit einen Blick nach der geheimnißvoll zugedrückten Truhe hinüberschweifen, als könne ihm von dorther Aufschluß kommen über das, was seiner Seele Rätsel aufgab.

Die Mutter legte ihrem Kinde den Kranz über die Stirn, welche das helle Haar mit einem Schein von Heiligkeit umgab.

Konrad schnitt mit seinem Taschenmesser den langen Stengel der Lilie ab. In der Hast verletzte er sich, Blut strömte ihm vom Finger, ein Tropfen davon fiel auf die blendende Reinheit der weißen Blumenblätter. Heimlich leuchtete sein Auge auf. Das Blut, das noch vor Sekunden sein Herz schlagen gemacht, es würde in die Gruft hinabsinken mit der Toten —!

Was hätte er ihr nicht mitgeben mögen in den Sarg! Sich selber!

Doch die weichen, unsichtbaren Hände, deren schattenhafte Berührung er am vorigen Tage gespürt, sie schienen sich von neuem auf seiner Brust niederzulassen, ihn zurückzudrängen. Er hatte noch etwas zu vollbringen!

Stark richtete er sich auf; er fühlte sich gewappnet gegen jede Anfechtung, durch eine unaussprechliche Heiligkeit geweiht. Sein Leben war ihm deutlich fortan.

Mit Blicken voll dankbarer Zärtlichkeit nahm er Abschied von der Toten, die wie der gestorbene Genius des Frühlings im Sarge lag. Die Blumen ringsum schienen sich flüsternd zu regen, zu atmen. In langen, gleichmäßigen Wogen ergossen sie ihren Duft.

Jetzt neigten sich die Eltern zum letzten Male über ihr Kind. Konrad wandte sich ab, der Bräutigam blieb stehen mit seiner aufdringlichen Trauer, die sich in tiefem Seufzen und zäher Thränenlosigkeit äußerte.

Und dann kam der schwere, der fürchterliche Moment, da man so viel Liebreiz, so viel Erdenhoffnung von der Sonne schied. Gleich einer schützenden Wolke wurde ein langer Schleier über die ruhende Gestalt gebreitet. Der schwarze Sargdeckel schwebte über der Toten. Abwehrend, um Aufschub flehend hob Frau v. Ingersheim die Arme ein wenig und drückte dann ihr von Thränen verwundetes Gesicht in die Hände.

Als die erste Schraube des Verschlusses sich knarrend bewegte, wurde Konrad bleich. Seine Kraft, seine Beherrschung waren zu Ende. Stumm und hastig verabschiedete er sich von den Anwesenden, um sich in Einsamkeit zu vergraben, bis alles vorüber sein würde.

Zwei Tage lang verließ er das Atelier nicht.

Ein seltsamer Zustand umfing ihn. Er wußte nicht, ob er gesund oder krank sei, ob er wache oder träume. Vergeblich versuchte er es, zu arbeiten. Schließlich warf er den Meißel bei Seite. In seinem Gehirn war ein Strömen und Rieseln von Gedanken, lichtes Freuen an der in seinem Herzen erstandenen Liebe, dunkler Schmerz um die zu früh Gestorbene.

Ein dumpfes Fieber begann sein Blut zu erhitzen, zu verzehren. Am Morgen des zweiten Tages dünkte es ihn, man habe seine Adern ausgeschöpft, die feinen Bänder seiner Nerven zerrissen. Das Herz lag ihm in öder Brust, schwer und lastend wie ein Stein. Er fühlte keine Kraft, der Bestattung beizuwohnen. Doch er wußte, daß der düstre Zug in der Nähe seines Hauses vorübergehen würde, daß derselbe sich um die vierte Nachmittagsstunde in Bewegung setzen mußte.

Mit zum Reißen gespannten Nerven lauschte er um diese Zeit am offenen Fenster, ob nicht ein Windhauch ihm Töne der Trauermusik zuführen würde.

Die in blendendem Licht strahlende Kugel der Frühlingssonne sank langsam vom Zenit herab. Die heiße Luft kühlte sich allmählich ab.

Konrad lehnte am Fenster, mit gekreuzigter Seele, totenblaß, die Augen weitgeöffnet.

Da regte sich's in der Luft. Ein zerrissenes Schluchzen schien herüber zu stöhnen zu ihm, zerbrochene Klänge, windverweht — — Dann formte sich's, kam näher. Und nun war es da. Sich dumpf steigernd, erscholl mit furchtbarer Gewalt die

Chopinsche Trauermusik. Blüten unter seine Füße tretend, stampfte das Schicksal heran unter diesen grollenden Akkorden. Drohender erhob sich der Klang, düster, prächtig, Bilder des Grauens erweckend.

Konrad war's, als sähe er das entblößte Grabscheit funkeln, und schwarze Erdmassen niederschollern auf etwas Schneeweißes, — er hörte das Rieseln von Thränenströmen. Sein Inneres füllte sich mit einem entsetzlichen Schmerz, seine Nerven drohten zu reißen. Ein Krampf zog ihm die Glieder zusammen.

Plötzlich stürzte er nieder. Er war ohnmächtig geworden. —

Draußen sank jetzt ein holder, erlösender Regen von Tönen durch die Luft, der aufschwebende zweite Teil des Trauermarsches, — dem Klang silberner tröstender Engelsstimmen vergleichbar:

„Heilig in der weißen Seide
Träumt sie, still und schwer,
Bleich gekreuzt die Hände beide —
Nein, sie träumt nicht mehr!
Fühlt nicht mehr den Duft des bittern
Myrtenkranzes, nicht,
Nie mehr meine Lippen zittern,
Küss' ich ihr Gesicht — — —."

Einem Wunsche der trauernden Mutter nachkommend, formte Konrad die Büste Ortruds nicht in seinem Atelier, sondern in dem epheuumsponnenen Hause.

Man hatte ihm einen hellen Raum neben dem Sterbezimmer eingeräumt, das wieder zurückgesunken war in seine schneeige Unberührtheit, seit der rötliche Glanz der Trauerkerzen darin erloschen.

In dieser improvisierten Werkstatt arbeitete er täglich viele Stunden lang, die Totenmaske Ortruds neben sich.

Die alten Leute leisteten ihm Gesellschaft, folgten bewundernd seinem Schaffen und sprachen ihr Erstaunen aus über die lebensvolle Ähnlichkeit, welche der junge Bildhauer einem Gesicht zu verleihen im Stande war, das er im Tode zum ersten und letzten Male erblickt, das er niemals vom Glanze der Augen beleuchtet gesehen.

In schlichten Worten erläuterte Konrad dann wohl die Aufgabe des Künstlers, zu ahnen, mit divinatorischer Gewißheit zu erraten. Alle die Götter und Helden, welche man seit Jahrhunderten dargestellt, zuversichtlich hätten sie das Aussehen besitzen können, welches Künstlerhand ihnen verliehen. Darin zeige sich die Macht des Genius: er habe Gewalt über die Lebenden und die Toten.

Und während sein Blick gleich einer Liebkosung über das zarte Köpfchen glitt, dem seine Hände Form verliehen, dämmerte den alten Leuten eine Ahnung davon auf, daß neben der Wirklichkeit noch ein geheimnißvolles Reich sich dehne, welches sie niemals betreten, das aber der Tochter eine Heimat gewesen.

Auch Dietrich Kracht kam häufig von seinem Gut herüber, trödelte in dem provisorischen Atelier herum, spielte sich auf den Mäcen hinaus, oder peinigte Konrad mit den Dornen einer geistlosen Ironie. Seine grelle Stimme schmetterte in das leise Plaudern von der Verstorbenen hinein, wie Trompetenstöße in das gedämpfte Flüstern, das geweihte Räume zu durchschweben pflegt.

In solchen Augenblicken stockte Konrads Arbeit, seine Hände erhitzten sich und begannen zu zittern. Er fühlte instinktiv, daß es eine Verbindung geben mußte zwischen Krachts Auftreten und dem Schmerzenszug, welcher um den Mund der Toten gelegen, daß dieser Mann Ortrud hinausgepeinigt haben mochte aus einem Leben, das ihr noch keine seiner Knospen erschlossen.

Immer deutlicher trat die Feindseligkeit der beiden Männer hervor, spitzte sich während jeden Zusammenseins schärfer zu in Blick und Wort.

Konrad besaß eine Feiertags-Natur, — sein ganzes inneres Leben stellte sich als ein Wandeln über Höhen und Gipfel dar.

Dietrich Kracht dagegen vegetierte ohne Ziel und Entwicklung dahin, als Mittelpunkt in einen philiströsen Wirkungskreis hineingepflanzt, sich einzig um sich selber drehend. Seine porzellanblauen Augen leuchteten dem jungen Künstler oft so spöttisch entgegen, daß diesem das Geheimnis seiner Seele entweiht erschien und ein Gefühl in ihm aufkeimte, als müsse er Mauern um seine Person ziehen.

Er liebte die gestorbene Braut dieses Mannes, er hätte sie geliebt und ihre Liebe an sich gerissen, wenn er sie lebend kennen gelernt, und unerschütterlich stand sein Entschluß, die Erinnerung an ihr holdes kurzes Sein, ihre Seele für sich zu nehmen als ureigensten Besitz, den er mit keinem Anderen zu teilen gesonnen war.

Psyche —! Nicht vergebens hatte sie, von dieser Erde scheidend, ihre irdische Gestalt in sein Gedächtnis geprägt. Wieviele Jahre hindurch hatte nicht das duftige Märchen des Apulejus Konrads Phantasie im Bann gehalten! Diese schalkhaft-wehmütige Sage von der Seele, welche der „unbe-

kannte Gott", die Liebe, zu Nacht umarmt, und die höllische Proben bestehen muß, ehe sie zu göttlicher Seligkeit gelangt!

Gleich der Vorstellung von einem entzückenden Erlebnis bewahrte Konrad das Gedächtnis jenes mystischen Kusses, — gleich dem aufreizenden Gedanken an einen Traum, der Wahrheit werden soll —.

Das Marmorbild gelang über alle Maßen schön. Wie die Gestalt der Clytia aus einer Sonnenblume sich hebt, so ließ Konrad den zarten Oberleib Ortruds aus einer Blume emporwachsen, aus einer fremden, märchenhaften Blume, die auf Erden nirgend gewurzelt, — die einzig seiner Phantasie entblüht war.

Auf Wunsch des Künstlers hatte man drei Portraits der Verstorbenen in sein Atelier überführt, die um so deutlicher Ortruds Persönlichkeit wiedergaben, als sie sämtlich von ein und derselben Hand herrührten, von einer genialen Frauenhand. Carola Barre hatte sie gemalt, eine intuitiv erfassende Natur, eine Künstlerin, die nicht nur der körperlichen, sondern auch der geistigen Linie zu folgen verstand und nach allen Berichten in mütterlich freundschaftlicher Weise der jungen Ortrud zugethan gewesen war

Ihr Beruf hatte die Malerin, während der schweren Tage des Hauses Ingersheim in Rußland festgehalten, und gab sie noch immer nicht frei.

In Konrad brannte der Wunsch, diese Frau kennen zu lernen. Sie sollte ihm Einblicke in das Seelenleben Ortruds eröffnen, denn was er von den Eltern, dem Bräutigam aus gelegentlich hingeworfenen Äußerungen, aus eigens von ihm erbetenen Mitteilungen entnahm, das gab nur den Umriß, das Äußerliche, das der Verstorbenen von ihrem Milieu Abgezwungene. Nirgend blinkte flüchtig das Immaterielle auf. Jene Malerin mußte tiefer geschaut haben. Dafür sprachen ihre Bilder.

Die Wandlung in den Zügen der Heranwachsenden, sich Entfaltenden auf den Portraits war zu frappant, um nicht einer Ursache zu entspringen, die im innersten Leben der Dargestellten wurzelte.

Ein Bildnis aus Ortruds frühester Lebenszeit hatte Konrad im Wohnzimmer der Frau von Ingersheim belassen. Es kam für ihn nicht in Betracht und stellte ein kindliches Mädchen dar, aus der weichen Unbeholfenheit der ersten Jahre herausgeschossen, schmal und fein und ernst, im Arm lässig eine Puppe haltend, über die sie hinwegblickte, als über etwas, das man ihr nur zufällig in die Hand gegeben, hinwegblickte mit großen, wachen, horchenden Augen, die einen flüchtigen Goldschimmer besaßen und sehr viel Glanz.

Die Künstlerin war gewachsen mit ihrem Gegenstand: Das nächste Bild, die entfaltete Jungfrau gebend, durfte man ein vollendetes Kunstwerk nennen, — einfach, groß seine Linien ins Gedächtnis des Beschauers prägend. Etwas seltsam Offenes sprach aus dem nun fertigen Gesicht, eine geheimnißvolle Macht aus den dunkler gewordenen Augen. Die Brauen hatten sich gekräftigt, die feinen Nüstern leicht gebläht. Der Mund war aufgebrochen, wie eine Knospe.

Dieses Bild dünkte Konrad das Schönste von allen. Er hatte es seinem Arbeitsstand gegenüber aufgehängt. Jene beiden anderen Porträts, nach welchen er sein Werk dichtete, zeigten bereits sanftes Welken, leisen Verfall.

Das eine davon stellte Ortrud dar, kurz nach der Verlobung, in einem prächtigen, schweren Kleid, das sie nicht als natürliche Umhüllung, sondern als Kostüm für ein Maskenfest zu tragen schien. Ihr Mund atmete nicht mehr halbgeöffnet dem Leben entgegen. Er war geschlossen; bang und müde senkten sich die Winkel. Um die blaß gewordenen Lippen hatte sich ein Schmerzenszug festgesiedelt. Und die Augen! In starrem Glänzen, mit erschrecktem Aussehen blickten sie vor sich hin. Die Hände lagen im Schoß, weich, lose, ermattet, als hätten sie sich müde gerungen.

Dieses Bild sprach zu feinhörigen Beschauern. Es erzählte eine Geschichte von geknickter Herzensblüte, von heißem, trotzigem Kampf und freudlosem Sieg.

Das letzte Porträt gab sich flüchtig hingewischt in allem Nebensächlichen. Einzig der Kopf und die Hände hoben sich leuchtend ab aus dem Düster des Hintergrundes, von dem gespenstischen Grau eines dünnen florartigen Stoffes, der die schmalgewordenen Glieder bedeckte. Aus dem Gesicht war jede Fülle geschwunden, rein trat die Linienschönheit desselben hervor. Bernsteinfarbige Schatten spielten über die durchsichtigen Züge hin. Aber die Augen leuchteten übergroß geworden aus all der Blässe. Sie illuminierten das arme Gesicht, zwei dunkle, von Gold schimmernde Flammen. Die Hände waren bereits so zart und durchscheinend wie Konrad sie gesehen, als er ihnen die mit seinem Blut bethaute Lilie zu halten gab. Der mattschimmernde Verlobungsring hing nur noch lose an dem schmalen Ringfinger.

Sinnend stand der junge Mensch oft vor diesen Bildern. Hatte Ortrud irgend einem Unwürdigen heiße Gefühle geweiht und sich enttäuscht, verzweifelt in die Eis-Atmosphäre geworfen, welche Kracht um sich her ausbreitete? Welch anderer Grund konnte die Tochter eines reichen Hauses diesem Manne in die Arme getrieben haben?

Jenes Geheimnis, das Konrad entgegengeschwebt war vom Lager der Toten, — mit dunklem Flügelschlag regte es sich neben den Bildnissen, welche die Lebende darstellten. Es flüsterte mit Geisterstimme von dem Grabhügel Ortruds, den der junge Künstler häufig in der Abenddämmerung besuchte, den er schmückte und pflegte, und auf dem er sein Abbild erhöht und verklärt wiederfand. Man hatte den trauernden Eros nach einem letzten Wunsch der Heimgegangenen ihr zu Häupten aufgestellt.

Konrad brachte den größeren Teil seiner freien Zeit im Ingersheimschen Hause zu. Es war ein Haus, erfüllt von solider, altmodischer Vornehmheit, durchklungen von der Erinnerung an ehrwürdige, längst heimgegangene Generationen, deren Portraits, tief nachgedunkelt, die Wände schmückten. Aus den Schlüssellöchern der riesigen finsteren Schränke quoll harmloser Lavendelduft, sonst hätte man diese gewaltigen Kasten für die Grüfte alter Familienchroniken voll düsterer Berichte halten dürfen.

Der junge Künstler fühlte sich erstarken in dieser Atmosphäre, neben den einfachen, treuherzigen Menschen, den Eltern seiner Ortrud. Auf dem Lande geboren und erzogen, war ihnen jedwedes Raffinement des Lebens und der Bildung fern geblieben. Inmitten der großen Stille der Wälder hatte sich ihr Dasein schlicht und geradlinig abgewickelt, einzig wechselnd zwischen der Beschäftigung mit Acker- oder Gartenbau und Viehzucht. Ihre Leiden waren die Leiden ihrer Dorfarmen gewesen, ihrer Knechte und Mägde, — ihre Freuden die Familienfeste, die Morgen- und Abendandachten, das Gedeihen der Felder, des Viehstandes. Ihre Lektüre hatte sich auf fromme Bücher, Kalender und landwirtschaftliche Schriften beschränkt.

Einsam lag das Gut der Ingersheims zwischen mächtige, rauschende Buchenwaldungen gebettet, deren von ihnen nicht klar empfundene Poesie ihre Herzen klopfen machte, sie mit einer ähnlich weihevollen Stimmung wie Kirchenbesuch erfüllte. Aber es war die einzige Poesie, für welche ihr Sinn offen stand. Schäumende Milch, goldgelbe Butter erweckten angenehmere Gefühle in ihnen, als die Betrachtung von Kunstwerken. Das Brüllen gesunder Rinder, das Blöken ihrer Schafe dünkte sie schöner als Musik, als der Klang von Liedern, deren Berechtigung sie höchstens für den Gottesdienst gelten ließen. Den Sonnenschein nahmen sie dankbar hin, als gewaltigen Mitarbeiter an ihren landwirtschaftlichen Arbeiten, — der siebenfach gebrochene Strahl der Kunst blieb ihnen nach Anlage und Erziehung ein verborgenes Wunder.

Als tüchtige, arbeitsfrohe Menschen lebten sie dahin, ihr Herdfeuer hütend, und sich wärmend und erfreuend an seiner stillen, stäten Flamme. Neben ihnen wuchsen zwei Söhne auf, die in kräftiger Entfaltung denselben einfachen Sinn zeigten, der ein Erbteil ihres Geschlechts schien.

Da raffte an dem nämlichen Tage, zu der nämlichen Stunde ein Unglücksfall die Knaben dahin!

Voll stiller Ergebung ertrugen die Eltern das Furchtbare, nahmen es hin wie eine Schicksalsfügung, wie Hagelschlag und Vernichtung ihrer schönsten Erntehoffnung. Doch aus ihren Augen schwand der Glanz, aus ihren Herzen die Freude.

Ein Jahrzehnt hindurch blieb das Ingersheimsche Haus dunkel, verödet. Da fiel ein Sonnenstrahl hinein, es bis in den letzten Winkel mit Licht erfüllend.

Ortrud ward geboren.

Ein rechtes Sorgenkind wuchs die Kleine heran, ängstlich behütet von zwei Menschen, die der Schmerz um geliebte Verstorbene früh gealtert hatte und die nicht mehr Kraft genug besaßen, sich eine zweite Jugend, eine Jugend des Herzens, zu schaffen.

Die Ecken und Kanten in ihrer Umgebung fand Ortrud überpolstert von vorsorglicher Hand, — sie wurde aufgezogen nach allen Regeln der Gesundheitslehre, — sie stand im Licht wie die Sommersaat, die das weiße Brot bringen soll. Doch die Lebenslust begabter Kinder, die ging ihr ab. Den blauen Dämmerschein der Poesie, die neckischen Sonnenblitze des Humors, das übermütige Treiben munterer Gespielen mußte sie entbehren.

Trotz des stimmungslosen, wohlgeordneten Heims lernte Ortrud früh mit Märchenaugen in die Welt schauen, belebte sich das Unbelebte, suchte sich eigene wilde Wege in Wald und Flur. Sie lauschte den Traumestönen der Natur, dem Flüstern der Nacht, — sie wandte sich ab von dem goldgelben Halmgewoge der reifenden Saat, und haschte nach dem blutroten Mohn und den sternförmigen Kornblumen. Die glatten, breitstirnigen Rinder, die wohlgenährten Kühe mochte sie nicht leiden. Doch bei den schneeweißen Lämmern hockte sie, und den großen Pfau mit dem stolzen Rad und der Federkrone hielt sie für einen verzauberten König.

So schuf sie sich eine eigene Welt. Die Blumen erschienen ihr als Feenbecher und Elfengerät, die Tiere hatten Rang und Stand bei ihr, hatten Sprache und Schicksal. Sie war eine Künstlerin in der Knospe, ein Geschöpf, bestimmt für die verfeinerte Atmosphäre, in der die Talente sich entfalten, nicht für das grelle, dörrende Licht, das die Felder reift und die Ernten zeitigt.

All dieses erriet sich Konrad aus dem, was ihm die Eltern Ortruds erzählten, aus dem, was sie ihm vorwiesen an nachgelassenem Besitz der Tochter. Die fernste Erinnerung tauchte empor, beschworen durch ein Wort, durch eine leise Andeutung, in wundersamer Deutlichkeit auflebend vor den Bildern der Verstorbenen.

Die alten Leute plauderten so gern von dem Kind, das ihnen zu spät geboren worden war, mit dem sie so recht nichts mehr anzufangen gewußt hatten in einem Hause, welches ein wehmütiger Duft der Vergangenheit erfüllte, wie er wohl Altejungferstübchen durchschwebt. Alles was ihnen in längst verklungener Jugend Freude gemacht hätte, für den Liebling war es herbeigeschafft worden — — doch die kleine Ortrud zerbrach das kostbare, komplizierte Spielzeug, um seinen Mechanismus zu erforschen.

Sie war so phantasie-überschüttet, daß sie ihre Spielsachen aus dem Nichts haschte, mit Blumen und Blättern und Sonnenstrahlen tändelte, daß ihr bunte Kiesel zu Edelsteinen wurden und reife Halme zu Goldfäden. Ein Stücklein weißen Pelzes liebte die Kleine zeitweise über Alles, sie erblickte darin einen herrlichen Meervogel, der ihr von fernen Ländern erzählte und auf den sie horchend die ernsthaften Augen richtete.

Ein Trieb, zu symbolisieren, hatte ihr frühzeitig das Dasein verklärt, ihrem einfachsten Besitz Wichtigkeit verliehen.

Sorgsam war sie vor Spielgefährten und -Gefährtinnen behütet worden. Sie vermißte dieselben nicht in ihrer geliebten flüsternden Einsamkeit, die sie erst als halberwachsenes Mädchen verließ, um den Eltern in das grünversponnene Haus vor den Thoren Berlins zu folgen.

Ihre Erziehung sollte in moderner Weise vollendet werden, dahin hatte jene Malerin, Carola Barre, gewirkt, eine Verwandte der Ingersheims, die etwas aus der Art, das heißt über die Schranken des in jener soliden Familie Herkömmlichen geschlagen war, und einzig der Ausübung ihrer Kunst lebte. Lehrer und Lehrerinnen von bedeutendem Ruf kamen ins Haus, Bücher! Eine glänzende Heerschar zogen die Dichter aller Zeiten und Länder ein, und Ortrud sank in die Kniee vor ihnen.

— — — Wie die Mutter weinte, wenn sie dem jungen Bildhauer die Schätze der Verstorbenen zeigte! Da war ein Andersen, ganz zerlesen und zerküßt — — „Das Märchen von der Seejungfrau konnte Ortrud auswendig," erläuterte Frau von Ingersheim. „Und ihren Garten hatte sie sich genau wie das kleine Meermädchen eingerichtet. Auch einen weißen, klaren Stein hatte sie hineingesetzt, von dem sie immer behauptete, drin schlummere ein verzauberter Mensch, und eines Tages werde sich alles weisen — —." Die Augen gingen der alten Frau über. „Sie hat stets so Märchengedanken im Kopf gehabt, Fabeln und Sagen, die in der Wirklichkeit gar nicht zu finden sind! — Denkst Du noch an ihre Freude, Väterchen, als Du auf irgend einer Auktion den zerbrochenen Knaben gekauft hattest, der jetzt auf ihrem Grabe steht? Gelacht und geweint hat sie! Nie hat ihr irgend etwas so viel Spaß gemacht!"

Der junge Bildhauer senkte den Kopf. „Spaß gemacht!" Ein frappantes Beispiel von Seelen-Magnetismus war es gewesen! Ein Drängen des Weibes zu dem ihm bestimmten Manne!

„Spaß gemacht!" —

Aber es war für Konrad unmöglich, verächtlich auf diese einfachen Menschen zu blicken, welche den Ausdruck nicht subtil beherrschten und doch den feinsten Herzenstakt besaßen. Sie kannten eben nicht die geheime Süße, welche das Wort haben kann, sie kannten nicht die verschlungene Poesie der Sprache. Sie setzten ihre Rede hin, trocken und nüchtern, nur als Mittel die Dinge zu bezeichnen, sie drückten sich ohne Wahl aus, wie sie es in einer fremden, mühsam erlernten Sprache gethan hätten.

Nur wenn sie von Ortruds Gemüt und Charakter sprachen, dann kam ein Heben und Schwellen in das, was sie sagten. Kleine Bemerkungen der Toten hatten sie aufbewahrt mit allem Glanz und Schimmer. Konrad schloß aus solchen Worten und Sätzen, daß die Verklärte sich in der Sprache der Dichter ausgedrückt, ein heimliches Leben in der Welt des Schönen, der Künste gelebt haben müsse in diesem Hause der Nüchternheit, des behaglichen, weltfernen Friedens.

(Fortsetzung folgt.)



Am Chiemsee.

Gedichte von Wilhelm Jensen.

Über Nacht.

Nach dem Regen
Über Nacht
Auf den Wiesen, an den Wegen
Ist Silene aufgewacht.
Blickt mit roten Wangen hold
In des Morgens Glanzgefunkel,
Und in ein Gewand von Gold
Flammend hüllt sie die Ranunkel.

In den Zweigen
Über Nacht
Hat ein wundersamer Reigen
Sich entrollt zu grüner Pracht.
In den jungen Maientag
Tönen helle Jubellieder:
Finkenruf und Drosselschlag,
Und es hallt der Wald sie wieder.

Eingezogen
Über Nacht
Ist auf weichen Himmelswogen
Süß geheime Zaubermacht:
Kraft, die aus der Tiefe schwillt,
Sich in's Sonnenlicht zu heben.
All umher ein einzig Bild:
Werde Drang und Liebesleben.

Verschiedenes Wachstum.

In meinem Garten im Frühlingslauf
Zwei Pflanzen wuchsen benachbart auf,
Ein Lindensprößling, entkeimend erst eben
Und eine Sonnenblume daneben.

Ein Weilchen schritten gleich sie vor,
Dann schoß die zweite mächtig empor,
Gar hastig Blatt um Blatt entfaltend
Und zwischen ihnen schon Knospen haltend.
Auf die Genossin sah sie bald
So tief herab als Hochgestalt,
Und eines Tag's, mit goldenen Fäden
Aufglitzernd, hört' ich stolz sie reden:

Wo bleibst du, klägliches Pflänzelein?
Du hieltest besser dein Wachsen ein!
Wie konntest du neben mich dich wagen!
Bald werd' ich strahlende Blüten tragen,
Gleich einem Wunder steh' ich da,
Wie kein's mir ähnlich der Garten sah.
Bestaunen werden mich alle Augen,
Die Bienen Honig aus mir saugen,
Du aber, von keinem Blick gesehn,
Wirst als ein Nichts da drunten stehn.

Es flüsterten leis die Mittagswinde,
Dann hört' erwidern ich die Linde:

So wie du's sagst, wird's wohl geschehn,
Es werden nach dir alle Blicke gehn,
Sie hängen stets am glitzernden Kleide.
Doch wähne nicht, daß ich's dir neide;
Es dauert einen Sommer nur,
Und kommt der Herbst, wird keine Spur
Von dir noch zeugen; im Abfallwinkel
Liegt ausgerodet mit dir dein Dünkel,
Und allen scheint's nur Spott und Spaß,
Daß staunend dich ihr Blick bemaß.
Ich aber wachse langsam weiter;
Es werden oftmals noch Begleiter,
Dir ähnelnd, auf mich niedersehn
Und hurtig stets wie du vergehn.
Doch überdauernd euer Leben,
Zum Baume werd' ich mich erheben
Und nach Jahrhunderten die Luft
Erfüllen noch mit meinem Duft.

Gebet.

Die Stirn des Himmels umwölkt sich finster
Mit drohendem Zornrand;
Vom Felshang lodert wie Flammen der Ginster,
Da steh' ich am Kornrand:

Doch lauschen die Ähren in hauchloser Schwüle,
Noch Schleier umtrüben
Das Blenden der Sonne; anatmende Kühle
Kommt leise von drüben.

Ein dumpfes Gemurre jetzt dort in den schlanken
Hochragenden Wipfeln der Tannen, ein Schwanken,
Ein nächtig Umdunkeln,
Durchzuckt von gewitterndem, zitterndem Funkeln.
Weißwallende Nebel beginnen zu jagen,
Es dröhnen vom Turme
Hilferufende Glocken; geschleudert vom Sturme
Hernieder nun schlagen

Dumpfhallende Tropfen, sich ballend zu harten
Schwerwuchtigen Geschossen —
Beschirm' uns vor Schloßen,
Breit' schützend die Hand über Kornfeld und Garten,
Behüte die blühende, reifende Flur,
Dein freudiges Leben,
Das du ihr gegeben,
O Mutter Natur!

Im neuangelegten Garten.

Die Bienen surren und sangen,
Leis singt im Laub der Wind;
Ich gehe hier mit Augen,
Die lange geschlossen sind.

Doch sehn sie das treibende Schreiten
Von Sommern, wie nach und nach
Sie über das Gärtchen breiten
Ein grün sich zweigendes Dach.

Aufragen Eschen und Linden,
Hoch schattet das Buschgeheg.
Nur hier und dort noch finden
Die Sonnenfunken den Weg.

Die ich gepflanzt als Zwerge,
Nun hält der Tannen Wand
Gleich einem schirmenden Berge
Des Windes Brausen gebannt.

Doch unter den Wipfeln, den alten,
Die ich aus Öde hier schuf,
Da gehen fremde Gestalten,
Da klingt ein fremder Ruf.

Sind auch von mir sie entsprossen?
Nicht weiß ich's; es hielt mein Gesicht
Zu lange die Augen geschlossen
Da drüben: ich kenne sie nicht.

Sie steigen hinauf zum Balkone;
Es funkelt im Zwielichtbeginn
Der Lampenwand glühende Krone;
Drauf schauen bewundernd sie hin.

Daß tausendmal ich gestanden
Und so im scheidenden Licht
Die Schroffen sich purpurn gewanden
Hier sah, sie wissen es nicht.

Sie wissen's als dunkle Kunde,
Daß drüben, vom See umhegt,
Im schweigenden Inselgrunde
Man mich zum Schlafen gelegt.

Sollten Augen bekümmert sie machen,
Die lange geschlossen sind?
Sie wachen und leben und lachen,
Und im Laub singt ihnen der Wind.



Ein Schrei.

Ein Schrei bricht hallend durch die Nacht —
Ich zucke auf, und zitternd bebt,
Wenn lange schon der Klang verschwebt,
Der Schmerz nach, den der Ruf entfacht.

Von wem er kam? Die Stille ruht —
In einer Stadt wird viel gelärmt.
Vielleicht ein Bursche nur, der schwärmt
Und Luft macht seinem Übermut.

Ich denke dran, und doch beengt
Mich dieser Laut, so schneidend jäh,
In den sich alles Leid und Weh
Mit Allgewalt zusammendrängt. —

Den schrillen Ausbruch gab Natur
Dem Leben mit als letzten Rat,
Damit er, sperrt der Tod den Pfad,
Den Retter lenke auf die Spur.

Und von der Erde Lauten all,
Wie voll und reich, wie hell und stark,
Ist keiner, der im tiefsten Mark
Aufruft wie der den Widerhall.

Im weiten Meere sinkt ein Schiff,
Im Walde stirbt ein Mann allein:
Kein Ohr vernimmt den Ruf der Pein,
Der sich am Felsen bricht, am Riff.

Und dennoch dringt er weit hinaus,
Hinaus, der Seele letzt Gebet,
Das von dem Tod ans Leben geht,
Aus lichte Sein aus Nacht und Graus.

So aus der düstern Schlucht hervor
Klang Rolands Horn, bis es zersprang,
In wildem Weh, mit gellem Klang
Dem König Karl beim Mahl ins Ohr. —

Es war ein edler Held, der starb
Und, eh' er hinsank auf den Grund,
Noch einmal mit dem bleichen Mund
Laut um das heiße Leben warb.

Friedrich Adler.



Los.

Mit viel andern Menschenhalmen
Auf dem Felde wachsend steh' ich,
Purpurgoldnes Sonnenflimmern
Und auch dunkle Nächte seh' ich.

Von der Sonne ew'gem Lichte
Trifft wie sie mich warmer Segen,
Aus der fahlen Wetterwolke
Rinnt auf mich herab der Regen.

Vor der Nacht wie alle beb' ich,
Jauchzend grüße ich den Morgen,
Tausend Wonnen mir erstrahlen,
Doch auch dräuen tausend Sorgen.

Gleiches Los ward mir mit andern,
Doch mir eigen eins der Dinge:
Hold mir oft das Haupt umgaukelt
Eines Liedes Falterschwinge.

Karl August Hückinghaus.

Frühlingsnacht.

Des Mondes bleiche Silberflut
Floß auf die Erde voll hernieder.
Im Walde ruht
Der Sang der Lieder.

Das Bächlein nur im Grunde rauscht,
Geschwätzig durch das Land zu eilen,
Was es erlauscht,
Ihm mitzuteilen.

„Das war ein Tag! Ein Frühlingstag!
Es war nur eine Liebesfeier!
Die Welt erlag
Dem holden Freier.

Wenn alles liebt, o es ist schön!
Der kalte Haß kann nicht bestehen.
Wie Schnee im Föhn,
Muß er zergehen.

Ja, muß der Liebe dienstbar sein,
Wie Schnee und Eis dem Veilchen dienen,
Das nun am Rain
Voll Duft erschienen.

Der harte Haß muß noch im Tod'
Die Liebe sehn aus sich entspringen,
Und er verloht
Um Licht zu bringen.

O könnt ich rufen durch die Nacht
Von hoher Warte laut hernieder:
Nur Liebe macht
Euch glücklich, Brüder!"

Nach Westen bald und bald nach Süd
Geschwätzig so das Bächlein rauschet.
Die Welt ist müd,
Und Keiner lauschet.

Hans M. Grüninger.

Auf der Brücke.

Schon fällt das Laub;
Und langsam nimmt's der Fluß, der grau
Die Stadt durchzieht, auf seinem Wandern mit
Und führt den Raub
Hinaus vors Thor, wo sich die Wiesen dehnen,
Doch dort auch wirst vergebens du dich sehnen
Nach Frühlingspracht und Sommerherrlichkeit,
Denn ach, wie liegt das Alles schon so weit.

Drum komm hinweg,
Komm von der Brücke, sieh nicht länger mehr
Ins Wasser, wo das tote Laubwerk treibt
Das überm Weg
Einst hing und blühete in Sonnenscheinen;
Was willst du auch Gestorbnem Thränen weinen!
Bei unsrer Jugend, die da dauern soll,
Ewig, leg deinen Kummer ab und Groll!

Sind wir nicht Zwei,
Zwei Menschen, Könige in unserm Sinn
In Phantasieenreichen, Könige in Lust
Und Narretei? —
Zwei Sterbliche in diesem Erdenwallen,
Doch unsrer Liebe treueste Vasallen;
Und — sieh, du lächelst schon, — ob Sturm, ob Nacht,
Wir schaffen selber uns die Frühlingspracht!

Johannes Haupt.

Sprüche.

Aus Mädchenmund ein rohes Wort
Ist wider Gott in der Natur,
Wie Sumpfgeruch aus grüner Flur,
Wie Maienfrost und Blütenmord.

Alles wägen nach Gewicht,
Nimmt dem Mann die Zuversicht.
Wenn mein Bestes widerspricht,
Heiliger Haß, verlaß mich nicht!

Th. Vulpinus.

Der Märchenweg.

Ein steiler Waldpfad! Schmal, oftmals verschlungen
Und bronnenkühl. Denn eines Quells Geriesel
Verrauscht daneben über Moos und Kiesel.
Verschattend wölbt smaragd'ne Dämmerungen
Das Buchenlaub hier üppiger und dichter
Und durch's Gezweige blitzen gold'ne Lichter.

Wer hier vereinsamt wandelt und versonnen,
Ist bald in grüne Wildnis abgeirrt,
Von traumverlor'ner Stille eingesponnen.
Ein Häher ruft . . . die Ringeltaube girrt . . .
Der Wind braust in den Wipfeln — sonst kein Laut!

Aus laubgetränktem Erdreich steigt der Odem
Des Frühlings, Thymian und Knabenkraut
Verhauchen ihren würzig-schwülen Brodem.

Und wo die Farren, mächtig aufgeschossen,
Mit hohen, federzarten Wedeln nicken,
Steht, träum'risch lächelnd und von Glanz umflossen,
Im spinnwebenfeinen Schleiergewand
Das Märchen . . . . Und es lockt mit Rätselblicken,
Ein Pförtlein öffnet's in das Wunderland
Und führt dich in den wonnigen Zauberschrein
Des Berges von Demant und von Marmelstein!

Jenny Schnabl.

Seelenfahrt.

Das Abendlicht ward blaß und bläßer,
Im Einbaum trieben wir voll Graus
Auf schattendunkelem Gewäßer
Ins Meer der Ewigkeit hinaus.

Die Schatten warfen Grabcypressen
Und Eiben an des Stromes Bord,
Und klagend klang wie abgemessen
Der schwarzen Fluten Rauschaccord.

Des Totenvogels Schrei scholl wilder,
Ein schauernd Echo äfft' ihm nach,
Und spukhaft glommen Nebelbilder
An dunstigen Dämmerufern schwach.

Und dann ergoß ein düstres Feuer
So flackernd grellen Purpurschein
Auf eine Gegend, nicht geheuer, —
Mit Schaudern starrten wir darein.

Lag eine alte Stadt am Strome,
Geheimnißvoll gehüllt in Nacht.
Aus ihrem lichterhellem Dome
Quoll einer Orgel Tönepracht.

Und süßes letztes Erdensehnen
Uns wie ein Traumglück überflog,
Indes der Einbaum unter Stöhnen
Mit uns in ferneres Dunkel zog.

Was war und ist und was soll' werden,
Aus unsrem Geiste jäh entwich,
Es lebten jenseits dieser Erden
Nur unsre Seelen, du und ich.

Und uns durchrann tiefbanges Beben;!
Es schwand das letzte Fünkchen Lichts
Und mit ihm unser Schattenleben
Malthühlen Hauchs ins ewige Nichts . .

Max Kiesewetter.

An ein altes Fräulein.

Sie war nicht schön. Um ihre blassen Züge
Wob Jugend nicht der Anmut Glorienschein,
Daß fein ihr Geist — es wäre eine Lüge,
Wenn ich es sagt', — doch sie empfand gar fein.

Die eig'ne Art, die welke Hand zu legen
Auf meine Hand, vergeß' ich nimmermehr:
Es war ein Schmeicheln halb und halb ein Segen:
Sie wollte freundlich sein, und war viel mehr.

Es strahlte sonnig hell aus jedem Blicke
Ihr warmes Ich; bei aller Einfachheit
Fand sicher sie das rechte Wort im Glücke,
Und schwieg so zart, wenn's galt, voll Innigkeit.

Viel tiefer ist, seit sie nicht mehr, die Lücke,
Als wer, so lang sie lebte, je gemeint:
Ihr stilles Dasein ließ die Spur zurücke
Der Thränen all, die man ihr nachgeweint.

Maria Solina.

Abschied.

Mit dir ist auch mein ganzer Schmerz gegangen . . .
In deinen Garten tret' ich ruhig ein; —
Im roten Laub hängt noch der Sonnenschein,
Ein letzter Glanz, der heimlich sich verfangen.

Das erste Dämmern. Durch die blüh'nden Bäume
Geht still der Wind; ein Lied schläft in der Luft.
Aus tausend Kelchen steigt ein schwerer Duft,
Und über Blumen wandeln sacht die Träume.

Mir ist, als ruht' ich aus an dem Geländе;
Als glitten über meine Stirne still,
Ein lichter Hauch, der sanft entschwinden will,
Mir deine weichen, müden Mädchenhände. —

Richard Freund.



Eheglück.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung und Schluß.)

Als sie in dem dunkeln kleinen Vorzimmer standen, drückte er sie an sich und küßte sie heftig.

Es wurde ihr ein wenig schwül und, sich losmachend, sagte sie eifrig: „Mache Licht."

Er zündete eine Kerze an und dann eine schlechtgeputzte messingene Öllampe; und er that es mit zitternden Händen, fahrig, unsicher.

Wanda merkte es nicht. Das Herz klopfte ihr ein wenig, denn was sie that, war nicht in der Ordnung, aber sie war mehr belustigt von ihrer Keckheit, als fassungslos. Mit der Harmlosigkeit eines genialen Kindes, das sie war, stand sie in der Stube des Mannes, den sie liebte und der sie liebte, und betrachtete das sehr einfache Möblement, die nicht sehr sauberen Gardinen, die Musikinstrumente und Lithographien, die an den Wänden hingen: eine Guitarre, ein Waldhorn, eine Geige in grünem Flanellbeutel, ein Tod Koszinskos und Sobieskis Sieg über die Türken.

Indessen blätterte und suchte er in einem Noten-Folianten und schien nicht finden zu können, was er suchte. „Endlich! Da!" Er drehte sich nach ihr um und sah sie mit einem seltsamen Lächeln an, die, da es heiß im Zimmer war, eben den Mantel aufknöpfte. Er sprang hinzu und nahm ihn ihr ab. „Du bist so blaß," sagte sie.

„Ja, mein Gott" — und immer wieder mußte er eine rebellische Locke aus dem Gesicht schieben, die zu tief hineinfiel. „Ich — ja — ich werde das jetzt spielen. Siehst Du: Beethoven."

„Ich bin geschlagen."

„Soll ich spielen?"

„Aber natürlich."

Er schlug den Deckel des kleinen Pianos auf, das in einem Winkel stand, stellte Notenbuch und Lampe darauf: „Ich kann es auswendig, aber — damit Du Dich überzeugst," sagte er heiser.

„Ja. Ach, Deine Lampe! Die muß Dir die Wirtin einmal blank putzen."

„So?"

„Und dieser Staub hier! Du, Du, weißt Du, wie man das nennt: polnische Wirtschaft." Sie lachte leise.

Er lächelte mit schmerzlicher Ironie.

„Man muß heiraten — nicht wahr? — man sollte — — hier ist die Stelle!"

„Fang nur an." Und da spielte er, schlecht zuerst, mit klammen, zitternden Fingern daneben greifend, ausdruckslos; dann wunderschön, singend, schwellend, jubelnd, groß und edel.

Wanda Rhode hatte in einem Rohrlehnstuhl Platz genommen und hörte ganz verloren zu. Ihr kleines Abenteuer war beinahe feierlich, ja wirklich, es war feierlich, die Thränen traten ihr in die Augen, während sie auf die grün schablonierte Wand und den Sieg Sobieskis starrte. Als er aufschaute, war eine Pause zwischen ihnen.

„Spiel' jetzt was Lustiges," sagte sie; „ich bin ganz traurig geworden, ganz traurig. Spiel' einen Krakowiak."

„Gewiß." Und er spielte. Er spielte glühend, er spielte seine ganze Leidenschaft in die Wirbel eines Nationaltanzes, sein ganzes heißes Mannesbegehren, das ihr harmlos-kecker Besuch heraufbeschworen.

Es zuckte Wanda durch alle Glieder, sie bewegte den Kopf nach der Melodie, fing an, sie mitzusingen und endlich mit den Füßen leicht den Takt dazu zu treten. Mit einem Mal brach er ab und sprang auf, auch Wanda erhob sich, Zärtlichkeit, Lust und Übermut sprühte aus ihren Augen. „Ich danke Dir sehr, es war schön. Und nun geh' ich wieder," sagte sie.

Der Pole aber stürzte vor ihr nieder, umklammerte ihre Kniee und drückte den Kopf in die Falten ihres Kleides. „Du — bist zu mir gekommen — Du —"

„Steh' doch auf, Witold," bat sie ängstlic[h].

Da stand er auf. „Liebst Du mich aber? Sehr!? Sehr?"

„Ich lieb' Dich sehr."

Aber während sie sich an ihn lehnte, überkam sie ein Angstgefühl und eine heiße Unruhe, und sie suchte sich wieder los zu machen. „Laß mich, Witold."

Doch er umschloß sie nur fester, und während er sie an seine schweratmende Brust drückte, knüpften die Finger seiner Rechten an einem kleinen Tuch, das sie um den Hals trug, und an den Bändern ihres Hutes. „Laß doch das."

„Laß'? — ja — laß' nur, gieb — Deinen Hut — und das auch — das — Du mein, mein, mein!"

„Witold, was thust Du denn, was fällt Dir ein!"

„Ich lieb' Dich, ich lieb' Dich! und Du — wirst mir angehören, ganz mir, mir, süßestes Weib!"

Sie gab ihm einen Stoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte, griff nach ihrem Mantel, den sie schnell umwarf und rannte hinaus, die dunkeldämmerigen Treppen hinunter, zitternd, mit einem Herzklopfen, das ihr den Atem benahm, ganz aufgelöst von Scham und Zorn. „Diese — Bestien, ob sie weiter nichts wissen! Diese Bestien!"

Jetzt — rechts oder links? — rechts — dort die Hausthür — — Gottlob, sie war gerettet!

Gerettet — ja. Die Liebe in Feiertagsgewändern hatte ihre Schleier abgeworfen und sich frech und hohnvoll gewandelt, die Himmlische hatte die Engelslarve abgethan und sie angestiert mit brutalem Grinsen. Warum hatte er ihr das angethan! Was sie bei ihm gesucht, war ja doch nur die Poesie der Liebe, das selige Wandeln in ihren lichteren Vorhöfen, war gerade das, was die Ehe nicht war.

Und dann — überkam sie mit einem Male das gräßlichste Gefühl, wie ein Glutstrom, der sich aus seinem Begehren in ihr Blut ergoß: sie wäre vielleicht eines Tages — nicht heute, nicht morgen — doch wer kann für alle Zeiten gut für sich sagen? — vielleicht — diesem Begehren gewichen —

Nein! nein! gewiß nicht! nie!

Aber schon daß sie es einen Augenblick lang denken gekonnt, war möglich, weil er ihre Liebe in den Staub getreten und den Boden, auf dem sie gewandelt, unter ihr fortgezogen!

— — — — — — — — — — — — — — —

Wanda war etwa eine Viertelstunde fort, als Rhode mit einem Licht in den Händen bei Madame Gernoth eintrat, die im Wohnzimmer am Fenster stand und in die Schneenacht hinaussah. Er sah blaß und aufgeregt aus.

„Ich habe keine Ruhe — es war Unrecht, sie allein fortgehen zu lassen — und sie sagte, sie gehe manchmal des Abends allein fort — wohin geht sie, da es sich nicht immer um ein Kleid handeln kann?"

„Sie ist auch heut nicht um das Kleid gegangen," sagte Frau Florentine hart, „es hängt fertig im Schrank."

„Mein Gott, was soll das denn heißen? und warum machen Sie so unheimliche Augen, Mama? Sprechen Sie doch."

Sie zögerte. „Soll ich zur Verräterin meines Kindes werden?" sagte sie dann.

„Um alle Barmherzigkeit, foltern Sie mich nicht so! Ich habe ein Recht zu wissen, was Sie wissen."

„O ja," sagte die Frau bitter, „Rechte haben Sie immer, ob Sie auch Pflichten haben, größere Pflichten, als Ihre Frau dürftig satt zu machen, danach fragen Sie nicht. Also denn: sie hat ein Liebesverhältnis mit dem Musiker Krcowski."

„Nein!" schrie er.

„Ja."

„Seit wann?"

Madame Gernoth tupfte ein paarmal leicht auf den verhängnißvollen Sekretär und sagte: „Seit Sie — das Geld hier herausgenommen haben."

Einen Moment lang war eine Totenstille zwischen ihnen. „Es ist dennoch nicht wahr," sagte er endlich gequält.

„Ich traf sie jüngst zusammen, unweit des Kaiserthores am Eisberge. Ich glaube, sie treffen sich öfter dort. Gehen Sie sie suchen."

„Ich gehe", sagte er heiser.

„Vergessen Sie indes nicht, welcher Teil der Schuld an Ihnen liegt. Ich möchte mein Kind nicht einem uneinsichtigen Richter verraten haben, sondern einem, der fühlt, daß er —"

„Mitschuldiger ist. Ich begreife."

Sie leuchtete ihm, Hut und Mantel zu finden. Beide zitterten. Es war kalt und eine große Qual in Beider Seelen. Dann ging er.

Die Luft war rauh, bunt glitzerte der hartgefrorene Schnee und knirschte unter seinen Tritten.

„Es ist ja nicht möglich, nicht möglich!" dachte er immerfort. Er sah sie ganz deutlich vor sich, ganz nahe, mit diesem geistreichen Nixenlächeln, mit diesen leuchtenden Augen, mit dieser schmalen, leicht geschwungenen Nase, dem edlen Oval, dem Rhythmus aller Linien und Bewegungen:

das „Wunder eines Weibes,“ das er sich langsam gewöhnt hatte, zur Haushälterin und zum Objekt seiner gewohnheitsmäßigen, pflichtmäßigen, handwerksmäßigen Zärtlichkeiten herabzudrücken, denen alles Impulsive, alles Innerliche, alles Tiefe und Verehrungsvolle abhanden gekommen war. Und mit dieser Art Zärtlichkeit hatte er sie von sich gedrängt, der Zärtlichkeit eines andern entgegen — — bis — wohin?

Bis — bis —? Er mochte es nicht ausdenken?

Bis zur Vernichtung ihrer und seiner Ehre ...

Nein, nein — das war unmöglich! so weit verlor sie sich nicht, so weit hatte er sie nicht verloren!

„Gott, mein Gott!“ schrie es in ihm, während heiße Glutwellen ihm zum Herzen schossen. „Gott im Himmel — das nicht!“

Da war der Eisberg — da das Kaiserthor! Er blieb einen Augenblick stehen; wohin sich wenden?

Da sah er eine weibliche Gestalt die Burgstraße herunter fliehen. „Wanda!“

„Ah! — Du?““

„Was thust Du hier?“

„Ich bin auf dem Nachhausewege.“

„Warum bist Du so sehr gerannt? Deine Wangen glühen und alles zittert an Dir.“

Da brach sie in Thränen aus. Er nahm ihren Arm und zog ihn unter seinen. „Wanda, um Gottes willen, was ist vorgefallen, verschweige mir nichts.“

„Dieser unverschämte Mensch, dieser —“

„Kreowski?“

„Woher weißt Du —?“

„Genug, ich weiß, daß Du mit diesem Manne — ein — ist es denn wirklich wahr?“

„Nun — ich hatt' ein bischen Liebelei mit ihm — ja! Man will eben auch irgend etwas vom Leben haben, wenn man — doch eigentlich — keinen Mann hat!“

„Du hast keinen?“

„Nein. Gerade zum Suppe kochen, Socken stricken und — und — na ja, prachtvoll! Und Kreowski, der liebte mich wirklich und ehrte mich so hoch, und war immer so zart und rücksichtsvoll, und nun — — ach!“

„Sprich doch bloß, sprich!“

„Nun stritten wir uns, ob Mozart oder Beethoven — und sind gerade vor seiner Wohnung — und ich sag: ich werde mit hinauf gehen, da önnen Sie nachsehen. Und so gehen wir hinauf. ... Und dann — wird er eben unverschämt!“ Wo ich mit keiner Seele an so was — Greuliches gedacht hab! — Jesus — das, ja das kann ich freilich zu Hause auch haben! Und ich wollte doch Liebe, Liebe, richtige Liebe! Ach wie ich ihn hasse!“

Er atmete auf. Sie war doch ein Kind, ein glänzendes, geistreiches Kind. „Hassest Du mich auch?“ fragte er zärtlich.

Sie antwortete nicht. Schluchzend ließ sie den Kopf auf seine Schulter sinken, im Schmerz über ihre gekränkte und verlorene Liebe in dem Gatten den Freund suchend, dem sie ihre Klagen darum ausschütten dürfe.

Doktor Rhode nahm ihren Schmerz für Reue und eheliche Zärtlichkeit. Ohne weiter zu sprechen, gingen sie nach Hause. Als Madame Gernoth, die angstvoll am Fenster harrte, sie Arm in Arm in die mondbeglänzte Straße einbiegen sah, verließ sie die Wohnung und schlüpfte nach der andern Seite hinunter. Sie war nicht die Person, die Dritte abzugeben, wo zwei Eheleute miteinander fertig werden mußten. Genug, daß sie zusammen kamen. —

Er führte sie in sein Studierzimmer, das die Wärme am besten zu halten pflegte, nahm ihr Hut und Mantel ab, rieb ihr die erstarrten Hände und braute ihr über der Berzeliuslampe einen Thee. Dann setzte er sich neben sie, umschlang sie, strich ihr das Haar aus der Stirn und trocknete ihre Thränen.

Sie ließ ihn schweigend gewähren, merkwürdig schnell beruhigt und ohne auf seine Zärtlichkeit zu reagieren.

Endlich sagte er weich:

„Wanda, laß' mir Dir etwas erzählen. Es war einmal ein Mann, der besaß einen köstlichen Diamanten, auf den war er über die Maßen stolz, steckte ihn in einen ledernen Beutel, den Beutel in die Tasche und zog seines Weges, Kiesel zu suchen. Wie er sich aber nach einem gar großen, blanken Kiesel bückte, fiel ihm der Beutel samt Kleinod hinaus, und er merkte es nicht. Da kam einer des Weges, der hob den Schatz auf und hätte ihn — beinahe — zu sich gesteckt, wenn der andere es nicht plötzlich gemerkt und ihm den Demant noch rechtzeitig entrissen hätte. Wanda — und war der Mann sehr dumm oder — sehr schlecht?“

„Sehr dumm.“

„Und wenn der Dumme fortan ein ganz, ganz kluger Mann sein will und sein Kleinod allezeit an seiner Brust hegen als das größte Gut

und den einzigen Schmuck seines Lebens — Wanda?"

Sie schwieg und lächelte seltsam. Er dachte sich das so billig, so leicht. Glaubte er mit einer Parabel und ein paar Küssen, glaubte er mit einem Versprechen die Schuld jahrelanger Vernachlässigung, all' der egoistischen Rücksichtslosigkeit, die sich mit der Neigung eines Mannes zu verschmelzen weiß, vergessen zu machen? Es ist der Nachteil des Mannes in der Ehe, daß er zu wenig über sie nachdenkt, indes die Frau, der sie einziger Beruf ist, den Wert aller ihrer Beziehungen und Stimmungen, jedes Mißverständnisses, jedes schwebenden Wortes durchzudenken Gelegenheit nimmt. Oder vielleicht auch ist das sein Vorteil, diese größere Plumpheit des Empfindens.

„Warum lächelst Du so seltsam, so ironisch?" fragte er unsicher und von ihrem Schweigen verletzt.

Wanda Rhode nahm einen Streifen Papier, der auf dem Tische lag, wickelte ihn über die Finger und wieder ab und sagte dann:

„Diese Parabel, die Du da erzähltest, klang ja sehr schön und war gewiß ehrlich gemeint, schließlich — war sie doch nur Phrase. Denn jenem Manne mit dem Kleinod, das er fernerhin hüten und ehren will, wird diese gute Absicht nicht lange nützen. Bei nächster Gelegenheit werden ihm die Kiesel doch wieder als Brillanten gelten, und er wird sich nach ihnen bücken und den „Demant," wie Du sagtest, vergessen. Wie denn keiner für seine Augen kann und alle Dinge den Wert haben, den unsere Augen ihnen geben."

„Wage es immerhin noch einmal auf meine Augen!" bat er. „Versuche es noch einmal, mich ein bischen lieb zu haben, mich zu verstehen, Dich in meine Interessen einzuleben und so Nachsicht mit mir zu haben. Und Du wirst mir nie mehr verloren gehen, noch ich Dir." Sie sah ihn an, der bittend die Hände nach ihr ausstreckte, und eine Rührung überkam sie, ein Zittern und Aufschluchzen. „Wanda!"

„Ach, es ist zu, zu gräßlich!"

„Was?"

Sie stand auf, stützte die Hände auf die Tischkante und starrte gequält in eine Ferne, die nicht da war.

„Was ist Dir, Kind? sprich doch! Sage mir, was ich thun soll, daß alles wieder gut würde! Habe doch noch einmal Vertrauen zu mir!"

Sie lächelte trübe.

„Habe mich doch noch ein einziges Mal lieb!" Die Stimme brach ihm fast vor Schmerz, und Thränen traten ihm in die Augen. „Wanda!"

Da sprach sie.

„Dies wäre die Stunde, könnte sie sein, die uns alles wiedergäbe, alles verlorene Vertrauen, alles verlorene Glück, jene goldnen Tage, jene junge Seligkeit —"

„Und warum kann sie es nicht? Laß' sie uns das doch wiedergeben, Liebste! Warum sollte uns das alles nicht wieder werden?"

„Weil — ach Gott! — weil — das wieder ist . . . Alle diese Qualen, diese Not und dieses Elend. Und ich will nicht, will nicht! Lieben? man liebt doch nicht seinen Peiniger und Verderber!"

„Deinen Peiniger —"

„Neben Kreowski konnte ich es wenigstens vergessen. Aber hier, hier, wo die Angst vor dem Ende in jedem Winkel lauert! Und wenn ich nur wenigstens diesmal stürbe, daß ich es nicht ein fünftes Mal erleben müßte! wenn ich lieber vorher stürbe!"

„Also das ist es? — Und das ist Dir so schrecklich?"

„Es zerreißt mir die Seele! Ich will nicht! Es wird auch wieder sterben! Ewald, hörst Du denn nicht? Ich will nicht, ich will lieber sterben!"

Er schloß sie in die Arme, gab ihr hundert gute, zärtliche Worte und suchte sie zu beruhigen. Aber ein Dunst von Bier und Tabak, der von seinen Lippen und aus seinen Kleidern auf sie eindrang, erregte ihr ein widriges Gefühl und machte jedes Wort von vornherein zu einem verlorenen.

Sie machte sich los von ihm, der verzweifelnd wahrnahm, wie ihre Erregung sich zur Ekstase steigerte. „Da hinten, ganz dort in der Ferne, siehst Du, da lauert es — und kommt heran — immer näher — das — und das andere Gräßliche: die Geldnot, der Ärger, der Schmutz und das Schrecklichste, — der Tod! Und da wieder — da! — die Sehnsucht nach Glück und Leben, nach Schönheit, nach Rhythmen und Tönen — und nach Liebe, Liebe, Liebe!"

„Wanda!"

„Und wenn es mich nicht tötet, wird es meine Seele verderben, hörst Du? meine Seele! Denn wer, wer ist Herr seiner Seele, wer von uns, die wir nicht einmal Herren unseres Leibes sind? wer Herr seines Hungers, seiner Sehnsucht? —"

Er zuckte die Achseln. Er beklagte sie, aber

zugleich verletzte ihn ihr Abscheu vor einem Zustande, der ihr ihn selber abscheulich machte, der ihm Freude verhieß und der doch manche andere Frau selbst sogar beglückte.

„Es ist nutzlos und thöricht, sich gegen göttliche Einrichtungen aufzulehnen," sagte er.

„Göttliche? Das ist kein Gott, dieser Schöpfer, der die Hälfte der Menschheit dem Manne in die Hände gespielt und mit der Mutterschaft geschlagen hat!"

„Du bist schrecklich."

„Ich? nein. Jener!"

Er war allein.

Dumpf erschüttert, schweratmend, gefoltert von einem ungeheuren Schmerz, stand er lange inmitten des Zimmers und starrte auf die Thür, die sich hinter ihr geschlossen.

Dann trat er ans Fenster. Kein Mondstrahl traf das enge Gewinkel von Höfen und Hinterhäusern da draußen. Es war ganz dunkel. Dunkel wie diese ewigen Daseinsfragen, die der in glücklicher Geistesenge Lebende nicht kennt, und an denen der ringende Geist, das leidenschaftliche Gefühl zur eigenen Qual herumrätselt, um nur einen, einen Strahl zu erhaschen von dem ewigen Lichte, das er ahnt, einen Strahl, der seine Finsternis erhellte.

Aber es blieb dunkel, wie sehr er auch an den Falten des Mantels zerrte, in denen die Gottheit sich verhüllt; und seine Wünsche, seine Empfindungen blieben, die sie waren, wie sehr er an den Fasern des eigenen Herzens riß, das sein Verlangen dem Weibe zuwandte, die ihn ihren Peiniger und Verderber genannt.

Was war nun das Leben?

Nichts, nichts als ein beständiger Konflikt! Nichts, als ein ewiges Gewühl von Täuschungen und Irrtümern des Kopfes und des Herzens! Nichts als ein Kampf, der hier vernichtet, um dort leben zu lassen!

Es blieb dunkel. —

Indessen hatte sich von einem Seitentische her ein feiner scharfer Geruch verbreitet, der jetzt seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Er ging dorthin und beugte sich über den aufgestellten Apparat.

„Ah — die Zersetzung schreitet fort, schon entwickelt sich Strom. Es wird gut werden!" Und damit überkam ihm etwas wie frohe Zuversicht überhaupt. „Alles wird gut werden, alles! wird der Anfang neuen Glückes werden und herrlichen Gelingens."

Er nahm es an mit dem Optimismus der moralischen Bequemlichkeitsliebe, des Ruhebedürfnisses; obgleich er ihn selbst anders nannte: ein neuerwachtes Gottvertrauen und einen starken Glauben an den Sieg des Guten in der Welt.

Mutter Erde.

Wie gern spielst du, mein Kind, in Sand und Erde!
Die Augen schimmern dir vor süßer Freude,
Und unermüdlich wühlen deine Händchen
Im weichen Boden, bilden kleine Haufen,
Die aber dir gar hohe Berge scheinen,
Zerstören wieder, was sie kaum geschaffen,
Und lassen all die tausend feinen Körnchen
Wie einen Regen durch die Finger rinnen.

O, welche Liebe treibt euch, süße Kinder,
Zu diesem Spiel von neuem immer wieder,
Das euch, wie kaum ein anderes entzückt?

Ist es die Liebe zu der Mutter Erde,
Der wir entflammen und zu der wir kehren,
Auf deren Blumenteppich wir verträumen
Den kurzen Augenaufschlag, den zur Sonne
Wir richten dürfen, eh', aus Nacht gekommen,
Wir wiederkehren in das ew'ge Dunkel?
Ist es die Liebe zu der Mutter Erde,
Die ihrer Kinder Glück mit duftigen Gaben
Des Frühlings schmückt und die das harte Elend,
Das einst ein unfaßbarer harter Wille
Als Schicksal allen Menschen festgesetzt,
In ihrem Allerbarmen freundlich lindert,
Und es mit Weisheit uns ertragen lehrt?
Sie, welche noch den dürren Felsen schmückt,
Der einsam in des Himmels Wolken ragt,
Mit Edelweiß und zarten Alpenrosen,
Sie, welche selbst die Welt des Schnees und Eises
Durch ihre Gaben in die traute Stätte
Von Menschen wandelt, keines ihrer Kinder
Vergißt die Gute und verläugnet keines.
Selbst jenen Ärmsten, der in blindem Wahn
Den Bruder hingemordet, dem kein Thor
Sich freundlich aufthut, nimmt sie an ihr Herz
Und läßt ihn ruh'n im stillen Grund des Waldes,
Und süße Früchte schenkt sie ihm und Blumen,
Will er sie pflücken, wie dem edlen Sohne!

Noch schaffst du, liebes Kind, die leichten Werke,
Wie sie der starke frische Purpurmorgen
Der Fantasie in deinem Innern weckt,
Die noch so frei ist wie der Flug der Vögel,
Und die noch keiner Not und keines Jammers
Grausame Kette fern den Himmeln hält.

Dir ist die Erde noch der Wundergarten
Des Paradieses, jede schöne Blume,
Die dein entzücktes junges Auge schaut,

Ist dein und jede Frucht kannst du genießen,
Die dich am Wege lockt und kein Gebot
Bedrängt dein reines Herz.

Leicht wie ein Falter
Schwebst Du vom Augenblick zum Augenblick,
Kennst keinen Schmerz um den vergangenen,
Und keine Sehnsucht nach dem künftigen,
Und kein Erinnern hängt an all den Dingen,
Die dich entzücken. Von Minute zu
Minute, immer wird dir neu geboren
Die Welt, und du, mit deinen zarten Füßchen,
Fest stehst du da auf sicherm Grund und Boden,
Und rings um dich ist Licht von goldnen Sonnen,
Indessen wir, die Großen, wie in Nacht
Auf jener Brücke zagend wandern, welche
Sich wölbt von der entschwundenen Sekunde
Zur kommenden und welche, wie wir wissen,
In jedem Augenblick in dunkle Tiefen
Mit uns versinken kann, mit unsrer Welt
Von kühnen Träumen, süßen Hoffnungen
Und all den Schmerzen halbgethaner Werke.

O Mutter Erde, daß wir niemals doch
Aus diesem sehnsuchtslosen Kinderglück
Gerissen würden! Doch ein stärkeres
Gesetz als deine Liebe heißt uns kämpfen
In deinem Blumengarten, und mit Blut
Und Schweiß die dunkle Ackerkrume tränken,
Und während du für jedes deiner Kinder
Mehr als ein Stückchen Brot bereitet hast,
Inmitten deines goldnen Überflusses
Zu darben und zu leiden!

Du, mein Kind,
Kennst noch den Kampf nicht, der so trostlos ist,
Weil er das Schwert uns stumpf macht, welches wir
In einem Kampf um edle, große Güter
Zu schwingen träumten, und den Arm uns schwächt,
Den wir mit Jugendkraft emporgehoben,
Und der nun müd und matt uns niedersinkt.
Denn über dich hat noch das Schicksal nicht
Gewalt, und viel des Lieben kann dir noch
Die Mutter Erde thun, bevor sie dich
Aus ihren Armen muß in Kampf und Streit
Entlassen. Dir wird sie, dem frohen Knaben
Die Wiesen grünen lassen, die der Bach,
So reich an Silberfischchen, weißen Kieseln,
Durchfließt, für dich wird sie den Bergeshang,
An dem Eidechsen sich so wohlig sonnen,
Mit Blumen schmücken, deren Duft und Schönheit
Die bunten Schmetterlinge lockt. Sie wird
Am Waldesrand für dich ein weiches Bett
Aus Gras und Blumen richten, dort, wo noch
Der Schatten kühler Tannen niederfällt.

Da kannst du liegen, nach dem Flug der Bienen
Neugierig blicken, des Eichkätzchens Sprüngen
Mit schnellem Auge folgen, mit den Lerchen
Hinauf dich schwingen in den blauen Himmel
Und keines von den tausenden Geschäften,
Die drunten in der Stadt die Menschen halten,
Ruft dich hinweg. Dein ist noch alle Zeit,
Verträumen kannst du in dem Licht der Sonne
Den vollen Tag, so wie im Feld die Blume
Hinträumt die Stunden ihres stillen Daseins
Und nichts von Gestern, nichts von Morgen weiß.

So wächst du in dem Glück des Paradieses
Dem Tag entgegen, wo zwei Mädchenaugen
In deine Seele schauen, unverwandt,
Wie goldne Sterne auf die Erde blicken
In stiller Nacht. Dann wirst du träumend wandern
Dort bei den Erlen und den grünen Weiden,
Wo du als Knabe nach den Käfern suchtest,
Den Bach entlang, wo Du als Kind so gern
Gespielt. Und wenn du durch das Grün der Wiesen
Mit deinem Mädchen gehst, wie wird die Erde
Mit ihren Blumen, ihrem hohen Korne
Mit ihren stillen Bäumen euch entzücken!

Es ist dein letzter Tag im Paradiese!

Dann wirst du, Kind im Schweiß des Angesichtes
Die Erde pflügen, wirst im Frohndienst stehen
Und wirst am Tage kämpfen um die Sterne
Der nächsten Nacht und kämpfen in der Nacht
Um deine nächste Sonne. Glücklich du,
Wenn dieser Kampf nicht um die kleinen Dinge
Des kleinen Lebens geht. Denn selbst zu fallen
Im Streite um die edlen Menschengüter
Ist mehr als Leben.

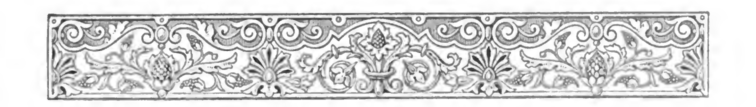
Bist du müd geworden
Und treibt die Sehnsucht wieder dich zurück
Zur Mutter Erde, still und ohne Thränen
Nimmt sie dich auf in ihren süßen Schoß
Und läßt dich ruhn in ihrem tiefen Schweigen
Die lange Zeit, die nicht mehr kommt und geht.

Dann liegt die Welt mit ihren hellen Sternen,
Dem blauen Himmel und den grünen Bergen,
Den tiefen Thälern, wo die Bäche rauschen,
Weithin vor deinem dunklen Reiche draußen,
Wie vor dem Fenster eines hohen Schlosses
Die schöne Landschaft liegt. Und Gras und Blumen
Stellt dir die Mutter Erde an den Rand
Der Ewigkeit und deiner stillen Träume.

Spiel nur, mein Kind, in Erd' und Sand! Du spielst
Mit deiner Mutter, die dich liebt und nährt!
Du weißt es nicht, einst kommt der stille Tag,
Wo du nach Spiel und Kampf in ihren Schoß
Hinsinken wirst und müde deine Augen,
Die jetzt so lieblich und so selig leuchten,
Verschließen wirst vor diesen wirren Träumen,
Die wir das harte, süße Leben nennen.

Camillo V. Suian.





Nornegast.

Eine Nordlandssage in zwölf Romanzen.

Von Wilhelm Gittermann.

„Ein Lied von Treue, die Gefahr und Macht
Und selbst Entfernung als gering verachtet
Und über Land und Ocean hinweg
Den schönen Einklang edler Liebe lehrt."
Platen.

I.

„Warum so düster, warum so bleich,
Du edelster Held in Nordens Reich?
Was senket der Aar die Schwingen?
Es schäumt der Met im goldnen Pokal,
In der Halle da sitzt der Skalden Zahl,
Held Nornegast's Thaten zu singen."

„Laß schäumen den Met im goldnen Pokal!
Mich freut nicht Sang, mich freut nicht Mahl,
Ich muß des Freundes gedenken.
Noch keine Kunde kam über's Meer,
Seit er gen Süden geführt das Heer,
Freiheit den Bedrückten zu schenken.

Er fuhr mit den Mannen wohl gen Byzanz,
Gott Balder gleich in der Jugend Glanz,
Um Sieg zu erringen und Ehre.
O Reginald, teuerster Kampfgenoß,
Bist Du gefallen, o Heldensproß?
Ruhst Du im tosenden Meere?

Mir ist vor Kummer die Wange bleich,
Die nimmer erblaßte vor'm Todesstreich,
Mir schwindet das Leben im Leide.
Wir waren zwei Freunde, wie selten man schaut,
Von Kindheit auf einander vertraut,
Und Blut auch mischten wir Beide.

Doch länger nicht harr' ich der Wiederkehr!
Ich ziehe hinaus mit Schwert und mit Speer,
Zu rächen ihn oder zu retten!
Vielleicht noch lebt er im fernen Land,
Und harrt des Genossen, zu lösen das Band,
Und trägt unwürdige Ketten!

Ich habe dem König geweiht mein Blut,
So lange raste des Krieges Wut,
Bis wir die Feinde bezwangen.
Doch thatlos Harren steht mir nicht an;
Sein Schicksal schaffe sich selbst der Mann,
Es ende das Hoffen und Bangen.

Ich säume nicht ferner, mich treibt es hinaus,
In der Wogen Schwall, in das Sturmgebraus,
Mich hält's nicht länger zur Stelle.
Wohlauf, ihr Kämpen, zu Schiff, zu Schiff,
Dort schaukelt der Drache am Felsenriff,
Der dunkle Reiter der Welle.

Das Schlachtschwert faßt und den Schildrand gut!
Die Wangen röte die Heldenglut,
Zu siegen oder zu sterben.
Trag' gnädig, o Aegir, den eilenden Bug,
Daß er teile die Wogen wie Sturmesflug,
Und rette den Freund vom Verderben!" —

Auszogen die Helden. Der Drache gut
Durchschäumte freudig die hallende Flut,
Flog vorwärts sonder Ermüden.
Am Steven der treue Nornegast stand,
Die Hand am Schwert, und unverwandt
Schaut' er nach Süden, nach Süden.

Und sieh, bald sanken hinab in's Meer
Norwegens Felsen, so stolz und hehr,
Vom Purpurmantel umflossen.
Die Dämmrung hüllte die Küsten ein,
Und es dehnte sich rings in falbem Schein
Das Meer, weithin ergossen.

„Du Land der Väter, ade, ade,
Mit den Thälern voll Grün, mit den Bergen voll Schnee,
Du herrliche Heldenwiege!
Stets denk' ich in Treuen an Dich zurück,
Doch ohne den Freund ist arm das Glück,
Ruhn will ich erst nach dem Siege.

Und fall' ich, so singt mir die Drapa der Skald',
Und ich gehe dahin, mit Reginald
In Walhall mich zu vereinen.
Leb' wohl, du alter, du herrlicher Nord!
Einst siehst du kehren zu deinem Port
Uns Beide — oder Keinen!"

II.

Zwei Felsen, schroff gegenübergestellt,
Sie scheiden gebieterisch Welt von Welt.
Wild brandet die Flut um die Klippen.
Doch weiter da fließt sie so still und klar,
Und küßt die Ufer von Gibraltar
Wie ein Paar rotblühende Lippen.

Und siehe, da dehnt sich weit entrollt
Die See des Südens im Sonnengold,
In unermeßliche Ferne.
Es spielen die Lichter im tiefen Blau,
Als kreiste dort unten im ewigen Tau
Ein anderer Himmel voll Sterne.

Jetzt leuchten herauf aus schimmerndem Meer
Blaudämmernde Felsen, und Duft weht her
Aus Thälern voll Myrten und Lilien,
Und Warten und Schlösser steigen empor —
Dich grüßt der Schiffer jauchzender Chor,
Du Rose des Meeres, Sicilien! —

Am ragenden Bord steht Nornegast,
Er hat die tönende Harfe gefaßt,
Er rührt die goldenen Saiten.
Die Klänge zittern hinaus auf's Meer,
Wie vor dem eilenden Kiele her
Die Wogen flüstern und gleiten.

Und siehe, da hebt es sich ringsempor,
Da schwimmt's wie leuchtender Schaumesflor,
Da beginnt's zu wallen, zu steigen.
Des Nereus Töchter, so weiß wie Schnee,
Sie tauchen herauf vom Grunde der See,
Und schlingen um's Schiff den Reigen.

„O weile, weile, Held Nornegast,
O halt' an dem blühenden Strande Rast,
Zu dem dich der Kiel getragen.
O sieh die Gärten in ewigem Grün,
Wo im Laube die goldenen Früchte glühn,
Und die Nachtigallen schlagen.

Im Schlosse da wohnt ein Mädchen hold,
Mit Rosenwangen und Locken von Gold,
Und liebestrunkenem Sinne.
O steig' hinauf zur felsigen Höh',
Sie schenkt dir den Wein von Sikelö
Und schenkt dir beglückende Minne.

Was denkst du des Nordens, so dunkel und kalt?
Hier lockt dich der Schönheit Zaubergewalt,
Durch Meer und Himmel ergossen,
Das strahlendste Gold und das leuchtendste Blau,
Und es lockt dich im Auge der schönsten Frau
Der Himmel aufgeschlossen."

So scholl der Meerestöchter Gesang.
Doch zürnend von Nornegast's Lippen klang
Antwort dem lockenden Werben:
„Hinweg, du betörender Schmeichellaut,
Den Freund zu retten, so mahnt es mich laut,
Zu retten ihn oder zu sterben.

Mich lockt nicht hinauf zur felsigen Höh'
Der feurige Wein von Sikelö,
Noch der Augen Sonnenfeuer.
Mir winkt ein andres, ein höheres Licht:
Der Stern der Ehre, der Stern der Pflicht,
Auf ihn zu wend' ich das Steuer.

Fahr' wohl, du des Meeres üppige Braut,
Mit den Thälern voll Nachtigallenlaut,
Mit den schimmernden Felsenborden!
Der Heimat gilt mein sehnlichster Gruß,
Und schöner als Myrten von Syrakus
Sind die Fichtenwälder im Norden."

III.

Jung Reginald seufzt im Kerker schwer,
Er blickt durch's Gitter auf's blaue Meer,
Wo die weißen Segel gleiten:
„O herrliche Lust, auf wogender Flut
Dem Tod zu trotzen in kühnem Mut,
Und Heldenruhm zu erstreiten!

Ach, bitter war mir des Kerkers Haft:
Die müssigen Arme, sie sind erschlafft,
Die Wangen bleichte die Sorge.
Nichts kann ich, als mich verzehren in Leid;
Leb' wohl, du selige Jugendzeit,
Leb' wohl, mein heimisches Norge!

Ach, dort, wo aus nebligem Wolkenzelt
Mit Donnertosen das Wasser fällt,
Dort ist die Stätte der Helden!
Dort schwingt der Sturm wie ein Riesenaar
Um die Firnen der Berge das Flügelpaar,
Doch fest stehn Nordlands Fjelden.

Die Sonne senkt sich zum Untergang;
Der Tag, der so rosig den Wolken entsprang,
Beginnt sich bleich zu färben;
Das Lied von Kampf und Ruhm ist verhallt,
Die Kerkerluft zehrt, wohl neig' ich mich bald
Zum müden, einsamen Sterben.

O könnt' ich nur schlafen in heimischer Gruft,
Wo die Väter ruhen, in Nordlandsluft,
An den Fluten hallend und brausend!
Hoch über mir schrillte der Möve Schrei,
Und der Golfstrom zög' an dem Grabe vorbei
Jahrtausend über Jahrtausend.

Dort schlummert wohl jetzt mein liebster Genoß,
Mit dem mir so golden die Jugend verfloß,
Mit dem ich die Meere befahren.
O Nornegast, blühte das Leben dir noch,
Du wärest gekommen, zu brechen mein Joch,
Eh' die Monde wurden zu Jahren.

Was schlepp' ich noch länger des Lebens Last,
Da der teuerste Freund mir im Tod erblaßt,

Hinweg ihn raffte die Norne?
Komm, ew'ge Vergessenheit, laß mich ruhn,
Laß den schmerzenstillenden Zug mich thun
Aus deinem Zauberborne! —

Schön Asta, wohl sitzest du trüb und verwaist;
Der Liebe blühender Lenz ist vereist,
Du harrst und du härmst dich vergebens.
Doch am Finger bewahr' ich dein Ringelein,
Und in Treuen, du Treue, gedenk' ich dein
Den öden Rest meines Lebens."

— — —

IV.

Der Abend sinkt auf die schimmernde Flut,
Er taucht die Schlösser in Purpurglut,
Er goldet die Wogenschwäne;
In Goldglut steht der Cypressen Kranz,
Und die Wolken leuchten in feurigem Glanz,
Eine strahlende Riesenmähne.

Da schwebt von dem purpurn wallenden Meer
Eine leichte, vergoldete Barke daher,
Voll reizender Mädchen und Frauen.
Es umfangen den Kiel mit sehnendem Kuß
Die funkelnden Wasser des Bosporus,
Verloren in seliges Schauen.

Da ruht auf Polstern, an Golde reich,
Wie Rosenblätter so duftig weich,
Die Kaisertochter Medore.
Sie beschattet der purpurne Baldachin;
Rings tönen der Lauten Melodien,
Vereint zu lieblichem Chore.

In der Mitte steht in der Mädchen Kreis
Ein Sänger; die Lippe flüstert leis,
Das dunkle Auge dichtet;
Er rührt die Laute mit leichter Hand
Und singt, auf's Meer hin unverwandt
Die trunkenen Blicke gerichtet:

„Gegrüßt, ihr Wogen des Mittelmeers,
Aufschäumend an Südlands Strande!
Ihr braust wie Heldengesang Homers
Helltönig von Lande zu Lande.
Gegrüßt, wie du rollest so weit, so weit,
In deiner sonnigen Hehre,
In deiner erhabnen Unendlichkeit,
Du schönstes der irdischen Meere!

Deine Wogen sind blau wie der Saphirstein,
Durchleuchtet von Sonnenfunken;
Es neigt sich die Palme zu dir herein,
In tropische Träume versunken;
Es jagen die Töchter Okeanos'
Im flatternden Schneegewande
Das schäumende, bäumende Flutenroß
Aufjauchzend von Strande zu Strande.

Du brichst hervor wie ein Strom von Glanz
Von Asiens goldnem Gestade,
Es steigt das Kaiserliche Byzanz
In deine Fluten zum Bade;
Die Inseln des Archipelagus,
Du hältst sie jubelnd umfangen,
Und drückst der Liebe seligen Kuß
Auf ihre blühenden Wangen.

Du singst um das heilige Salamis
Die ewigen Freiheitslieder;
Und grüßt dort nicht die Akropolis
In deine Wasser hernieder?
Wo bist du, säulengeschmücktes Athen?
Wir fragen's mit bangem Bekümmern;
Doch die Geister der Freiheit und Schönheit wehn
Unsterblich über den Trümmern.

In deinen schneeigen Armen ruht
Neapel, die Wunderschöne;
Du umwirbst die Holde mit heißer Glut,
Mit lieblichem Wogengetöne;
Du empfängst in den Armen den Tiberstrom,
Und begrüßest in stolzem Gesange
Das steinerne Heldengedicht, dein Rom,
Mit ehernem Donnerklange.

Dich kennen die Ufer der schönen Provence,
Die üppigen, grünenden Thale,
Die Heimatstätte der gaie science,
Vergoldet vom Sonnenstrahle;
Dort sticken die Sterne das Kleid von Azur
Dir mit dem leuchtendsten Golde,
Dort preist dich der feurige Troubadour
Und der Mund der Sage, der holde.

Und hörst du nicht Mandolinenklang
Und Rauschen von Kastanien?
Wie blühen, verklärt von Sag' und Gesang,
Die stolzen Gestade von Spanien!
Steig nieder in alter Märchenpracht,
Romantik, schönste der Feen,
Auf dem Zitherklang, in der Mondlichtsnacht,
Bei der Lüfte balsamischem Wehen!

Du des Südens feuriger Genius,
Von deinem Kelch laß mich nippen,
Und drücke du mir den Weihekuß
Auf die sangesdurstigen Lippen!
Der du waltest um's zaubrische Südlandsmeer,
In den Gärten der Cedern und Reben,
Dem Liede, gesungen zu deiner Ehr',
O gieb unsterbliches Leben!"

Der Gefangene lauscht, das Antlitz fest
An des Gitters eiserne Stäbe gepreßt,
Dem lieblichen Klange der Lieder.
Und als nun die Barke vorüber sich wiegt,
Der Blick der Fürstin zum Fenster fliegt —
Da senkt sie errötend ihn wieder.

Das Marmorantlitz anmutreich,
Doch ach, von der langen Haft so bleich,

Wie blendet es ihr die Sinne!
Und dieser Augen tiefes Braun
Muß sie im Wachen und Träumen schaun,
Entbrannt von heißer Minne.

Nun fährt sie dahin, das Königskind,
Tagtäglich mit ihrem Hofgesind
Vorbei an dem düsteren Turme.
Sie seufzt: „O endete diese Qual!
O könnt' ich ihn küssen ein einzig Mal
Und vergehen im Flammensturme!“

V.

Der Wirt der Taverne schenkt güldenen Wein
In silberbeschlagene Becher ein
Den fremden, nordischen Gästen.
„Zwar sind sie Barbaren, doch zahlen sie gut,“
So schmunzelt der Wackre mit frohem Mut
Und setzt ihnen vor vom Besten.

Und nach des Gelages Fröhlichkeit
Da nimmt der Führer den Wirt beiseit
Und beginnt zu forschen, zu fragen,
Nach diesem und Jenem, nach Volk und Stadt,
Und was sie des Sehenswerten hat,
Und der Wirt erzählt's mit Behagen.

Und ganz zuletzt, so nebenbei,
Fragt Jener, ob ihm bekannt nicht sei,
Was aus den Kämpen geworden,
Die vor drei Jahren, wenn recht er belehrt,
An Asiens fruchtbarer Küste geheert,
Den blonden Recken aus Norden.

Der Wirt drauf: „Denen geschah ihr Recht!
Ihr Führer hatte zu drohn sich erfrecht,
Den Kaiser vom Throne zu stoßen.
Ich staune noch heute, wie er es gewagt.
Was Alles der Ketzer vom Kaiser gesagt,
Von Theodoros dem Großen!

Durch Herolde hat er im ganzen Land
Den Kaiser einen Räuber genannt,
Der besser läge im Grabe,
Der seinen Vater im Bett erstickt,
Die Brüder in die Verbannung geschickt,
Die Edlen gemordet habe.

Er wolle die Völker machen frei
Von unerträglicher Tyrannei,
Zu Herrn ihrer selbst sie erheben.
So hat der Freche das Volk gehetzt,
Der Obrigkeit, die uns Gott gesetzt,
Hoffärtig zu widerstreben.

Doch täuschte der Kecke sich bitterlich;
Nur wen'ge Provinzen empörten sich,
Und rasch mit blutiger Strenge
Hat sie mit überlegener Macht
Der Kaiser zurück zum Gehorsam gebracht,
Und die Euren erlagen der Menge.

Ich bin ein ruhiger Bürger und Christ,
Dem Rebellion ein Greuel ist,
Ich hasse die großen Worte.
Drum freut's mich, daß der Empörer erlag;
Nun sitzt er gefangen seit Jahr und Tag,
Für immer, an sicherem Orte.

Am Bosporus dort, in der Flut Gebraus,
Da trotzt ein Turm in das Meer hinaus;
Seht Ihr das alte Gemäuer?“
Der Fremdling sieht's und wendet sich um,
Die quellende Thräne zerdrückend stumm
Im Auge voll Heldenfeuer.

„So lebst du, aber in Grabes Schoß!
O könnt' ich enden dein Schmerzenslos,
Dein sehnendes Hoffen und Bangen!
Nun denn, die günstige Zeit erharrt!
Zur Klugheit mahnet die Gegenwart;
Halt' an dich, stürmend Verlangen!“

VI.

Der Gefangene schläft im Kerker allein,
Da fällt in's Dunkel ein heller Schein,
Geräuschlos schließt sich die Pforte;
Da steht das liebliche Frauenbild,
Sie erweckt den Schläfer mit Küssen wild
Und redet die fliegenden Worte:

„Folg' mir, du Geliebter, zum rettenden Port,
Ein hurtiges Schiff, es trägt uns fort,
Dir winkt der Freiheit Aurore!
Ich opfre dir Alles mit liebendem Sinn,
Ich sinke zu deinen Füßen hin,
Die Kaisertochter Medore!

Dich lieb' ich, und wirst du für's Leben mein,
Will ich allen Qualen der Hölle mich weihn
Und keine Reue zeigen.
Nun komm, schon graut im Osten der Tag,
O komm, schon hör' ich Lerchenschlag,
Komm mit mir und sei mein eigen!“

Dem Jüngling schließt das Staunen den Mund;
Die schöne Flehende kniet am Grund,
Er sieht die schwellenden Lippen,
Er sieht der Locken strahlendes Gold
Um des Nackens Weiß, wie die Woge rollt
Hellglänzend um Marmorklippen.

Da tobt ihm heiß in den Adern das Blut
Doch er dämmt zurück die fliegende Glut.
Er tritt zurück von der Schönen,
Und vor ihm steigt empor ein Bild,
Das blickt so sanft, das mahnt so mild,
Das redet in heimischen Tönen.

(Schluß folgt.)





Erinnerungen

von

Willibalds Alexis.*)

Mitgeteilt von **Dr. Max Ewert.**

Im Nonnenkloster zu Breslau 1806.

Die Schlacht bei Jena war geschlagen. Statt der erwarteten Siegesnachricht kam nach meiner Vaterstadt Breslau die von einem Verluste, dessen Größe die Gemüther kaum zu fassen schienen. Ein dunkles Gerücht war der traurigen Gewißheit vorausgeeilt. Eine dumpfe Dröhnung herrschte in der Stadt. Erinnerte man sich doch noch der kühnen Versicherungen, mit denen die Officiere beim Ausmarsch Abschied genommen; klang doch noch eben im Ohr das Reiterlied aus Wallenstein's Lager, das man im Theater singen ließ, um den Muth unserer fernen Streiter zu repräsentiren, während man dabei, etwas spät, um ihnen Mäntel anzuschaffen, Beisteuern sammelte; — und nun war Alles unwahr, umsonst, verloren. Durch alle Classen der Bevölkerung herrschte nur eine Stimme, dasselbe Entsetzen, derselbe Zorn, dieselbe Erbitterung, vielleicht auch dieselbe Rathlosigkeit. Die feindlichen Heere rückten heran, doch ließen sie uns einen Monat Zeit, um das Versäumte nachzuholen. Ob nur Jemand vorher an die Möglichkeit gedacht, daß Breslau belagert werden könne, konnte man nach dem, was jetzt erst geschah, um einem Feindesangriff zu begegnen, bezweifeln. Ich entsinne mich, daß man mich hinausführte vor's Thor, wo sie die Bäume der schönen Alleen fällten und Pallisaden einrammten. Es war ein Gedränge von Schaulustigen, zumal Schulkindern. Man sagte uns: seht Euch das an, denn so etwas werdet Ihr in Eurem Leben nicht wieder zu sehen bekommen! — Man war in der politischen Wahrsagekunst nicht weiter, als heut. Ein andermal — die Stadt ward in aller Schnelligkeit verproviantirt — entsinne ich mich, wie uns auf einer schmalen Brücke eine Heerde Ochsen, die man mit militairischer Begleitung in die Stadt trieb, überraschte; und ich für meine Person habe dort, zusammengepreßt am Brückenpfeiler, von diesen Freunden mehr gelitten, als von den belagernden Feinden. Ob ich dies unverschuldete Zusammentreffen, gleich wie das folgende, als ein Omen für mein Leben betrachten soll, laß ich dahin gestellt. Wenigstens finde ich in diesen hier geschilderten frühesten Zuständen viele Wurzeln zu meiner spätern Bestimmung.

Um Mitte November näherten sich die ersten feindlichen Corps der Stadt. Ich glaube nicht, daß viele Familien ausgewandert sind; im Gegentheile wanderten mehrere vom Lande ein. Theils lag die Erinnerung an das, was eine Belagerung bedeutet, den Breslauern seit dem siebenjährigen Kriege zu fern; theils fürchtete man in kleinern Städten und auf dem offenen Lande mehr die Excesse des Feindes, als seine Kriegswuth in den Mauern einer berühmten Festung. Ueberhaupt leuchtete in Schlesien schon damals etwas von dem thatkräftigen Feuergeiste auf, der später in der Monarchie wie ein Riese aus Schutt und Trümmer sich erhob. Das Freicorps des Fürsten von Pleß ist wenigstens ein Beweis dafür. Ein Graf Pückler erschoß sich aus Unmuth, weil sein Plan einer allgemeinen Bewaffnung der schlesischen Jäger nicht gehörig unterstützt wurde. Man erwartete den kräftigsten Widerstand und träumte von Entsatz und Sieg. Indessen ließ mein Vormund meiner Mutter sagen, es sei Zeit, daß jeder Einwohner für sich und die Seinen an Mundvorrath und Schutz denke.

Das waren neue, ungewohnte Sorgen. Was bot Schutz? Breslau's altreichsstädtische Bauart hatte uns

*) Die Thatsache, daß Willibald Alexis Erinnerungen geschrieben hat, war bisher selbst in litterarischen Kreisen kaum bekannt, geschweige denn, daß die große Gemeinde, deren sich der Dichter immer noch erfreut, davon erfahren hätte. Dies erklärt sich daraus, daß Alexis sie stückweise vor langen Jahrzehnten in Zeitschriften und Taschenbüchern veröffentlicht hat, so daß sie trotz ihres großen litterarischen und kulturgeschäftlichen Wertes in völlige Verschollenheit gerieten. Herrn Dr. Max Ewert in Arnstadt, der sich mit einer eingehenden Biographie des Dichters beschäftigt, gebührt auch das Verdienst, diese wertvollen Arbeiten wieder ans Licht gebracht zu haben. Eine sorgliche Auswahl derselben wird binnen Kurzem im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erscheinen; das vorliegende Kapitel eröffnet das Buch; weitere Proben hoffen wir folgen lassen zu können. Zum Verständnis dieses ersten Kapitels wird es genügen, zu bemerken, daß G. W. H. Häring am 29. Juli 1798 zu Breslau als Sohn eines Kanzleidirektors geboren, also acht Jahre alt war, als er die Belagerung seiner Vaterstadt miterlebte. Geschrieben wurde der Aufsatz 1836, also dreißig Jahre später.
Die Redaktion.

aber längst gelehrt, daß dieser schlimmen Falls nur in den feuerfesten alten Häusern zu suchen sei. Die Mehrzahl der ältern Gebäude hat gewölbte Untergeschosse, größtentheils zu Kaufläden eingerichtet. Hierhin quartirten sich die Bewohner dieser glücklichen Häuser, oder noch tiefer hinab in die gewölbten Keller. Man überdeckte sie mit Balken und Wollsäcken, oder führte Mistlager auf die Dachböden. Das Haus, welches wir bewohnten, rühmte sich jenes Vorzugs nicht. Selbst leicht gebaut, stieß es vielmehr an ein Viertel der Stadt, wo die eng aneinander gedrängten Holzhäuser der Feuersgefahr volle Nahrung und gegen die Bomben statt Schutz nur verdoppelte Gefahr boten. Stelle ich mir diese uralten, eng an- und übereinander hinausgewachsenen Holzhäuser vor, mit ihren morschen Gallerien nach Außen, wie sie unästhetisch und doch sehr malerisch an vielen Theilen der alten Stadt, z. B. längs der Ufer des Flüßchens Ohlau, vorherrschen, so wundere ich mich, wie ein Bombardement, das so ernst war, nicht diesen historischen Theil der Stadt ganz vernichtet hat. Eine einzige Feuersbrunst, meint man, müsse sie in Asche legen; und doch trotzen sie noch heute den Feuerbränden und lachen seit Jahrhunderten den Polizeiverordnungen, welche jetzt das Zehntheil von dem Wagniß in ihrer Anlage für gefährlich erklären.

Doch bot sich auch außer den Privathäusern mancher Schutz. Fast alle Commun- und Staatsgebäude, auch die neuerlich aufgerichteten, sind im alten patricischen Styl gebaut, der vielleicht mit als Ehrensache neben der Sicherheit betrachtet wurde. Unter diese gehört die nicht unbeträchtliche Zahl von Mönchs- und Nonnenklöstern, welche 1806, wenn auch nicht in altem Glanze und alten Rechten, doch noch in ihrer alten Integrität bestanden. Allein ihre Bewohner verbargen sich nicht, daß die oftmaligen Schatzungen, die ihre Güter getroffen und ihre Küchen und Keller leerer gemacht, nur Vorboten ihres endlichen Schicksals waren. Sie ahneten die androhende Säcularisirung. Um deshalb mehr klug als trotzig, und darin unähnlich Anderen, die der nahenden Auflösung ihrer Rechte um so unbeugsameren Starrsinn entgegensetzen, als sie unabwendbar ist, suchten sie gern mit der Welt außer ihrem Kloster Verbindungen anzubahnen. Besonders mit den Beamten und ihren Familien waltete ein Verkehr ob, der wenn auch in den Grenzen, doch vielleicht nicht in der Absicht ihrer Institutionen lag. Ob die Armen dabei mit eben der Umsicht verfuhren, als ihre Vorsicht zu billigen war, lasse ich dahin gestellt. Vor dem Verderben helfen konnten ihnen die nicht, um deren Gunst sie sich auf unschuldige Weise bewarben. Die plötzlich mit rauher Hand aus ihrem stillen Asyl in eine fremde Welt Hinausgestoßenen fanden nur hier und da auf dem Lande freundliche Gemüther, welche sich ihrer auf geeignete Art annahmen.

Zwei Dominicanerklöster, ein männliches zum heiligen Adalbertus, und ein weibliches zur heiligen Katharina, stießen in der sogenannten Katterngasse (Katharinengasse) aneinander. Eine hohe Mauer trennte den Vorhof des Heiligthums der weiblichen Religiösen von der Stadt. Jetzt ist das Katharinenkloster ein Hebammeninstitut; die Mauer aber steht noch. Schon als Kind war ich mit meinen Pflegerinnen in das geweihte Innere gedrungen, wo die strenge Regel außer dem Beichtvater keinem männlichen Fuße Zutritt verstattet. Ich hatte Zuckerbrezeln bekommen und Heiligenbilder auf glattem Sammetpapier, aber es geschah nicht, um einen Proselyten zu machen. Die guten Nonnen hörten lieber Neuigkeiten aus der Welt. Dem anwachsenden Knaben sollte das Heiligthum verschlossen werden, und schon sollte ich im vergitterten Sprachzimmer, mit dem runden Schieber, stehen bleiben, während meine ältere Schwester, die als Hülfeflehende kam, Eintritt erhielt. Aber der Krieg bricht auch Klosterregeln. Die gütige Priorin hatte unserer Familie in einer Zelle, die verlassen stand, Aufnahme gestattet, und mir strich man ein Jahr an meinem Alter. So wurden viele Familien hülfreich in den Klöstern aufgenommen, und die Vorhöfe mit uneigennütziger Menschenfreundlichkeit besonders den Armen geöffnet.

Wenn man mir Vorliebe für Nachtstücke beimißt, rührt dies vielleicht von der lebendigen Erinnerung her an ein ernstes, selbst erlebtes. Die Stadt war schon berennt, die ersten Kanonen donnerten, Alles war in Aufruhr, und eine stürmische, regnerische Novembernacht brach ein, als unsere wenigen Habseligkeiten und Vorräthe, die uns der Klosterraum mitzunehmen erlaubte, in die Kutsche gepackt waren. Fünf Personen dazu, ausser dem Kutscher, mußte das eine Pferd ziehen, denn der Kutscher getraute sich unter dem Donner der Geschütze nicht, zwei Pferde zu regieren. Der Weg war nicht weit, aber welch ein Weg! Aengstliche Gesichter, geschlossene Thüren, spärliche Lichter an den Fenstern, Trommelschläge, der Generalmarsch, Regengüsse, heulender Wind, Kanonenschüsse nah und fern. Der Neumarkt war überfüllt mit podolischen Ochsen, die man noch zuletzt eingetrieben. Der unwillige, zaghafte Kutscher mußte sich durch das Hornvieh und seine fluchenden Führer Schritt um Schritt Platz erbitten. Auch die Katterngasse, in die wir bogen, war schon zum Theil besetzt. Die Ochsen folgten uns. Das Thor, als wir hielten, war bereits vor uns belagert. Die Unterofficiere, welche den Viehtransport gebracht, hämmerten und schlugen daran und fluchten, daß die krachenden Geschütze gegen das Toben matt erschienen. Preußische Unterofficiere aus der alten Zeit hatten eine Macht im Fluchen, die man heut nur noch traditionell kennt, und hier hatten sie dazu einen Grund. Sie sollten oder wollten die Ochsen in den Vorhof des Klosters bringen zum Uebernachten, und die Nonnen, welche diese Einquartirung nicht wollten, hatten den Thorweg fest verrammelt. Dem wortreichen Geschütz der Belagerer setzten sie ein viel wirkungsreicheres entgegen, ein tiefes Schweigen. Das Thor ließ sich nicht erbrechen, die Mauer nicht überklettern, sie waren im

Vortheil gegen die Belagerer, und nur wir im äußersten Nachtheil. Was vermochten schwache Frauenstimmen, die unter dem Gießen des Regens, dem Heulen des Windes, dem Krachen des Geschützes, dem Donnern der Soldateska und dem Brüllen einer Heerde scheuer Ochsen um Einlaß baten? Zum Uebermaaß des Unglücks wurde der Fuhrknecht durch das immer stärker werdende Schießen selbst so eingeschüchtert, daß er auch fluchte: auf uns, das Unglück und die Nacht, und keine Minute länger warten wollte. Mitten unter den wüthenden Unterofficieren und dem unruhigen Hornvieh mußten wir die Betten, Geschirre, Butterfässer, die Säcke mit Reis, Mehl, Grütze und was auf dem Wagen war, auspacken und wo es Platz fand, im Koth hinstellen, denn der Kutscher hatte mit dem durch die Schüsse immer scheuer werdenden Pferde zu schaffen, und erklärte, daß ihm sein Leben lieber sei als Geld. Er fuhr fort, und der Himmel goß immer stärker. Da endlich, als wir schon ganz durchnäßt waren — man denke sich eine Mutter mit zwei kleinen Kindern in dieser Lage — öffnete sich im Thurme ein kleines Fenster, und man winkte uns seitwärts. Ein Nebenpförtchen that sich leise auf, und — wir sind selbst, und unsere Effekten auch, ins Kloster gekommen. Die Ochsen konnten nach Naturgesetzen nicht durch dieselbe Oeffnung; wie es aber kam, daß die Unterofficiere nicht auch den Weg fanden, weiß ich heut nicht mehr zu erklären.

Auch im Kloster waren wir noch nicht sogleich geborgen. Es dauerte eine Weile, ehe die Jungfer Pförtnerin kam, und uns schweigend durch Gänge und Hallen, noch dunkler durch das wenige Licht, das ihre Laterne auf die hohen Kreuzgewölbe warf, und unheimlich durch die vielen Nischen und Pfeiler mit buntgemalten, ungestalteten Märtyrerfiguren, Trepp auf Trepp ab führte. Mit unheimlichem Klange fielen die Riegel und Schlösser hinter uns zu. Niemand begegnete uns, denn die Nonnen sangen die Hora im Chor; und der Gesang hinter den hallenden Mauern klang wie ein Grabeslied. Endlich langten wir in der hohen, dunkeln, kalten und leeren Zelle, die man uns eingeräumt, erschöpft an, um uns auf eine Nacht vorzubereiten, die das preußische Geschütz, das von allen Wällen donnern sollte, um dem Feinde unsere Wachsamkeit zu beweisen, schlaflos zu machen drohte. Aber die Erschöpfung war zu groß. Wir schliefen vortrefflich.

Die Berennung der Stadt hörte zwar schon mit dem folgenden Morgen auf, und Ein- und Ausfuhr wurden wieder frei, doch nur, damit Anfang December eine desto engere Einschließung beginne. Die Zwischenzeit war benutzt worden zu neuen Verproviantirungen und zur Verstärkung der Besatzung; man wußte jetzt, daß es „ernst" kommen werde. Der Ernst hatte leider deutsche Organe. Es waren zumeist Baiern und Würtemberger, welche unter Lefebvre und Napoleons Bruder Jerome das Belagerungsheer ausmachten.

An Kanonaden hatten wir uns schon gewöhnt, aber das Verstummen der Musik bei der Wachtparade, und besonders das Aufhören der Uhren und des Thurmgeläutes gab diesem Ernste einen unheimlichen Anstrich. Jedoch die Leere in der Luft ward nur zu bald durch andere Töne ersetzt, das Losplatzen der Mörser, das Sausen der Bomben, ihren schmetternden Fall und durch die nächtlichen grellen Töne des sogenannten Feuerkalbes, das ihr Zünden und das Verbreiten einer Feuersbrunst den Bürgern anzeigte. Doch gingen dem eigentlichen Bombardement noch grellere Nachtstücke voraus, die wir uns selbst bereiteten. Die Vorstädte loderten allmälig durch unsere Pechkränze und Feuerkugeln auf, und noch sehe ich die Purpurröthe einer schauerlichen Nacht, wo das ganze Firmament in Flammen schien. Der Blutschimmer drang, die grauen Mauern färbend, bis in die tiefsten Gänge, die dunkelsten Gemächer. Viertausend Holzstöße vor dem Ohlauer Thore, die man nicht selbst nützen konnte, und dem Feinde nicht gönnte, loderten in der Nacht in die Höhe.

In der kleinen Zelle des zweiten Stockwerks hatten wir uns eingerichtet, wie die Noth es bedingte. Nichts war darin groß, als die Höhe, das Fenster und der Ofen. Dieser war unsere Küche, ein Koffer unsere Speisekammer. Die Zelle mündete, gleich den meisten des Klosters, auf dem langen Corridor, der nach dem Chor der Kirche führte, hochgewölbt, aber stets im Dämmerlichte, indem nur durch das eine Bogenfenster an der Seite, wo unsere Zelle sich befand, das Tageslicht in den tiefen Gang fiel. Ich brauchte nur zur Thürspalte hinauszublicken, wenn die Glocken zur Andacht riefen, und aus Zelle um Zelle, die sich seitwärts und gegenüber ohne Geräusch öffneten, schlupften, gesenkten Hauptes, Kruzifix und Brevier in der Hand, weiße Gestalten heraus, bis sich in dem langen Gange eine stumme Prozession von selbst zusammen fand. Besonders am Abend war der Anblick feierlich, wenn jede Nonne mit ihrer Laterne, in rothen, breiten Holzstäben eingefaßt, kam, und diese Lichtermenge grellroth wiederstrahlend gegen die weißen Habiter sich in das Dunkel verlor. Unserer Zelle gegenüber hing am Pfeiler ein großes, geschnitztes Holzbild. Es war Johannes der Täufer, einst der gemeinsame Schutzpatron der beiden Nachbarreiche, dem aber Schlesien treu geblieben, nachdem Böhmen ihn mit dem modernern und wirkungsreichern Nepomuk vertauscht hatte. Dem Bilde muß eine eigenthümliche Kraft beigewohnt haben. Wir bemerkten, daß man jedesmal, wenn eine starkere Beschießung für die Nacht gefürchtet ward, unter dem Heiligen eine rothe Lampe anzündete.

Im Aeusseren war nichts in dem Kloster modernisirt. Nicht der jesuitische, sondern der dumpfe Character des Mittelalters hauchte aus den Gewölben, Treppen, Kreuzgängen und Refectorien. Doch waren nur die Hauptgebäude des Klosters gewölbt; es gab entferntere Theile, in die man doch auch unterweilen mußte, wo nur Balken, Sparren und Latten uns vom Himmel trennten. Die dumpfe Holzluft in diesen verwitterten Theilen athmete nicht weniger den Character des Mittelalters;

aber nur mit Bangigkeit eilte man dahin in der Erwartung, daß die Bomben gerade auf diese Holzgallerie, im Augenblicke, wo man sich darauf befand, fallen müßten. Es geschah hier, wie so oft, daß hierhin keine einzige Kugel drang, während unser Asyl von sehr vielen heimgesucht wurde.

In der Regel ließ man mich nicht allein, eine gerechtfertigte Vorsorge in so kritischen Zeiten. Doch geschah es wohl dann und wann. Ich mußte einst allein zurück über den öden, verfallenen Kreuzgang, der einen wüsten, von Nesseln überwucherten Hof umschließt. Ich beflügelte meine Schritte, aber dafür klangen sie doppelt stark auf dem Ziegelboden und hallten wieder von den feuchten Gewölben. Es war schon spät, aber kein menschliches Wesen rings umher zu sehen. Auch schossen sie nicht; etwas, was mir in dem Augenblick willkommen gewesen wäre. Ich mußte um eine Ecke biegen. Da wehte mir eine Riesengestalt entgegen, ein Schatten, der über den erhellten Boden fuhr und sich wieder zurückzog, je nachdem die hängende Ampel hinter dem Pfeiler von der Zugluft geschaukelt wurde. Der Anblick, dem ich nun nicht ausweichen konnte, denn vorwärts mußte ich, packte mich mit solchem Grauen, daß ich athemlos fortstürzte und leichenblaß in der Zelle ankam. Von der Zeit an brachte mich nichts mehr allein bei den Riesen vorüber, und ich habe auch wohl die Augen zugedrückt, wenn mich Andere führten. Es waren widerwärtige, grell angemalte Holzpuppen von colossaler Größe. Die Nonnen nannten sie die vier Riesen und sprachen nicht gern davon. Wenn Bildwerke der Art dem Erwachsenen und bei Tageslicht einen Schauer einflößen, wie mir dies wohl widerfahren bei den feuerrothen Christuspuppen im Salzburgischen und an der Donau, so wird man es dem Knaben nicht verargen, wenn er bei Nachtzeit vor dem unerwarteten Anblick Reißaus nahm. Die Erinnerung an den Abend war lange nicht zu verwischen.

Weit ernsthafter und bedenklicher war die zugemauerte Nische an der steinernen Wendeltreppe. Mit stillem Grauen ging ich da vorüber, denn auch meine ältere Schwester, die schon Romane gelesen, meinte, dahinter könne etwas stecken. Die Mauer, worin die Nische befindlich, war überaus dick, und an Färbung und Putz derselben konnte man das Bestreben erkennen, sie den Augen der Vorübergehenden ganz zu verbergen. Unsere Freundin unter den Nonnen, die wir befragten, wozu sie gedient haben könne, wollte nichts davon wissen und ging im Gespräche schnell darüber weg. Ich hatte einmal am Arme der Kinderfrau die Kreuzfahrer gesehen und mir einreden lassen, es sei mit der Vermauerung Ernst; etwa argumentirte meine Kinderlogik zu Gunsten der Phantasie, es sei gerade in einem Kloster eine Nonne einmauerungsfähig gewesen; da habe man sie, um das Nützliche und Nothwendige mit dem Angenehmen zu verbinden, auf dem Theater in Wirklichkeit und gerade in dem Augenblicke einmauern lassen, wo die Theaternonne die Strafe leiden soll. Warum sollte hier innerhalb der Ringmauern eines alten Klosters nicht auch eine Unglückliche den entsetzlichen romantischen Tod gebüßt haben! Gegen die Möglichkeit streitet es nicht; mir ist indeß nicht bekannt, ob die Neugier der spätern Bewohner aus der dicken Mauer ein Gerippe entbunden hat.

Die Blende mahnte an viele dunkle Gerüchte und beglaubigtere Vorfälle aus der schlesischen Vorzeit, welche unsere Abendunterhaltung in der trüben Zelle würzten; von verschwundenen Edelfräulein in namhaften Klöstern, von mysteriös vermauerten Tempelherrenschätzen aus der Zeit der Verfolgung des Ordens. Meinem Vater selbst war ein Vorfall begegnet, der, in solcher Stunde vorgetragen unter dem Sausen der Bomben und des Nachtsturms, wohl das Gemüth aufregen konnte. Mit dem Minister Schlesiens, dem Grafen Hoym, auf einer Inspectionsreise begriffen, befindet er sich in dem Sprachzimmer eines Nonnenklosters irgendwo in der Provinz. Während er die Protocolle zusammennimmt, nähert sich hastig eine junge Nonne dem Gitter und ruft, die Hände zusammenschlagend: „Um Jesu willen, retten Sie mich!" Aber in demselben Augenblicke treten ältere Nonnen ein, sie verschwindet vom Gitter und eilt unter den Andern zur Thüre hinaus. Jede Nachforschung, wenn sie in meines Vaters, oder auch des Ministers Befugniß gestanden, würde umsonst gewesen sein, da er weder ihren Namen wußte, noch ihrer Gesichtszüge sich besann, es überdies viele Nonnen gab, die der stille Wunsch beseelte, die Klostermauern zu verlassen, ohne daß die Regierung um deshalb das Recht damals geübt hätte, sie ihres Gelübdes zu entbinden. Später geschah dies wohl in einzelnen Fällen, aber es war mit vielen Umständen verknüpft, und die Geistlichkeit legte die äußersten Schwierigkeiten in den Weg.

Noth bricht Eisen, und eine französische Belagerung die strengen Regeln eines katholischen Klosters. Die gemeinsame Gefahr drängte zur Geselligkeit. Wer die fürchterliche Langeweile eines Convents alternder Nonnen erwägt, die nicht mehr von altkatholischer Inbrunst in ihrer Abgeschiedenheit genährt, sondern inmitten einer bedeutenden Stadt doch dann und wann etwas von den Vorgängen draußen hören, und nicht dadurch befriedigt, von Neugier geplagt werden, mehr zu erfahren, begreift, welche Revolution schon die Aufnahme einer protestantischen Familie im Schooße ihres Heiligthums verursachen mußte. Nächst den Bomben waren wir der erste Gegenstand der Aufmerksamkeit. Es galt unter diesen Naturkindern, denn das waren sie noch, sich uns bemerkbar zu machen. Die uns näher standen, wurden gewissermaaßen beneidet. Will man sich diesen Convent vorstellen, so entferne man übrigens den Romangedanken an schwindsüchtige Gesichter, auf deren eingefallnen Wangen die Geschichte von unglücklicher Liebe und andern Stürmen des Schicksals, die sie in diesen letzten Hafen trieben, geschrieben stand. Die Zeiten, wo adlige Familien die Töchter, die sie nicht aussteuern wollten, ins Kloster brachten, waren längst vorüber;

selten auch, daß eine geknickte, edle Blume freiwillig hier Zuflucht suchte. In der Regel recrutirten sich die schlesischen Nonnenklöster vom Lande; die rothbäckigen Töchter ihrer Bauern und Unterthanen füllten allmälig die zu andern Zwecken vom reichen Adel der Vorzeit dotirten Convente. Für die Klosterbauern war es noch ein Stolz, ihre Töchter zu ihren Gebieterinnen heranwachsen zu sehen. Die frischen Dirnen entsagten der Welt, bevor sie dieselbe kannten; von einem schmerzlich ernsten Rückverlangen nach ihr weiß ich wenigstens aus unserm Katternkloster nichts.

Nur eine war von anderer Abkunft. Die Jungfer Josephe, Tochter eines österreichischen Officiers, stammte aus einem neapolitanischen edlen Geschlechte. Sie war nicht ungebildet, hörte mit Theilnahme von den Weltereignissen, verstand Französisch und verschlang die Romane, welche meine Schwester ihr brachte. War doch darunter sogar Rousseau's Heloise! Sie hatte daneben das beste Herz; aber man würde eine sehr irrthümliche Vorstellung von ihr fassen, wenn man sie sich um deshalb interessant dächte. Sie schnupfte sehr viel Tabak, war wohl beleibt und hieß bereits nicht mehr Jungfer Josephe, sondern Mater Josephe, ein Titel, welcher den ältern Respectspersonen unter den Klosterjungfrauen gegeben wird. Sie war im Kloster unsere besondere Gönnerin und Freundin.

Der Stand adelt. Dies bewies die Priorin, die, auch nur geringerer Abkunft, ihrer Würde mit vollem Anstande Genüge that, gemessen in ihrem Benehmen, und nicht, wie bei Emporkömmlingen so oft der Fall ist, groß im Kleinen. Sie war eine thätige, fürsorgende Mutter ihrer Schwestern, streng gegen sich und selbst ohne nepotische Anwandlungen, ob sie doch eine leibliche Schwester unter den Nonnen hatte. Die Pflichten einer Priorin waren in dieser Zeit nicht gering. Sie versagte sich selbst die Herzstärkung, welche ihr ihre Würde erlaubte, den Kaffee. Das war viel; denn was Kaffee unter unsern Nonnen bedeutete, davon war ich selbst Zeuge. Meine Mutter hatte die Priorin mit den angesehenern Schwestern eines Nachmittags dazu eingeladen. Keine widerstand der Lockung. Für mich war es eine saure Pflicht, nach der schlesischen Sitte jeder Nonne, wie sie eintraten, die Hand zu küssen. Aber sie duldeten es. Dafür sagte die Priorin beim Fortgehen zu meiner Mutter: „Es war Alles sehr gut," und drückte ihr die Hand, und die Subpriorin, that nachher dasselbe, und so alle Nonnen nach der Rangordnung.

Die Schwestern des Katternstiftes führten kein Faullenzerleben. Die geschmälerten Einkünfte des Klosters gestatteten nur noch schmale Kost; die Einzelnen mußten für ihr Holz, ihr Frühstück, ja für ihre Kleidungsstücke selbst sorgen; und wer, wie die meisten, keinen Zuschuß von Außen bezog, mußte durch seiner Hände Arbeit dies gewinnen. Unter solchen Verhältnissen mußte eine Priorin nicht bloß geistige Würde üben, sondern auch Administrationstalent besitzen. Die Verfassung war übrigens demokratisch-republikanisch. Die Schwestern wählten die Priorin, deren Amt aber nur drei Jahre dauerte, wenn sie nicht darauf wieder gewählt wurde; war man mit ihr zufrieden, so geschah dies in der Regel. Nur durch das Alter wurde eine Art Aristokratie begründet; man sah den Bejahrteren manches nach und gestand ihnen einige Bequemlichkeiten zu, wozu die Beigebung jüngerer Klosterjungfern gehörte, welche gesprächsweise den Namen Töchter führten. Auch die geistlichen Dienste im Chor waren nicht leicht.

Ganz ohne weltliche Lust war ihr Leben indessen nicht. Einigemal im Jahre machten die Nonnen Landpartieen nach ihren Gütern. Dies geschah natürlich unter aller Vorsicht in dicht verschlossenen Kutschen, um das Kloster, wenn auch nicht auf das Land, doch auf den Weg mitzunehmen. Da diese Klosterkutschen aber aus dem vorigen, wenn nicht aus einem noch früheren Jahrhundert herstammten und bis auf diese seltenen Tage ungenutzt und auch wohl unbehütet auf den Höfen standen, so ereignete es sich bei einer solchen Landpartie, daß mitten auf der Straße der morsch gewordene Boden brach und die unglücklichen Nonnen durchfielen. Der Kutscher hielt zwar zur rechten Zeit still, wußte doch aber keinen Rath, denn die gewissenhaften Nonnen protestirten, daß er den Kutschenschlag öffne und eines Mannes Auge sie sehe, oder ihnen hülfreiche Hand leiste. Während er nun die Pferde losspannte und nach dem nächsten Orte ritt, um eine andere Kutsche zu holen, blieben die Armen in der peinlichsten Lage von der Welt, indem sie sich, in ihrem Kasten stehend, nicht regen und rühren konnten, und bis über die Kniee den Blicken aller Vorübergehenden ausgesetzt waren. Indessen war die Ordensregel beobachtet und ihr Schleier nicht gelüftet worden.

Der ganze Kalender des katholischen Mittelalters klingelte durch die Namen der frommen Schwestern. Da war die Jungfer Dominica, die Schwestern Raimunda und Osanna, die Agnes und die Ludovica, die Czeslao, die Magdalena, Seraphina und Amanda. Eine war melancholisch; man hörte von ihr, wenn man ihr auf dem einsamen Gange begegnete, kein anderes Wort, als das monotone: „Gelobt sei Jesus Christ!" Ihr unbewegliches Gesicht zeigte Spuren großer Schönheit, ihre Unerschrockenheit war merkwürdig. Eine im Hofe platzende Bombe warf Stücke durch ihre Zellenfenster. Sie rückte nur mit dem Stuhle und arbeitete weiter. Eine hatte der Schlag gerührt; sie war stumm und lallte nur mit widerwärtiger Anstrengung die Laute: „Juste Jesu, ach Du liebe Gott!" — Eine dritte war ganz blödsinnig. Die Verehrung des Heidenthums für die von Gott Getroffenen schien im christlichen Stifte auf die Gestörte übergegangen. Sie lebte ruhig in ihrer Zelle und ward wohl gepflegt. Man gab ihr Spielzeug von Lindenholz; sie baute Häuser und Gärten, und lachte mit ein Paar Lachtauben, die man ihr geschenkt, um

die Wette, die einzige Glückliche, die um die Belagerung sich nicht kümmerte.

Diese nahm an Heftigkeit mit jedem Tage zu. Breslau mit allen Außenwerken strategisch zu vertheidigen, soll 20,000 Mann erfordert haben. Die Garnision, mit Zuziehung der Invaliden und der königlichen und herrschaftlichen Jäger, die man in der Eile aus den Districten zusammengetrieben, betrug kaum ein Drittel davon. Darunter befand sich das ganz aus Polen zusammengesetzte Regiment Thiele, auf dessen Treue nicht zu bauen war. Dennoch hatte die Festung eine andere Stärke, den glühenden Wunsch seiner Bewohner, bis auf's Aeußerste sich vertheidigend, Schlesiens Hauptstadt in Ehren dem Könige zu erhalten. Aber man verstand damals noch nicht, dies edle Metall der bürgerlichen Begeistrung in geltende Münze auszuprägen. Die Convictualen unseres Klosters theilten den patriotischen Wunsch. Nicht eine Stimme erhob sich hier, welche schimpfliche Uebergabe, zur Erhaltung der Ruhe, dem Entsetzen der Belagerung vorgezogen hätte. „Man hat uns nicht befohlen, für unsern König zu beten," sagte die Priorin, „aber wir thun es täglich von ganzem Herzen; denn er ist der Letzte, der uns in dieser Zeit der Auflösung und Verwirrung noch schützen will." —

Je weniger man in der eng umschlossenen Festung von draußen wußte, um so riesenhafter wuchsen die Gerüchte, die unsere Hoffnung nährten. Mehrere Stürme waren unter den Hauptwällen abgeschlagen worden; das Kleingewehrfeuer gellte durch die dichten Mauern uns ins Ohr, und ich selbst hatte im Klostergarten einige hereingefallene Musketenkugeln mir auflesen können. Zwar verunglückten die meisten Ausfälle, aber doch wußten wir, mit wie viel Hunderttausenden die Russen im Anzuge waren. Die Franzosen waren mehr als einmal total geschlagen. Der Fürst von Pleß stampfte Armeen aus dem Boden, und Schlesien konnte das Grab des napoleonischen Ruhmes werden. Alles dies beschränkte sich auf den Versuch jenes muthigen Parteigängers mit seinem zusammengerafften, zum Theil nur mit Mistgabeln und Sensen bewaffneten Freicorps der Stadt zu Hülfe zu eilen. Kühn drang er bis nahe an die Vorstädte; aber vergebens waren seine Signale, vergebens beschworen Militairs und Bürger den Gouverneur zum Ausfalle. Es sei Blendwerk der Feinde, war die Antwort, und der Fürst mußte sich geschlagen zurückziehen. Dies war die einzige Hoffnung, die uns von außen kam; sie war verscherzt. Einsichtigere wußten bald, daß der Aufstand in Polen jede Aussicht auf Entsatz aus dem Norden abschnitt. Auch Glogau war gefallen, und mit immer mehr Geschütz füllten sich die unserer Stadt zugekehrten Batterien, vor der jetzt auch der gefürchtetste Name unter den französischen Generalen, Vandamme, drohend erschien.

Breslau traf weder ein so hartes Loos, als funfzig Jahre früher Küstrin unter den Bomben der Russen, noch einige zwanzig Jahre später die Citadelle von Antwerpen; für die Belagerungsgeschichte jenes unglücklichen Krieges litt es indessen unverhältnißmäßig. Der Stadt, nicht den Wällen, galt der Kugelregen des Feindes, und während wenige Soldaten blieben, kamen desto mehr Bürger zu Schaden. Ernsthafte Brände bei Tag und Nacht; das Feuerkalb wetteiferte mit dem Krachen des Geschützes. Einzelne Bomben zerschmetterten ganze Häuser und unzählige Giebel, die hoch und abentheuerlich ausgeschmückt nach der Straße ragten, stürzten dahin ein. Die Sieger, befremdet über einen Widerstand, der den Sturmesflug, welcher die andern Festungen zwang, um mehrere Wochen hemmte, schienen mehr durch Schreck als Gewalt dies Bollwerk nehmen zu wollen. Doch wollte man wissen, daß das weiche Gemüth des nachmaligen Königs von Westphalen oft ein Erbarmen empfand, welches sein kaiserlicher Bruder, wenn er darum gewußt, sehr gemißbilligt hätte. Er ließ, wenn die Bomben gezündet, im Schießen innehalten, damit die Bürger löschen könnten. Je nachdem diese Schonung statt fand oder nicht, wollte man abmessen, ob Jerome im Lager war. Der Feind unterließ nicht zu jenem Einschüchterungszwecke häufige Parlamentaire in die Stadt zu schicken. Es waren die glücklichen Stunden — oft kaum eine bis zwei — wo die Versteckten aus ihren Kellern vorkrochen nach Luft, und die Betriebsamkeit in Windeseile sich regte. Da holte man Nachrichten ein, und Lebensmittel, da flog man in das Versteck der Freunde, zu sehen, wer noch lebe, sich die Hand zu schütteln und wieder fort zu fliegen. Wehe denen, oder vielmehr ihren Angehörigen, die von den ersten Kugeln außerhalb ihrer Höhlen überrascht wurden. Wir benutzten diese günstigen Momente, unsere schwindenden Vorräthe zu ergänzen. So saßen wir eines Mittags in unserer Zelle um die frugale Suppe — da saus'te, krachte, schmetterte es gerade über unsern Köpfen, und im nächsten Moment war jeder unwillkürlich an der aufgerissenen Thüre. Es hatte einer wie der andere einen Druck gefühlt, als senke sich das Gewölbe, und wir mit ihm in den Boden. War es noch nicht geschehen, so mußte im Augenblicke darauf die Decke bersten, und die Bombe in die Terrine fallen. Aber das Gewölbe widerstand, die Bombe brach nicht durch; wir hörten, zum Bewußtsein gekommen, sie über unsern Scheitel aufschlagend tanzen und erwarteten den Moment, wo sie zerspringend Feuer und Verderben um sich verbreite. Nicht wir allein, das halbe Kloster war auf den Beinen und auf dem Gange, todtenblasse Gesichter, gerungene Arme; die immer lachende Blödsinnige und die lallende: „Juste Jesu, ach Du liebe Gott!" Hundert Stimmen, die sich überschrieen, daß man hinauf solle auf's Dach, und sie löschen, ehe sie springe und zünde! Hundert, die Rath wußten und keine That hatten. — „Schickt doch die Wächter hinauf!" — „Wo sind die Wächter?" entgegnete mit erzürntem Blicke auf uns die Priorin, und aller Augen

fielen mißbilligend auf meine Mutter. Sie waren in unserm Dienste nach unserer Stadtwohnung geschickt, um Holz einzuholen. Alles dies war das Werk eines Augenblickes; in dem nächsten schwebte eine Gestalt die Bodentreppe herab. „Schwester Osanna!" rief es erstaunt aus einem Munde, und die junge Nonne kam, in beiden Händen die umschlungene Bombe haltend, still lächelnd auf uns zu. Während der allgemeinen Bestürzung war sie auf das Dach geeilt und hatte mit einem nassen Tuche die noch hüpfende Bombe überworfen und den glimmenden Zünder gelöscht, ehe es zu spät war. Schwester Osanna war die Retterin des Klosters.

Noch entsinne ich mich einer furchtbaren Decembernacht in unserer Zelle. Ein wilder Orkan wetteiferte mit den feurigen Kugeln, die Lüfte zu zerreißen. Erde und Himmel bebten, und die dicken Klostermauern schienen, an ihren Grundfesten gerüttelt, zu zittern. Alles betete, daß die Bomben nur diesmal nicht zündeten; ein Feuerbrand in der Nacht hätte die halbe Stadt verwüstet. Wir lagen angekleidet und schlaflos auf Sopha und Betten. Es war nach Mitternacht, als es leise an unsere Pforte klopfte, und ohne auf Antwort zu warten sich diese öffnete. Das widerwärtigste Gesicht, geisterbleich mit klappernden Zähnen, trat ein und wünschte uns einen guten Abend. Es war unsere Nachbarin, mit der wir den wenigsten Umgang hatten. „Mein Gott, was wollen Sie jetzt, Jungfer Ludovica?" fragte man sie. — „Ich wollte nur dem Wilhelmchen einen Apfel bringen." — Auf die Weisung, daß dies doch nicht die Stunde sei, um Aepfel zu essen und zu verschenken, antwortete die Arme, die zitternden Glieder auf einen Schemel niederlassend: „Ich fürchte mich doch gar zu sehr." —

Als bei der immer heftigern Beschießung noch mehr Bomben durch das steile Dach zertrümmernd ihren Weg fanden, hielt man selbst die Gewölbe im obern Stockwerk nicht mehr für Schutz genug, und die Lager sämmtlicher Nonnen wurden in das große Refectorium oder den Speisesaal zu ebner Erde geschafft. In diesem großen, sehr hohen Saale breitete sich von nun an nächtlich Lager an Lager; auch uns und vielen von denen, die in den Nebengebäuden Aufnahme gefunden, gönnte die christliche Liebe unserer Wirthinnen Platz. Mit der längst beseitigten Klosterregel fiel hier jede Gêne weg, und gegen funfzig geistliche und weltliche Frauen, auf ihren Matratzen und Betten sitzend, knieend und liegend, besorgten beim düstern Lichte weniger, an den Pfeilern hängender Laternen ihre Schlaftoilette.

An ähnlichen Genossenschaften, wo jede Regel der Convenienz aufhörte, und Geschlechts- und Standesunterschied im engen Raume vergessen wurde, fehlte es auch in der übrigen Stadt nicht. Gern erinnerten sich Breslau's Bewohner in spätern Jahren dieser Auftritte, wo das Menschliche über angenommene Sitte den Sieg davon' trug. Merkwürdig zumal war das Zusammenleben mehrerer Hunderte in der unterirdischen Kreuzherrenkirche. Familien aller Stände wohnten hier einträchtig neben einander, mit fußweise ihnen abgemessenem Raume. Die Polizeiordnung, welche die kleine Republik sich selbst gegeben, wurde musterhaft beobachtet; die Sakristei war die gemeinschaftliche Küche. So anmuthig muß unter Schreck und Gefahr das Leben erschienen sein, daß ein junger Mann während des Donners der Geschütze hier seine Braut sich antrauen ließ, und die Hochzeit mit den Gästen feierte, die der Zufall ihm geladen hatte. Was das Romanhafte für jene Zeit erhöhte, war, daß der Bräutigam, ein Schlesier, die Welt umsegelt und einen Theil seines Lebens auf Ceylon verbracht hatte.

Viele wollten der Gefahr trotzen und verschmähten diese Conventikel. Die Chronik der Stadt war nicht arm an fabelhaften Berichten, wie Einzelne die Gefahr herausgefordert hatten, und Andere derselben durch Ahnungen entgangen waren. So unter andern der durch seine Uebersetzung des Milton ehrenwerth bekannte Dichter Bürde. Vergebens drängte ihn seine Familie, die in den untern Gewölben Schutz gesucht, ihr Asyl mit ihnen zu theilen. Endlich noch spat in der Nacht, als er schon im Bette liegt, fleht ihn die Kinderfrau an aufzustehen. Erst, als sie zum drittenmale wiederkömmt, entschließt er sich, zur Beruhigung der Seinen, dazu, und kaum hat er das Zimmer verlassen, als eine Bombe einschlägt, und gerade in das noch warme Bett, wo sie zerspringt, und Bibliothek und Scripturen des Schriftstellers zum Fenster hinausschleudert.

Nur eine Nonne unsers Klosters hatte sich geweigert in das Refectorium herabzukommen. Die alte, taube Subpriorin haus'te allein Nachts mit den heulenden Winden und den fröstelnden Wächtern in den öden Zellen, und schritt ohne Furcht durch die hallenden Kreuzgänge. Sie zuckte die Achseln über das furchtsame jüngere Geschlecht: Zu Laudon's Zeiten hätten sie anders geschossen; das Schießen jetzt sei nicht der Rede werth. Ich weiß nicht, ob diese laudatrix temporis acti mit der Vorstellung, daß auch der Kanonendonner mit der neuen Zeit sich verschlechtert habe, ins Grab gestiegen ist. Da die Kanonen selbst es nicht vermochten, ihr die Fortschritte der Cultur ins Ohr zu donnern, mußten menschliche Stimmen es aufgeben, sie zu bekehren. —

Der Bestürzung, die ein fürchterlicher Bombenschlag verursachte, entsinne ich mich noch deutlich; es ist aber der letzte Moment aus meiner eignen Klostererinnerung. Die funfzig Köpfe und Leiber fuhren aus dem Schlafe auf, und — des Entsetzens! — in demselben Moment drang glutroth durch die kleine Pforte am andern Ende des Refectoriums die Bombe selbst ein. So war es denn mit uns aus, wenn es nicht glücklicherweise die rothe Handlaterne der Schwester Pförtnerin gewesen, die gerade mit dem Bombenschlage eintrat. Ob eine der frommen und nicht frommen Schwestern über die Ironie des Schicksals, oder unserer schlaftrunkenen Einbildungskraft gelacht hat, welche eine flammende Bombe gelassen durch eine geöffnete Thür eindringen ließ, darf ich billig bezweifeln.

Das Weihnachtsfest war traurig. Die gutmüthigen Nonnen bedauerten die Kinder, daß Schneeflocken und Kugeln die einzigen Geschenke waren. Alle aber hatten dieselbe Furcht vor einer Bescheerung des Himmels, in andern Zeiten eine willkommene, vor dem klaren Frostwetter. Wenn die Gräben zufroren, erwartete man einen Sturm, den abzuschlagen die Kräfte fehlten. Auch ward das Desertiren der polnischen Soldaten gefürchtet.

Diese Furcht war eitel. Das Bombardement ward mit Anfang des neuen Jahres schwächer. Auf häufige Intervallen folgte ein Waffenstillstand, dem Stillstande die Capitulation. Breslau ergab sich, nachdem die letzte Kuh geschlachtet war.

Von Seiten des Militairs war nur eine Stimme des Unwillens und der Zerknirschung. Gemeine Soldaten, keine Freiwilligen, größtentheils nicht einmal Landeskinder, sah man erbittert ihre Gewehre zerbrechen und in die Gräben schleudern, um sie nicht in die Hände des Feindes zu liefern. Unter den Bürgern, die am meisten gelitten, zumal bei dem freiwillig übernommenen Stadtwachdienst, herrschte keine Freude, und auch die Glocken, als sie zum erstenmale wieder läuteten, erweckten nicht die Gefühle von Freiheit und Sorglosigkeit. Nur unter den reichen Kaufleuten herrschte eine davon verschiedene Gesinnung. Unsere Nonnen, die auch beim Auszug ihrer Gäste mit würdiger Uneigennützigkeit sich zeigten, sahen trübe in die Zukunft, die auch sie über kurz oder lang aus diesen altergrauen Mauern treiben würde. Die meisten haben dies Loos noch erlebt. Sie zerstreuten sich auf's Land; nur wenige der Jüngern, darunter jene Heldin mit der Bombe, fanden wieder Aufnahme in den beiden wohlthätigen Schwesterstiften der Ursulinerinnen- und Elisabethinerinnenstifte, die in spätern Krankheitsperioden durch aufopfernde Thätigkeit für die Leidenden ihre Erhaltung gerechtfertigt haben.

Ein Jammer anderer Art zeigte sich, als uns die Thore geöffnet waren, in den verwüsteten Vorstädten. Die unglücklichen Bewohner haus'ten noch lange in Erdhöhlen unter Schutt und Trümmern. Die Laufgräben, mit verkohlten Balken überdeckt, waren Prachtgemächer gegen viele dieser Löcher, worin ganze Familien zusammengekauert lebten. Empörender für Viele waren die von den Feinden entweihten Kirchen, in denen sie ihre Hauptwachen aufgestellt hatten. Die geplünderten Gebeine lagen umher, und die umgekehrten Särge waren zu Bänken und Spieltischen geworden. Leider bestätigte sich auch hier die traurige Wahrnehmung aus jenen unseligen Kriegen, daß deutsche Landsleute despotischer und grausamer als die Franzosen verfuhren. Der Name Baier und Würtemberger (Wittenberger, wie ihn das Volk nannte) blieb lange Zeit ein Schrecken beim schlesischen Landmanne. Als ein Beispiel, bis zu welcher Tollheit der Uebermuth eines müßigen Soldaten steigen kann, verdient ein sonst sehr gleichgültiger Characterzug aus jener Zeit die Aufzeichnung. Ein baierischer Kavallerist konnte sich keine größere Lust, oder dem Bauer, bei dem er einquartirt, keine größere Demüthigung ersinnen, als daß er, nachdem er gefordert, gewüthet und genossen, was die Armuth einer schlesischen Hütte bieten kann, sich auf die Ofenbank legte und den achtzigjährigen Altsitzer des Gehöftes zwang, mit dem Finger das Rad in seinen Sporen beständig umzudrehen. Ermüdet fragte der Alte, ob es nicht genug sei; aber der Unersättliche nöthigte ihn, bis der Tag zu Ende war, fortzufahren.

Breslau litt weniger. Hier schlug bald darauf Prinz Jerome seine capuanische Hofhaltung auf. Viel wußte man noch lange nachher zu erzählen von den strahlenden Festen, den Liebesabentheuern und den Rheinweinbädern des entnervten, aber unwiderstehlichen Wüstlings. Der Ruf vieler Schönen von hohem Namen theilte das Schicksal der Elb- und Oderfestungen, die man noch für unüberwindlich hielt, und sie waren schon in Feindes Hand. Aber von seinem Muthe hatte man dennoch keinen großen Glauben; denn wenn auch nur Parteiwuth es erfunden, daß er vor einem Schneider aus Zimmer in Zimmer gelaufen, der ihm doch nur ein neues Kleid anmessen wollte, so schwächten ihn die beiden Chevauxlegers, welche beritten, mit gefälltem Karabiner, Nacht und Tag vor seiner Wohnung hielten.

Nacht am Meere.

Nacht umfängt mit tiefem Dunkel
Rings die schlummerstille Flur,
Und der Sterne Lichtgefunkel
Hebt das Schwarz des Himmels nur.

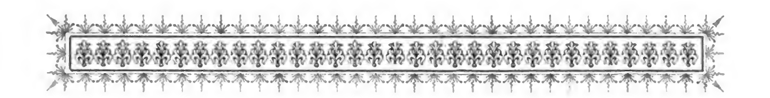
Glanzvoll spiegelt ihren Reigen,
Fernhin flutend, licht und hehr,
In geheimnißvollen Schweigen
Unabsehbar weit das Meer.

Hörbar kaum verklingt im Sande
Brandend leis die schwell'nde Flut,
Und erstickt am weichen Strande,
Der wie tonesmüde ruht.

Auf der weiten Wandrung winken
Nur die Welten weit sich zu,
Sonst will Alles still versinken
In den Zauber dieser Ruh.

Gräfin Margarete Keyserling.





Briefe deutscher Humoristen.

Unsere Tage legen uns eine geringere Auffassung des Begriffs „Humorist“ nahe, als er in der Überschrift dieser Mitteilung gemeint ist. Denn wir fassen darunter Dichter und Schriftsteller wie Bogumil Goltz, Fritz Reuter und Gustav Freytag zusammen.

Der Brief des Ältesten von den Dreien, Bogumil Goltz (geb. 1801) ist persönlichsten Inhalts. Man weiß, daß der Verfasser des „Buchs der Kindheit“ in Jahren, wo sich Andere zur Ruhe setzen, zum Wanderstab greifen mußte, um sich durch Vorlesungen zu ernähren. An einen freundlichen Kritiker dieser Vorlesungen, Wilhelm Buchner in Darmstadt, ist der Brief gerichtet, der tief in sein Wesen hineinleuchtet:

Cöln, d. 23. Januar 1867.

Mein hochgeehrter Herr und Freund!

Herzlichsten Dank für Ihre so wohlwollende, mich ehrende Auffassung meines schriftstellerischen und persönlichen Charakters.

Insbesondere hat es mir wohlgethan, daß Sie dem Ernste in meinen Scherz-Reden Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch in mir, wie in so vielen Lebens-Praktikern, wohnen und katzbalgen sich entgegengesetzte Geister und so bleibt nur der Humor, mit dem ich die Bruchtheilchen meines Wesens zusammenflicke, so gut es gehn will.

Ich extrahire wohl meine Ideale aus der Wirklichkeit; aber dann schweben sie selbständig im blauen Aether wie lichte Wolken und kehren nicht zur Erde zurück. — Lebens Schmerz und Lust halten sich jedoch leidlich die Waage und so gehöre ich zu den glücklichen Menschenkindern dieser unergründlichen Welt. — Die Hauptbedingung aber vergaß ich für dies Lebens-Resultat: Sie liegt in meiner prächtigen Frau, ohne welche ich nicht leben kann — und ihr gehts ebenso.

Haben Sie etwa keine Lebensgefährtin, so wolle der Himmel sie Ihnen bescheeren.

Mit ehrlicher Hochachtung
Ihr Freund und Diener
Bogumil Goltz.

Von biographischem Interesse ist auch der Brief Fritz Reuters (geb. 1810). Er zählt die nächsten Freunde auf, die der Dichter in seiner Heimat hatte, seine Freunde und Tröster in schwerer Zeit, darunter auch ein und das andere Urbild seiner Gestalten. Reuter schreibt:

Geehrtester Freund!

Mit Vergnügen trage ich Ihnen Grüße an die Mecklenburger auf, nur in Ludwigsluft sind meine Bekanntschaften durch Tod und Wegzug vollständig abgebrochen. In dem Städtchen Grabow nahe bei Ludwigsluft können Sie meinen speziellen Freund, den Hofrath Franz Flörke grüßen; in Schwerin den Oberbaurath Demmler, den Abgeordneten Hobein (Schriftsteller), den Hofmaler Schlöpke, den Dr. med. Kortüm, in Dobberan den Bruder des Letzteren, den Medizinalrath und Badearzt Kortüm, und den Dr. Fritz Döbereiner, den Sohn des alten Jenenser Professors. — In Rostock besuchen Sie den alten Professor Fritsche (Philologen) und grüßen Sie von mir, dann den Landsyndicus Lengfeldt, den Professor Julius Wiggers und dessen Bruder Moriz (Advocat), dann, damit Sie auch eine gebildete Frau kennen lernen, gehen Sie zu der liebenswürdigen Frau Senatorin Weber, der Schwiegertochter meines alten Amtshauptmanns aus der „Franzosentid“, und dann auch zu dem wackeren Schwiegersohn derselben, Advocaten Nizze. In Güstrow empfehle ich Ihnen den Pastor Löscher und den Lehrer John Brinkmann (Schriftsteller). In Neubrandenburg, wohin Sie schon der schönen Umgebung wegen reisen und wo Sie einen Tag verweilen müssen, kann ich Ihnen meine langjährigen speziellen Freunde, den Pastor Boll und den Dr. E. Boll, und deren Schwager, den Dr. med. Brücken und den Dr. Viktor Siemerling empfehlen.

Nun will ich wünschen, daß Ihnen diese Grüße allenthalben zu einem freundlichen Empfange verhelfen, und daß Ihre Reise durch mein kleines Vaterländchen Ihnen den Genuß gewähre, den Sie sich davon versprechen.

Mit freundschaftlichem Gruß von mir und meiner Frau Ihr
Fritz Reuter.

Eisenach, den 12. August 1866.

Gustav Freytag (geb. 1816) giebt sich in dem folgenden Schreiben freilich nicht als der Dichter der „Journalisten“, sondern als Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. In dieser Hinsicht ist der Brief ein kleines Kabinettstück:

Ew. Hochwohlgeboren

bin ich für die gütige Übersendung des Werkes: „Georg Behr“ zu großem Danke verpflichtet. In der furchtbaren Tragödie des 30jährigen Krieges giebt jedes einzelne Menschenleben Gelegenheit, neue Seiten des

völkerzerstörenden Treibens kennen zu lernen, zumal wenn es so gründlich und mit so liebevollem Einsehen in das Detail geschildert wird, wie von Ihnen geschehen.

Die Willkür und Schlechtigkeit der Schweden, nicht nur der Krieger, auch der verwaltenden Beamten ist von Ihnen mit großem Recht betont worden. Leider war es bei den Kaiserlichen nicht besser. Es war bei keiner Partei, in keinem Lande besser. Das Recht war überall unsicher, gekreuzt durch jede Art persönlicher Motive, im besten Falle endlos. Aus meinem Vaterlande Schlesien, der kaiserlicher Provinz, ist in jeder Familie leicht, die widerwärtigsten Beispiele von erdrückter oder erstrebter Gewalt und Rechtswillkür herzuzahlen, soweit Nachrichten erhalten sind. Und das Bild, welches man aus ihnen von dem Leben jener traurigen Zeit erhält, wäre sicher sehr niederschlagend, wenn nicht der beste Trost uns zur Hand wäre, daß es allmählig so viel besser, menschlicher, ehrlicher bei uns geworden ist.

So gestatten Ew. Hochwohlgeboren, daß ich mit meinem besten Danke Ihnen die Versicherungen aufrichtigster Hochachtung übersende, mit welchen ich bleibe

Ew. Hochwohlgeboren ergebenster

G. Freytag.

Leipzig, den 2. Januar 1861.

Man kann im knappsten Rahmen kaum mehr und besseres über eine große, merkwürdige Epoche sagen.

Litterarische Notizen.

— Von den „Neuen Gedichten", die Friedrich Adler (bei G. H. Meyer in Leipzig) kurzlich hat erscheinen lassen, ist die Mehrzahl in den Spalten dieser Zeitschrift erschienen; zudem haben wir anläßlich des Erscheinens seiner ersten Sammlung (Gedichte, 1893) eingehender über den Dichter gesprochen, als in der Regel an dieser Stelle zu unserem Bedauern aus Raumgründen möglich und darum üblich ist. Da wäre es denn genügend, wenn wir nun kurz mitteilen wollten, daß ein neues Buch Adlers vorliegt. Hier aber möchten wir deshalb mehr und Wärmeres sagen, weil uns die Freude, auf eine Sammlung von solchem Wert hinzuweisen, doch auch heute, wo wir an lyrischen Talenten in Deutschland reicher sind, als etwa vor zehn, geschweige denn vor dreißig Jahren, nicht allzu oft gegönnt ist. Was uns an Adler vor Allem erfreut, ist die Echtheit seines Schaffens; wir wissen's ja: ein Poet, der die Form beherrscht, kann auch Gedichte „machen"; Adler gehört zu den sehr Wenigen, die dies niemals thun oder von denen doch nie ein Gedicht einen anderen Eindruck hervorruft, als den des Erlebten, des Empfundenen. Das aber ist sehr viel, es ist eigentlich die Hauptsache, und wäre unter allen Umständen erfreulich, auch wenn uns Form, Inhalt und Stimmung nicht in dem Maße erquicklich und beachtenswert erschienen, wie dies thatsächlich der Fall ist. Aus dem Anhang kritischer Stimmen über das erste Buch, der dem vorliegenden beigegeben ist, entnehmen wir, daß einzelnen Beurteilern namentlich die Form an Adlers Gedichten rühmenswert erschienen ist, daß sogar diese formale Begabung es war, die eigentlich ihr günstiges Urteil über ihn bestimmt hat. Man kann dies sehr wohl verstehen; eine Richtung, die auf die Form mehr Wert legte, als auf den Inhalt, ist nun von einer andern abgelöst worden, welche die Form geflissentlich zu Gunsten des Inhalts vernachlässigt, und daneben einer neuesten, die sich in Sprach- und Lautkünste verliert und in ihnen das Wesen der Lyrik erblickt. Da rücken denn dem geplagten Kritiker unwillkürlich jene in doppelt helles Licht, die der Form vollauf geben, was sie verdient; zu ihnen gehört Adler. Aber so erfreulich auch uns der Wohllaut seiner Verse, die Sauberkeit und Sorgfalt der sprachlichen Gewandung erscheint, die er seinen Gedichten giebt, als vorwiegend formales Talent möchten wir ihn nicht einschätzen; uns freut seine Form vielmehr gerade unter dem Gesichtspunkt, als sie sich immer dem Inhalt anpaßt, und in diesem Inhalt sehen wir sein Bestes. Er hat einen tüchtigen Kritiker an Geibel erinnert; andere nennen ihn einen „Modernen"; dieses Seltsame erklärt sich einzig daraus, weil er eben in seiner ganzen Empfindungs-, Anschauungs- und Darstellungsweise ganz und gar nicht etwa ein Mann einer bestimmten Schule, sondern eine Individualität ist. Grenzen, sogar sehr fühlbare Grenzen seines Könnens hat auch dies Talent, aber innerhalb derselben leistet es ihm Eigentümliches und Treffliches. Namentlich zwei Gruppen von Gedichten machen uns die neue Sammlung wert: die Blätter der Betrachtung des Lebens und des eignen Ichs, und dann die kleinen Genrebilder aus dem täglichen Leben. Was die ersten betrifft: ein Mensch durch und durch, ein menschlicher Mensch, wäre man fast versucht zu sagen, der sich gar nicht als besonders gut und mitleidsvoll aufspielt — man vergleiche das Gedicht: Ein Tagebuchblatt — und doch voll sittlichen Ernstes und darum voll tiefsten Mitleids ist. Die Genrebilder aber fesseln durch die Festigkeit der Linien, die gute Beobachtung ebenso, wie durch das warme Gemüt. Wir leben in den Tagen des Symbolismus und diesem Manne will „im Leben, wie im Lied der mystisch dunkle Trieb nicht taugen", in den Tagen, wo Hitze des Bluts höher wertet, als Wärme des Gemüts, und dieser Dichter hat eine keusche Seele — kurz, Adler ist nicht so geartet, um heutzutage populär zu werden. Aber es giebt doch auch heute feine Menschen genug, die an dem Büchlein Freude hätten, wenn sie es zur Hand nähmen, und denen wollen wir es empfohlen haben. —nz—

— Von Herrn Dr. Robert F. Arnold in Wien erhalten wir folgende Zuschrift: „Der im XXIV. Bande der „Deutschen Dichtung" S. 271 ff. veröffentliche Brief Pfeffels an Christian von Mechel (vom 22. April 1789) enthält den dunklen Satz: „Ich . . . freue mich zum Voraus über die großen Expeditionen, denen Sie, wie Stoppens gereißter Glog, der in dem Hosengurte seines Herrn saß, beywohnen werden." Wie Bd. XXV. S. 276 der „D. D." mitgeteilt wird, ist die Erklärung dieses Passus auch Th. Vulpinus, der in der „Alsatia" jüngst jenen Brief Pfeffels abgedruckt und kommentiert hat, nicht gelungen; ich freue mich hier zufällig Auskunft geben zu können. Es handelt sich um den Chef der sogenannten Hirschberger oder dritten schlesischen Dichterschule Daniel Stoppe (1697—1797), der als Fabeldichter Pfeffeln naturgemäß interessiert haben muß, und speziell um seine Fabel „Der gewanderte Floh" (wofür „Glog" Schreib-, Lese- oder Druckfehler ist) in „Neue Fabeln oder Moralische Gedichte" 1795 (Titelauflage der editio princeps von 1738—40) S. 159, woselbst in der gesucht trivialen und breiten Manier, welche Stoppen eignet, das alte Thema „Es flog ein Gänschen über den Rhein . . ." dergestalt variiert wird, daß das vorher erwähnte Insekt im Hosengurte seines Herrn, eines jungen Kaufmanns, nach einer Großstadt reist, seinen Schlupfwinkel auch dort nicht verläßt und endlich heimgekehrt auf die Frage seiner Kommilitonen, „was er auf Reisen sich gemerkt, gesehn, gehört" erwidert:

„Man sieht dort nichts, wie hier, wenn man im Finstern ist."
„Ach!" sprachen sie, „mein Freund! Ist das der Müh wohl wert,
Daß du so weit gewandert bist?"

(Wir fügen bei, daß im Brief „Glog" steht; es handelt sich also um einen Schreibfehler des Sekretärs des erblindeten Dichters.)

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von J. Cunamon in Berlin N, Chausseestr. 2e



Der Roman einer Toten.

Von A. Schoebel.

(Fortsetzung.)

Ihre Stimme schilderte man ihm als süß, dunkel und klangreich. Eine vom Hause Jngersheim unterstützte Blinde sei stets bestrebt gewesen, das Fräulein sprechen zu hören.

Ortrud selber habe eine Zeitlang große Hoffnungen auf diese Stimme gesetzt, bis sie ihr eines Tages verloren gegangen, wie aus der Kehle gerissen, durch eine plötzlich aufgetretene Heiserkeit. Das sei wohl der Anfang jener bösen Krankheit gewesen, deren Keim eine schöne, junge, frühgestorbene Urahne übererbt habe, und der zwei Generationen verschonte, um in dem zarten Urenkelkind unversehens Wurzel zu schlagen.

Nichts als ein Welken sei diese Krankheit gewesen, ein Heller-, Lichter-, ein Verklärtwerden.

Die alten Leute lächelten ein wehmütiges Lächeln, wenn sie sich der kleinen Überspanntheiten Ortruds erinnerten. „Der Kracht würde ihr das phantastische Wesen schon abgewöhnt haben," setzte die Mutter dann wohl siegesgewiß hinzu. „Wenn es nur so weit gekommen wäre!" Und sie kramte aus ihrem Gedächtnis alle die Dutzende von Tafeltüchern, Bezügen und Handtüchern hervor, welche sie der Tochter hatte mitgeben wollen, — die vielen Wirtschaftsschürzen, „die ihr sicherlich gut gestanden haben würden —". Dabei fuhr sich die alte Dame mit dem Zipfel der eigenen derben Schürze über die Augen, und teilte ihre Empfindungen zwischen dem Schmerz um die Tochter und dem Leid um die unbenutzt gebliebene kronenverzierte Wäsche.

„Und Kracht hatte draußen auf Buchenecken alles neu herrichten lassen," fügte sie schluchzend ihrer Rede an. „Über jeder Kuh hängt ein Täfelchen mit ihrem Namen und dem Quantum Milch, das sie giebt. Wie das Ortrud gefreut hätte!"

Zu jeder Stunde bedeutete es den Eltern Trost und Erleichterung von der Tochter zu sprechen. Mit wehmütiger Bereitwilligkeit gaben sie auch Bericht von Ortruds Ende.

Über alle Maßen hold mußte dieses Sterben gewesen sein, denn selbst die prosaische Mutter der Toten fand Worte dafür wie aus Gedichten. Still flossen ihre Thränen, als sie erzählte, wie das Kind sich aufgerichtet habe, das zärtlichste Leuchten in den Augen. — Ein schöner Todesengel müsse ihr erschienen sein.

Konrad stand zitternd. Er war sicher, daß ihr der Lebensengel, die Liebe, genaht war in schützenden Visionen, ihr das Glück gezeigt habe, tötlich schön, um ihr dann lächelnd die seligen Augen zu schließen.

Beinahe andächtig betrachtete der junge Künstler jene intimen Gegenstände, von Ortrud während ihres kurzen Daseins benutzt, von der Mutter wie Reliquien bewahrt: das Taufzeug, die ersten kleinen Schuhe; — die weißen Kleider des heranwachsenden Mädchens. Ein paar der Leibchen hatten bei längerem Tragen die Form des jungen Körpers angenommen, und die Mutter wagte kaum die leiseste Berührung, aus Furcht, die Umrisse zu verwischen.

Keine andere Farbe als Weiß habe Ortrud leiden mögen. Alles, was ihr sympathisch sein sollte, mußte weiß sein, Blumen, Hüte, Bänder, Briefpapier, die Einbände von Büchern. Sogar ihr Zimmer, ihr Nest, das sich selber zusammengetragen.

Frau von Jngersheim blinzelte mit den leichtgeröteten Lidern: Jetzt könne sie's ja sagen, sie habe sich immer ein wenig geschämt vor den Leuten wegen der silbergeäderten Tapeten und Möbelbezüge, wegen der Blumenspiegel und der roten Lampe, aber Fremde habe ja Ortrud selten in das weiße Zimmer eingelassen und nur darin gewohnt mit ihren Büchern und ihren Träumen. Die alte Dame ließ das Kinn auf die Brust sinken. „Sie ist eben anders gewesen als wir, unsere arme Ortrud — —"

Plötzlich hob sie den Kopf, wie von einem Gedanken betroffen, der ihr bis dahin niemals gekommen. „Ich glaube, wir haben sie alle nicht so recht verstanden, wenn sie sich's auch niemals

merken ließ, und mit uns froh und heiter war, und unsere Wünsche erfüllte, noch ehe wir sie aussprechen konnten. Nicht wahr, Väterchen?"

Der alte Herr seufzte schwer.

Die beiden welken Menschen sahen sich lange an in seltsamer Bewegung. Dann senkten sie den Blick und schwiegen, als fürchteten sie durch ein Wort etwas zu wecken, das doch schlafen sollte — —

— — Aber die Stirn des Greises überzog eine tiefe blutige Röte. Das bischen Blut, das noch durch seine Adern schleichen mochte, schien sich zu sammeln in diesem flammenden Erröten.

Konrad sah voller Staunen den jähen Farbenwechsel. Die alten Leute verharrten in dem nachdenklichen, unruhvollen Schweigen.

Seltsam erregt beendete der junge Künstler für jenen Tag seine Arbeit.

* * *

Die Büste war vollendet. Und wie vollendet!

Als eines jener Kunstwerke stellte sie sich dar, die vom Himmel gefallen erscheinen, an denen die Arbeit der Menschenhand nicht sichtbar hervortritt. Allen Zauber holder Wirklichkeit besaß dieser Marmor und ließ doch den rinnenden Schmelz, den sanften Perlenschimmer des wunderbaren Steins nicht vermissen.

Die alten Leute standen mit gefalteten Händen vor dem Abbild der Tochter, mit zitternden, nach Worten suchenden Lippen. Still und unaufhaltsam rannen ihnen die Thränen übers Gesicht. Thränen, die nicht schmerzten, sondern ein Lächeln verhüllten!

Konrad fand Lohn und Dank in diesem getrösteten Lächeln, und dunkle Röte stieg ihm mit dem Gedanken zur Stirn, daß nun der Augenblick nahe sei, da man ihm seine Schöpfung bezahlen werde.

Verlegen drückte er die sich ihm entgegenstreckenden Hände der alten Frau, — mit gesenktem Blick erwartete er ein paar Worte des Vaters.

Einer Bitte um Verzeihung glichen diese Worte in ihrem milden Klang, zartester Rücksicht waren sie entsprungen.

„Mein lieber, junger Freund, Sie haben uns eine große, eine innige Freude gemacht, uns in gewissem Sinne unsere Ortrud zurückgegeben, — verklärt, so wie sie vielleicht jetzt an einem besseren Ort lebt, und doch in der Gestalt, die wir an ihr kannten —"

Konrads ganzes Gesicht flammte vor Zorn über seine Armut, die ihm nicht gestattete, dieses Werk der Welt zu schenken — ohne Entgelt!

Herr von Ingersheim sprach weiter, friedevoll und bedächtig: „Freude soll man mit Freude vergelten. Vielleicht haben Sie einen Wunsch, einen großen, einzigen, wie ihn wohl jedes Menschen Jugend aufweist —! Mein lieber, lieber Konrad, — lassen Sie mich Sie so nennen, — sehen Sie, diesen Wunsch, den möcht' ich Ihnen erfüllen —"

Da neigte sich der junge Künstler auf die welke, runzlige Hand, die viel gearbeitet, die nie schön gewesen, und küßte sie. Er murmelte ein paar ablenkende Worte, — daß er noch gar nicht nachgedacht habe über diesen Punkt, daß er sich besinnen werde —

Plötzlich blitzte es hin durch sein Hirn, leuchtete auf in weißer Pracht — — Wenn er das verlangte, das Ersehnte, Einzige!

Seine vornübergeneigte Gestalt richtete sich auf.

„Herr von Ingersheim," entgegnete er fest, „ich habe einen solchen Wunsch. — Schenken Sie meinem Atelier die Ehre Ihres Besuchs. Dort werden Sie eine schlafende Psyche sehen, im Modell fertig. Wenn ich die Statue in Marmor ausführen lassen könnte, sie müßte meinen Ruhm begründen."

Der Gesichtsausdruck des alten Herrn ließ die vollste Zustimmung erkennen.

Konrad schob die Brauen in die Stirn. „Nur kein übereiltes Versprechen, verehrter Herr von Ingersheim! Kommen Sie morgen in mein Atelier, prüfen Sie mein Werk —"

„Lieber Konrad, Sie wissen, daß ich von der Kunst nicht mehr verstehe, als Sie etwa von der Landwirtschaft. Den ersten Begriff davon hab' ich vor dem Marmorköpfchen meiner Ortrud bekommen. Es ist meine Tochter, wie lebend, und doch noch so ganz anders. So heilig. Mir ist es, als hätte ich die Versicherung, daß die Tote an einem guten Ort ist. Ich möchte nur immer beten und danken—"

Er schwieg. Die Rührung machte ihn stumm.

Konrads Augen leuchteten. Er fühlte, daß er diesen Mann seiner Kunst gewonnen habe.

* * *

Am anderen Morgen erschien das alte Paar im Atelier.

Die kahle nüchterne Armut unter dem weißen Gipsstaub erschreckte, betrübte diese guten Menschen. In dem Blick, den sie miteinander wechselten, lag allerlei, das sie sich gegenseitig zu deuten wußten, Vorsätze, Pläne. Sie hatten ihn lieb gewonnen, den bescheidenen jungen Künstler. Sie gedachten ihm sein eingestaubtes Leben zu klären, zu erhellen, sie gedachten ihn künftig zu halten, wie einen Sohn.

Eine leichte Verlegenheit all dem Neuen gegenüber, das ihnen entgegentrat, bemäntelnd, fingen sie an, die Abgüsse auf den Konsolen ringsumher zu betrachten, während Konrad die Tücher von der Psyche hob.

„Wenn ich jetzt bitten dürfte." Unter einem andächtigen Gefühl senkte der junge Bildhauer den Kopf.

Herr und Frau von Ingersheim traten vor die ruhende Gestalt hin. Sie warfen einen Blick darauf, schauten sich an, den Künstler an — — Sie wagten kein Wort zu sprechen, doch über ihre schmerzgezeichneten Gesichter glitt es von neuem wie eine Tröstung.

„Es ist unser Kind," sagte endlich die Mutter und dämpfte die Stimme, als spräche sie in einer Kirche. „Und doch nicht unser Kind. Eine Königin ohne Stolz, mein' ich, — eine Heilige."

„Es ist eine Halbgöttin der alten Griechen," erklärte der junge Bildhauer bescheiden. „Auf Erden gehörte sie zu den Menschen, doch die Liebe hob sie zum Olymp empor. Ihr Name ist unsterblich geworden und bedeutet noch heut die Seele — Psyche."

Er wußte sich dem einfachen Verstand seiner Freunde nicht deutlicher zu machen. Und dann trat ihm sein Geheimnis über die Lippen. Jahrelang habe er darauf gehofft, einer Gestalt zu begegnen, die ihm seinen Traum von der Psyche hätte verkörpern können. Fieberhaft habe er gesucht, zwecklos gearbeitet, bis — bis zu dem Augenblick, da er an Ortruds letztes Lager getreten sei. Und dieser Augenblick sei ihm ein heiliger geworden. Vor allem aber wäre das Gelingen über sein Werk gekommen. Frei und offen fügte er das Geständnis seiner Mittellosigkeit hinzu. Es fehle ihm an Geld zum Ankauf eines Marmorblocks.

Der alte Herr trat nahe an Konrad heran.

„Aber ich bitte Sie, mein lieber junger Freund, kein anderer als ich darf doch diese Statue besitzen! Ich bestelle sie hiermit! Lassen Sie sich den Marmor kommen, und wenn Sie mir und meiner Frau, mit der ich mich schon lange eins weiß in diesem Wunsch, — wenn Sie mir und meiner Frau Freude und Trost geben wollen, so kommen Sie ganz unter unser Dach. Stützen Sie uns in unserem Kummer, wir bitten Sie darum! Vollenden Sie Ihr Werk bei uns!"

Bescheiden erklärte Konrad, daß es kaum angehen würde, das etwas ausgetrocknete Thonmodell zu transportieren. Auch wegen des Nordlichts und sonstiger Erfordernisse sei es geraten, die Statue im Atelier kopieren zu lassen. Hingegen versprach er jede freie Stunde dem einsam gewordenen Hause zu widmen.

Sein Herz füllte sich mit einer geheimnißvollen Freude. Er sollte unter dem Dach wohnen, das Ortrud beschützt, er sollte das weiße Zimmer betreten dürfen in freiem Belieben — —

„Vielleicht könnte man das Steinbild an der Stelle aufstellen, an der unsre liebe Ortrud gestorben ist?" schlug die Mutter schüchtern vor.

„Machen wir vorerst keine Pläne, Mamachen," entgegnete der alte Herr gütig, „und stören wir jetzt Herrn Dempwolf nicht länger."

Er zog seine Notiztafel hervor und schrieb ein paar Zeilen auf ein Blatt.

„Präsentieren Sie, bitte, diese Anweisung meinem Bankier. Entnehmen Sie dort, was Sie brauchen, lieber Freund. Sparen Sie nicht! Sie verbinden uns, wenn Sie sich in keiner Hinsicht einengen."

Unter herzlichem Handschütteln verabschiedete er sich von dem jungen Künstler. Frau von Ingersheim zog ihr schwarzes Tuch fester um die Schultern. Lang und innig hing ihr Blick an der ruhenden Psyche, der die Weichheit des Materials, aus dem sie gebildet war, einen Schimmer von wirklichem Sein verlieh. Unter dem Duftgefalte des Gewandes dehnten sich die Glieder lebensvoll.

Ruhte sie, oder schlief sie den ewigen Schlaf —?

Konrad hatte seine Aufgabe gelöst, erfüllt. Nur die mechanische Übertragung in Stein blieb ihm noch.

* * *

Der Block aus Carrara war eingetroffen. Die Handarbeit, das Punktieren, sowie das oberflächliche Heraushauen der Umrisse aus dem Stein überwachte Konrad selber. Wäre es angegangen, er hätte niemand die Psyche berühren lassen! Ihre Hände und den Kopf modellierte er, in fieberhafter Freude allen Feinheiten des Entwurfs nachgehend, dieselben erhöhend. —

Einer Wiederkehr Ortruds glich der Einzug der Statue in das Ingersheimsche Haus. Fast konnte man sagen, sanfte Fröhlichkeit breite sich aus von dem weißen Zimmer, das neu belebt erschien, nachdem es sein Tabernakel erhalten.

In Konrads Innerem hatte sich abermals ein Wunder vollzogen, das er dem Einfluß der heiligen Toten zuschrieb.

Während der Übertragung des Modells war leis rüttelnde Angst über den Künstler gekommen: was würde werden nach der Vollendung des

Marmorbildes? Was würde er schaffen können, schaffen wollen, nach diesem? Der Strom seiner Phantasie schien versiegt und versickert.

Doch als er der ruhenden Psyche ihren Platz gegeben an der Stelle, welche das schneeige Lager, die Stätte der Träume eingenommen, als er den Blick endlich losriß von der weißen Lieblichkeit einer, die tot war und doch lebte — da berührte dieser Blick den Nischenbogen, der sich weit und leer spannte.

Ein Relief mußte diese Oede bedecken, — Gestalt sich dort neben Gestalt drängen, — aber im Mittelpunkt mußte wieder die Eine stehen, die Holde, Gottgeküßte, — Psyche! Und sie sollte lächeln, Freude spenden, wie sie es bis über den Tod hinaus gethan.

Das große Fieber des Schaffens erfüllte Konrads Adern, — ein paar Tage verstrichen ihm in jenem mystischen Taumel von Seligkeit, der der Conception vorangeht.

Doch diese Conception selber, sie blieb aus. Quellend hob sich der Schaffensdrang, doch schlaff versickernd strömte er niederwärts.

Konrad erkannte irgend ein Element seinem Blut beigemischt, das seine Kraft lähmte und band, jeden Ausbruch derselben niederhielt. Und er prüfte die Natur dieses Elements: es war der Haß gegen Kracht.

Dieser Haß verschattete ihm die Seele, zischte in ihm auf, alles Reine und Schöne seines Innern begeifernd.

Auf irgend eine Weise mußte er sich von dem finstren Gefühl befreien.

Die Begegnungen zwischen den beiden Männern waren allerdings seltener geworden. Doch trug dieser Umstand keineswegs dazu bei, die bestehende Feindseligkeit zu vermindern.

In der ersten Woche nach Konrads Übersiedelung in das Ingersheimische Haus hatte sich Kracht gar nicht, und später nur ab und zu dort blicken lassen. Ein Urteil über die ruhende Psyche war von ihm nicht abgegeben worden —, doch mit zusammengebissenen Zähnen hatte er die Gestalt betrachtet, während das Weiß seiner Augen blutig durchglänzt erschien.

Frau von Ingersheim selber war aus ihrer Harmlosigkeit aufgestört worden durch den Anblick von Krachts verdunkeltem Gesicht. Auch wurde es ihr klar, daß Konrads Sanftmut nur eine künstliche, erzwungene war. Mit überlegter Sorgfalt verhütete sie seit jenem Tage ein Alleinsein der beiden Männer. Sie fürchtete von Seiten Krachts einen Ausbruch posthumer Eifersucht, die sie nicht ganz zu verdammen vermochte, während sie die mystische Liebe Konrads zu einer Toten nur zum Teil begriff; sie schien ihr eine Laune, eine Künstler-Phantasie.

Immerhin erschien ihr der Kultus, welchen Dempwolf mit dem Andenken ihrer gestorbenen Tochter trieb, schmeichelhaft, er löste ihren Schmerz in Wehmut, ihre Trauer in Hoffnung auf ein endliches Wiedersehen auf.

Konrad hatte sich völlig eingelebt und eingewurzelt in dem Hause, das ihm eine Heimat geboten. Er fühlte sich bis ins Innerste durchwärmt von der Atmosphäre dieses Hauses, in welchem süß und leise die Tote umzugehen, zu wirken schien in geheimnißvoller Anwesenheit.

Er wußte, er würde Ortrud wiederfinden, drüben, — auf einem andern Stern! Die Trennung von ihr konnte höchstens ein paar Schaffensjahre währen.

Mit der Deutlichkeit von Hallucinationen sah er oft die stillen Räume um sich her belebt — Ortrud schien aus den Rahmen ihrer Bilder herzusteigen. Er überraschte sich je und je bei der Absicht, sie zu rufen wie eine irdische Frau, der man irgend ein Anliegen vortragen will. Sein seltsames Bündnis mit einer Verklärten gab ihm Rechte, beglückte ihn. Er liebkoste mit seinen heißen Fingern die Gegenstände, welche Ortrud besessen, benutzt. Man hatte in dem weißen Zimmer alles unberührt gelassen, als sei es etwa der Sterberaum einer hochselig gewordenen Königin. Unter einem Schränkchen stand ein umgestülpter kleiner Schuh, in einer Schale lag ein abgestreiftes Armkettchen, sowie ein Ring, der von dem müden Finger geglitten war.

Sie, die dem Altwerden entrückt war, die niemals Scenen machte, verschmolz für den jungen Bildhauer allmählig mit seiner Kunst, wurde ihm die Personification derselben.

Doch ehe dem mystischen Bunde göttliche Kinder, unsterbliche Werke, entsprießen konnten, mußte Konrad jenes Geheimnis ergründen, welches das junge Leben überschleiert, das Jauchzen darin verstummen gemacht hatte, mußte er den Haß gegen Kracht aus seinem Innern gerissen haben.

So deutlich er Ortruds sinnliches Bild hatte formen können, so schemenhaft lose und verwischt schwankte ihre geistige Erscheinung vor seiner Phantasie.

Aber es sollte eine Stunde kommen, da trat Ortrud auf ihn zu, ganz sie selber, das Geheimnis ihres Schmerzes entsiegelnd.

Es war ein frühlingsferner Tag, voller Glut und sommerlichen Rausches, voller heimlicher Blitze, deren Feuer unterging in dem Tagesgeleucht des Himmels. Die Wolken jagten und rissen, und verloren Fetzen ihrer goldenen Säume; von der Sonne schien sich ein breites bluttriefendes Schwert herabzustrecken. Schwefliger Geruch sank durch die Luft herab. In zitterndes Schweigen gehüllt, stand die Natur, als sollte eine gewaltige Flamme aufschlagen — —

Das grünumsponnene Haus lag unter Duftwellen begraben. Die Rosen ließen braungeränderte rot und weiße Blätter fallen, die Levkoien brachen auf und der Oleander entfaltete seine giftigen Blüten.

Schon früh am Tage waren die beiden alten Herrschaften nach Buchenecken hinausgefahren, das seit etwa drei Jahren Kracht gehörte und bestimmt gewesen, Ortrud als Hausfrau zu empfangen.

Konrad befand sich allein in dem weiten Hause, allein mit der Erinnerung an die Tote, mit ihrem Marmorbild. Zögernd, scheu, und doch voll der heimlichen wonnigen Angst des Liebenden setzte er den Fuß in das weiße Zimmer, das einer märchenhaften Insel glich, inmitten eines Oceans von Alltäglichkeit.

Wie in einen warmen Traum gehüllt, lag es da.

Ein Wolkenbrand hatte sich draußen entzündet, auf dem grünen Wipfelgewoge ruhte schwebendes Feuer. Langsam füllte sich der weiße Raum mit rosigen Schatten, erglühte wie ein Brautgemach, ganz errötendes Silber. Auf dem Fußboden lag eine geheimnisvolle Schrift, goldstrahlende Zeichen, aus Sonnenfernen herübergetragen zu den Füßen dieses jungen Menschen.

Über Ortruds weiße Gestalt wanderte bebend das Licht, es schien, als regte sich der Marmorleib, als öffneten sich die träumenden Augen weiter.

Das Blut sauste Konrad vor den Ohren, der schwüle Geruch unter Gluten sterbender Rosen schwebte herein. Es dünkte ihn, die blitzenden Fäden an den Wänden bewegten sich tönend, wie damals in seinem Traum. Durch alle Nerven flimmerte ihm das Licht, quälend, marternd, ihn bis ins Herz treffend. Seine Hände tasteten nach einem Stuhl.

Da traf sein Blick eine Vase, eine hohe schlanke Glasblume. Blendend ging ein Sonnenstrahl hindurch, ihren Kelch erleuchtend. Es glänzte metallisch darin. Ein Schlüssel war hineinversteckt.

Durch Divination wußte Konrad im Augenblick, daß es der Schlüssel jenes geheimnisvollen Schranks sein mußte, zu dem es ihn gezogen, seit er dieses Zimmer zuerst betreten.

Sich aufreckend griff er nach der Vase.

Was er sollte, war ihm deutlich.

Den Schlüssel in der Hand näherte er sich dem Schrank um ihn zu öffnen, mit behutsamer Zärtlichkeit, als sei er ein verzauberter Gegenstand, dem menschliches Empfinden verliehen sei, der zu ihm sprechen, ihm Rätsel lösen werde.

Die beiden Thüren über der Schreibplatte schlugen auseinander. Jener Duft einer Traumblume, der an allem Eigentum Ortruds hing, quoll auf Konrad zu, rüttelte an seinen Nerven.

Er sah in tiefe, gefüllte Fächer hinein.

Bücher mit Merkzeichen darin, Hefte, ganze Stöße aufgeschichteter Blätter und Zettel streifte sein Blick. Zu oberst auf einem dieser Convolute lag eine weiße Narzisse, verwelkt, gestorben, doch einer toten Königin gleichend, die rotgoldene Krone auf dem Haupt.

Konrad griff von ungefähr hinein in die Masse der losen Blätter. Er erfaßte ein paar Zeichnungen, leicht und duftig hingewischt, Personificationen von Blumen darstellend, aus deren Kelchen Mädchenleiber in schlanker Keuschheit hervorwuchsen, biegsame Gestalten mit taufeuchten Haaren und durchsichtigen Flügeln. Sehnsuchtsweite Augen schlugen sich in schmalen Gesichtern auf — — —

Dem jungen Bildhauer erzitterte das Herz. Die Gestalten, vor denen er angebetet, seit er die Kunst verstand, hier fand er sie wieder, in diesen Metamorphosen von Blumen, die, in spielender Geistesgrazie hingeworfen, ganz Duft und Traum zu sein schienen. Ein vornehmes Talent offenbarte sich ihm, eine Art, zu träumen, zu ersinnen, die sich der seinen ähnlich bekannte. Stark trat der Drang zu idealisieren, zu verklären hervor.

Durch Konrads Sinn glitt der Gedanke an den herrlichen Meervogel, in den sich für Ortrud ein armseliger Fetzen Pelzwerk gewandelt hatte.

In fieberhafter Erregung faßten seine Hände nach den aufgeschichteten Blättern im untersten Fach, die leis angegilbt und nach der Reihenfolge ihrer Entstehung geordnet erschienen.

Konrad setzte sich. Er breitete die Blätter aus. In den unsicheren Zügen einer Kinderhand fand er da Märchen aufgezeichnet, Phantasieen, alles skizzenhaft hingeworfen, wie jene zarten kleinen Zeichnungen, — gleichsam den Text zu ihnen gebend. Die Geschichte einer welkenden Blume, das Leid eines im Käfig sterbenden Vögelchens, — ein paar Lieder, seltsam traurig, — Goldklänge, die von schmerzlich erzitternden Saiten tönten.

(Fortsetzung folgt.)



Nornegast.

Eine Nordlandssage in zwölf Romanzen.

Von Wilhelm Gittermann.

(Schluß.)

„Schön Asta, du mahnst mich zur rechten Zeit!
Dein bleib' ich gedenk in Freud' und Leid,
Wie reizend auch locke das Neue.
Wie am dunklen Himmel des Mondes Pracht,
So leuchtet heller in tiefer Nacht
Im nordischen Herzen die Treue."

Und er spricht, zu der Königstochter gewandt:
„Mich fesselt ein älteres, stärkeres Band.
Habt Dank für die rettende Sorge,
Doch ich kann nicht folgen, mich bannt ein Lied,
Das auf Schwingen der Liebe zu mir zieht
Aus meinem heimischen Norge."

Da springt die Fürstin vom Grund empor —
Aus ihrem Aug' bricht's wild hervor,
Wie Lava aus kochendem Krater:
„So giebst für das Leben, das ich dir bot,
Barbar, du mir den bitteren Tod?
Wohlan — ich eile zum Vater!

Und hast du meiner Liebe gelacht,
So habe vor meinem Hasse jetzt Acht!
Soll ich dich nimmer besitzen,
Nicht einer Anderen sollst du sein!
Bald wird auf dich im Flammenschein
Die Rache herniederblitzen!"

VII.

Auf schweigender Flut liegt schwarz die Nacht,
Hoch oben brauset der Wolken Jagd.
Grau ragt der Turm in das Dunkel;
Da regt's auf dem finstern Gewässer sich leis,
Und es leuchtet wie Brünnen silberweiß
Und ragender Speere Gefunkel.

Nun legen am Ufer die Barken an,
Vorsichtig heraus tritt Mann auf Mann.
Der Sturm ist hold dem Beginnen;
Er übertönt das Waffengeklirr,
Der Männer Tritt und das Stimmengewirr;
Schon fassen die Ersten die Zinnen.

Der junge Degen kühn und frank,
Er zieht die blitzende Klinge blank,
Die Mannen fällen die Speere:
„Nun vorwärts! Fest das Gewaffen gefaßt!
O Reginald, hörst du den Nornegast?
Er bringt dir Freiheit und Ehre!"

Der Schlachtruf braust, es rasselt das Erz;
Aufjauchzt in Kampflust jegliches Herz!
Die Wächter hören's erschrocken.
Schon wetterleuchten in ihre Reihn
Normannische Schwerter, und laut darein
Ertönt der Stürmer Frohlocken.

Doch sieh, nun quillt's aus der Burg herauf,
Gewaffnet, geordnet, Hauf an Hauf;
Schier endlos will es sich breiten.
Unmutig erkennt der Held die Gefahr;
Schon eingeschlossen ist seine Schar,
Und es stürmt von allen Seiten.

Der tapfre Frode, der Roderich,
Der treue Garmer, der Björn erblich,
Rings sinken die wackern Genossen.
Held Nornegast sieht's in bitterer Qual;
Zu groß ist des Feinds stets wachsende Zahl,
Und jeder Weg ist verschlossen.

Verzweifelnd schaut er zum Gitter empor —
Und siehe, den Freund, den er verlor,
Erblickt er mit Entzücken.
Und Jedem dringt rasch zum Herzen das Blut,
Wie so nah er sich sieht den Gefährten gut,
Und kann ihn an's Herz nicht drücken.

Und Nornegast ruft, die Arme gestreckt
Zur Höhe: „Der Tod nicht ist's, der mich schreckt,
Als Held vom Leben ich scheide.
Doch daß ich dich, in des Feindes Macht

Muß lassen in ewiger Kerkernacht,
Das füllt mir die Seele mit Leide!"

Und Reginald drauf: „Herzlieber Gesell!
Dein Antlitz leuchtet mir sonnenhell
Hinein in die Nacht der Schmerzen!
Fahr' wohl! Fahr' wohl! Bald folg' ich dir nach
Aus diesem Leben voll Gram und Schmach,
Zu ruhen an deinem Herzen."

Und der Freund läßt ab vom blutigen Strauß;
Die Arme breitet er wehrlos aus,
Und empfängt in die Brust die Wunde.
Hinstürzt er blutend. — Vorbei ist die Schlacht;
Bald waltet nur noch das Schweigen der Nacht
Rings über der Stadt und dem Sunde.

VIII.

Als früh erwachte der Sonnenstrahl,
Da kniete vor'm Kaiser im goldnen Saal
Medore, die Schönste der Schönen.
Arglistiger Rede Schlingen spinnt
Das rachedürstende Königskind
Dem besten von Nordlands Söhnen.

„O Herr und Vater, zu groß ist die Schmach,
Es sterbe der Frevler, der dies verbrach,
Er büße die schändlichen Triebe.
Das Mitleid führt' in den Kerker mich;
Da beschwor der Freche mich freventlich,
Und gestand mir die rasende Liebe.

Und als ich erzürnt mich von ihm gewandt,
Da faßt' er und hielt mit Gewalt mir die Hand
Und küßte mir stürmisch die Wangen.
Da riß ich mich los und eilte zu dir,
Und Sühne fordernd knie' ich hier,
Des Elenden Haupt zu verlangen."

Da springt der Kaiser vom Sitz empor:
„Genug! Nicht länger beleid'ge mein Ohr!
Der Frevler soll heute noch sterben.
Bestellt die Henker! Und tilgt zur Stund'
Den verwegnen Normannen vom Erdenrund,
Als Antwort auf sein Werben!" —

Der Henker pocht an des Turmes Thor;
Die Schergen führen den Jüngling vor,
Mit Fingern den Freunden ihn zeigend:
„Der ist für die Raben am Hochgericht!"
Da wehren die Treuen den Thränen nicht —
Nur Nornegast wendet sich schweigend.

Mit der Wunde, die in der Brust ihm klafft,
Ward er gebracht in die gleiche Haft,
Die dem Freund er gedachte zu enden.
Und als er erwacht aus fieberndem Schlaf,
Das Erste, was sein Auge traf,
War der Freund in der Henker Händen! —

Doch in Klüften des Meeres, da sind zur Nacht
Der Tiefe stumme Bewohner erwacht.
Da stürzte hinab in die Wellen
Vom eigenen Dolche getroffen ein Weib,
Und im Wasser trieb der entseelte Leib,
Am Felsenriff zu zerschellen.

IX.

Im engen Gelaß sitzt Nornegast,
Er hat ein Scheit mit der Hand gefaßt,
Er betrachtet's in tiefem Sinnen:
„Ich wahrte dich lang' in jeder Not,
Doch jetzt, wo dem Freund das Verderben droht,
Da mahnt es mich drängend tiefinnen:

‚Gieb hin dein höchstes, dein letztes Gut,
Eh' das Beil sich rötet von seinem Blut;
Was gilt dein eigenes Leben?' —
Die Nornen sprechen, sie rufen mich.
Allvaters Stimme, ich höre dich,
Ich will nicht widerstreben."

Da zündet er rasch das Kienholz an.
Und wieder zum Scheite spricht er dann:
„Wie du in züngelnden Flammen,
So sinkt mein junges Leben bald,
Gebrochen von des Geschick's Gewalt,
In Staub und Asche zusammen.

Als ich im Arme der Mutter noch lag,
Kaum öffnend dem ersten Lebenstag
Die schweren Augenlider,
Da waren die Nornen bei mir zu Gast,
Drei ernste Frauen, nicht Gold noch Glast
Umfloß die göttlichen Glieder.

Sie schenkten mir dich, du schmucklos Scheit,
Und sangen zur Mutter: ‚Zu jeder Zeit
Dies Holz er bei sich trage.
Es wird dein Sohn ein herrlicher Held,
Doch wenn dies Holz in Asche zerfällt,
Dann enden auch seine Tage.

Mit dem letzten Span, der verkohlt erstickt,
Wird deines Sohnes Leben geknickt.
Doch höre, was wir ihm weben:
Sobald er selbst entzündet die Glut,
Dann darf er fordern ein teures Gut,
Das höher ihm gilt denn das Leben.

Er darf es fordern, ihm wird's gewährt,
Was ihm am hellsten die Welt verklärt,
Was er am tiefsten mag lieben.
Doch zahlt er mit seinem Leben den Preis;
Du sag' es ihm einst, auf daß er's weiß.
So steht's in den Sternen geschrieben.'

Sie sangen's und schwebten hinaus zum Raum.
Da fuhr die Mutter empor von dem Traum

Und dankte der heiligen Dreiheit.
Du bliebst als einziger Schatz mir zurück;
Jetzt opfr' ich dich für des Freundes Glück,
Und wünsch' ihm Leben und Freiheit.

So fall' denn in Asche, du brennend Holz,
Und der Geist des Helden, er walle stolz
Hinüber nach Asgards Hallen!
Mein Norden, dich grüß' ich zum letzten Mal,
Mit deinen Bergen ohne Zahl,
Mit deinen Strömen allen!

Lebt wohl, ihr Thäler im Frühlingsblühn,
Du Wogenblau, du Saatengrün,
Ihr Blumen auf allen Wegen!
Leb' wohl, du Linde auf Vaters Grab!
O sende, Himmel, den Tau herab,
Zu hüten sie und zu pflegen!

Und du, leb' wohl, Herzbruder mein!
Mög' lang' im goldenen Sonnenschein
Dir leuchten das süße Leben!
Es trübe dein Glück nicht Trauer um mich;
Ich sterbe ruhig, weil ich für dich
Mich durfte zum Opfer geben.

Mich hat kein Kindeslächeln beglückt,
Kein treues Weib mir das Leben geschmückt,
Längst schlafen die Eltern im Norden.
Mein Stolz und mein Glück warst du allein,
Dich Einzigen nannt' ich auf Erden mein,
Dich sollen die Henker nicht morden.

Schon rauschest du näher, Walkürenflug!
Du schwebst mir voran im Feierzug,
Mich Walhalls Gästen zu melden.
Ich sterb' einen ehrlichen Kämpfertod;
Willkommen leuchtendes Morgenrot,
Willkommen Ende der Helden!"

X.

Noch lodert das Scheit in der Flamme Schein,
Und Nornegast starrt in die Glut hinein,
Zum Tode sich still bereitend.
Da plötzlich, horch! Verworrener Schall!
Die Wächter der Burg und die Reisigen all
Erfüllen die Mauern streitend.

Gebannt in des Kerkers finstere Nacht,
Ahnt nicht der Gefangne, daß feindliche Macht
Die Kaiserstadt eng umschlossen.
Ein reißender Bergstrom, kam das Heer
Der Araber, zahllos wie Sand am Meer,
Von Osten auf feurigen Rossen.

Mit ihm die Flotte! Der Segel Schwarm
Erfüllte den schmalen Meeresarm,
Das Heer weitum die Gefilde.
Schon wagen sie stürmend den Überfall;
Rings hebt sich von Schlag und von Stoß der Schall
Und das Allahgeschrei, das wilde.

Dreitausend Erlesene führt zum Sturm
Emir Abdallah gegen den Turm,
Den Schlüssel zur feindlichen Mauer.
An Leitern klettern sie rings empor;
Von Stößen des Widders erzittert das Thor,
Die Luft vom Pfeileschauer.

Und höher und höher flutet der Schwall
Der Feinde hinauf den Mauerwall.
Voran den Seinigen dringend
Ersteigt Abdallah der Zinnen Kranz,
Ihm nach die Seinen im Waffenglanz,
Die blutigen Säbel schwingend.

„Allah il Allah!" erbraust der Schrei —
Schon flattert auf der höchsten Bastei
Die Halbmondsfahne der Sieger;
Kaum halten noch gegen die Übermacht,
Erschöpft von Wunden, die heiße Schlacht
Die wenigen griechischen Krieger.

Da fährt dem Führer mit einem Mal
Ein Gedanke durch's Haupt, ein Rettungsstrahl,
Und er dankt der heil'gen Madonne.
Die Riegel des Kerkers erschließt er schnell
Und führt die gefangnen Normannen zur Stell'
Hervor an das Licht der Sonne.

„Gelobt mir," spricht er, zu ihnen gewandt,
„Für heute Treue mit Herz und Hand,
Bis wir die Feinde vertrieben.
Leiht unserer Stadt den starken Arm,
Zerstäubt der drängenden Feinde Schwarm,
Dann zieht nach eurem Belieben.

Wohl weiß ich, in nordischen Herzen flammt
Die Treue, die vom Himmel stammt,
Wie eure Sagen melden.
Drum wag' ich's und geb' euch Waffen und Wehr;
Nur Handschlag fordr' ich und sonst nichts mehr,
Wie's Brauch bei Männern und Helden."

Da rüsten sich freudig die Mannen gut.
Sie drücken auf's Haupt sich den Eisenhut,
Sie fassen die Schwerter behende.
O Meeresatem und Freiheitshauch!
O fröhliches Segeln und Heimatsrauch!
Die Leiden zu Ende, zu Ende!

Schnell ordnet im Hof sich die rüstige Schar.
An ihrer Spitze, welch' hohes Paar
Auf stolz sich bäumenden Rossen!
Der Bleiche dort hält sich im Sattel kaum,
Die Augen brennen in dämmerndem Traum,
Er hält die Hand des Genossen.

Doch dieser, ein Bild der Heldenkraft!
Von der Luft des Kerkers noch nicht erschlafft,

Schwingt hoch er die mächtige Lanze;
Er jauchzt, als ging' es zum lustigen Reihn,
Dann bricht er wild in den Feind hinein,
Wie Thor im Gewitterglanze.

Und hinter ihm stürmen, ein donnerndes Meer,
In düsteren Reihn die Normannen daher,
Mit tiefen Hörnertönen.
Es funkelt das Erz, es erbraust der Gesang,
Und von dem gewaltigen Heldengang
Die Luft und die Erde dröhnen.

Bestürzung und Schrecken erfaßt den Feind,
Der schon sich Meister des Turms gemeint,
Er wendet zurück sich in Eile.
Doch hinter den Fliehenden wüten die Reihn
Der nordischen Männer, es wettern darein
Die Schwerter wie Donnerkeile.

XI.

Schon wichen die Letzten zurück von dem Turm,
Doch weiter reißt sie der Wirbelsturm,
Hinunter bis zu den Schiffen.
Held Nornegast springt den Seinen voran,
Er spaltet den Schädel dem Steuermann,
Und hat den Schnabel ergriffen.

„Hierher, ihr Mannen, mir nach, auf Deck!"
Er ruft's und schwingt zur Höhe sich keck,
Daß die Feinde bestürzt entweichen.
Es jubeln die Kämpen und springen ihm nach;
Das Deck erdröhnt von Schildgekrach,
Schlachtruf und Schwertesstreichen.

Vor'm Arm der Normannen erliegt der Feind;
Besiegte und Sieger, im Tod vereint,
Bedecken das Schiff in der Runde.
Die Leichen werden versenkt in's Meer;
Dort träumen die Helden von Wiederkehr
An die heimischen Küsten und Sunde.

„Entfaltet die Segel! Ein stolzer Schwan
Durchziehe das Schiff die blaue Bahn,
Mit ausgebreiteten Schwingen!
Gegrüßt, du rollendes Wogengetön!
Allvater, sieh nieder aus Walhalls Höhn,
Daß froh wir die Fahrt vollbringen!"

Schon schwebt das Schiff auf dem hohen Meer;
Wohl senden die Feinde noch hinterher
Einen Hagel von Pfeilen und Speeren,
Doch unverletzt, mit freudigem Mut
Durchziehn die Helden die Silberflut,
Entgegen den heimischen Skären.

XII.

Reginald.

Gegrüßt, o Freiheit, strahlendes Licht,
Das hell aus lastendem Dunkel bricht,
Aufgehende Lebenssonne!
O eilende Winde und Wogenschlag!
O morgenglänzender Schöpfungstag!
Euch trink ich mit Wonne, mit Wonne!

Mein Norden, dich werd' ich wiedersehn,
Wo im Nordlichtscheine die Berge stehn,
Wo im Rauhreif dämmern die Forsten,
Wo von schwindelnden Höhen das Wasser fällt,
Und drüber, nahe dem Wolkenzelt,
Die freien Adler horsten.

O Nordlandsluft, hauch' rüstige Kraft
In die Glieder, schwer von der Kerkerhaft!
Wie will ich mit Bogen und Pfeilen
Dem Renntier folgen durch tiefen Schnee,
In Waldesgründen dem scheuen Reh,
Selbst den Aar in der Luft ereilen!

Schön Asta, und harrst du noch immer mein
Beim Morgen- und beim Abendschein?
Jetzt naht das Ende der Leiden!
Bald glänzt mir dein Auge wie Sonnenstrahl,
Und die Linde rauscht im heimischen Thal
Vertraulich über uns Beiden.

Dann führ' ich den Freund dir, den Retter zu!
Wie ich ihn liebe, so lieb' ihn du!
Wie kann ich mich dankbar ihm zeigen?
Ich biete nicht Gold ihm und Scepter und Thron;
Die Treue nur ist der Treue Lohn,
Mich selbst ihm geb' ich zu eigen.

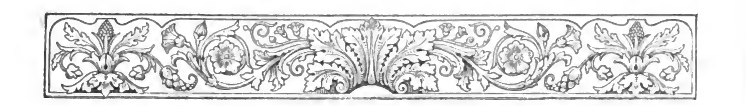
Für mich zu sterben war er bereit;
So sei mein Leben denn ihm geweiht,
Nichts soll uns fürder mehr trennen!
Und so lange die Weise der Barden schallt,
Soll Nornegast immer und Reginald
Als trauteste Freunde sie nennen.

Nornegast.

Laß preisen die Götter uns frohgemut!
Sie schufen dem Manne sein höchstes Gut,
Die Kraft und der Treue Bande.
Sie haben uns blühende Jugend geschenkt,
Und uns in's Herz die Liebe gesenkt
Zum Freund und zum heimischen Lande.

Euch, Götter, erhebe der Jubelchor!
Im Schwunge des sehnigen Arms wohnt Thor,
In hohen Gedanken Brage!
Im Menschenherzen die Lieb' und Treu',
Das ist das Wunder, ewig neu! —
So endet die Nornegast-Sage.





Gedichte von Paul Verlaine.

Aus dem Französischen übersetzt von Otto Hauser.

Mystische Dämmerung.

Erinnerung und dieses Abenddunkeln
Mildern am Horizont zu mattem Rot
Der Hoffnung flammenhelles, goldnes Funkeln,
Das hoch hinan am Abendhimmel loht, —
Ein Blumenmeer, in das als goldnes Boot
(In Dahlien, Lilien, Tulpen und Ranunkeln)
Die Sonne sank, umschäumt von Glutkarfunkeln;
Ein Meer von Blumen, denen naher Tod
Noch zu verhauchen einen Duft gebot
(Den Dahlien, Lilien, Tulpen und Ranunkeln),
Der mir die Sinne raubt in süßer Not,
Daß mir in Ohnmacht zu verschwimmen droht
Erinnerung und dieses Abenddunkeln.

Schäferstunde.

Der rote Mond taucht aus dem Nebelrauch,
Die Wiese liegt, als wie in Schlaf versunken,
Von Schleiern überwallt; und horch! die Unken
Aus jenem Ried, das bebt im leisen Hauch.

Schon schließt den Kelch die weiße Wasserrose;
Wie ungewisse Schemen ragen fern
Die Pappeln, und es glänzen, Stern bei Stern,
Leuchtkäfer im Gesträuch und auf dem Moose.

Die Käuzchen werden wach und schweben sacht,
Ja, lautlos durch den Nachtwind hin, den feuchten,
Den Himmel überfliegt ein mattes Leuchten,
Und weiß taucht Venus auf, — da ist es Nacht.

Die Nachtigall.

So wie erschreckte Vögel lassen sich
Erinnerungen alter Zeit auf mich
Durch meines Herzens gelbes Laubwerk nieder;
Es spiegelt sein gebeugter Stamm sich wider
In meiner Klagen violetter Flut,
Die melancholisch ihm zu Füßen ruht.
Im Baum läßt nach ihr Lärm und Flügelschlagen,
Vom feuchten Abendhauch emporgetragen,
Und schweigt allmählich im Gezweig, so sehr,
Daß man für Augenblicke hört nichts mehr,
Nichts mehr als nur die Klage um die Ferne,
Die Klage — um den reinsten meiner Sterne! —
Des Vogels, der mein erstes Lieben war
Und der wie damals singt noch immerdar.
Der Mond erhebt in trübem Silberscheine
Sich feierlich ins ernste Blau und eine
Melancholiedurchbebte Sommernacht,
In deren Dunkel nur das Schweigen wacht,
Wiegt über dem Azur, der bebt und schauert,
Den Vogel, der da weint, den Baum, der trauert.

Serenade.

O Herrin, vernimm den rauhen Gesang
Hier unter dem Fenster;
Er klingt wie aus Gräbern heiser und bang
Der Ruf der Gespenster.

Nimm auf in die Seele, nimm auf ins Ohr
Die Klänge der Laute:
Ich schicke für dich dies Lied ja empor,
Du teuflische Traute!

Ich preise das Aug', das Strahlen des Glücks
So goldig durchfunkeln,
Den Lethe des Busens, der Locken Styx,
Den welligen, dunkeln.

O Herrin, vernimm den rauhen Gesang
Hier unter dem Fenster;
Er klingt wie aus Gräbern heiser und bang
Der Ruf der Gespenster.

Ich preise und rühme die Wunderpracht
Des schneeigen Leibes,
Den Duft, der im Halbtraum denken mich macht
Des wonnigsten Weibes;

Und endlich den Kuß, der brennend mir blieb
Auf Lippen und Stirne
Und die süße Art mich zu quälen, Lieb,
Du Engel! — Du Dirne!

Nimm auf in die Seele, nimm auf ins Ohr,
Die Klänge der Laute:
Ich schicke für dich dies Lied ja empor,
Du teuflische Traute!

❦

Rokoko.

Mondschein.

Ich nenne deine Seele einen Park,
In welchem bunte Masken fröhlich scherzen;
Doch heimlich zehrt's an ihrem Lebensmark,
Trotz Tanz und Liedern kranken ihre Herzen.

Sie spielen wohl zum Tanz ein lustig Stück,
Besingen wohl die Liebe immer wieder,
Allein sie glauben selbst nicht an ihr Glück,
Im Mondenschein verklingen ihre Lieder,

Im bleichen Mondenschein, in dessen Bann
Auf ihren Zweigen hoch die Vögel träumen,
Von dem geküßt, des Springbronns Fluten dann
Wie schluchzend in dem Marmorbecken schäumen.

❦

Pantomime.

Ein Pierrot zerteilt Pasteten
Und trinkt, indessen den Poeten
Clitander Liebesgram entfärbt.

Cassander an der Hügellehne
Vergießt darüber eine Thräne,
Daß er statt seines Neffen erbt!

Ein Harlekin mit schlauer Miene
Entführte gern die Colombine
Und wirbelt sich herum vor Lust.

Sie lauscht dem Wind; ihr ist, als schlage
Ein Herz in ihm. Doch jetzt! o sage,
Schlägt eins nicht auch in ihrer Brust?

❦

Im Grase.

Abbé, du faselst. — Dir, Marquis,
Dir sitzt ja windschief die Perrücke! —
Es sei mein Tod, wenn ich für Sie
Nicht einen Stern vom Himmel pflücke. —

Geliebte! — Do, si, la, mi, sol. —
Abbé, will dich der Trübsinn plagen? —
Es macht der Cyperwein mich toll,
Camargo, doch noch mehr dein Nacken! —

Ein kleines Hündchen wär' ich gern! —
Die Schäferinnen küßt, die frommen!
Erst die, dann die . . . — Ei doch, ihr Herrn?! —
Ah, guten Abend, Mond! Willkommen!

❦

Die Muscheln.

Es scheint ein jedes Muschelstück
Hier in der Grotte zu erzählen
Von unsrem stillverschwiegnen Glück.

Dies prangt im Purpur unsrer Seelen,
So rot von unsrem Herzensblut,
Wenn unsre Wünsche sich vermählen;

Dies andre, das daneben ruht,
Ist blaß wie du, wenn meine Späßchen
Dich bringen in geheime Wut;

Dies ist dein Ohr und dies dein Näschen;
Dies rosigweiße, halb versteckt,
Dein Nacken, allerliebstes Bäschen;

Doch eines hat mich jäh erschreckt!

❦

Der Faun.

Ein alter Faun von Terracotte
Lacht dort aus dem Rundell uns zu;
Es ist ja klar dem klugen Gotte:
Die gute Zeit vergeht im Nu,

In der in Hag, Allee und Grotte
So glücklich waren ich und du
Bis jetzt, da unter heitrem Spotte
Auch diese Stunde geht zur Ruh.

❦

Colombine.

Toller Pierrot,
Springt als wie ein Floh
Leander
Plötzlich aus dem Busch,
Und ihm folgt im Husch
Cassander;

Gleich ihm im Kostüm,
Folgt er, ungestüm
Sich wendend,
Durch der Maske Schlitz
Seiner Augen Blitz
Versendend.

„Sol, mi, fa, mi, do . . ."
Köstlich ist es, so
Zu leben,
Lachend, singend hier
Hin im Tanz vor ihr
Zu schweben.

Ihre Augen sprühn
Wie die Augen grün
Der Katze,
Sagen streng für sie:
„Komm zu nah mir nie, —
Ich kratze!"

Magisch wirkt ihr Blick! —
Ewigstarr Geschick,
O sage,
Welcher dunklen Macht,
Welcher Schreckensnacht
Und Klage

Führt sie ohne Ruh
Diese Narren zu,
Die Lose,
Schnell, den Rock gerafft,
Und am Hut von Taft
Die Rose?!

Im Dämmern.

Still im halben Tagesglanz
Hoher Zweige rasten wir,
Tiefe Ruh durchdringe ganz,
Liebste, unsre Liebe hier.

Unsre Seele, nun verglüht,
Schwinde hin, und fühl' es kaum,
Hier im Schatten, den so müd
Fichte wirft und Sandbeerbaum.

Schließe halb die Augen zu,
Kreuz' die Arme auf der Brust,
Die in deines Herzens Ruh
Dringe Sehnsucht mehr nach Lust.

Ach, es wiegt uns ein so gut
Dieser Hauch noch vor der Nacht,
Der zu Füßen dir die Flut
Brauner Gräser wogen macht.

Sinkt dann düstrer Dämmerschein
Von den Eichen der Allee,
Wird die Nachtigall allein
Stimme geben unsrem Weh.

Zwei Schatten.

Zwei Schatten wandeln in verschlossnem Leid
Im alten Parke, einsam und verschneit.

Ihr Blick erlosch, ihr frischer Mund verdorrte
Und unvernehmbar fast sind ihre Worte.

Zwei Schatten wecken die Vergangenheit
Im alten Parke, einsam und verschneit.

„O denkst du nimmer unsrer Wonnetränke?" —
„„Warum doch willst du, daß ich ihrer denke?""

„O schlägt dein Herz noch stets für mich allein?
Siehst du im Traum noch meine Seele?" — „„Nein.""

„O Tage, da wir unser Glück gefunden,
Da wir uns küßten . . ." — „„Ach, sie sind entschwunden.""

„Der Himmel blau, die Hoffnung siegesfroh!" —
„„Nacht ist es; die besiegte Hoffnung floh.""

So schritten sie durchs Riedgras, durchs verdorrte
Und nur die Nacht erlauschte ihre Worte.

Während der Fahrt.

Die Landschaft zieht im Flug vorbei am Wagenfenster;
Die Ebnen drehen sich mit Bäumen wie Gespenster,
Mit Flüssen, Feldern, Au'n im grellen Sonnenglanz
Vorüber, stets erneut in rastlos wildem Tanz;
Am schnellsten fliehn vorbei die Telegraphenstangen,
Daran die Drähte, dünn wie Federstriche, hangen.

Ein schwerer Kohlenrauch und weißer Wasserdampf;
Ein Kettenrasseln dann, ein Dröhnen und Gestampf
So wild, als peitschte man gefangne Riesen tausend;
Ein schriller Käuzchenpfiff . . . So geht es weiter brausend.

Was thut es, da ich doch im Auge allerwärts
Die Lichterscheinung trag', die fröhlich macht mein Herz,
Da ich im Ohre stets die süße Stimme höre
Und da, so sehr im Traum der wilde Takt mich störe —
Ein süßer Name doch ihn wundersam durchklingt,
Der feste Punkt, um den der ganze Tanz sich schwingt?

Ihr Name.

Eine Heilige lichtumwoben,
Eine Burgherrin würdevoll;
Was irgend Menschenworte loben,
Was irgend Liebe preisen soll;

Eines Hornes goldenes Tönen
Aus einem Hag des fernen Thals;
Dazu den sanften Stolz der schönen
Adligen Frau'n von ehemals;

Blicke, bange und liebeheiße;
Ein Lächeln, sanft und doch Despot,
Erblüht in zarter Schwanenweiße
Und in kindlich schämigem Rot;

Schimmer des Rubins und Saphires;
Leisen, längst verklungenen Sang; —
All dies seh' und hör' ich in ihres
Karlovingischen Names Klang.

Gestern.

Man schwätzte gestern viel, — ich hörte keinen,
Denn meine Augen suchten stets die Deinen,

So wie dein Blick auch stets an meinem hing,
Indeß die Unterhaltung weiterging.

Ich hörte nicht das leere Wortgetriebe,
Denn was du dachtest, forschte meine Liebe.

Und wenn du sprachst, so lauscht' ich wie entrückt,
Durch dein geheimnisvolles Wort beglückt;

Denn deine Stimme kann, wie deine Augen,
Dein Glück, dein Weh nicht zu verbergen taugen,

Sie thut, was du verbergen willst, mir kund
Und läßt mich sehn auf deines Wesens Grund.

So glücklich bin ich gestern heimgegangen, —
Hielt eine eitle Hoffnung mich gefangen,

Ein eitler Wahn, der mir im Herzen blieb?
O nein, es war kein Wahn! Nicht wahr, mein Lieb?

Sehnsucht.

Das wache Träumen mit dem Finger an der Schläfe;
Das Wohlgefühl, als ob ein lieber Blick mich träfe;
Der Lampe heller Kreis vor mir auf grünem Tuch;
Der dampfendheiße Thee; das zugemachte Buch;
Das Knistern im Kamin; des nahen Schlummers Mahnen;
Die weiche Müdigkeit; das seligwarme Ahnen
Der schönsten Nacht, die uns in bräutlich Dunkel hüllt, —
O wie dies immerdar die Sinne mir erfüllt!
Wie macht dies Zögern mir das Herz in Sehnsucht pochen!
Die Monde, o wie lang! Wie ewiglang die Wochen!

Am klarem Sommertage . . .

An klarem Sommertage wird es sein:
Die große Sonne, meines Glücks Vertraute,
Sie sieht dich schöner, als sie je dich schaute,
In Atlas und in Seide, jugendrein;

Und unsichtbare Schleier rieseln nieder
Vom hohen, blauen Himmel faltenreich
Auf unsre Stirnen, glücklich, doch so bleich,
Erwartungsbang und doch so selig wieder;

Und wenn der Abend kommt, dannn zittert sacht
In deinen Schleiern sanfter Lüfte Kosen,
Die Sterne aber sehn, die schlummerlosen,
Auf uns, die wonnig nun vermählt die Nacht.

Abend.

Tagesmüde liegt die Halde,
Liebesatem weckt im Walde
Schauer nun im Dämmerflor.
Durch das wunderbare Schweigen
Kommt wie aus den grauen Zweigen
Leiser, zarter Stimmen Chor.

Dieses Säuseln, dieses Flüstern!
Kommt es her aus jenen Rüstern,
Ward das Gras im Winde wach,

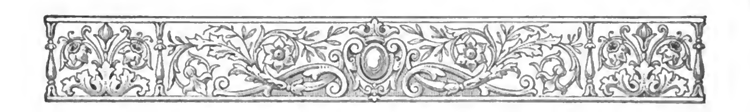
Ist es nahes Sandgeriesel? . . .
Ja, du hältst es für der Kiesel
Weiterrollen tief im Bach.

Doch die Seele, die durchschauert
Hier in Schlummerklagen trauert,
Ist sie nicht die unsre, sag?
Nicht die meine und die deine,
Deren Wechselsang im Haine
Leis verzittert nach dem Tag?

Im rosiggrauen Abendschimmer.

Es steht im rosiggrauen Abendschimmer,
Gekühlt von schlanken Händen, das Klavier,
Indeß auf leichten Flügeln durch das Zimmer
(Das lange Zeil durchduftet war von Ihr)
Ganz leise schwebt, fast wie verschüchtert hier,
Die alte Weise, o so süß noch immer.

Die Wiege bebt, in der mein armes Sein
In halbem Schlummer ruht und selbstvergessen.
Warum dringst, süßes Lied, du auf mich ein?
Was wolltest du im matten Abendschein?
Du stirbst am offnen Fenster schon, indessen
Vom Gärtchen weht die Abendluft herein.



Erinnerungen

von

Willibald Alexis.

Mitgeteilt von Dr. Max Ewert.

Die Kosacken.

(1813.)

Es war eine bange, dumpfe Schwüle, eine Stille in unsern Erwartungen, bis, nach den ersten pomphaften Siegesbulletins der Franzosen aus Rußland, die officiellen Nachrichten verstummten, und dann Gerüchte über Gerüchte von Niederlage und Vernichtung einstürmten. Nun wollte man es wieder nicht glauben. Es war zu viel auf einmal. Die oft verkümmerte Wahrheit rächte sich; sie überbot an Furchtbarkeit die Gerüchte. Das Eis des schrecklichen Winters von 1812 lag noch; aber die moralische Erstarrung der Völker thaute auf.

Was war da unser erstes Gefühl, als wir die jammervollen Reste des großen Heeres, erfroren, in Lumpen, Bilder des Elends, ankommen sahen? — Mitleid? — Nein! zu lange hatte der fremde Uebermuth an allen weichern Gefühlen gezehrt. Die deutsche mitleidige Natur verleugnete sich; wir hatten nichts als Haß, und unser erstes Gefühl war Freude. Und wenn auch das Gemüth in einzelnen Fällen gerührt wurde, die Freude brach immer wieder hervor. Sie mag den Leidenden teuflisch vorgekommen sein, uns dünkte sie göttlich. Was Ségur von Gräueln und Mordthaten erzählt, die von erbitterten Bauern in Ostpreußen gegen die siechen, hülflosen Flüchtigen verübt worden, ist übertrieben; einzelne Thaten der Rache sind aber gewiß vorgekommen. Es war nur Vergeltung, oft Nothwehr. Und was konnte man von furchtbar gereizten, rohen, abergläubischen Bauern erwarten, wenn in der Residenz, in feinen gebildeten Cirkeln man sich mit Freude den Ausspruch eines berühmten Arztes mittheilte: daß alle Flüchtlinge, welche diesen russischen Frost erduldet, wie auch gesund jetzt, im Frühjahr den Folgen desselben erliegen müßten! Wenn das Alle ohne Ausnahme traf, so hatte Napoleon kein Heer mehr, und er selbst welkte hin als Sühnopfer seines Ehrgeizes! Schaudererzählungen gingen von Mund zu Mund, wenn auch unsere Phantasie hinter Ségur's später zu Tage geförderten Bildern zurückblieb. Ein einquartirter Officier sprang plötzlich nach der Suppe auf, und hielt schaudernd die Hände vors Gesicht, als die Schüssel mit Fleisch aufgetragen ward. Er weinte, und bekannte nachher, daß er mit seinen Cameraden in der Wuth des Hungers ein Kind geschlachtet, gebraten und verzehrt habe. Seitdem könne er kein Fleisch mehr sehen. —

Die Bilder für's Volk feierten in sehr beredter Weise das göttliche Strafgericht in Rußland. Ich erinnere mich einiger künstlerisch vortrefflich ausgeführten Skizzen, die Schreckenszüge durch die Schneefelder darstellend. Sie und ihre Verfasser sind verschollen, aber diese Hieroglyphenschrift wirkte nicht wenig mit, unsern Abscheu zu nähren. Ein cannibalischer Humor, über den wir jetzt erschrecken, hatte sie eingegeben. Solche erfrorne Gesichter, solche schlotternde Gestalten, solche Lumpenhüllen, und die gelben Gesichter mit langen hagern Nasen und ungeheuren hohlen Augen hatte man nie gesehen. Die übermüthigen Sieger, in welchen Trachten, in welchen Posituren suchten sie ihre Blöße, ihre Furcht, ihre moralische Vernichtung zu verbergen! Geschlachtete Pferde fehlten auf keinem dieser Bilder. Roßcoteletts wurden auf Bajonetten und Degen über dem Feuer geröstet, und ein Erstarrter stülpte sich eine eben geschlachtete Gans als wärmenden Helm auf den Kopf. Im Hintergrunde als flüchtige Krähen die Kosacken. Sie konnten diese Ermatteten nicht mehr aufschrecken. Die Erklärungen und Verse darunter vernichteten freilich für den Gebildeten den Humor; für das Volk sind aber Erklärungen, die wirken sollen, niemals stark genug.

In Berlin selbst zeigten sich die Trümmer der Armee nicht in großen Massen. Man ließ sie auf Seitenwegen vorüber oder in der Dämmerung einziehen. Doch genügte der Anblick der verkümmerten Gestalten, die wir sahen, um uns von der Wahrheit von allem, was wir gehört, zu überzeugen. Welche Infanteristen! welche Reiter! Kopf und Beine mit ekelhaften Lumpen umwunden; die Arme kaum mehr fähig, die Zügel zu fassen, in dem geisterbleichen Gesichte ein zehrendes Fieber; und zu alledem der Spott der Straßenjungen! Nicht mehr mitten auf den Märkten wurde bei Trommelgewirbel und Paukenschall stolze Heerschau gehalten; verschwunden waren die himmelstürmenden Bärenmützen, die schwarzen wallenden Bärte der Sappeure, das Roth

und Gold und Silber, die von Roßschweifen umflatterten Helme der Chasseure; kaum glichen die spärlichen Schaaren, die ein Capitain, selbst dürftig verhüllt in einen zerrissenen Civilmantel, in einem abgelegenen Winkel zum Appell rief, noch Soldaten. Nur Fetzen von Uniformen, abgetragene, geflickte, farblose Mäntel, Schuhwerk, dessen ein Gassenbube sich schämte. Auch die Waffen von der verschiedensten Art, und nur die Gesichter waren uniformirt, Hunger, Frost, Jammer, Elend, Furcht.

Die Herrschaft der Uebermüthigen war zu Ende. Sie wagten nicht mehr die Schüsseln zum Fenster hinaus zu werfen, nicht mehr dem Wirth den Fuß hinzuhalten, daß er den Stiefel ausziehe; die Säbel flogen nicht mehr bei jeder Drohung aus der Scheide. Trotz und Freude waren übergegangen aus ihren Gesichtern in die unserer Bürger, die sich jetzt gern in ihrer Nationalgardenuniform zeigten, was auch eine Art von Hohn für die Besiegten war. Sie selbst hatten vor sechs Jahren in kluger Berechnung des deutschen Bürgercharakters die Berliner Nationalgarde errichtet. Jetzt blickten sie mit Scheu auf die blauen Röcke, die, trotz ihrer feuerrothen Kragen, den gutmüthigen Berliner Gesichtern noch keinen martialischen Ausdruck gaben. Geschickt wurde diese ungegründete Scheu von unsern Obrigkeiten benutzt. Auf die ängstliche Anfrage des französischen Befehlshabers, ob er sich auf die Loyalität der Bürgerbewaffnung verlassen könne, antwortete ihr Obrist: Gewiß; so lange von den Franzosen kein Exceß begangen wird. Der geringste aber, und die Sturmglocken läuten! Die Glocken schwebten allerdings in einer unruhigen Luft, und bei der geringsten Erschütterung hätten sie Brand und Sturm geläutet.

Es kam nicht dazu. Die Erlösung nahte ohnedies. Wochenlang wartete freilich unsere Sehnsucht vergebens auf die Befreier; schon fing unsere Ungeduld an zu murren und zu zweifeln. Die Frühjahrssonne schien hell in unsere breiten Straßen, das Eis war geschmolzen, die sehnsüchtig Erwarteten aber zögerten. Sollte unsere Hoffnung abermals getäuscht sein? Da endlich hieß es: die ersten Kosackenpulke sind bei Güstebiese über die Oder gegangen. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Stadt; man bestürmte die Landleute, die zu Markt kamen, mit Fragen, man stieg auf die Dächer der höchsten Häuser. Auf dem Komödienhaus, auf den Thürmen gingen die Fernröhre aus Hand in Hand, um einen Kosacken zu sehen. Die Herrschaft der Franzosen war effectiv vorüber; nicht einmal mehr die Freude verbarg man vor ihnen! —

Es kam ein Tag für Berlin, wo jedes jugendliche, patriotische Herz vor Wonne hüpfte, ein Tag der That, die wir mit Augen schauen sollten, voller Romantik, voll kühner Wagniß und großen Schreckens. Ein Sturm, eine Schlacht und Jagd inmitten Berlins. Das Schauspiel dauerte einen Tag, und die etwas davon gesehen, werden es ihr Leben durch nicht vergessen. Es war keine Schneiderrevolution; keine Polizeicommissare und Gensd'armen ritten umher, die Zuschauer fortzutreiben. Jubel, Neugier und Blut, Scherz und Ernst, ein Trauerspiel und ein Lustspiel bunt durcheinander. Wo einzelne Kanonenschläge die Luft durchschütterten, Kleingewehrfeuer knallte, hunderte von Hufschlägen auf dem Pflaster schallten, wildes Hurrageschrei und französische Commandoworte, konnten doch keine Schulstunden gehalten werden. Wenigstens urtheilten so die Schüler, und schlossen ihrerseits die Classen. Noch sehe ich den unglücklichen Schreibelehrer, der, später im Verdacht ein heimlicher Franzosenfreund zu sein, noch unglücklicher Weise den Namen Cäsar führte, wie er sich an die Thüre warf, seiner Heerde den Ausgang zu verbieten. Als er aber übermannt wurde von dem Schreck der Kanonenschläge und der tumultuarischen Gewalt seiner Knaben, wollte er wenigstens, wenn nicht seine Schüler doch seine Schreibfedern retten; und mit einem Fuß über die Schwelle ließ er Keinen hindurch, der ihm nicht zuvor die Feder abgeliefert hatte. War doch das ganze Schauspiel eine Tragicomödie; nur daß bei uns damals der Sinn für seine tragische Bedeutung durchaus nicht vortreten wollte. Fünfzig Schritt von dem Hause, in welchem jetzt die durch Hoffmann zu literarhistorischem Rufe gediehene Weinhandlung von Luther und Wegner sich befindet, focht und schoß man heftig. Zwei Kosacken stürzten todt vom Pferde, dennoch schrieen und weinten zwei kleine Mädchen, als ihre Angehörigen sie vom offenen Balkon des Hauses zurückrissen. Das Schauspiel war zu hübsch und neu.

Ein französisches Armeecorps von gegen achtzehntausend Mann war allmählig von Rückzüglern in Berlin angesammelt. Marschall Augereau, in dem jetzigen Palais des Buchhändler Reimer in der Wilhelmsstraße wohnhaft, führte den Oberbefehl. Es fehlte nicht an Waffen und Kanonen; auch waren die ermatteten Leiber durch deutsche Kost und Wärme wieder gestärkt. Aber es fehlte die Disciplin, der moralische Impuls, ein Feldherr, dessen Wort und Blick Sieg bedeutet. Diese achtzehntausend Franzosen konnte ein Wort bleich machen. Es war dasselbe, welches uns freudetrunken machte — das Wort Kosack. Eines Morgens, während die Franzosen alle Thore besetzt hielten, klirrte das Pflaster von Hufschlägen. Hurraruf, Peitschenknallen, lange Piken blitzten und Pistolenschüsse knallten. Die Kosacken, wie aus der Erde aufgeschossen, waren inmitten Berlins. Mit triumphirender Miene und Hurrarufen sprengten die Söhne der Steppe durch die volkreiche Stadt. Die eingelegte Pike vor sich, trieben sie schaarenweis die blassen, zähneklappernden Feinde durch die breiten Straßen. Welche Mittel der Vertheidigung bietet jede Stadt mit steinernen Häusern einer Armee: eine Stadt mit Brücken, Mauern, großen Gebäuden; bewaffnete Infanterieregimenter, achtzehntausend Mann, und der Feind — etwa dreihundert leichtbewaffnete Reiter, deren Piken kaum eine Stubenthür einrannten! Aber die Kosacken ritten als Sieger, nein als Triumphatoren durch die Straßen. Attacquen, Gemetzel, Auf-

spießungen vor den Augen von Tausenden von Zuschauern, die das unerhörte Schauspiel von den Fenstern aus jubelnd betrachteten; Wachen wurden überrumpelt, Schaaren Gefangener zusammengetrieben. Der Generalmarsch wirbelte durch die Stadt, die Kasernen starrten von Bajonetten, Kanonen wurden auf den Plätzen, auf den Brücken aufgefuhrt, umsonst. Es war natürlich auf keine Eroberung der Stadt, sondern nur auf einen wirksamen Schreck abgesehen, und diese Wirkung ward vollständig erreicht. Die Häuser und die Stadt halfen den Franzosen nichts. Jubel, schallendes Gelächter begrüßte die Kosacken, wo sie sich von ferne zeigten, wo sie um die Ecke bogen; Einladungen näher zu kommen, Ausrufe getäuschter Erwartungen, wo sie in anderer Richtung weiter sprengten. Alles Philisterthum und alle bürgerliche Zahmheit, bei uns zu Hause und sorgsam gepflegt seit dem Erlöschen der alten bürgerlichen Freiheiten und Rechte im Mittelalter, waren an diesem Tage verschwunden. Mit Brandtweinflaschen und Gläsern standen die Bürger vor ihren Thüren, und wo Kosacken vorüber zogen, wurde ihnen zugetrunken und eingeschenkt. Händedrücke, Vivathochs, bis zu Bruderküssen. Wo sollte da der Muth den kühnen Wagehälsen ausgehn! Sie taumelten auf ihren Pferden und wenn sie stürzten, war es oft mehr die Wirkung des Brandtweins, als der feindlichen Kugeln.

Das Romanhafte zu erhöhen kam noch ein Umstand hinzu. Es konnte verwundern, daß die asiatischen Reiter sich in dem Gewirr der Straßen nicht verirrten, und ihnen der Rückzug nicht abgeschnitten ward. Wenn sie auch auf die Gunst der Einwohner rechnen durften und auf Winke und Führer, so fehlte doch die leichte Verständigung, und viele Antworten und Wegweiser sind schlimmer als keine. Aber ihr Anführer, obgleich in Kosackenhosen und Kalpack, war kein Sohn des Don, sondern ein Berliner Kind, der erst vor den Thoren die weiten Hosen angethan, und die Pike in die Hand genommen hatte. Das ritterliche Abentheuer schlug vortrefflich aus. Man sagte, daß er während der Hetzjagd bei seiner Mutter in der Kronenstraße zu Mittag gespeist, indeß ein Paar Kosacken mit gefällten Spießen vor der Thür hingereicht hätten, ihm die nöthige Ruhe zu verschaffen. Solche übermüthigen Wagestücke, zu denen die Phantasie spornte, mehr als die Klugheit billigte, gehörten dazu, um den gesunkenen Muth der Nation wieder zu beleben. Doch kostete dieses Wagestück auch ein theures Opfer. Alexander v. Blomberg, der, brennend vor Ungeduld nach des Vaterlandes Befreiung, unter den Kosacken Dienste genommen, und mit ihnen hereingesprengt war, fiel durch einen der ersten Schüsse an der Stadtmauer. Noch wird die Stelle gezeigt. An Histörchen, zu denen die Erfindungsgabe der Berliner das Ihrige hinzugethan haben mag, fehlte es nicht. So hatte ein Kosack einen Franzosen gefangen genommen und führte ihn neben sich. Kein Strick, nur die Furcht band den Armen an das Pferd fest. Als der Kosack einen Augenblick absteigen muß, herrscht er den Gefangenen mit einem drohenden Blick an, daß er geduldig stehen bleibe. In dem aber blitzt die Hoffnung schnell auf. Als er den Kosacken an der Mauer beschäftigt sieht, schwingt er sich auf dessen Pferd und sprengt davon. Die Leute umher rufen, schreien und winken dem Kosacken, daß er eile, dem Schaden vorzubeugen. Der aber verrichtet gelassen sein Geschäft, und pfeift dann eben so gelassen seinem guten Pferde, das schon am Ende der Straße ist, nach. Augenblicklich macht dieses, unbekümmert um die Hackenstöße des Infanteristen, Kehrt und trägt sich und den Ranzionirten zu seinem Herrn zurück, der dann das treue Thier mit einem Kuß, den armen Franzosen aber mit dem Kantschu begrüßt. Die Franzosen hatten eine Kanone an der langen Brücke aufgepflanzt, und wollten einen Kartätschenhagel die Königsstraße hinabsenden, wo einige Kosacken unter vielen Einheimischen sich zeigten. Hier soll der Berliner Bürgermuth sich über die Kanoniere geworfen und ihnen die brennenden Lunten ausgetreten haben.

Es klingt unglaublich, aber die Kosacken, die am Morgen durch das kleine, unbesetzte Charitépförtchen eingedrungen waren, entkamen am Nachmittage wenig gefährdet, ich weiß nicht durch welches Thor. Der Schreck der Franzosen, unsere Freude und die Keckheit der Belagerer waren durch den merkwürdigen Tag auf gleiche Weise gestiegen. Von Bestrafungen und Repressalien war nicht die Rede. Die Franzosen dachten nur an ihre eigene Vertheidigung. Die Kasernen wurden zu Festungen, alle Thore verbarrikadirt, Pikets vor den Thoren, Batterien auf den Plätzen aufgestellt. Schon am folgenden Tage tummelten sich die Kosacken auf den Feldern und sprengten in schreckhaften Attacquen bald an dieses, bald an jenes Thor. Es wäre der Rathlosigkeit der Franzosen zu viel aufgebürdet, zu meinen, daß sie das kecke Spiel auch diesmal geduldet hätten. Die Kosacken drangen nicht mehr in die Thore; aber vor denselben wurden lebhafte Scharmutzel geliefert. Die Angreifenden neckten, noch trunken vom gestrigen Erfolge, in unglaublich kecker Weise, und der panische Schreck von gestern zitterte in den Gliedern der Vertheidiger. Das Prenzlower Thor war fest verrammelt, Schießscharten waren in die unschuldige Stadtmauer, nur gegen Zolldefraudanten aufgeführt, über Nacht eingehauen, Kanonen und Bajonette davor und dahinter. Ein ansehnliches Commando stand als Außenposten. Da zeigten sich Kosacken auf der Straße. Wie ein Sturmwind wirbelten sie in Staubwolken heran. Feuer! ward commandirt und es blitzte und krachte; aber die Arme der Feuernden zitterten, und die Kugeln zerfuhren wirkungslos in der Luft. Da, auf kaum dreißig Schritt Entfernung, halten die Reiter, und im Nu schwenken sie, und zerstieben mit einem lauten Gelächter in die Felder. Nur ein Graubärtiger spottet des Schreckens und der Verwunderung unter den Feinden. Allein sprengt er wie ein Blitz auf die erstarrten Franzosen, pikt sich mit der Lanze einen heraus, den er todt oder verwundet auf der Straße läßt, und hat Kehrt gemacht,

und ist verschwunden, ehe eine neue Salve ihn erreicht. Das mag öfter vorgekommen sein. Wo aber jemals das, was hier den furchtbaren Auftritt mit eigenthümlicher Lustigkeit würzte? Dicht hinter den Pelotons der Franzosen standen, durch das enge Pförtchen hinausgedrungen, Einwohner von Berlin, Weiber, Lehrburschen, Schulknaben und Straßenjungen, die, unbekümmert um die hunderte bewaffneter Franzosen, in übermüthigem Jubel ihre Mützen in die Luft schleuderten und Hurra's und Vivathochs den Kosacken zuriefen. Das mußten die Reste der großen Armee ruhig erdulden! Wohl wandte sich ergrimmt über das Knabengeschrei ein Graubart um, und legte mit zornfunkelnden Augen seine Muskete auf einen der lautesten Knaben an. Aber er ließ es bei der Drohung bewenden; vielleicht weil er ein echter Krieger war. Doch hätte eine solche That bei der Erbitterung in Berlin über das Schicksal des ganzen Armeecorps entscheiden und für die Stadt eine furchtbare Katastrophe herbeiführen können.

Auch ein französischer Pulverwagen wurde in diesen Tagen von den Bürgern über die Schleusenbrücke ins Wasser geworfen. Die That blieb ungeahndet. Die Thore hielt man verschlossen; nur Fußgängern war der Durchgang gestattet. Aus dem Munde eines glaubhaften Mannes habe ich folgenden Zug. Er wanderte, den Gefahren trotzend, zu Fuß nach Potsdam. Ihn selbst focht man nicht an. Aber einige Schritte vorm Thore sieht er einen verwundeten Franzosen auf dem Bauche im Graben liegen. Ein Kosack steht daneben und bohrt langsam, wie ihn kitzelnd, die Pike ihm an verschiedenen Stellen in den Rucken, bis der Unglückliche unter furchtbarem Gebrüll verscheidet. Dabei lag nichts von Wildheit und Barbarei in dem gutmüthigen Gesicht des Mörders. Höchstens wie ein muthwilliger Knabe lächelte er, der einen Maikäfer zu Tode quält, ohne zu begreifen, was das Thier leidet.

Endlich ward aus dem Spiele ein Ernst. Die Franzosen zogen vor der Ueberzahl der Russen ab. Eine Convention zwischen beiden Theilen schützte Berlin vor einem ernstlichen Blutbade. Seliger Tag der Befreiung und des Einzugs des Generals Czernitschef! Den nordischen Kriegern schlossen sich bei dieser Feier schon die eben gebildeten freiwilligen Jäger an. Die Glocken läuteten in Aller Brust. Väter, Mütter führten ihre Kinder hin, diesen Einzug mit anzusehen. Fromme Wünsche, seltsame Gelübde wurden gethan; das Herz schwamm in Wonne. — Die erste willkommene Einquartierung — die ersten freien Zeitungen, die ihren Einzug schilderten, dann die Extrablätter mit den Nachrichten von Siegen! Es war eine Zeit voll Morgenroth; glücklich, wer sie erlebte! Der Glanz bleibt unverlöschlich, auch wenn die Sonne nachher mit manchen trüben Flecken aufging.

Die Einquartierung! Wie man sich drängte nach den Quartierzetteln, wie die Patrioten auf die Büreaus eilten, und sich um das Vergnügen rissen, die Erretter bei sich aufzunehmen, zu bewirthen! Es war nicht jener eitle Kitzel, der wohl auch blasirte Pariserinnen auf die wildfremden Söhne der Steppe, die Krieger asiatischer Horden lüstern machte. Es war eine heilige Lust, das mächtige Gebot der Dankbarkeit, das in den ersten Tagen alle ökonomische Berechnung vergessen ließ. Freilich dauerte es nur Tage; wer möchte solche Selbstverleugnung aber auch auf die Dauer fordern! In großer Schnelligkeit waren kurze russisch-deutsche Lexica gedruckt, Gespräche in beiden Sprachen, daß man sich mit den theuren Gästen unterhalten könne. Die Kinder drängten sich, statt der Domestiken, ihnen Licht und Essen zu bringen, überselig, wenn die Fremden die mühsam erlernte, schüchtern vorgestotterte russische Phrase verstanden. Den lieben Gästen selbst kam es freilich wenig auf solche Verständigung an. Die deutsche Brandtweinflasche und die Schüssel Kohl waren ihnen verständlicher und lieber als alle russische Phrasen.

Die Kosacken wurden in der ersten Zeit nicht einquartiert. Ihr Beruf, die abgezogenen Franzosen zu verfolgen, erlitt keinen Aufschub. Scheute vielleicht ihr Befehlshaber in Berlin für die Sieger ein Capua? Möglich auch, daß man fürs Erste unsre Idee von einem Kosacken nicht durch die Wirklichkeit zerstören wollte. Zudem boten ihre Lagerungen auf den Märkten ein eigenthümliches Schau- und Paradestück. Alles eilte dahin, um das erhebende Schauspiel zu sehen: diese kriegerischen Söhne der Natur, unsere Erretter, auf ihren Lanzenspitzen die Freiheit tragend, nun hingestreckt auf dem kothigen Pflaster, da wo ihre Rosse Platz gefunden, den Kopf im Arm oder auf dem Sattel ruhend. Stiefeln, Hosen von Schmuz starrend, die Hände und die bärtigen Gesichter mit Krusten umgeben, die vor Sonnenbrand und Frost gleich schützen mußten. Und so unbekümmert und gleichgültig um die liebkosenden Blicke der Neugierigen und Verliebten. Mütter hielten mit freudethränenden Augen ihre Säuglinge in die Höhe, daß sie diese geschwornen Grundfeinde der Franzosen sähen, Väter und Schullehrer führten ihre Knaben und zeigten ihnen das, was sie hier einmal und dann nie wieder sehen würden. Wirklich, solche Naivheit der Gefühle hatte sich bei hellem Sonnenschein auf Berlins Märkten noch nicht zur Schau gegeben. Natürlich, es war ihr Quartier; so wurde denn auch alles hier abgethan, was sonst die vier Wände umschirmen. Aber alles entzückte; von Mund zu Munde getragen, vergrößerte sich die kleinste Begebenheit zu etwas Wunderbarem. Solche Krieger, die rohen Kohl verschlangen, und lieber als gekochten, die auch, so verlautete es, rohe Talglichte mit Appetit verzehrten, mußten doch unwiderstehlich sein. Wie wurden Lebensmittel in Fülle ihnen zugetragen, ordentlich aufgedrängt. Die schönsten, zarten Damen fühlten sich beglückt, wenn ein Kosack aus ihren Händen eine Schüssel, ein Glas annahm. Daß sie aber lieber aus der Flasche tranken, und sie gewöhnlich, wenn einmal angesetzt, nicht eher von den Lippen ließen, als bis der letzte Tropfen geleert war, war ein schöner Zug ihrer Naturkraft und gemüthlichen

Laune. — Und ihre Hosen nun vor Allem; was steckte nicht darin! Oft die Garderobe von zehn aufgespießten Franzosen. Der Kosack handelte mit dem Juden um die Beinkleider, die er auf dem Leibe hatte. Handels einig geworden zieht er sie aus; aber kein zartes Auge braucht vor der Operation zu erröthen; denn unter den grauen kamen braune Hosen zum Vorschein. Und er hätte das Experiment noch oftmals fortsetzen können, es wäre immer eine neue Tuchfarbe erschienen, ehe die Natur kam. Ueberhaupt hatten es in der räumlichen Oekonomie diese Krieger weit gebracht. Außer in den Hosen ruhte unter ihren Sätteln der ganze Schatz ihrer Beute von der Berezina bis zur Spree; natürlich nur der nicht versilberte.

Ich hatte als Kind schon Kosacken gesehen; 1805, als die Russischen Hülfstruppen durch Schlesien nach Oesterreich zogen. Man hatte mich hingeführt, wie jetzt die Eltern ihre Kinder, damit ich etwas sehen solle, was ich in meinem Leben nicht wieder zu Gesicht bekommen würde. Das waren ausgewählte Kosackenpulke gewesen, echte Söhne des Don, lauter schöne stattliche Leute, in glänzend blauen Wämsern und faltenreichen Hosen. Sie starrten von Silber, und vom stolzen Kalpack auf ihrem Kopfe hing der rothe Beutel malerisch herab. Diese Kosacken, die ich hier sah, in ihren farblos grauen Mänteln, einer so, der andere so costumirt, kleine, alte, häßliche Leute, verdarben mir meine Illusion. Man sagte mir, unter ihren Mänteln wäre die schöne, blaue Uniform; sie zogen ihre Mäntel aus, die Uniform kam aber nicht zum Vorschein. Sie sagten, die rechten Kosacken würden nachkommen, aber meine Kosacken sah ich nicht. Nun wurden sie auch einquartiert. Wie da die Stimmen anders klangen, und die Stimmung bald eine andere ward. Zuerst kamen Nachrichten vom Lande herein, daß die Kosacken keine Engel seien. Sie hatten einen Hunger, um die Wirthschaftsvorräthe zu verzehren, so Mensch als Pferd. Man möchte ihnen den Brandtwein in Eimern vorsetzen, und Hafer und Heu werde mehr zertreten und zerstreut als verzehrt. Der Iltis sei ein bescheidenerer Gast im Hühnerstall und Taubenschlag als der Kosack, und selbst die Katze sei nicht sicher vor ihren Nachstellungen. Ein deutscher Commandeur hatte seinen Leuten streng das Plündern untersagt. Sie zogen durch ein Dorf. Als die Schaaren sich sammeln, kommt ein Kosack nachgesprengt, und schon von fern zeigt er jubelnd den Cameraden eine silberne Uhr. Donnernd reitet der Anführer ihm entgegen: „Schurke, hast du doch, gegen das Commando, gestohlen?" — Gutmüthig schüttelt der Kosack den Kopf: „Nix gestohlen, Bauer schenkt mir." — „Was sagte denn der Bauer?" — „Sagte nix", war die Antwort, „weinte nur ein bißl." Anfänglich war man empört über den unpatriotischen Sinn der Leute auf dem Lande. Was brauchten die Russen anders zu sein als Feinde der Franzosen, damit sie unsere Freunde wären. Es dauerte indeß nicht lange Zeit, daß eine patriotische Hausfrau in der Stadt zur andern kam, und ihr Leid klagte. Die Kosacken verzehrten hier gerade so viel als in den Dörfern, und die Speisekammern in den Städten pflegen kleiner zu sein. Aus Vaterlandsliebe, und um ihnen eine Freude zu machen, setzte jede Hausfrau den lieben Gästen „Kapusta" und immer Kapusta, d. h. Kohl, vor. Aber die Kosacken hatten inzwischen Sinn für Mannigfaltigkeit gewonnen, und wenn sie auch das Rohe noch liebten, so zeigten sie sich doch auch begierig nach Gekochtem, Gebratenem, Gesalztem und Gepökeltem. Aber was war ihr Heißhunger und ihr Durst gegen ihre Unreinlichkeit! Wenn von preußischer Seite wirklich eine Abneigung oder ein Haß gegen die Polen existirt hat, so kam er von den Beamtenfamilien, welche während der polnischen Besitznahme daselbst leben mußten. Unreinlichkeit, Unmäßigkeit und schlechte Wirthschaft sind Eigenschaften, die reinliche und mäßige Seelen mehr als die Sünde selbst verabscheuen. Die patriotische Liebe für die Russen wich der Allmacht unseres Reinlichkeitsgefühls. Diese Betten, diese Wäsche, auf der Kosacken geschlafen, zerstörten alle Illusionen. Das hatten Franzosen doch selten hinterlassen. Es gab noch manche Gründe, weshalb die Götter zu gemeinen Sterblichen herabsanken. Ihr täglicher Handel mit den Juden hatte nichts Anziehendes, ob er doch sehr natürlich war, da man von den wackern Kriegern nicht erwarten durfte, daß sie ihre volle Beute in Natur mit sich schleppten.

Ihr melancholisches Volkslied:

Schöne Minka, ich muß scheiden,

wurde zwar an allen Klavieren geklimpert, zum Beweis, daß sie auch zart fühlen könnten; aber man war recht froh, als sie fort waren. Ich sage nicht, daß die Begeisterung verraucht, die Dankbarkeit verschwunden war, man war nur froh, die schöne Idee wieder frei zu haben, ungestört von der Wirklichkeit, die in allen Verhältnissen Beschwerliches mit sich führt. Man gönnte auch Andern die Lust, welche man selbst eben genossen, und den tapfern Kriegern die frischen Blumenkränze, die wehenden Tücher, den Jubelruf, die an andern Orten sie erwarteten. Auch, und zumal, an ihren Siegen, welche unsre Zeitungen uns rasch zu melden jetzt keinen Anstand nahmen, erfreute man sich herzlich. Die erste Nachricht von einem glücklichen Gefechte zwischen der Russischen Avantgarde und dem französischen Nachtrab war uns das Signal, daß es nun immerfort so gehen müsse. Und das war nöthig. Wie wir vor einem Jahre gefürchtet, daß Napoleons Siegeswagen unaufhaltsam fortrolle, die Hand zerschmetternd, welche in seine Speichen greifen wolle, so waren wir jetzt drauf und dran zu glauben, ein Sieg nach dem andern müsse ihn niederschmettern. So empfangen, so trunken von Glück und Beifall, was war es da den Kosacken zu verdenken, wenn sie, noch zwischen Spree und Havel, nur an Paris dachten. Einer, vor der kleinen Stadt Beelitz, fragte auf der Straße einen Bürger: „Ist das der Weg nach Paris?" worauf dieser antwortete: „Erst nach Beelitz, dann nach Paris." War es eine wirkliche

Antwort, und kein Berliner Witz, so war sie doch sehr verbreitet und charakterisirte die Stimmung.

Noch erschien ein Tag, wo der Kosack auf Händen getragen wurde. Es war der Einzug des großen Russischen Corps in Berlin. Kein kleines Partheischauspiel mehr; es war eine große politische Begebenheit; ausgesprochen war es, daß wir unser Alles einwarfen in die Sache der europäischen Freiheit. Also officiell mit Glockengeläut, Fahnen, Deputationen und wehenden Tüchern wurden Russen und Kosacken eingeholt. Es war ein reiner heller Freudentag. In der langen Königsstraße Fenster, Thüren, Dächer gedrängt voll, hochfrohe Gesichter, Thränen der Wonne, ein Meer von Jubel. Es erinnerte der Festtag an jenen feierlich schmerzlichen, als durch dieselbe Straße der geliebte König, der seinem Volke wiedergeschenkte, nach langer bitterer Trennung in Berlin einzog. Damals herrschte die Erinnerung, heute die Zukunft. Jener ein tief bewegtes Familienfest, dieser ein Tag der Verheißung. Alle verblichenen Farben strahlten in neuem Glanze auf; auch den Kosacken nickte man zu, auch ihnen galten noch einmal die gewehten Tücher, die Hurra's, als wäre es das erste Mal. Auch war diesmal etwas von ihrer Seite gethan, dem Empfange zu begegnen. Sie hatten sich heraus geschmückt mit allem Seltsamen; und erschienen auch noch keine tscherkessischen Ritter im Schuppenpanzer, so sah man doch jetzt zum ersten Male Köcher, Bogen und Pfeile, die unsere Knabenherzen unendlich erfreuten. Wir meinten, solchen Waffen aus der Vorwelt kerngesunder Manneskraft müsse Napoleons Arglist und Tyrannei gewiß erliegen. Wir sahen gelbe Gesichter, braune, breite Mäuler und Backen, kleine Augen breit aufgeschlitzt, und in den tartarischen, baskirischen, kalmückischen Physiognomieen erschien Asien zum ersten Male bewaffnet in der Preußischen Hauptstadt.

Eines schönen Zuges eines der Russischen Generäle muß ich hier gedenken. Es war ein Name, der nachher auf dem Hämus zu den Sternen erster Größe aufleuchtete, um darauf in den Polnischen Sümpfen unterzugehen. General Diebitsch war, wie bekannt, im Berliner Cadettencorps erzogen. Er hing mit inniger Liebe an diesem Institut, an den Lehrern seiner Jugend. Beim Einzuge durch die Königsstraße verließ er plötzlich die Tête seines Corps, schwenkte seitwärts in die neue Friedrichsstraße und erschien unerwartet im Cadettencorps; er ließ die Lehrer einladen, die Lehrer riefen die Schüler. Ueberraschung, Freude, Aufmunterung für Jung und Alt. Sein Gedächtniß lebt hochgeehrt noch im Berliner Cadettencorps fort. Doch unter der Zahl der Lehrer vermißte Diebitsch Einen, den er und der ihn vorzugsweise geliebt. Der alternde, kranke Mann war in seiner Wohnung zurückgeblieben, aber der General ruhte nicht, bis er auch ihn umarmt, und Versicherungen der Dankbarkeit gethan, die keine leeren Worte blieben.

Es ist nicht hier bei den Kosacken der Platz, von dem Aufruf des Königs, von unsern Freiwilligen zu sprechen. Dieser Act der Erhebung eines zertretenen Volkes steht schon mit unverlöschlichen Schriftzügen in den Tafeln der Geschichte, als etwas eben so Großes und Einziges auf Seiten einer Nation da, als Friedrich mit Recht beide Namen an seinen königlichen knüpfte. Diese gewaltige Seite der Zeit, dies große historische Bild bedarf keiner Genrestücke, um verstanden zu werden. Aber es lief manches mit bei, was auch zur Charakteristik der Periode gehörte, und, trotz seiner gemüthlich komischen Seiten, der großartigen Thätigkeit keinen Abbruch that. Glücklicher Weise ist der Berliner Landsturm nie zur blutigen Thätigkeit gekommen; aber mit komischem Ernst wurde die Sache von Vielen betrieben, und unsern Gelehrten mit berühmten Namen erzählte man wunderliche Dinge nach. Von Fichte's, Schleiermacher's, Zeune's, Bernhardy's Anstrengungen in der volksthümlichen Bewaffnung gab es curiose Gerüchte, von denen übrigens die Hälfte wohl nur dem Berliner Witz ihre Entstehung verdankt. Director Bernhardy war, vielleicht weil er sein Gymnasium (das Friedrich-Werdersche) so trefflich regierte, zum Landsturmhauptmann ernannt; und, um seine Compagnie gut einzuexerciren, nahm er selbst zuvor Privatunterricht bei einem Unterofficier im Commandiren. Man sprach von einem ganzen Professoren-Bataillon, das sich so privatim vorbereite. Die Lanzen des Landsturms überragten die längsten Kosackenpiken. Von einem Gelehrten wußte man, daß er den Homer noch einmal eiligst durchgelesen, um die echte, natürliche und volksthümliche Bewaffnung zu studiren. Er hatte sich einen Schild von dreifacher Rindshaut mit ehernen Buckeln und einem spitzigen Nabel fertigen lassen; auch einen Helm desselben Stoffes, glaube ich.

(Schluß folgt.)

Juliane Déry.

Am Abend des Charfreitag ist die Dichterin Juliane Déry in Berlin freiwillig aus dem Leben gegangen. Bei diesem erschütternden Anlaß ihrer und ihres Schaffens zu gedenken, wäre unter allen Umständen eine Pflicht dieser Zeitschrift, in der sie einst ihr Erstlingswerk und dann eine Reihe anderer Arbeiten veröffentlicht hat. Nun legt es mir aber zudem ein trauriger Grund nahe, diese Pflicht der Pietät rasch und ausgiebig zu erfüllen. Der Selbstmord seiner bekannten Persönlichkeit weckt immer den Klatsch und der wälzt sich denn nun auch in breiten und trüben Wogen durch die Spalten einiger Zeitungen. Wie Juliane Déry wirklich war, welche Dissonanzen ihrer Seele sie immer elender gemacht und schließlich in den Tod gejagt haben, hat bisher kaum Einer angedeutet. Da will ich es denn zu sagen versuchen, so weit ich es weiß, in Allem der Wahrheit gemäß, aber auch stets dessen eingedenk, daß ich von einer Toten spreche, die das,

was etwa ihr und Anderen als Schuld erschienen sein mag, mit dem höchsten Preise gesühnt und bezahlt hat, den ein junger, kraftvoller, lebensdurstiger Mensch, wie sie bis zuletzt war, entrichten kann. Und dies nicht zu vergessen, ist um so mehr geboten, als hier nur von Schuld in jenem Sinne die Rede sein kann, in dem wir Menschen alle schuldig sind: wir handeln nicht, wie wir wollen, sondern wie wir müssen, eingeengt von der Kette der Ursachen und Wirkungen, und bleiben was wir sind: wozu uns Abstammung und Erziehung, Temperament und Lebenserfahrung gemacht haben.

Es wird den Leser wohl am Besten ins Klare führen, wenn ich zunächst berichte, welchen Eindruck ihr Erstlingswerk und dann sie selbst vor nun zwölf Jahren auf mich gemacht hat.

Im September 1887 — ich lebte damals noch in Wien — ersuchte mich ein dortiger Anwalt, das Manuskript eines „jungen Anfängers" zu lesen; es sei eben ein „erster Versuch". Ich schlug das Manuskript auf — „Meine Braut". Novelle, kein Autorname — und fragte mich nach etwa einer Stunde Lesens: „Wozu die Vermummung? Welcher unserer erprobten österreichischen Erzähler hat dir diese mit vollster technischer Sicherheit geschriebene Arbeit anonym in die Hände gespielt?" Erst in der zweiten Hälfte kam mir bei einigen, in zwei Zeilen, aber mit intimster Kenntnis hingezeichneten Toiletten-Details der Gedanke, ob es nicht etwa eine Autorin sei; auch die scharfe Zeichnung der Frauen-Charaktere stimmte dazu; so erbarmungslos schildert nur ein Weib weibliche Schwächen. Am Schlusse aber sagte ich mir: Hier fehlt alles Schlimme, freilich auch alles Gute, was auf einen Anfänger, einen jugendlichen Autor überhaupt, hindeuten könnte. Das ist ein fertiges, ja routiniertes Talent, aber so stark, so eigentümlich, daß es geradezu rätselhaft ist, wie dir seine früheren Werke nicht bekannt geworden sein sollten. Sollte es sich aber wirklich um einen Anfänger oder gar eine Anfängerin handeln, so haben wir es mit einem psychologisch wie aesthetisch höchst interessanten Fall zu thun, mit Jemand, der — und zwar gleichfalls im Guten wie im Schlimmen — damit anfängt, wohin Andere nach vielen Jahren gelangen. Ähnliches schrieb ich an den Anwalt und fügte bei, ich wolle die Novelle gern drucken, nur möge sich der Autor mir gegenüber nennen.

Schon am nächsten Tage erschien in meiner Sprechstunde eine junge Dame, deren Karte: „Julie Déry" einen mir ganz unbekannten Namen aufwies. Die Erscheinung war auffallend genug; auf einer prächtigen Gestalt von schönstem Ebenmaß der Formen saß ein Kopf, ein Antlitz, dessen groteske Eigentümlichkeit in Worten kaum zu schildern ist; auch den Malern, die sie porträtiert haben, — und es sind ausgezeichnete Künstler darunter — ist die Aufgabe nicht ganz geglückt. Die Stirn stark zurückfliegend, die Nase mit vibrierenden Flügeln, der Mund mit vollen Lippen mächtig vorspringend; die Augen gelblich-grün, die blassen vollen Wangen von einem Urwald blonden, überreichen, mühsam gebändigten Haars umschlossen; der Ausdruck der Züge trotzig und düster. Am ähnlichsten ist noch das Bild von Franz Stuck, der die Dichterin als junge, traurige, lechzende Furie dargestellt hat.

Seltsam wie die äußere Erscheinung war die Toilette — etwa die einer eleganten Schauspielerin in einer Provinzstadt — am seltsamsten das Gebahren. Denn kaum eingetreten, eilte sie auf mich zu, ergriff meine Hand, küßte sie, eh' ich es hindern konnte, und rief: „Wie soll ich Ihnen danken! Sie haben mir ein Lebensziel gegeben. Ich bin die Verfasserin von ‚Meine Braut'."

Wer viel mit Schriftstellern verkehrt, gewöhnt sich's ab, aus dem Werk auf die Persönlichkeit des Autors, aus der Persönlichkeit auf das Werk zu schließen. Aber so verblüfft wie damals bin ich nie vorher noch nachher gewesen. Wie kam diese stürmische junge Dame zu einer so reifen Arbeit, deren Klarheit zuweilen an Nüchternheit grenzte?!

Was sie mir nun ferner mitteilte, war geeignet, dies Staunen zu mehren. Es war in Kürze folgendes: Sie sei jetzt dreiundzwanzig Jahre alt, zu Baja in Ungarn, der Heimatsstadt Karl Beck's geboren, die Tochter einer magyarischen Familie jüdischen Glaubens, die dann katholisch geworden und nach Wien übersiedelt sei. Ihre Erziehung sei eine magyarisch-französische, nach der Konvertierung eine klösterliche gewesen; das Deutsche habe sie spät erlernt. (Sie sprach es mit leisem magyarischem Accent.) Sie habe früh einen dunklen künstlerischen Trieb empfunden, aber nie recht gewußt, ob eine Dichterin oder eine Schauspielerin in ihr stecke. So habe sie nacheinander zuerst ungarische Novellen geschrieben, dann deutsche Rollen studiert, sich hierauf der ungarischen Bühne zu widmen gedacht, und endlich — vor zwei Jahren — „mit Aufgebot aller Kraft, mit zusammengebissenen Zähnen" eine Skizze „Variatio delectat", dann diese Novelle geschrieben. Aber nachdem sie damit fertig gewesen, seien ihr die beiden Arbeiten ganz wertlos vorgekommen, sie habe nun alle Mühe darauf gewendet, um es im Französischen so weit zu bringen, damit sie nach Paris gehen und dort französische Schauspielerin werden könne. Aber auch dafür sei es zu spät und nun, völlig ratlos und verzweifelt, habe sie „Meine Braut" hervorgeholt; wie in dieser Stimmung mein Brief auf sie gewirkt habe, könne ich ja wohl denken.

Dies Alles sprudelte sie hastig, mit thränenerstickter Stimme hervor und wie seltsam, ja unglaublich es mir ins Ohr klingen mußte, wird man mir nachfühlen können. Und so war ich zunächst ratlos, als sie mit einer Flut von Fragen schloß: „Was bin ich, Jüdin oder Katholikin, Ungarin oder Deutsche? Und was soll ich werden, Schauspielerin oder Schriftstellerin? Aber nein, ich bin ja die Tochter eines ehrbaren Hauses und will nichts, als ein ruhiges Glück an der Seite eines geliebten Mannes. Soll ich Alles sein lassen und heiraten?"

Ich suchte sie zu beruhigen; sie werde die rechte Antwort schon finden, sofern sie ehrlichen Herzens suche. Zunächst möge sie mir die Skizze schicken und dann wieder zu mir kommen.

Diese Skizze mußte mir das Vertrauen in ihr dichterisches Talent noch steigern. Nun war ich darüber beruhigt, daß nicht bloß die eine Hauptsache vorhanden war, die starke natürliche Begabung, sondern auch die andere: die Fähigkeit, diese Begabung künstlerisch zu entwickeln. Das erwies die Vergleichung der beiden, kurz nacheinander entstandenen Arbeiten. Viel Gutes war ihnen gemeinsam, aber die ein Vierteljahr später geschriebene Novelle war ungleich reifer und wertvoller.

Was die Natur diesem jungen Mädchen mit auf den Weg gegeben hatte, war vor Allem eine erstaunliche Schärfe der Beobachtung, eine — das Wort ist nicht überschwänglich — geniale Treffsicherheit in der Schilderung von Milieu und Menschen. Beide Geschichten spielten in österreichischen Adels- und Turfkreisen und malten diese Gesellschaft mit einer Lebenstreue, die von keinem andern Autor überboten, von einem einzigen — der Ebner-Eschenbach — erreicht worden ist. Was waren gegen diese Gestalten voll wirklichen Lebens die geistreichen Karrikaturen der Schubin! Ja noch mehr, dieser Rudolf Wick und Aristide Costumas, diese Komtesse Gertrud

und Gräfin Gruy waren nicht bloß wirkliche Menschen, sondern zugleich Typen — und nun erwäge man, wie viel Beobachtung und Lebenserfahrung ein Dichter sonst nötig hat, um in dem Einzelnen, ohne daß dieser zum Schemen herabsinkt, den Typus schildern zu können. Dieses junge Mädchen konnte es.

Freilich, so unerbittlich und tiefinnerst wahr sie fast jeden Einzelnen und jedes Detail schilderte, das Gesamtbild war dennoch unrichtig, weil sie nur den Schatten wiedergab, nicht das Licht. Sie haßte den Adel, haßte ihn glühend und tötlich. Das konnte selbstverständlich den Glauben an ihre künstlerische Ehrlichkeit nicht im Geringsten erschüttern; denn dieser Haß quoll offenbar aus einem Erlebnis ihrer Seele, war darum echt und begreiflich. Meine Vermutung war richtig; sie hat es später in Biographieen, die unter ihren Augen geschrieben wurden, drucken lassen; in der That war nicht das Geringste an dieser schmerzlichen Erfahrung, dessen sie sich zu schämen hatte. Aber es war sichtlich nicht dieser Haß allein, der sie verblendete, sondern der Grund lag tiefer: sie war sozusagen lichtblind, ihr Auge versagte in der Helle. Die ausgemachten Schurke waren vortrefflich gezeichnet; die Menschen, die mehr zum Guten, als zum Bösen neigten, viel schwächer, und die einzigen braven Naturen in dieser Galerie ganz unklar und verschwommen. Ahmte die Verfasserin darin etwa die allerneuesten Naturalisten nach, oder lag der Grund in ihr? Das letztere war richtig, denn gelesen hatte sie bis dahin überhaupt sehr wenig; sie sah damals noch die Guten im Leben nicht, und darum konnte sie sie weder beobachten, noch schildern. Das nun war allerdings ein künstlerischer Mangel, aber er schien sich auszugleichen: mit der Bitterkeit verglichen, die sie in „Variatio delectat“ bekundete, zeigte die Charakterzeichnung in „Meine Braut“ einen Fortschritt zum Besseren, weil zum Richtigen: in den Menschen nicht Engel, noch Teufel, sondern eben Menschen zu sehen.

Ähnlich stand es um die Probleme beider Geschichten. Schon das der Skizze war geistreich und originell, aber höchst verwegen und nur durch die Kunst und Dezenz der Darstellung möglich; es handelte von der unbefriedigten Sinnlichkeit des Weibes und blieb ganz und gar im Physiologischen stecken. Dies Letzte abgerechnet, war von dem Problem der Novelle genau dasselbe zu sagen, — nur daß die Dichterin es hier aus dem Physiologischen ins Psychologische erhob. Eben weil Gertrud, die „Braut“ geistig und moralisch hoch über der Gräfin Gruy stand, die der Wechsel der Liebhaber erfreute, stand die später entstandene Arbeit künstlerisch hoch über der Skizze, die — das soll hier gar nicht beschönigt sein — glattweg brutal war. Ich sagte mir: das Gute, der Geist, die Eigentümlichkeit des Problems sind geblieben, das Schlimme, der krasse, rüde Naturalismus verschwindet. Und daß auch das Problem der Novelle ein dem ersten äußerlich verwandtes war und die merkwürdige Arbeit nicht eben zu einer Lektüre für Mädchenpensionate stempelte, konnte mich deshalb nicht bedenklich stimmen, weil es eine durchaus natürliche Erscheinung war. Man sehe sich die Erstlingswerke fast aller Dichterinnen unserer Tage an und wird finden, daß sie zunächst nach ähnlichen Stoffen gegriffen haben, wie Juliane Déry. Daraus auf den Lebenswandel einer Dichterin zu schließen, wäre glattweg Thorheit, im Gegenteil, gerade weil all diese modernen Dichterinnen, als sie zu schreiben begannen, die wohlbehüteten Töchter braver Familien waren, in welchen selbst ganz harmlose Dinge als „shocking“ gelten, behandelten sie naturgemäß, im Trotz gegen die Konvention, unter der sie litten, Stoffe, die wirklich „shocking“ waren. Die Phantasie schwelgte im Verbotenen, und bei den Meisten hat sich dann, wenn sie reiften, der gährende Most zum klaren Wein abgeklärt, der allerdings auch noch lange nicht im Nutzglas unserer Familienblätter kredenzt werden konnte.

Am frappierendsten aber war der Fortschritt in der Technik. Nach dieser Hinsicht ist „Meine Braut“ eine ausgezeichnete Arbeit. Staunenswert ist die Sicherheit in der Komposition, die Kraft und Straffheit in der Führung der Fabel, die Klarheit und Zielbewußtheit der Erfindung. Man hat beim Lesen die Empfindung, wie wenn man in einem Nachen dahinführe, der, von starken Armen gelenkt und kundig gesteuert, seinem Ziele zueilt; das Steuer weicht nicht um Haaresbreite aus dem Kurs, die Ruder ruhen keinen Atemzug lang, und mit jeder Sekunde treten die Umrisse des Hafens, dem wir zusteuern, deutlicher hervor; Zug um Zug wird das Bild klarer, aber ganz enthüllt sich uns das Ufer erst am Ende der Fahrt, und blicken wir nun nach dem Punkte zurück, von dem wir gekommen sind, so erkennen wir auch, daß wir gar nicht klüger und vorteilhafter hätten fahren können. Hat man, frage ich, oft diese Empfindung, und ist sie selbst bei den Werken erprobter Erzähler etwas so Alltägliches, daß man sie nicht erst zu rühmen brauchte?! Solche Sicherheit, Straffheit und Klarheit in Erfindung und Darstellung pflegt sonst nur das Produkt von Talent, Fleiß und langjähriger Übung zu sein — hier waren sie einzig die Frucht eines, in dieser Beziehung ganz ungewöhnlichen Talents.

Dies Alles sagte ich der jungen Dame, als sie wiederkam. Bei so ausgesprochener litterarischer Begabung könne von einer Bühnenlaufbahn wohl nicht die Rede sein; zudem werde ihr da ihr fremdartiger Dialekt noch lange im Wege stehen. Sie stimmte zu, brachte selbst Einiges vor, was noch dagegen sprach, wie sie denn überhaupt diesmal ruhig und gelassen war. Nur könne sie, meinte sie, nicht so recht an ihre Zukunft als Schriftstellerin glauben. Erstlich weil ihre Angehörigen keinen wärmeren Wunsch hätten, als sie glücklich vermählt zu sehen; auch sie halte dies Los für das schönste, das dem Weibe werden könne. Eine verheiratete Künstlerin aber könne nicht mehr ganz ihrer Kunst leben, und „lieber gar keine, als eine halbe Künstlerin“. Ferner habe sie zu wenig gelernt, und endlich sei sie nicht fleißig. Sie könne im ersten Feuer Tag und Nacht arbeiten, „wie eine Rasende“, aber lange halte dies nie vor.

Nur das Letzte schien mir bedenklich; ohne Fleiß kein Gedeihen, das galt natürlich auch hier, trotz aller Stärke des Formtalents. Könne sie aber, meinte ich, ihre Nerven so weit bezwingen, um an ihrer künstlerischen Ausbildung ernsthaft zu arbeiten, dann ließen sich auch die Lücken ihres Wissens ausfüllen, und selbst als Frau werde sie für dies Alles Zeit genug haben, sofern sie nur ernstlich wolle. Das versprach sie denn auch in sichtlicher Ergriffenheit.

Es war — da ich kurz darauf nach Berlin übersiedelte — für lange unsere letzte Unterredung. Wohl aber blieben wir in regem, brieflichem Verkehr. „Was Sie mir gesagt haben,“ hieß es gleich in ihrem ersten Schreiben, „werde ich mein Leben lang nicht vergessen; es gilt mir wie ein Schiedsspruch über meine ganze Zukunft.“ Ein nächster Brief bat um „eine Liste ernster, guter Bücher,“ die sie zunächst durchnehmen solle, ein dritter brachte die Mitteilung, daß eine neue Novelle nahezu fertig sei. Hierauf eine Pause und dann in rascher Folge einige Briefe und Karten: die „dringende“, die „flehentliche“, schließlich sogar die „kniefällige“ Bitte, die

acceptierte Novelle raschestens zu drucken, sonst sinke ihr der Mut.

Sicherlich wäre es mir im Interesse ihres Talents lieber gewesen, sie hätte mir statt dieser Karten die neue Arbeit gesendet. Aber ungeduldig ist jeder junge Autor und wie sich dieser Zustand äußert, hängt von seinem Temperament und seinen Verhältnissen ab. Dies junge Menschenkind erwartete noch die Antwort auf die Frage: „Was bin ich und was soll ich werden?" So erfüllte ich denn ihren Wunsch und „Meine Braut" konnte bereits am 1. Januar 1888 (Band III, Seite 193 ff) in der „Deutschen Dichtung" zu erscheinen beginnen. Der Zufall fügte es, daß dasselbe Heft einen Essay über Karl Beck brachte, den Dichter, der aus demselben entlegenen Baja den Weg zum deutschen Parnaß gefunden hatte.

Oft habe ich die Freude erlebt, für das Erstlingswerk eines Dichters bei dem Leserkreise dieser Zeitschrift gute Aufnahme zu finden, aber niemals ist mir die Freude so reich gegönnt gewesen, wie hier. Die Novelle hatte einen vollen Erfolg; jeder Tag brachte einen zustimmenden Brief, darunter von einigen unserer besten Dichter, denen es sonst ihre Zeit wahrlich nicht gestattet, sich spontan über Novellen in Zeitschriften zu äußern. Ein besonderes Vergnügen aber bereitete es mir, daß gerade diese Beurteiler denselben Eindruck hatten, wie ich. Fast Niemand hielt „J. Déry" für den Namen einer bisher unbekannten Schriftstellerin, sondern ich wurde gefragt, wer sich diesmal die Tarnkappe des Pseudonyms aufgesetzt habe. Am häufigsten wurde auf Marie Ebner und Ossip Schubin geraten.

Man sieht, die junge Dichterin konnte zufrieden sein. Sie war es denn auch — aber nicht lange. In dieser kurzen Zwischenzeit schrieb sie mir, sie habe die Arbeit an ihrer neuen Novelle aufgenommen. Dann eine Pause, und endlich die Bitte, ihr zu einer Buchausgabe behilflich zu sein. Denn erst ein Buch bedeute den Eintritt in die Litteratur und könne berühmt machen.

Der Wunsch war ja begreiflich, nur kam er etwas verfrüht. Vor Allem schon deshalb, weil außer „Meine Braut", die einen Band nicht füllte, nur „Variatio delectat" vorlag, gewiß auch eine vollwichtige Talentprobe, aber eine unreife, zudem in der Fabel recht unsympathische Arbeit. Ich riet, zu warten, bis die neue Novelle fertig sei. Aber da kam die Antwort, diese Novelle arbeite sie eben zu einem Drama um, und im Anschluß an diese unerwartete Nachricht abermals der Wunsch, die Bitte, das Flehen um einen Verleger. „Das Buch muß mein Schicksal entscheiden!" Ich erwiderte mahnend, nicht dies Buch, sondern ihre Selbsterziehung zur Arbeit werde ihr „Schicksalsspruch" sein, und erinnerte an die Worte, die sie mir ein Jahr zuvor geschrieben hatte. Aber dann that ich, was sie wünschte; auf mein Zureden fand sich ein Verleger bereit. So erschien im Herbst 1888 das erste Buch von J. Déry: „Hoch oben", welcher Titel ja die soziale Sphäre beider Novellen richtig umschrieb.

Auch das Buch hatte Erfolg, keinen stürmischen, aber einen ermunternden Erfolg; litterarisch war es jedenfalls der größte, den die Unglückliche je errungen hat. Auch wäre er zweifellos noch stärker gewesen, wenn nicht in fast jeder Kritik der warmen Anerkennung der Novelle der Tadel über die Skizze nachgehinkt wäre. Auch ich konnte, als ich an dieser Stelle über das Buch schrieb — („Eine neue Erzählerin", Deutsche Dichtung, Band V, Seite 102 ff; einige Stellen dieser Kritik habe ich, um nicht für denselben Gedanken verschiedene Worte suchen zu müssen, in dem vorliegenden Aufsatz wiedergegeben) — nicht anders urteilen, doch betonte ich, daß die Skizze der Novelle vorangegangen sei, und schloß:

„Alles in Allem ein höchst lesenswertes, höchst talentvolles, interessantes Buch — im Guten, wie im Schlimmen der Beachtung wert, ein Buch, welchem schon der Umstand, daß es das Erstlingswerk eines jungen Mädchens ist, wahrlich einen Platz unter den „menschlichen Dokumenten" unsrer Zeit anweist. So hat keine Dichterin der Gegenwart begonnen wie sie — wie wird sie fortfahren, wie enden? Zur Zeit, da ich diese Zeilen schreibe, ist mir ihre neue Arbeit noch nicht bekannt. Wird sie in den Naturalismus zurückgleiten oder sich noch kräftiger, als bisher, zum künstlerisch gebändigten Realismus erheben? Man glaubt gern, was man wünscht; ich glaube das letztere."

Die Art, in der die Dichterin diese und ähnliche Kritiken aufnahm, war nicht erfreulich. Das Lob schien ihr zu kühl, der Tadel ungerecht; gerade die Skizze sei die bessere, weil wahrere Arbeit; so sei eben das Leben: traurig und brutal. Indes, wenn sie so schrieb, war mir dies in ihrem Interesse noch immer erfreulicher, als wenn sie klagte: wo denn „der Ruhm" bleibe?! Das Buch gehe leidlich, aber von einer zweiten Auflage sei noch gar nicht die Rede. Eine Wiener Leihbibliothek komme mit zwanzig Exemplaren aus. „Ein vollständiger Mißerfolg, ein Durchfall, eine Blamage!"

Ich hielt es für heilsam, recht deutlich zu antworten. Sie habe bisher noch nicht arbeiten, nicht warten gelernt; das müsse sie nun nachholen oder Alles sein lassen. Das schien zu wirken; zerknirscht gelobte sie Fleiß und Geduld. Und eine Woche darauf kam ein sehr dickes Manuskript; sie habe seit Empfang meines Briefs Tag und Nacht gearbeitet, um mir eine bessere Meinung vor ihrer Ausdauer beizubringen.

Dazu aber war die seltsame Arbeit wahrlich nicht geeignet. Sie wurde in dieser Form nie gedruckt, aber ein großer Teil ist, stark gekürzt, in das Drama „D' Schand'" übergegangen, das sie 1894 veröffentlicht hat. Es war derselbe Versuch, von dem sie mir wiederholt geschrieben hatte. Zuerst also hatte sie den Stoff in novellistischer Form zu fassen gesucht, dann erschien ihr die dramatische geeigneter, und damit war sie zum Mindesten fertig geworden, dann allerdings selbst nicht befriedigt. Als nun aber mein Brief eintraf, riß sie die einzelnen Scenen auseinander, schrieb zu jeder einige Zeilen erzählender Einleitung, und nannte das Ganze: „Erzählung". Das sollte mir ein Beweis ihrer ausdauernden, künstlerischen Arbeit sein!

Daß dabei in der Form ein zwitterhaftes Ding herausgekommen war, kann man leicht denken. Aber voll Talent war auch diese mißglückte Arbeit und das Beste daran war wieder die vortreffliche Schilderung des Milieus und die Fähigkeit, die Menschen durch tausend kleine, fein beobachtete oder treffsicher erfundene Details lebensvoll hinzustellen. Der Vorzug wog um so schwerer, als diesmal das Wiener Volk geschildert war, das sonst jedem Nichtwiener schwer verständlich bleibt. Die Dichterin war als sechzehnjähriges Mädchen nach Wien gekommen, hatte als Tochter einer angesehenen, wohlhabenden Familie kaum Gelegenheit gehabt, das Volk kennen zu lernen — und wie gut kannte sie es! Die Fabel hingegen war dürftig, zudem nicht ganz originell; auch konnte ich in der Scenenführung eine rechte dramatische Steigerung nicht erkennen. Erwog ich, daß das Beste an der Arbeit, die breite Detail-Malerei, für die Bühne unmöglich war, so schien mir die novellistische Form geeigneter. Aber auch eine andere Erwägung führte zu diesem Ergebnis. Kein Zweifel, J. Déry war eine geborene Erzählerin; das bewies die Technik von „Meine Braut". Natürlich war damit nicht ausge-

schlossen, daß sie auch vielleicht die Technik des Dramas erlernen konnte, wenn sie ernstlich wollte, aber diese Fähigkeit des ernsten Wollens war ja noch nicht erwiesen. So riet ich denn: sie möge die Arbeit in die Tischlade thun und dann nach Jahren eine richtige Novelle daraus formen. Bei unserer letzten Unterredung hat mich die Unglückliche an diesen Rat erinnert und leidenschaftlich beklagt, ihm nicht gefolgt zu sein. In der That wäre ihr dadurch zum Mindesten viel Herzeleid und Enttäuschung erspart geblieben; „D' Schand'" ist, obwohl die Verfasserin sämtliche Theater-Leiter Wiens, Münchens und Berlins um die Aufführung, sämtliche Kritiker und Dramatiker dieser Städte um ihr Fürwort bestürmte, nie aufgeführt worden, und die Kritik hat dem Buchdrama übler mitgespielt, als es verdiente, denn so undramatisch es sein mag, poetisch ganz wertlos ist das Werk auch in dieser Form nicht.

Nach einigen Wochen kam eine neue Novelle: „Die Einwilligung." Das Problem war minder geistreich und originell, als das der „Braut", aber dafür ein rein psychologisches und die Charakteristik aller Figuren scharf, die einiger Nebengestalten geradezu virtuos. Keineswegs auf gleicher Höhe stand die Technik; Einiges worauf das Hauptgewicht lag, war kaum angedeutet, der Schluß überstürzt. Offenbar hatte die Dichterin diesmal eben durchaus nicht „mit Aufgebot aller Kraft, mit zusammengebissenen Zähnen" gearbeitet. Das schrieb ich ihr und bat um sorgliche Feile. Sie erwiderte, ich hätte recht, sie habe diesmal „etwas eilig, das Ganze in drei Tagen geschrieben." Und es waren über zweitausend Druckzeilen! Übrigens besorgte sie nun die Feilung sorglich und geschickt.

Auch „Die Einwilligung" („Deutsche Dichtung," Band VI, Seite 277 ff) gefiel unseren Lesern, hätte ihnen wohl noch besser gefallen, wenn nicht „Meine Braut" die Erwartungen so hoch gespannt hätte. Die Dichterin fühlte, sie sei nicht höher geklommen; das müsse ihr, schrieb sie, bei ihrer nächsten Arbeit gelingen. Das war ja sehr löblich, aber was sie über diese Arbeit mitteilte, ließ mich Ungutes befürchten. Sie habe es satt, die Wahrheit zu verschleiern, selbst „Variatio delectat" sei noch viel zu zahm gewesen; die neue Novelle werde schildern, was bisher Niemand zu sagen gewagt habe, selbst Emil Marriot in ihrem „Egon Talmors" nicht. Nun ist dieser Roman die jugendliche Verirrung eines starken Talents und steht hart an der Grenze dessen, was überhaupt noch öffentlich gesagt werden kann; wollte J. Déry ihre Wiener Kollegin darin überbieten, so geriet sie auf Wege, die weitab von aller Kunst liegen und, mag die Welt noch so vorurteilslos werden, in alle Ewigkeit liegen müssen. Meine Ahnung erfüllte sich; diese vierte Novelle: „Die Adelsfeindin" war schon deshalb undruckbar, weil sie der Staatsanwalt konfisziert hätte, aber neben dem krassen Stoff und weit mehr als dieser betrübte mich der künstlerische Unwert der hastig hingeworfenen Arbeit. So schrieb ich denn der Autorin: mir solle keine Mühe zu viel sein, ihr mit Rat und That beizustehen, sofern sie ihren Ehrgeiz durch künstlerisches Streben befriedige, aber wolle sie dadurch von sich reden machen, indem sie Unfagbares sage, so trennten sich unsere Wege.

Ich hätte dies Detail nicht erzählt, wenn es mir nicht als Pflicht erschienen wäre, ihre Antwort mitzuteilen; denn meines Erachtens kann nichts die Dinge, die in einigen Zeitungen über die Tote zu lesen waren, bündiger widerlegen, als diese Antwort. Sie schrieb, ich hätte recht gehabt, dies habe sie, von ihrem Dämon Ehrgeiz gepeitscht, gewollt und das sei häßlich gewesen. Aber sie wolle es nun nicht mehr und werde es nie wieder wollen; „Die Adelsfeindin" habe sie verbrannt; an ihrer nächsten Novelle aber würde ich merken, wie ehrlich ihre Reue sei . . . Ich glaube nicht, daß dies Viele über sich vermocht hätten; unter 100 Menschen hätten 99 geantwortet: „Das ist ungerecht, ich schrieb, wie ich mußte; daß Sie prüde sind, dafür kann ich nichts!" Wer so antwortet, wie sie, ist ein im tiefsten Kern ehrlicher und wahrer Mensch. Was sie aber als Künstlerin hätte werden können, beweist jene Novelle, die sie in ihrer „Reue" schrieb.

Sie steht in der „Deutschen Dichtung" (Band VIII, Seite 78 ff), heißt: „Am Kreuzweg" und behandelt ein merkwürdiges seelisches Problem mit Geist und Kraft; in der Charakteristik der beiden Hauptgestalten hat sie, wie ich glaube, in unserer neuesten Litteratur nicht allzuviele ebenbürtige Rivalen. Vortrefflich ist die Wiener Luft wiedergegeben; eine Nebengestalt, Kreibig, ist eine meisterhafte Zeichnung nach der Natur: ein bekannter Wiener Demagoge; keiner seiner politischen Gegner hat dem „Liebling der Wiener" so ins innerste Herz geleuchtet, wie dies junge Mädchen. Aber auch in Stil und Komposition reiht sich diese Novelle ebenbürtig an „Meine Braut", hinter der sie wohl nur an Reiz und Bewegtheit der Fabel zurücksteht. Kein Geringerer, als Konrad Ferdinand Meyer hat mir über diese Novelle geschrieben: „Vortrefflich! Da haben wir viel zu erwarten."

Auch ich war nun fest von ihrer Zukunft überzeugt, denn jetzt endlich schien sie ja arbeiten, ja noch mehr, jetzt schien sie warten zu können. Als „Die Einwilligung" und „Am Kreuzweg" unter dem Gesamttitel: „Ohne Führer" in Buchform erschienen, sagte ich mir, daß die Dichterin nicht mehr zu jenen Menschen gehöre, die sie da geschildert hatte: haltlose Naturen, die in ihrem eigenen Willen keinen „Führer" haben. Sie lebte damals schon in Paris; die Gründe, die sie dahin geführt hatten, schienen mir ebenso triftig und verständig, wie Alles, was sie mir nun schrieb. In ihren Wiener Kreisen, meinte sie, habe sie nur als nicht mehr ganz junges Mädchen gegolten, das aus Marotte nicht heirate — und ihre „Marotte" sei bloß gewesen, nur Einen zu heiraten, den sie lieben und achten könne —, aus Marotte weißes Papier vollschreibe; auf die Atmosphäre aber, in der ein Künstler lebe, komme es doch auch etwas an. In Paris finde sie ruhiges Wohlwollen, wie sie es brauche. Auch gehöre sie nun einmal zu den Menschen, die aus Büchern nicht viel lernen könnten: in diesem „großen Bilderbuch", diesem „Extrakt der Welt" werde sie viel lernen. Dagegen ließ sich wahrlich nichts sagen.

Freilich, zum Arbeiten kam sie dort zunächst nicht. Aber das verschlug ja nichts; sie hatte noch soviel Zeit vor sich und jedes Jahr muß man nicht ein neues Buch fertig haben. Zudem lebte sie im wirklichen, richtigen Paris; Daudet, Zola, Juliette Adam, namentlich aber die Prinzeß Mathilde Bonaparte fanden Gefallen an der temperamentvollen, originellen Persönlichkeit; von ihnen Allen, namentlich von der Prinzessin, habe ich Briefe an sie gelesen, die ein tieferes, wahrhaft liebevolles Interesse bekundeten. In dieser Zeit habe ich auch erfahren, wie dankbar und anhänglich sie war; sie schrieb mir allwöchentlich, obwohl sie ja zunächst nichts von mir zu wünschen hatte, und da sie meinen Sport, das Autographen-Sammeln kannte, so überschüttete sie mich mit Briefen französischer Berühmtheiten. In einem Badeort an der bretagnischen Küste lernte sie eine alte Aristokratin kennen, die eine sehr schöne Sammlung von Autographen und Dokumenten aus der Napoleonischen Zeit besaß, und wußte sie ihr abzuschmeicheln, um mich damit zu erfreuen. Aber ich darf

wohl sagen, mehr als all diese vergilbten Briefe erfreuten mich diejenigen, in welchen sie sich über die französische Litteratur der Gegenwart aussprach: wer so fein und gerecht über das Schaffen Anderer urteilte, war auch in Zukunft über die eigene Arbeit im Klaren.

Da blieben die Briefe plötzlich aus und nach langer Pause kamen andere, wieder voll nervöser Klagen. Was dazwischen lag, habe ich nie erfahren; offenbar ein großes Weh, eine herbe Enttäuschung. Sie müsse nun als Schriftstellerin durchdringen, bald, sofort, und darum ihre ganze Kraft auf das Drama werfen; in dieser Hinsicht werde ihr der Pariser Aufenthalt, wo sie die französische Technik an der Quelle studiert habe, von Nutzen sein; aber mit diesem Studium sei sie fertig und wolle nun nicht länger im Ausland bleiben. Wieviel sie da gelernt habe, würden mir zwei Lustspiele beweisen, mit denen sie eben beschäftigt sei.

Das aber bewiesen leider diese beiden Einakter nicht, weder mir noch Anderen. „Das Amulet“ und „Verlobung bei Pignerolles“ lasen sich freilich wie Übersetzungen aus dem Französischen, aber nur deshalb, weil sie in Paris spielten und in der Sprache von Gallicismen nicht frei waren; die Technik war kindlich ungeschickt, auch sonst ließ sich an den beiden hastig hingeworfenen Stücken, einige Funken im Dialog abgerechnet, nichts loben. Vergeblich jedoch warnten ich und Andere, mit so ungenügenden Waffen einen Platz auf der Bühne zu erobern. Tief unglücklich, vom Dämon Ehrgeiz gepeitscht, kannte die Dichterin nun kein anderes Ziel. „Berühmt macht heute nur die Bühne!“ In drei Wochen hatte sie die Einakter geschrieben, anderthalb Jahre ihres Lebens wandte sie daran, sie aufgeführt zu sehen. Sie begann ein Wanderleben als „ihr eigener Agent“, wie sie's ausdrückte; vier Monate war sie in Koburg, bis das eine, ein halbes Jahr in Berlin, bis das andere (im „Residenz-Theater“) aufgeführt war. Der Erfolg blieb aus, und „D' Schand'“ kam, wie bereits oben gesagt, überhaupt nicht auf die Bühne. Ebensowenig ein Drama „Es fiel ein Reif“ — und die satirische Komödie „Die sieben mageren Kühe“, die endlich, nach langen Jahren heißer Mühe, von der „Litterarischen Gesellschaft“ in Berlin unter dem Titel: „Magere Jahre“ aufgeführt wurde, fand eine kühle Aufnahme.

Kein Zweifel, diese Stücke waren dichterisch wertvoller, als die Einakter, nur eben keine Dramen, auch nicht im Sinne des Naturalismus. Mit den Novellen halten sie keinen Vergleich aus. Woran dies lag? Gewiß vor Allem daran, daß Juliane Déry eben ein episches, kein dramatisches Talent war. Aber nicht daran allein. Ein Zusammenwirken äußerer und innerer Umstände bewirkte es, daß sie immer flüchtiger arbeitete. Sie führte ein Nomadenleben, fühlte sich in ihrem Pensionszimmer unbehaglich, lebte darum damals sehr viel in der Gesellschaft, die sich der interessanten, in ihrem Ruf mit Recht durchaus unbemakelten jungen Dame gern erschloß. Aber auch ein verhängnisvoller Irrtum ließ sie der Arbeit immer weniger Zeit zuwenden: die Hauptsache seien ja doch die persönlichen Beziehungen zu Kritikern, Direktoren, Schauspielern; dann komme man vorwärts, dann allein. Auch die naturalistische Doktrin, wie sie sie auffaßte, war ihr sehr schädlich. Sie übersah, daß auch die Dramatiker dieser Richtung, sofern sie eben wirklich Dramatiker sind, unendliche Mühe auf die Technik wenden, nur daß es eben zum Teil eine neue Technik ist. „Je zwangloser, desto besser,“ sagte sie mir einmal. „Ich habe noch viel zu viel Form.“ Und ein andermal: „Könnte ich „Meine Braut“ und „Am Kreuzweg“ einstampfen lassen, ich thäte es! Komponierte Novellen — pfui Teufel!“ Mir aber gefielen wieder die Novellen nicht, die sie nun schrieb. Auch sie waren noch talentvoll und von der Tendenz, in der sie „Die Adelsfeindin“ geschrieben, blieb die Dichterin frei, ist sie bis zum Letzten frei geblieben, aber es waren eben nur Skizzen, die Konturen verschwommen, die Stimmung nicht stark genug. Noch schickte sie mir diese neuen Arbeiten zuerst, aber ich konnte sie nicht drucken. Ein Teil davon ist unter dem Titel „Katastrophen“ 1894 in Buchform erschienen.

Kurz darauf übersiedelte sie nach München. Auch von dort aus schrieb sie mir noch zuweilen, dann verstummte sie plötzlich. Es war dort ein Erlebnis über sie gekommen, das sie zuerst beseligt, dann maßlos elend gemacht hat. Die Seligkeit, wie das Elend sprechen aus ihren Arbeiten der letzten Jahre, aber nur dem Glück hat sie einen Ausdruck gegeben, der sie überleben wird. Ich meine einen Hymnus in Prosa, der in der „Neuen Deutschen Rundschau“ stand; der Titel ist mir entfallen. Selten hat beglückte Liebe einen so starken, hinreißenden Ausdruck gefunden. Vom Elend aber vermochte sie nur zu stammeln; vielleicht war es zu groß, zu erdrückend.

Im Innersten wund kam sie wieder nach Berlin. Ich sah sie noch zuweilen, und war bemüht, sie zu neuer Arbeit zu ermutigen. Nicht immer war dies nötig, zuweilen trat sie blitzenden Aug's ein: „Ich dringe doch durch, als Dramatiker natürlich!“ — und dann reichte sie mir den Brief irgend Jemandes, der versprach, irgendwo die „Mageren Jahre“ einzureichen. Aber zumeist klagte sie: „Warum haben Sie mir einst die Feder in die Hand gedrückt?! Nichts, gar nichts habe ich erreicht! Ich wollte, ich wäre eine brave Hausfrau geworden oder würde es noch, dann könnte ich wieder glücklich werden!“

Im Januar hörte man, daß sie sich verlobt habe. Und als sich dies Verlöbnis löste, ging sie in den Tod.

Ich habe nichts mehr zu sagen, dem wem ich nun erst die Fäden, aus denen sich dies tragische Schicksal zusammenknüpfte, nennen und kolorieren, wem ich nun erst zuzurufen brauchte: „Richte nicht, sondern verstehe!“ — für den habe ich nicht geschrieben.

Karl Emil Franzos.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Pfeifer, Martin. Der Patriot. Volksstück in vier Aufzügen. Berlin. Verlag des Dramaturgischen Instituts. 1899.

Bauer, Ludwig. Der Heilige. Ein Drama in drei Akten. Berlin. Verlag des Dramaturgischen Instituts. 1899.

Mazalarini, Leopold Philipp. Stille Pfade. Gedichte. Leipzig. Litterarische Anstalt August Schulze. 1898.

Stier-Somlo, Fritz. Große Kinder. Novellen. Berlin. Verlag der Märkischen Buchh. (Eugen Beer). 1898.

Strecker, Karl. Der Sang von Mönchgut. Dichtung in zehn Gesängen. 3. Aufl. Bergen a. Rügen. Ferdinand Becker. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von F. Conamon in Berlin N, Chausseestr. 2c



Der Roman einer Toten.

Von A. Schoebel.

(Fortsetzung.)

Tagebuchartige Aufzeichnungen folgten, ohne Zwang und Regelmäßigkeit in Hefte hineingeschrieben. Ortruds Seele schwebte daraus hervor, rein und weiß, und doch angeglüht von Lebensflammen.

Die Schriftzüge hatten sich gereckt und verfeinert, gaben sich in stolzen, kühnen Schwingungen, phantastisch aufstrebend.

Konrad beugte sich über die Blätter und las, den Atem anhaltend.

„Warum haben sie mich eingeklostert? In die Nähe einer großen Stadt gebracht?

Draußen auf dem Lande war ich ein glückliches Kind. Hier in der Enge ersticke ich. Die Epheuranken vor den Fenstern erscheinen mir wie Kerkerstäbe. Nur wenn ich singe, kann ich atmen, leben. Gottlob, daß wir wenigstens einen Garten haben.

Alles, was mich umgiebt, ist fromm und gut und lieblich, und doch nagt in meinem Innern eine Qual, geheimnißvoll zehrend, an meinem Blut saugend wie ein Vampyr. Gespensterfurcht vor allem Kommenden schüttelt mich oft, — die Lebensangst klopft in meinen Pulsen.

Ich sollte weinen. Aber ich mag nicht. Ich bin zu stolz dazu. Es giebt einen Weg zur Freiheit: groß werden, wachsen!

Die Eltern, alle Freunde, die in unser Haus kommen, sind anders als ich, sind alt. Auch die, welche es den Jahren nach nicht sein dürften. Und ich bin jung. Glühe in jeder Fiber, fühle Flügel und stoße mit ihnen gegen Schranken. Dabei quält mich der Gedanke, daß irgendwo Menschen leben, die mir gleichen, zu mir passen. Doch ich darf nicht zu ihnen. So bleib' ich einsam.“ —

„Ich **kann** mein Wesen nicht vermengen mit dem der Leute, aus denen sich unser geselliger Verkehr zusammensetzt. Da ist besonders Einer, der mir unerträglich ist, weil er mich immer anstarrt mit seinen grellen, blauen Augen, anstarrt wie ein seltenes Tier, das er erwerben möchte zu seinen Racepferden, zu seinen Mastochsen und preisgekrönten Hammeln.“ —

„Fieberhaft betreib' ich meine Studien. Jeder Atemzug in der Enge dieses Lebens stachelt mich aufzuklimmen, jenem Gipfel nahe zu kommen, auf welchem ich meinen Lehrer stehen sehe.

Er staunt meinen Fleiß an, er staunt meine Stimme an, — wie ich selber, wenn sie aus meiner Brust bricht in gewaltigen tönenden Wellen. „Ein Phänomen“ nennt er diese Stimme, die ich verehre, als ob sie ein höheres Wesen wäre, das sich zu mir herabgelassen hat aus einer unbekannten Höhe und mich allmählich zu sich emporziehen will.

Ah — das sind Träumereien — —

Arbeiten, arbeiten! Nicht spinnen und phantasieren!

Gestalten harren meiner, die ich verkörpern werde, Isolde — Brünhilde — Vielleicht sind solche Gedanken kühn, denn mein Körper ist zart. Doch ist nicht Jugend — Kraft? Und Willen — Macht und Gewalt?

Und ich will!“

Konrad blickte lange auf diese drei Worte hin, die wie in Gesetzgeberschrift hingesetzt erschienen. Was mochte diese hervorschäumende Kraft gedämmt haben? Die Liebe? Das Erlebnis?

In seltsamer Spannung las er weiter, las von dem fortschreitenden Studium, dem nicht ausbleibenden Erfolg.

Gleich durchgehenden Pferden rasten die Buchstaben dahin, wie vom Sturmwind gepeitscht. Hier und da durchzuckte ein Goldblitz des Stolzes die Aufzeichnungen. Immer stärker spannte die Strebende ihre Kraft, immer höher ihre Erwartungen.

Und dann kam der große Riß, unerwartet, wie ein Blitz von heitrem Himmel fällt.

Nur ein einziges Blatt sprach davon, scheu, zögernd, in der ungeheuren Scham der Beraubten.

Totmüde, in sich selber zusammengezogen krochen die Buchstaben übers Papier.

„Ich habe meine Stimme verloren. Leer ist's in meiner Brust. Das Beste an mir ist gestorben. Ich bin nun wie andere Menschen. Flügellos."

Keine weitere Erwähnung des großen Schlags. Ein stolzes Hinnehmen des Unabänderlichen. Nirgends schwächliches Nachweinen. Und doch ein langsames Abblättern des Stamms, dem die Krone gebrochen war.

— „Die Eltern sind gütig gegen mich. Sie beschenken mich. Ich darf das große Zimmer, in dem ich bisher nur schlief, ganz nach meinem Geschmack ausstatten. Weiß soll alles werden. Gläserne Blumen will ich haben um die Spiegel her. Vor allem aber laß ich die Epheuranken von den Fenstern nehmen.

Nun werd' ich mindestens einsam sein können." —

— „Warum kommt mir niemals der Gedanke an eine Heirat, wie den anderen Mädchen, die öfters unser Haus besuchen, darin lärmen, schwatzen und kichern?

Weil ich an den Ruhm dachte!

Ich bin eine Andere geworden, seit ich still neben den Eltern hinlebe.

Sie altern zusehends, die Armen. Das Gesicht ihrer Jugend, wie ich es von Portraits her kenne, zieht sich immer mehr zurück unter Falten und Fältchen.

Irgend ein Kummer scheint sie zu bedrücken. Der Vater fährt oft nach Buchenecken hinaus. Ich mag ihn nicht begleiten. Dort konnte ich noch singen!" —

— „So sonderbar schauen die Eltern mich seit einiger Zeit an, mit einem guten, verlegenen Lächeln. Sie gehen so vorsichtig mit mir um, wie mit einer gekitteten Vase — und thun mir so weh! Denn sie zwingen mich zum Zusammensein mit Menschen, die ich nicht leiden mag, zwingen mich, Herrn Dietrich Krachts fade Darlegungen und abgestandene Lebensweisheit anzuhören, — seine Delfter Porzellanaugen mit dem leeren Blick zu ertragen. Weißblaue Kacheln gehören in Ställe und Küchenräume." —

— „Heut hat mir der Vater eine große Freude gemacht. Er kennt meine Vorliebe für alles Weiße, für Marmor. Bei Gelegenheit einer Auktion hat er für mich eine Statue gekauft. Einen Torso. Einen Eros. Beide Hände fehlen daran und ein Teil des Steins, auf welchem der Gott sitzt. Vermutlich war an jener Stelle der Name des Künstlers eingegraben.

Ich habe der Statue in meinem Gärtchen einen Platz gegeben. Wie oft stehe ich davor! Diese Trauer um den jungen Mund spricht zu mir, — ich könnte dieses Gesicht lieben, küssen, ich finde Trost darin, es zu betrachten, fühle jene große Vibration, wie damals, als ich noch die Kunst hatte!" —

— „Je häufiger ich den Eros betrachte, desto bekannter erscheinen mir seine Züge. Bin ich vielleicht irgend wann einem Menschen begegnet, der mit diesem vornehmen Mund zu mir sprach? Nein, nein, — ich hätte einen solchen Menschen nicht vergessen.

Schade, daß der Gestalt beide Hände fehlen! Oft denke ich, sie müßten den meinen gleichen."

Konrad senkte den Kopf.

Tot diese weiße Lieblichkeit! In ein unbekanntes Land entflohen diese Seele, die seines Wesens Ergänzung gewesen wäre!

Langsam blätterte er weiter.

— „Dietrich Kracht kommt oft zu uns. Mir zur Qual. Er wird doch nicht die Einbildung in sich nähren, ich könnte je — — — Es ist zum Lachen! Diese Lederpuppe mit den Delfter Porzellanaugen." —

— „Heut früh übergab mir der Vater einen Brief von Dietrich Kracht! Er bittet darin um meine Hand.

Ich las gleichgiltig die geschäftlich abgefaßten Zeilen, die mir komisch erschienen. Dann wandte ich mich zum Vater, wollte ihm mit einem Achselzucken das Blatt reichen, wollte erwidern — —

Da erblickte ich das gute, runzlige Gesicht mit einem solchen Ausdruck schmerzlicher Spannung, angstvoller Erwartung auf mich gerichtet, daß mir der Herzschlag beinahe ausblieb. Zum ersten Male bemerkte ich es, daß die kleine Gestalt da vor mir kleiner geworden ist, — als beginne sie in die Erde hineinzusinken, die unsrer aller mit dem offenen Grabe harrt.

Die Hand fiel mir schlaff herab. „Vater," fragte ich leise, schen, „warum duldet Ihr den Menschen in unserem Hause? Aus welchem Grunde unterstützest Du seine Werbung?"

Der alte Mann fing plötzlich an zu zittern. „Wenn Du ihn nicht magst, Ortrud, um Gotteswillen, schreib' ihm Dein „Nein". Ich dachte nur, Du würdest ein gutes Leben haben — —" In einem trocknen Schlucken und Husten erlosch die dünne Stimme. Die schmalen Schultern

neigten sich vorwärts, als senke sich eine schwere, schwere Last darauf.

„Ich bitte um drei Tage Bedenkzeit,“ stammelte ich, die Hände gegen die Schläfen pressend. Dann stürzte ich fort. Hinauf in mein weißes Zimmer.“

— — — — — — — — — — — — —

Es folgten ein paar leere Seiten.

— „Die drei Tage sind um. Ich bin Braut.“

Konrad starrte auf das Blatt nieder. Wie Wegweiser aufgerichtet standen die Buchstaben, dünn, gereckt, steif. Unter der Empfindung eines großen Entsetzens mußten sie aufgezeichnet worden sein.

„Ich bin Braut. Die Braut Dietrich Krachts, der unter lauter Tieren großgewachsen ist, der seine Pferde und Hunde über die Menschen stellt, und der alles verachtet, was ich liebe: Bilder, Statuen, Bücher.

Wie es soweit kam?

Ich war von einem Spaziergang heimgekehrt, hatte mich auf die Bank unter den Fenstern des Wohnzimmers gesetzt, um für einen Augenblick auszuruhen.

Da hörte ich die Eltern sprechen, und ihre schwachen, wehrlosen Stimmen triumphierend übertönt von grellen Lauten. Mit Kracht unterhandelten sie. Es ging um geschäftliche Angelegenheiten.

Ich wurde aufmerksam, hörte schärfer zu, begriff, und beugte mich!

Dieser Mann hat den Vater vor dem Ruin gerettet, unser durch Mißernten in Verfall geratenes, durch Hagelschlag verwüstetes Gut gekauft, und — überzahlt.

Gleichsam als Entschädigung verlangt er nun meine Hand. Mindestens sollen die Eltern seiner Werbung nichts in den Weg legen, mir zureden. So kalt, so geschäftsmäßig war alles, was er vorbrachte und doch so drängend, daß mich Angst beschlich, Grauen —

Ein paar dumpf gemurmelte Worte des Vaters vernahm ich, dazwischen ein unterdrücktes Schluchzen der Mutter.

Ich kann es begreifen, daß man diesem Manne nichts verdanken mag.

Meines Lebens besten Inhalt habe ich verloren mit meiner Stimme, ich könnte auch Bankrott und Verarmung ertragen. Die alten Leute nicht! Ein Scheiden von ihren Lebensgewohnheiten würde für sie Entwurzelung bedeuten.

Es ist so einfach. Ich werde mich opfern. Mein Leben wird dann einen Zweck gehabt haben.

Doch ich will zu Ende berichten. Es gelang mir an jenem Nachmittag, unbemerkt ins Haus hinein zu kommen. Während des Abendessens gab ich mich heiter, begegnete Kracht nicht unfreundlich, wie sonst wohl. Als wir aufgestanden waren, bat er mich, mit ihm einen Gang durch den Garten zu machen. Das Blut wurde mir kalt in den Adern. Ein Gefühl überkam mich, wie es einen schuldlos Verurteilten, den man zur Hinrichtung führt, befallen mag.

Kracht fing an, eine lange wohlgesetzte Rede zu halten, Anspielungen auf seinen Brief zu machen. „Die Bitte um Bedenkzeit ist stets die Verschleierung des Jaworts,“ schloß er, und seine delftblauen Augen bohrten sich in mein erglühendes Gesicht.

Wie ich ihn anblickte, voller Haß und Verachtung! Und er lächelte!

„Sie kennen den Grund, der mich allein bestimmen konnte, Ihren Antrag nicht zurückzuweisen,“ brachte ich mit fliegendem Atem heraus. „Doch verlangen Sie vorerst nichts weiter als Freundschaft von mir. Ich muß mich erst hineingewöhnen in den Gedanken, daß, daß — —“

Er griff nach meiner Hand, bestrebt dieselbe zu küssen. „Wird alles kommen, wird alles kommen,“ beruhigte er sich gleichsam selber, und dann erzählte er mir, rasch das Thema wechselnd, von den Orchideen in seinem Treibhaus, die er ihrer Seltenheit wegen züchtet.

So wenig, wie er die Blumen liebt, liebt er mich. Er begehrt mich nur, weil ich fein, selten, adlig bin, anders bin wie die Frauen seiner Kreise. Und darum hasse ich ihn.

Als Kracht aufgebrochen war an jenem folgenschweren Abend, und ich zu den Eltern trat, da fühlt' ich beinahe Befriedigung. Sie küßten mich. Sie preßten mich an sich. In ihren Liebkosungen war Jugend, neue Lebenskraft.

Ich stieg in mein Zimmer hinauf, — wie im Traum. Ich setzte mich ans Fenster. Nun kam die Erkenntnis, das Aufschreien, die Verzweiflung. Herrgott! Was hab' ich gethan?“ — —

— „Ich finde keine Ruhe, keinen Schlaf mehr.

Mir ist's, als hätt' ich einen Treubruch an einem Unbekannten begangen!

Warum kann ich mich nicht frei machen von dem Gedanken, daß irgendwo eine Seele wächst und zum Licht strebt, die zu der meinen

gehört, die meine umschlingen will, auffangen, in sich hinübernehmen. Eine hohe, edle, klare Seele.“

Langsam rauschte das Blatt zur Erde nieder.

Konrads Augen glühten. Nun wußte er! Diese Tote, die nach ihrem Tode geliebt wurde, mit einer sanft nachglühenden, mystischen Leidenschaft, die erst nach dem Tode erlebte, — ihre Seele war der seinen nachgezogen, als ihr Körper noch im Licht wandelte, hatte die seine gesucht und geahnt, angezogen, — zu spät gefunden!

Er senkte den Blick auf das folgende Blatt.

— „In der letzten Nacht trieb es mich vom Lager. Die Gedanken ließen mir keine Ruhe — ich schrieb sie nieder in wildem, fieberischem Aufruhr. Der Schweiß brach mir aus allen Poren, ich glaubte zu ersticken. So schlich ich über die finstere Treppe hinab in den Garten, um mir an dem Marmortorso Stirn und Hände zu kühlen, — das Herz!

Als ich in mein Zimmer zurückkehrte, erblickte ich mich in dem großen Spiegel totenblaß. Ob ich mich erkältet habe im Nachttau, den ächzenden Winden? Hastig wickelte ich mich in Tücher hinein, las durch, was ich geschrieben — — Ich bin errötet darüber. Im Kamin hab' ich alles verbrannt.“ —

— Heut wollte mich Dietrich küssen. Ich sah ihn nur an. Da wich er zurück.

Ich kenne den Kuß zwischen Mann und Weib nicht, aber es muß etwas Gewaltiges, Bannendes darum sein — —

Wie ein Brandmal würde ich einen Kuß Krachts empfinden. Ich kann ihn nicht mit „Dietrich“ anreden. Er trägt den Namen eines Helden und ist ein so kleiner, geringer Mensch.

Mein Gott, ist es nicht genug, daß ich aufmerksam und freundlich zu ihm bin, ihm die Schüsseln reiche während der Mahlzeiten, sein Glas fülle? Warum verlangt er Intimität?

Ich habe eine Art, seine oft jäh hervorbrechende Zärtlichkeit zurückzuweisen, der er einzig Brutalität entgegensetzen könnte. Mich umschließt eine gefeite Atmosphäre. Sollte Kracht hier einen Einbruch versuchen, ich glaube, ich könnte mich mit einem Dolche bewaffnen.

Was er erstrebt hat, besitzt er ja nun: die Aussicht auf meine Hand. Und doch ist sein Wesen nicht gehobener, als hätte er etwa ein Racepferd erstanden, oder ein seltnes Bild.

Sind es gute Menschen, die gleichgiltig gegen das Glück zu sein vermögen? Ich würde es ehren und fürchten wie ein göttliches Wesen!“

— „Krachts Stimme macht mich nervös. Sie klingt, als kratze man auf einer Schiefertafel herum, sie ist ein Mordinstrument für meine Gedanken und Träume. Hände wie er, mögen die Henker besitzen, so plump, so breit, so erbarmungslos zufassend!

Warum muß dieser Mensch blaue Augen haben? Blau ist die Farbe des Himmels, und an diesen gläsernen Sehwerkzeugen ist nur Irdisches.“ —

— „Die Eltern sind glücklich. Von ihren Gesichtern ist die Angst, der Schmerz fortgewischt. Sie glauben meiner Heiterkeit, betrachten mich mit glänzenden Blicken. Die Mutter verschwindet für ganze Stunden mit zwei Gehülfinnen hinter Leinwandbergen. Meine Ausstattung wird genäht.

Meine Ausstattung! Bin ich wirklich geschaffen, um mit Schlüsselbund und Küchenschürze in Wirtschaftsräumen und Ställen umherzugehen?

Das Leben könnte für mich ein Gedicht sein und wird nichts werden als eine trockene, hausbackene Kalendergeschichte, — die Bestätigung vom Vorübergehen jedes einzelnen Tages.

Blütenzweige soll ich stecken in ein plumpes Gefäß! Mir schaudert vor diesem Manne, dem ich mich angelobt habe für ein ganzes Leben. Ich gehe zu Grunde an der Angst vor einem Dasein neben ihm, neben Kracht!

Geschenke giebt er mir, die mich nicht erfreuen, — Schmucksachen, die ich nicht trage.

Ich werde meine Flügel verlieren unter seiner Berührung und kann doch nicht durch die Welt kriechen!

Wenn ich sterben dürfte, ehe — —

Nein, ich denke den Gedanken an meine Hochzeit niemals aus. Es giebt Unmöglichkeiten, das ist mir deutlich.“

Eiliger folgten Konrads Blicke den Zeilen, hastiger blätterte er weiter.

Das Geheimnis eines vor der Welt verborgenen Schmerzes flüsterte ihm entgegen, — er hörte den angstvollen Flügelschlag einer gefangenen Seele, das Pochen eines leidenschaftlichen Herzens, das sich wund klopfte.

Die Schriftzüge jagten über das Papier hin, weil die Gedanken es so eilig hatten, dem armen gemarterten Hirn zu entfliehen.

— „Es wird immer finstrer um mich her. Alles ist eingestürzt, was ich heimlich gebaut. Ich lebe unter Ruinen und grabe mit zitternden

Händen nach dem Licht. Das Leben muß einen funkelnden Reichtum besitzen, der in der Luft schwebt, den ich ahne und doch nicht herabziehen kann.

Ich fühle es, daß ich zu großer Liebe geschaffen bin, zur Flammenatmosphäre der Leidenschaft, die seltene Keime in mir entfalten müßte. Ich bin nicht bestimmt, zu verdorren im spärlichen kühlen Lichtkreis, den eine Hauslampe wirft."

— „Meine Seele blutet hin. Ich strecke die Hände aus, — sie bleiben leer." —

— „Die Güte und Freundlichkeit der Eltern drückt mich nicht länger nieder, — ich habe bezahlt, überzahlt!" —

— „Warum ich so wurde, wie ich bin, so anders, wie die Menschen um mich her? In mein Leben fiel ein Teil des siebenfachen Strahls, der über die Erde hinzittert und sie erleuchtet und verklärt, Abglanz der Göttlichkeit. Ich habe in jene traumhafte Welt des Ewigschönen geblickt, die der Mensch in schöpferischem Drange neben die Wirklichkeit mit ihrer nüchternen Klarheit gestellt hat."

So ging das fort. Leidenschaftliche Klagen wechselten ab mit Betrachtungen über Kunst, über Schicksale und Fügungen. Ein reifer Geist sprach Konrad an aus diesen Aufzeichnungen, deren Tempo allmählich ruhiger wurde. Ein großes Nachlassen zeigte sich, die Gewißheit baldigen Ausruhendürfens, nahender Erlösung wirkte schmerzstillend.

Ortruds Todeskrankheit setzte leise ein, Vorläufer davon machten sich bemerkbar.

— „Ein hohler, stechender Husten quält mich des Nachts. Ich fühle Stiche in der Brust. Aber ich halte diese Leiden geheim. „Das Verlobtsein bekommt ihr gut," bemerkte heut Kracht zum Vater. „Sie hat rote Backen bekommen und glänzende Augen."

— „Ich fiebere jetzt allnächtlich und spüre glühenden Schweiß über den ganzen Körper. Schwer muß die Erkältung in jener Herbstnacht gewesen sein! Doch ich fürchte keine Krankheit. Ich fürchte nur meine Hochzeit, die übers Jahr stattfinden soll. Ein Jahr ist lang!"

— „Jetzt kommt der Husten auch am Tage. Ihn zu unterdrücken, würde mir die Brust zersprengen. Die Eltern erschraken zu Tode über den hohlen Klang. Der Arzt mußte kommen, mich aufs eingehendste untersuchen. Mit ernstem Gesicht verordnete er mir eine Kur in Reichenhall, dann einen Aufenthalt in Meran. Zum Glück werde ich Kracht während unserer Reise nicht lange zu ertragen haben. Nach der Ernte will er uns auf vier Wochen besuchen. Die Mitteilung von meiner Erkrankung nahm er wie eine persönliche Beleidigung auf, zeigte sich verdrossen, wortkarg und tief verstimmt.

Die Eltern möchten Flügel über mich breiten." — —

— „Einen Sommer, einen Herbst hindurch habe ich nichts geschrieben.

Die Größe der mich umgebenden Natur drückte mich nieder. Ich staunte, gab meinen Schmerz den Elementen hin. Auf Stunden konnte ich es vergessen, daß ich Braut bin. Kracht erinnerte mich nur einmal wöchentlich daran, indem er viel Blumen und wenig Worte sandte. Ich erwiderte in kurzem Tone.

Seit drei Tagen sind wir zurückgekehrt in unser Epheuhaus. Die Wände und Decken der Zimmer schienen auf mich niedersinken zu wollen, eine fürchterliche Beklemmung engte mir die Brust ein. Der schrille Klang von Krachts Stimme lockte Thränen in meine Augen. Ich lief hinunter in den Garten, zu dem Marmor-Eros. Mir ist's immer, als müßten die gesenkten Lider sich einmal heben, und ein dunkler Blick mich treffen, bis in die Seele.

Ein Regen welker Blätter fiel auf mich nieder, goldig durchleuchtet vom Herbstsonnenschein. Mein Husten, der viel, viel seltner gekommen ist während der Reise, kehrte in wilden Stößen zurück. Zum ersten Male sah ich Blut in meinem Tuch —

Dankbar nickte ich zum Himmel hinauf. Wenn der Frühling kommt, soll meine Hochzeit sein!"

— Jeder Hustenanfall reißt das Blut aus meiner Lunge herauf ans Licht. Dem Arzt erscheint das sehr bedenklich, er rät dringend zu einem Winteraufenthalt in Italien." —

— „Kracht erklärte heut, als er von dem Reise-Projekt hörte, uns begleiten zu wollen. Mich erfaßte eine fürchterliche Angst. Täglich, stündlich soll ich ihn um mich dulden, vor dem ich fliehen möchte bis ans Ende der Welt?

Ich bat und flehte, mich nicht aus der Bequemlichkeit unsres Hauses zu entfernen. Hab' ich hier doch wenigstens mein weißes Zimmer, meine Einsamkeit; und Kracht — Kracht kommt nur Sonntags von Buchenecken herüber." —

— „Der Arzt schüttelte den Kopf, als er mein leidenschaftliches Bitten hörte. Aber — er willigte ein! Es ist wohl gleichgiltig, wo ich

sterbe. Denn, daß ich sterben werde mit dem Frühling, das weiß ich.“ —

— „Meine Kräfte schwinden, obgleich die Schmerzen in der Brust nachgelassen haben. Ich muß viel liegen. Man sagt, der Wille zum Leben verlängere es. Ich habe diesen Willen nicht. Die Vorstellung eines frühen Todes hat kein Schrecknis für mich. Nur selten denke ich noch an meine Hochzeit, weil sie nicht sein wird, nicht sein kann!

Noch nicht ein einziges Mal habe ich mich von Kracht küssen lassen.“ —

Ein stiller Triumph erhob sich in Konrad. Nur einer hatte Ortruds keusche Lieblichkeit berührt, — und dieser eine war er gewesen!

— „Sie sind alle außer sich, fassungslos, mich sterben zu sehen. Den Mond möchten sie vom Himmel ziehen, um mich zu halten. Ah — sie hätten näher suchen dürfen! Die Lebensangst hat mir den Tod gebracht, den das Glück aufgehalten hätte.

Ist es nicht Egoismus, daß ich mich freue, von ihnen zu gehen? Wie ein Schlag durchfuhr mich heut der Gedanke!

Ich habe geprüft, gewogen: es ist mein Recht, mich nach dem Ende zu sehnen. Ich habe ihrer Eigenart jedes Opfer gebracht, ich drückte mich mit ihnen unter ihr niedriges Dach, sperrte mich hinter Mauern, legte mir eine Binde über die lichttrunkenen Augen. — Ich versteckte meine Art, damit selbst der Anblick davon sie nicht kränke. Gott weiß es, ich habe genug gethan!

Wohl hätte ich mich durchsetzen können, aber dann wären alle Wurzelfasern gerissen, die mich an die heimische Scholle binden.“ —

— „Schon atme ich Freiheitsluft! Nicht einmal meine kühle, marklose Hand brauche ich mehr in der Krachts ruhen zu lassen. Ich hab' ihm gesagt, daß er durch eine Berührung leicht die Krankheit erben könne. Da hat seine robuste Natur einen Schauder bekommen. Er zieht fortan nur einen Augenblick lang meine Finger an sich. Mein Gott, wie seltsam das ist! Wenn ich liebte, ich würde mich drängen mit dem Geliebten zu leiden, selbst den Tod mit ihm zu teilen!“ —

— „Könnte ich alle Gedanken festhalten, die mein Hirn durchzucken! Mein Leben ist ein fortwährendes Sinnen und mein Schlaf nichts als ein matter strömendes Denken. Wünsche brechen auf in meiner Brust wie Knospen, und verdorren und fallen ab. Ich selber welke gleich einer großen weißen Blume, der Stengel neigt sich . . .“ —

Konrad vermochte die Zeilen kaum noch zu entziffern in dem verschwebenden Abendlicht, in das sich die Monddämmerung mischte. Auch war in die Schrift eine leichte Unsicherheit gekommen, ein Wanken und Erbeben der Buchstaben, wie die Ähren unter dem Windhauch schwanken.

Nur ein paar beschriebene Seiten zeigte das Heft noch. Die anderen waren weiß und leer.

— „Ich bin so froh, so gefaßt, so geduldig. Ist es die Nähe des Todes, oder ist es die Nähe meines Schicksals: ich freue mich, wie man sich etwas lang Ersehntem, Erwartetem, endlich Erreichtem entgegen freut, — mit jener Ungeduld, die sich durch Jahre bezwingen ließ, aber nun in den letzten Tagen nicht mehr gebändigt werden kann. Aus allem, was mich an Träumen und Phantasieen umschwebt, steigt leuchtend eine triumphierende Gewißheit auf: Es wird noch etwas kommen! Auf dieser Erde werde ich noch etwas erleben, und wär's im letzten, letzten Augenblick! Mein Dasein wird nicht umsonst gewesen sein —! Die Natur kennt keine Verschwendung. In ihrem bewundrungswürdigen Haushalt wird jede Kraft ausgenutzt. Unbegreiflich hoch ist die Absicht, die sie mit dem letzten Stäubchen hat.“ —

— „Immer feiner, ahnungsvoller wird mein Begriffsvermögen, — bis zur Qual geschärft sind meine Sinne. Ich höre das Summen und Raunen in der Natur, Klänge, die ich nie vernahm, werden mir lebendig, der Duft des heranschwebenden Frühlings sinkt auf mich nieder in gewaltigen Wellen.

Wie hab' ich den Frühling geliebt!“ —

— „Ich sehe die verhaltenen Thränen schimmern in den Augen der Eltern. Die Gesichter ihrer Jugend sind nun ganz verschwunden unter Runzeln und Falten. Es scheint, das Ende ist nahe.

Meine große Erwartung tröstet mich.

Es kommt, es rückt näher, das große „Es!“ Vom Himmel wird es fallen müssen, mein Schicksal, doch es wird da sein, da sein!

Oh, nun möcht' ich die Schönheit haben, das Gut, das ich so gering geachtet, besitzen, — zusammengedrängt in einen letzten Strahl, um ihn hinleuchten zu lassen über die Stunde des Glücks.

Die Linien meines Gesichts sind unendlich verfeinert. Meine Gestalt ist kaum verfallen zu

nennen. Wie werde ich aber gepflegt! Nachts schläft eine Ursulinerin in meinem Zimmer.

Gestern hab' ich ihr ein Geheimnis anvertraut. Meinen letzten Erdenwunsch. Die Eltern möcht' ich nicht betrüben und erschrecken durch diese Mitteilung: Ich will, daß man auf mein Grab den Eros setzt. Kein Wort dazu. Nicht meinen Namen."

Mit fliegenden Pulsen saß Konrad da. Er hatte die Schluß-Worte der Aufzeichnungen gelesen, dieser Sesamschätze, zu denen er den Schlüssel gefunden, — zu spät.

Bleich lag das Mondlicht auf den leergebliebenen Seiten. Es glitt jetzt in langen, silbernen Strahlen bis in den fernsten Winkel des Zimmers, in welches man das Lager geschoben hatte, auf dem Ortrud ihre Visionen vom Glück erlebt hatte und gestorben war.

Konrad bedeckte seine Augen mit der Hand. Die Tote erschien ihm, dies blonde, von unverstandener Leidenschaft fiebernde Kind, — ihre Adern füllten sich mit Blut —

Zur Blume eines von der Kunst erfüllten Menschendaseins war sie geschaffen worden, und mußte in einem giftdurchtränkten Erdreich verblühen.

Sie hatte an das Thor des Lebens geklopft mit drängendem Finger, immer heftiger, — es war ihr verschlossen geblieben. Keiner hatte sie verstanden im Leben, nur einer ihr Wesen erfaßt — nach dem Tode! —

Konrad stand auf. Er verschloß die Blätter und Hefte. Ein feines Tuch nahm er mit sich, in das Ortrud ihre Augen gedrückt haben mochte, in das ihre Thränen geflossen waren.

Unten rollte ein Wagen vors Portal. Die alten Leute kamen aus Buchenecken zurück.

Konrad schickte sich zum Hinuntergehen an, um sie zu empfangen. Seine Augen glühten, er trat wie auf Watte. Tastend, dabei scharf zufassend, suchte er nach dem Drücker der Vestibül-Thür. Er griff unversehens in die Glasscheiben. Rasselndes Klirren zu seinen Füßen, ein warmes Rieseln über seine Hand.

Er kehrte zur Besinnung, in die Wirklichkeit zurück. —

(Schluß folgt.)

Still.

Es giebt ein Leid, reich wie ein Quell —
Wenn man dran rührt, entsprudeln hell
Viel klare, perlende Tropfen;
Die spülen über das Herz gelind,
Und kühlen wie leise fächelnder Wind,
Und hemmen das ängstliche Klopfen.

Dann giebt es noch ein größer Leid,
Entsprungen aus lauterer Seligkeit,
Aus Wonneschauern und Küssen;
Das toset wie ein Wasserfall,
Das schluchzt sich müd im wilden Schwall —
Und versiegt mit der Hochflut Güssen.

Doch weiß ich noch ein and'res Weh,
Das ruht wie ein stiller Waldessee
Im Dämmer des Abendscheines;
Nur wenn ein Stein die Flut wach rief,
Erbebt sie seufzend kurz und tief —
Und solch ein Leid ist meines.

Maria Solina.

Satans Trost.

Einsam schweift der bösen Geister höchster
Über dieses weite Erdenrund,
Seufzend nach verlornen Himmelswonnen
Seit der einen unglücksel'gen Stund,

Wo er der Empörung Kampf begonnen
Und der Zwietracht Drachensaat gestreut.
Nimmer hat den Frieden er gefunden,
Nimmer seines Daseins sich gefreut.

Denn das Gute muß er stets verneinen
Und das Böse so verlockend schön
Allen Erdgebornen ewig schildern,
Daß geblendet in sein Netz sie geh'n.

Eine Freude kostet er hienieden,
Wenn der Mensch im Heldenkampf der Pflicht
Mutig trotzend ihm entgegen schleudert:
„Weiche, Satan, denn ich folg' dir nicht!"

Näher ist er dann den Himmelsräumen,
Wen'ger schwer drückt ihn des Fluches Bann;
Seine Seele füllt ein gläubig Ahnen,
Daß die Menschheit ihn erlösen kann.

Chr. Rodeck.

Vergänglichkeit.

Am Domplatz steht auf hohem Postament
Ein ehern Bild: Ein großer Feldherr ist's,
In hundert Schlachten ließ vor vielen Jahren
Das ganze Erdrund er erdröhnen, hinter
Der hochgewölbten Stirn, den busch'gen Brauen
Noch scheint zu dräuen der verderbenschwangre
Gedanke einer Schlacht; die sehn'ge Rechte
Umklammert wie in plötzlichem Entschluß
Des Schwertes Knauf.

Da fliegt ein Meisenpärchen
Hervor aus dem Gebüsch und setzt sich auf
Die breiten Schultern hin des Ehernen
Und läßt dann keck und furchtlos nieder sich
Gerad' auf seiner Hand — der Hand, vor der
Dereinst die Legionen und der Erdball
Bang zitterten — und schnäbelt sich . . . .

Durchs Laub
Der Linde über seinem Haupt, das leicht
Im Winde schwankende, fällt hell ein Strahl
Goldgelben Herbsttagssonnenlichtes und
Ein fein und selbstironisch Lächeln, leis
Umspielt's die Lippen dem Gewaltigen.

Karl August Hückinghaus.

An den Baum vor meinem Fenster.

Nach dem winterkalten Leide
Trägst du, traute Trauerweide
Wieder holdes Ostergrün.
Und ich fühl' ein Miterstehen,
Da die warmen Lüfte wehen,
Und das Herz fängt an zu blühn.

Und es klingen tausend Träume
Um die auferwachten Bäume
Wie ein zarter Geisterchor.
Neues Lieben, neues Leben
Gleich den lust'gen Vögeln schweben
Täglich aus der Seele Chor.

Da du pochtest an mein Fenster,
Riefst du all' die Lenzgespenster,
Treuer, altvertrauter Baum . . .
O welch eine Welt der Wonne
Weckst du mit der jungen Sonne
Auf so kleinem, kleinem Raum!

Karl Ernst Knodt.

Ahnungen.

So jung wie ich und schon in kalter Gruft!
Ich seh ihn blühend wie vor wenig Tagen,
Nun sinkt er hin und wird davongetragen
So jung wie ich — bestürzt ring' ich nach Luft,
Als müht' der Tod, der Leben brach im Reifen,
Jetzt auch nach meiner wunden Seele greifen.

Noch heute morgens fühlt' ich all mein Sein
Von Kraft geschwellt und frisch sich endlos dehnen;
Es kam der Tod, den niemals rief mein Sehnen,
Verdunkelnd meines Lebens heitern Schein.
Ein Freund so jung wie ich lag auf der Bahre —
Nun zitterst du, mein Herz, und zählst die Jahre.

Emil Saltor.

Im Moorgrund.

Über Sumpf und Moor
Giftgewächs und Schlangengrund
Binsen und Rohr
Pantheraugen, mohnroter Mund
Und über sündhaft schönem Gesicht
Und Rabengelock blauschwarzen Glanzes
Flackernden Tanzes
Ein bläuliches Licht,
Licht, das ein Irrlicht war . . .

Über Moor und Sumpf
Giftgewächs und Schlangennest
Weidenstumpf an Weidenstumpf.
Aber durchs Baumgeäst
Fern ein Gehöfte und wie ein Stern
Fern, fern
Im Rahmen des Lampenscheines
Ein kindlich reines
Mädchengesicht unter blondem Haar . . .

Rudolf Knussert.

Der höchste Zweck.

Immer beginnt ihr, von höheren Zwecken der Menschheit zu reden,
Wenn euch die Selbstsucht reizt, hart auf das Elend zu sehn.
Gaukler und Gläubige! Geht mir! Froh und gesichert zu leben
Ist der erhabenste Zweck, der die erhabenen krönt.

Theo Heermann.



Erinnerungen

von

Willibald Alexis.

Mitgeteilt von Dr. Max Ewert.

Die Kosacken.

(1813.)

(Schluß.)

Zeune, den ich eben darum befrage, weist diesen Ruhm von sich und auf den seligen Fichte zurück. Er, als bei der Landsturm-Cavallerie, hatte sich, nach Homer, nur einen eschenen Speer vom Tischler hobeln lassen. Uns Knaben schien dies nicht ganz recht; unsere romantische Phantasie wollte im Mittelalter die echte deutsche Bewaffnungsart finden. Nicht in Leder, sondern in Stahl und Erz gingen die Ritter. Wenigstens Harnische von Blech forderte die Zeit. Schon mit dem Waffenstillstande war dieses ernste Spiel so gut wie vergessen. Dafür kam ein Neues — das Schanzen, welches mit nicht minderem Eifer betrieben wurde. Die schönen großen Schweden standen in ihrem Lager, das den neugierigen Berlinern ein Bild aus dem dreißigjährigen Kriege lieferte, bei Charlottenburg. Der Kronprinz Carl Johann besichtigte mit Lächeln die Schanzen, die die Berliner aufgeworfen, und soll geäußert haben, Conditoren könnten sie nicht zierlicher bauen. Zum Schanzen commandirt zu werden, war in den ersten Tagen eine Ehrensache. Wieder sah man Professoren, Räthe, angesehene Kaufleute für Staat und Stadt, den Spaten unterm Arm, einen Kober mit Lebensmitteln an der Seite, zu den Thoren hinausziehen, um am Schafgraben zu schanzen. Dieser Eifer kühlte sich aber schnell ab. Schon am zweiten Tage gab es Remplaçants, die bald in den Zeitungen aufgefordert wurden, bald sich zu billigen Preisen dazu meldeten. Uns Knaben dünkte das sehr unpatriotisch. Ausser den kleinen Schanzen, die Berlin umkränzen sollten, erhob sich auf dem Tempelhofer Berge eine gewaltige Citadelle mit drei Umwallungen, eine über die andere hinausschauend. Trotz dem, daß hieran hunderte gefangener Franzosen arbeiten mußten, auch ein neues Schauspiel für die Berliner, mag das unnütze Werk ungeheure Summen gekostet haben. Es wurde mit Ernst betrieben, und die steilen hohen Erdwälle, mit Rasen ausgelegt, boten dem Auge einen erfreulichen Anblick. Man hätte sie späterhin, wenn auch nicht zu militairischen Zwecken, doch zur wirklichen Verschönerung der Stadtumgegend nutzen können. Das schöne eiserne Denkmal des Befreiungskrieges steht jetzt auf der Stelle der ehemaligen innern Umwallung, und der Berg hat seinen alten Namen des Tempelhofer mit dem des Kreuzberges vertauschen müssen. Das daran gebaute Tivoli ward keine Verschönerung eines Höhenpunktes, der, mit einer anmuthigen Aussicht auf die große Stadt, besser zu nutzen war.

Kleine Züge aus einer Zeit, die der Geschichte angehört, zu retten, ist die Aufgabe des Memoirenschreibers; die Fleischfarben bedürfen vielfacher Tinten. Auch das Geschwätz der Gevatterstuben kann da Bedeutung gewinnen. Als des Königs Aufruf an die Freiwilligen erschien, standen die Franzosen noch im Lande. Was es galt, wußte jeder, aber es war nicht mit Worten ausgesprochen. Möglich doch war, daß man unsere Kräfte aufbot, und sie mußten den Franzosen dienen. Da — so erzählte eine alte Dame, die sich viel mit der Politik beschäftigte, und sie aus der echtesten Quelle, den „neuesten Beschreibungen“, die Ernst Littfas drucken und in den Straßen ausschreien ließ, gewöhnlich schöpfte — da ließ sich Einer, welcher ein Freiwilliger werden, aber Bestimmtheit haben wollte, wofür, in Breslau bei der höchsten Person melden: „Ihro Majestät,“ redete er sie an, „ich bin bereit dero Aufruf mit Gut und Blut zu folgen, aber halten zu Gnaden, vorerst muß ich wissen, mit wem halten wirs?“ Da antwortete der Gefragte nicht, sondern ging hinaus, und kam nach einigen Minuten wieder herein, nachdem er einen grünen Rock angezogen: „Grün sind wir, und grün werden wir bleiben,“ war nun die Antwort, aus der der Freiwillige mit Vergnügen entnahm, daß Preußen es nicht mit den Franzosen, sondern mit den Russen, welche grüne Uniformen tragen, halten werde. Hierauf ließ auch er sich grün einkleiden, nämlich als Jäger. Welche grobe Fabeln erträgt nicht der Volksglaube in einer friedlichen Zeit; in einer so wunderbaren Umschwungs ist ihm Alles glaublich. August von Kotzebue wollte in seinem Russisch-Deutschen Volksblatte dazu auffordernd, eine Amazonenlegion zu Pferde organisiren, und es fehlte nicht an solchen, die es für möglich hielten. Und haben nicht wirklich mehr als eine Frau, in männlicher Kleidung versteckt, den Krieg mitgefochten, und mit ihrem Tode den Ernst ihrer Begeisterung besiegelt?!

Als die Kosacken weiterzogen, schickten wir ihnen unsere Wünsche nach; die Begeisterung sparten wir für das, was uns näher anging. Nur Einzelne noch ließen sich während und nach der Schlacht von Groß-Beeren in Berlin sehen. Viel Verwundete; ich sah einen Kosacken auf der Schwelle eines Hauses sterben. Das waren gewöhnliche Auftritte. Wie Berlins Schicksal während dieser Schlacht an einem Haare schwebte, schien die Menge kaum zu ahnen. Wäre sie für die Verbündeten unglücklich ausgefallen, unter welcher Gestalt wären die Rachegeister des französischen Stolzes über die Stadt, wo sie solche Schmach erfahren, wo die moralische Schmiede und Werkstatt zu ihren Niederlagen war, eingebrochen! Selbst das Landvolk jenseits der Gränze hoffte auf Berlins Plünderung und hielt Wagen angespannt, um mit den Siegern einzuziehen! – Erst der erschütternde Kanonendonner machte die Menge aufmerksam. Aber kaum, daß es vorüber, als der heitere Berliner Sinn und die Neugier in fast erschreckender Gestalt sich wieder einstellten. Vom Thore bis zum Tempelhofer Berge war bald ein langer Zug von Bauernwagen voll stöhnender Verwundeten. Aber längs dem Wege tausende von Berliner Bürgern in Familiengruppen. Alle wohl voll Antheil für die Leidenden und die Erretter ihrer Stadt; aber das hielt sie nicht ab, gemüthlich im Kreis gelagert, die mitgebrachten Würste, Semmeln und das vaterländische Weißbier zu trinken, als wäre es eben eine heitere Landpartie, wie jede andere. Bei ihrer Rückkehr aus Frankreich zogen die meisten Bulle nicht durch unsere Stadt.

Mein Marsch nach Frankreich.

(1815.)

Der Aufruf und der Aufstand der Freiwilligen im Jahre 1815 in Preußen war nur eine Nachdröhnung der Volkserhebung im Jahre 1813. Gentz bewies, nach den ihm sehr unangenehmen Wartburggeschichten, daß die Freiwilligen damals überflüssig gewesen wären. Ich weiß nicht, ob man Preußischer Seits 1819 auf diese diplomatische Rüge geantwortet hat; aber 1815 schien auch der preußischen Regierung das Volk und seine Theilnahme noch nothwendig, es war noch der kräftige Nachhall desselben mächtigen Impulses. In den Schulen war nur eine Stimme. Wer konnte, sollte und mußte mit, darüber war keine Frage. Wen schwache Gesundheit, Eltern oder Vormünder nicht fortließen, wurde bedauert oder verhöhnt. Es war gewiß Spielerei mit im Spiel; wo aber fehlt die auch bei den ernstesten Fragen! Und sollte die Jugend, wo sie ihr als Tugend geboten wurde, nicht freudig zugreifen! Es war ein wonniges Gefühl, schon halb in militairischer Kleidung, mit rothgestreiften Beinkleidern, oder gar mit der grünen, wohlkleidenden Jägeruniform, in die Classen zu gehn. Wie staunten die andern jüngern Schüler den künftigen Helden an, wenn er, die kleine Mappe, die alten Classiker unterm Arm, stolz durch ihre Reihen schritt! Wie anders, mit welchem Selbstgefühl blickte er den Lehrer auf dem Katheder an, der wohl von Aufopferung für's Vaterland sprach, aber er blieb zu Haus, und wir opferten uns; er redete von den großen Thaten unsrer Väter, wir wollten sie vollbringen. Seine Autorität war nur noch eine precaire; in wenig Tagen gehorchten wir einer anderen. Er hatte uns nichts mehr zu gebieten; das war schon ein Heldengefühl.

Gentz mag von dem kühlen Standpunkte aus, von dem er die Sache ansah, Recht gehabt haben. Materiell war der Volksaufstand nicht mehr nöthig, und daß es für Deutschland nicht mehr um die geträumte Freiheit und nationale Einheit sich stritt, hatten die Verhandlungen des Wiener Congresses verrathen. Nur nicht uns sechszehn- und siebenzehnjährigen Jünglingen. Wir träumten noch, wir waren noch berauscht; noch fühlte man nichts von Nachwehen. Die begeisterten Reden unserer Lehrer, die Nachklänge der Fichte-, Schleiermacher-, Arndtschen wissenschaftlichen Kriegsberedsamkeit, von allen Kathedern hallend, Körner's und Schenkendorf's Lieder, die Erzählungen der älteren Jünglinge, die 1813 und 1814 mit geblutet und mit gesiegt, alles das erhielt den Rausch lebendig. Wir schwelgten in Fouqué's Nordlandssagen, in seinem gründlichen Neufranzosenhaß. Die Ideen des Turnerthums waren mächtig, auch außerhalb der Hasenheide. Der Plumpsack, der dort jedem, welcher durch ein Fremdwort die deutsche Sprache entweihte, drei Streiche versetzte, ging auch moralisch in der jungen Gesellschaft um. Jahn's Deutschthümlichkeit war uns kein Phantom, sondern eine Wahrheit, und wir hofften noch zuversichtlich auf die Realisirung unserer Ideen von einem deutschen Volksthume, wenn wir auch über das Wie? weder mit Anderen, noch mit uns im Reinen waren.

Dennoch war auch schon da in die preußische Jugend ein Misklang gedrungen. Ganz war es uns nicht entgangen, daß die Diplomatie der Nationalbegeisterung ein Schnippchen geschlagen hatte, und daß Andere das erndten wollten, was das Volk durch Opfer und Tapferkeit errungen hatte. Aber wir bewegten uns noch in einem engen Formelkreise. Unsere natürliche Freiheitsliebe war mit dem Franzosenhaß identificirt. In den Intriguen, die auf dem Wiener Congresse spielten, sahen wir nichts als eine Rückkehr zu der alten französischen Diplomatie, der wir nicht so wohl ihre Tendenzen, als ihre unvolksthümlichen Formen vorwarfen. Mit höchster Entrüstung betrachteten wir Deutsche es namentlich, daß so viel deutsches Blut auf deutscher Erde geflossen war, und doch wurde der Friede in französischer Sprache geschlossen.

Die Stimmung in der Jugend war durchaus ernst und religiös; christlich und durch die Vermittelung der Romantik sogar etwas katholisch. Nichts von lasciver Beimischung und ironischer Betrachtungsweise; diese hat erst der nachfolgende Druck in der deutschen Jugend hervorgebracht. Von der Seite fürchteten wir keine Reactionen, wie uns der Ausdruck überhaupt fremd war. Nur die geheime, fremde, französische Hofsitte, das nicht deutsche Galakleid der Etikette, die gleisnerischen Schranzen, die vornehmen Ricot de la Marlinieres, die wir überall wieder durch die Thürritzen dringen sahen, waren uns verhaßt. Daß ein Talleyrand sogar, in dem wir den leibhaftigen Bösen mit dem Klumpfuß sahen, in Wien mitsprechen, das große Wort führen durfte; daß Kaiser Alexander, nach dem herrlichen, heiligen Kampfe, mit Franzosen und Französinnen schön thun konnte, und die deutschen Fürsten vergingen nicht in edler Entrüstung!

Wir waren christlich romantisch, aber auf diesem Wege schon etwas fatalistisch gestimmt. Gottes Gerichte wirkten immer unmittelbar ein. Napoleons Rückkehr von Elba, die Zersprengung des Wiener Congresses, war ein sichtlicher Fingerzeig, daß Gott mit diesem Frieden in französischer Sprache nicht zufrieden war. Es mußte auf's Neue losgehen, ein letzter Akt, eine letzte Schlacht geschlagen werden, um einen andern Frieden in andrer Sprache, mit anderem Geiste und anderen Bedingungen zu schließen. Elsaß und Lothringen mußten wenigstens wieder deutsch werden; Vielen aber mochte die dunkle Idee von der Zerstörung des neuen Babels, von dem Untergange von Paris vor Augen schweben. Ein guter, glorreicher Ausgang war uns sicher; der Zauber war ja längst gebrochen, es kam nur darauf an, den Zauberer zu zermalmen, damit er nicht noch ein Mal spuke. So, voll sicheren Vertrauens auf den Ausgang, voll Ueberzeugung von der erneuten Nothwendigkeit des Volksaufstandes, von der göttlichen Mission, der wir folgten, schwuren wir Jüngeren zu den Fahnen.

Die Wirklichkeit forderte rasch genug nach solchen Träumen ihr Recht. Aus Büchern und Knabenspielen, aus der Mutter Obhut und den gebildeten Kreisen des bürgerlichen Lebens plötzlich mit sechszehn Jahren in das Treiben und unter die Gesänge und Scherze einer ausgelassenen Soldatesca versetzt zu sein, ist eine eigene Sache.

Ich hatte mir eingebildet, die Freiwilligen wären im Allgemeinen wie ich. Da glühte in Allen derselbe heilige Franzosenhaß, dieselbe Entrüstung über den verpfuschten, halben Frieden und eine wenigstens ähnliche Begeisterung für deutsche Volksthümlichkeit. Wenn ich auch zweifelte, daß Alle Fouqué gelesen hätten, so mußten sie doch Goethe und Schiller und den Straßburger Münster und die deutsche Geschichte kennen. Sie Alle konnte nur Haß und Liebe in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger geführt haben. Im Jahre 1813 hätte ich mich nicht getäuscht. Die freiwilligen Jäger waren damals die Elite der preußischen Jugend, alle mehr oder minder poetische Abdrucke von Theodor Körner.

Die Studirenden, Künstler, jüngeren Beamten, Oekonomen, bildeten in ihren Compagnieen große Hetärien, wo unter den Beschwerden der Märsche, im Getos der Waffen, Gesang, Scherz, geistige Erregung, gesellige Erinnerungen das Zelt- und Feldleben angenehm machten. Alle verstanden sich; aus der Heimath, der Schule hatten sie hundert Anknüpfungspunkte, und Poesie und Kunst warfen mannigfache Lichtstrahlen in die beschwerdevolle Wirklichkeit. Die Kameradschaften hatten die edelsten Züge aufopfernder Liebe hervorgebracht. Die Todtmüden, vor Erschöpfung Taumelnden, in dunkeln moraſtigen Hohlwegen, auf dem Rückzug, Feindesstimmen hinter ihnen, vor ihnen, im Augenblick, wo sie sich in der Verzweiflung hinstrecken wollen, geschehe was da sei; in dem Augenblick stimmt ein Kamerad eine Melodie aus einer bekannten Oper an, eine Parodie auf ihre Zustände, und der grelle Gegensatz des damals und jetzt wirkt so erschütternd auf das Zwerchfell und den Muth anregend, daß die Lebenskräfte zurückkehren, die Andern in den Gesang einstimmen und die Kameraden sich wieder zum Marsche zusammenschaaren. So half damals die Poesie der Wirklichkeit. In Körner's Liedern haben wir das beste Symbol der damaligen Stimmung.

Anders war es 1815. Ich sprach von einer Soldatesca, in die ich trat. Allerdings hatten die Freiwilligen, welche sich beim Morgengrauen zu den ersten Exercirübungen auf dem Dönhofsplatze stellten, Elemente in sich, welche an Wallensteins Lager erinnerten. Die Freiwilligkeit hatte schon den preußischen Normalleisten angezogen. Es war nicht gerade eine gezwungene Freiwilligkeit, aber ein moralischer Zwang war eingetreten. Bekanntlich hatten die Freiwilligen des Jahres Dreizehn, fast allein aus den gebildeten, wohlhabenden Ständen, sich alle selbst equipirt. Aus eignen Mitteln wurden Jägeruniform, Lederzeug, Tornister, Mantel, Hirschfänger und Büchse angeschafft. Auf die Uniformität sah man nicht mit zu großer Aengstlichkeit. Die reitenden Jäger hatten sich ihre Pferde selbst gekauft. Die Einzelnen, die Familien, hatten große Opfer gebracht. Aehnliches ist nie in der neuern Geschichte vorgekommen; wenn auch die Eitelkeit bei den „Opfern am Altar des Vaterlandes" mit ihr Spiel trieb, so waren diese Opfer doch allgemein, durch alle Stände, Provinzen, gleichmäßig verbreitet; und wenn man Preußens erschöpften Zustand, die Verarmung durch den Krieg, das Aussaugesystem der Franzosen, die gebotenen Abgaben zur Führung des Krieges in Anschlag bringt, außerordentlich. Reiche Familien rüsteten außer ihren eigenen Söhnen noch die ärmeren Bekannten aus. Bemittelte und Unbemittelte steuerten zusammen, um dürftigen Jünglingen Waffen und Kleidung zu verschaffen. Die Universitäten, Gymnasien sammelten unter sich, um ihre ärmeren Commilitonen auszurüsten. Unerschöpflich war namentlich der Eifer der Frauen. Auch der Zug darf nicht der Vergessenheit übergeben werden, als ein junges

Mädchen, die nichts geben konnte, ihr langes, schönes Haar abschnitt, und den Erlös dafür beim Friseur, zur Bewaffnung der Freiwilligen darbrachte.

Auch im Jahre 1815 rüsteten die Freiwilligen, welche die Mittel dazu hatten, sich selbst aus; auch da wurden von Einzelnen und Familien Opfer gebracht. Wir erhielten dafür nie einen andern Ersatz, als den das eigene Gefühl uns gewährte. Aber, fürchtete man, daß die Opferlust geringer sein, und die Zahl derer, welche sich unter die freiwilligen Jäger stellten, unbedeutender ausfallen würde, als man des moralischen Eindrucks wegen wünschte? Genug, der Staat versprach alle die als Jäger auf seine Kosten auszurüsten, welche in den Jahren 1813 und 1814 in irgend einer Truppe gedient und sich jetzt wieder unaufgefordert zum Dienst stellen würden. Die Lust an dem gerühmten, freieren Leben der Jäger lockte Viele an, die im früheren Sinne nicht dahin gehörten. Die Arbeit in der Werkstatt, die Monotonie hinter dem Ladentische und an dem Schreibetische war von Vielen schwer ertragen worden, welche in einem zweijährigen Kriegsleben zwar an Beschwerden, aber auch an Müssiggang und beständigen Wechsel sich gewöhnt hatten. Der Aufruf konnte ihnen nicht erwünschter kommen. Mehrere hörte ich hoch und theuer schwören, daß sie nie wieder in den armseligen frühern Zustand zurückkehren wollten. Kriege mußte es ja doch immer geben. Wie mancher wartete noch immer, daß Napoleon auch von Helena losbrechen werde, und griff auf die falsche Nachricht nach der alten Jägerbüchse, die ihm als trostreiche Erinnerung an der Wand hing.

Andere lockte das Versprechen, daß nach dem hergestellten Frieden jeder Freiwillige vorzugsweise bei der Anstellung in Civilämtern bedacht werden solle. Welches Mißvergnügen, wie viel Lebensverstimmungen und moralische Zerrissenheiten hat dies gewiß aufrichtig gemeinte Versprechen später hervorgerufen! Es war unmöglich, allen Erwartungen zu genügen. Das Bürgerthum wäre verzehrt worden, wenn der Staat für Alle, welche gedient hatten, Aemter schaffen sollte. Ich weiß nur zu viel traurige Beispiele, wohin die erweckte Arbeitsscheu, die Lust am Herumtreiben und die gespannten Erwartungen, die nie befriedigt werden konnten, Viele geführt haben.

In diesem bunten Gemisch der neuen Freiwilligen konnte man leicht die, welche aus Staatsmitteln dazu gemacht wurden, heraus erkennen. Aber der grobe, grüne Commisrock und die schwere Muskete, statt der feineren Uniform und der zierlichern Büchse, waren nur ein äußeres Unterscheidungszeichen, das nicht immer mit der moralischen Unterscheidung zusammentraf. Ich habe wackere, treffliche, auch gebildete Kameraden unter den ersteren kennen und schätzen gelernt. Die Sprache lehrt, auch unter gleichmäßig Uniformirten, zuerst und bald den Menschen kennen. Zu kameradschaftlichem Zusammenleben war, so lange wir in Berlin die ersten Uebungen vornahmen, keine Gelegenheit; aber aus den ersten Unterhaltungen lernte ich viel, wovon ich keine Ahnung hatte. Wird man sich verwundern, daß ein sechszehnjähriger Neuling, der aus dem mütterlichen Hause nur in geistesverwandte Kreise gekommen war, über diese Sprache, Scherze, Lieder erschrak! Ich befand mich in einer neuen Welt, und die war höchst unbehaglich, zurückstoßend. Aber wie schnell übt die Gewohnheit ihre Macht. Das Pferd scheut vor den Eseln. Fouqué erzählte mir, wie vielen Verdruß seiner ritterlichen Natur die Erfahrung bereitet, daß die edlen Rosse seiner Schwadron, als er in einem Ort lag, wo die Esel zu Hause waren, sich schon in den ersten Wochen an die Kameradschaft gewöhnt hätten. Ja sie wieherten sich an, wenn sie sich begegneten, die Rosse ohne Scheu vor ihren noch edlern Reitern.

Soldaten denken, sprechen, scherzen, und – phantasiren überall ähnlich und über dasselbe Thema. Nur unter den berliner Freiwilligen war eine Ausnahme. Die Ausstrahlungen des vornehmen, gebildeten Lebens haben, wie bekannt genug ist, hier die Masse berührt und über die Rohheit einen Firniß von Bildung gebreitet, den wenigstens Jünglinge, wie ich, nicht sogleich heraus erkennen konnten. Aufgeschnappte Theaterphrasen, absprechende Urtheile, vornehme Redensarten, Sentenzen in der sogenannten Sprache der Bildung hingeworfen, konnten mich über meine Umgebung täuschen. Doch nicht auf lange. Es waren viele gebildete junge Leute unter den pommerschen Jägern des berühmten „Regiment Colberg“, in das ich eingetreten war, aber als Neulinge traten sie schüchtern hinter den Veteranen zurück; man lernte sich erst später kennen. Die, welche den vorigen Feldzug mitgemacht hatten, führten, wie sich das von selbst versteht, das Wort; sie waren die Lauten, wir die Stillen. Wie schwanden meine Illusionen! Weshalb ging dieser mit, warum war jener nicht zurückgeblieben! Der aspirirte auf eine Schreiberstelle in einem Bureau, aber er mußte vorher gedient haben. Jener konnte es im elterlichen Hause nicht aushalten; oder er hatte überhaupt kein Haus und keinen Winkel, wo er hätte bleiben können. Ein Anderer hoffte auf eine reiche Braut, wenn er als Sieger heimkehrte. Alle waren voll Franzosenhaß, wie ich; aber ich leugne nicht, daß die Hoffnung auf gute Quartiere in Frankreich bei diesem Hasse mitspielte. Sie wollten dort, wie die Franzosen in ihrem Hause, wirthschaften.

Zeihe man mich keiner unpatriotischen Gesinnung, oder daß ich den deutschen Enthusiasmus, der die Freiwilligen hervorrief, verkleinern wolle. Ich schreibe nur Züge aus der allgemein menschlichen Natur, die, wenn große Aufregungen vorüber sind, ihren Bodensatz von Gemeinheit deutlicher zeigt. Die Mehrzahl der Freiwilligen aus dem Befreiungskriege waren als Officiere in die Linie oder Landwehr eingetreten; nur ein geringer Rest derselben ergriff wieder die Jägerbüchse. Woher die andere Ueberzahl der Gedienten kam, habe ich bereits angegeben. Der jüngere, frischere Zuwachs mußte sich erst entwickeln, und er that es, oft im schönsten kameradschaftlichen Sinne. Ich ward Zeuge und betheiligt bei

Zügen von Güte und Selbstvergessen, wie sie eben nur im Felde und unter Gefahren, wo die ursprüngliche Natur wieder siegreich über die angewöhnte heraustritt, zum Vorschein kommen werden. Nur geistige Erhebung, Begeisterung und Bewußtsein durfte man von unsern Freiwilligen im Ganzen nicht erwarten. Die wir dieser Eigenschaften theilhaftig waren, wir waren noch halbe Knaben, und in welcher Art die Begeisterung sich äußerte, davon werde ich später ein Beispiel geben.

Endlich waren Alle bekleidet, bewaffnet und nothdürftig einexercirt; wobei ich bemerke, daß mir, der ich nicht musikalisch bin, die Signale der Blaseinstrumente sehr schwer zu fassen wurden. Es ging mir indessen nicht allein so, und ich tröstete mich mit der Versicherung, die Veteranen mir gaben, daß im Gefecht nicht viel darauf ankäme; unter dem Donner der Kanonen und in der Hitze des Tirailleurgefechtes höre man nicht auf die Hornmusik. Jeder springe, schieße, laufe und wende sich, wie es ihm gut dunke, und wo er was zu treffen glaube. Eine treffliche Erklärung von einem Treffen. Wir waren noch nicht Soldaten, als wir abgingen; wir dienten nur als Symbole des allgemeinen Willens: den Sturm und Drang von Dreizehn fortzusetzen. Um den leuchten zu lassen, beeilte man sich, uns, wie wir waren, an den Rhein zu schaffen.

Es war ein schöner, es war ein heißer Maitag, als wir am frühsten Morgen auf dem Lustgarten standen, um ins Feld zu ziehen. So viel ich mich entsinne, sangen wir nicht: „Frisch auf Kameraden!" oder: „Der Sturm bricht los!" Entweder drückte uns der Abschied von den Lieben im Hause, oder der Anfang der militairischen Disciplin. Auch gab es auf dem Versammlungsplatze selbst noch mannigfache Abschiedsscenen. Die jüngeren Freunde und Schulkameraden, die nicht so glücklich waren, mit ziehen zu können für's Vaterland, ließen es sich nicht nehmen, den glücklichen Freunden zum letzten Male die Hand zu schütteln, auf Sieg, frohes Wiedersehn und Treue in Leben und Tod uns den Bruderkuß zu geben, und wer irgend konnte, begleitete uns noch auf dem Marsche. Man leistete den Scheidenden alle möglichen Liebesdienste, holte ihnen zu trinken, besorgte Grüße, trug, wo es sich thun ließ, ihre Sachen.

Den freiwilligen Jägern war, in Rücksicht auf ihre Jugend und zartere Constitution, der Vorzug schon im vorigen Kriege zugestanden worden, daß ihre Tornister ihnen nachgefahren würden. Ein Vorzug, der uns dem Neide und Spotte der nicht so begünstigten Landwehrmänner aussetzte, und oft nichts half. Denn wo kein Vorspann zu erhalten war, mußten wir die ungewohnte Bürde auf die Schultern nehmen, und das gewöhnlich auf den beschwerlichsten, angreifendsten Märschen. Die humane Berücksichtigung war übrigens auch eine weise. Ein Theil der halben Knaben, die bis dahin nur leichte Schulmappen getragen, würde, wenn nicht unter der Last erlegen, doch schwerlich im gesunden Zustande bis Frankreich gekommen sein. Außer der schweren Armirung, dem Mantel über die Schultern gehängt, noch den schweren Tornister, mit seinen die Schultern, oder, noch schlimmer, die Brust pressenden Riemen auf langen Märschen im Sonnenbrand und Staub zu tragen, dazu gehört eine andere Schule, als aus der wir kamen. Wir gewöhnten uns in der Folge daran; aber ich, wie mehrere andere junge Leute, entgingen den Wirkungen nicht, welche eine zu schwere Belastung und Einschnürung auf den noch im Wachsthum befindlichen Körper hervorbringt. Beschwerden aller Art lernt eine ursprünglich gesunde Natur ertragen, aber ein zurückgehaltener Wuchs, eine blaßgraue Gesichtsfarbe stellte sich bei Vielen als Folge ein. Erst weit später verwand ich beide durch Fußreisen ohne Gepäck und mit Freiheit, und durch die reine Bergluft, die ich durch Monate in den norwegischen Gebirgen einathmete.

Mein Tornister war unter allen, welche auf die Wagen geladen wurden, der schwerste. Wer da weiß, was ein Tornister fassen kann, und was er bei einem Soldaten, der in den Krieg geht, fassen muß, wird sich freilich darüber nicht verwundern, wenn er hört, daß die mütterliche und schwesterliche Fürsorge zu den Hemden, Jacken, Schuhen, Bürsten, Tüchern, noch Chocolate, Tafelbouillon, nützliche Anweisungen, und sonst viel Gutes und Wohlgemeintes hinzugefügt hatte; alles auf den Umstand berechnet, daß der Tornister immer gefahren werde. Ich selbst war der Meinung, daß im Kriege auch der geistige Mensch Nahrung haben müsse, und außer einer Karte und Schreibpapier hatte ich ein Buch mitgenommen. Ueber die Wahl eines solchen war großer Zweifel gewesen, da weder von meinen Lehrern noch Angehörigen Jemand wußte, welche Lecture zum Kriege am besten passe. Einige stimmten für das neue Testament; aber das konnte man allenfalls an jedem Orte finden. Ein gelehrter Anverwandter für den Horaz, weil er so sehr dünn sei, und in dem rohen Leben die Neigung für classische Studien erhalten dürfte. Aber ich war kein Classiker, sondern ein Romantiker, und wählte die Nibelungen, weil sie eine deutsche Nationallecture waren, vom Kriege handelten, und in der Zeuneschen Ausgabe, die ich wählte, auch nur dünn waren. Sie haben mich durch Deutschland und Frankreich begleitet, und ich brachte sie wieder in die Heimath zurück; ehrlich gesagt ziemlich so, wie ich sie mitgenommen hatte. Der Krieg der Sachsen und Burgunder schien doch eben so wenig wie der der Burgunder und Hunnen zu unserem mit den Franzosen zu passen. Ein anderer Kamerad hatte Schlegel's Epigramme gegen Kotzebue mit. Ob er sie mehr gelesen, als ich die Nibelungen, weiß ich nicht. Aber er war ein noch viel stärkerer Romantiker als ich, verwandt mit einem der Coryphäen der Schlegel-Tieck'schen Periode und gab mir in der Romantik noch Unterricht.

Ein großes Staubmeer hüllte uns ein, sobald wir aus dem potsdamer Thore die Chaussée betreten hatten. Der Abschied sollte uns erleichtert werden, indem der Staub die Rückblicke auf Stadt und Gegend verbot.

Die Ordnung, wenigstens Reih und Glied, hörten sogleich auf, die Bekannten suchten sich; ein freundliches Gespräch trat ein. Unsre Freunde aus der Stadt, die uns begleiteten, gingen bunt unter und mit uns. Diese Zwanglosigkeit beim Marsch, auf die ich nicht gerechnet, erschien mir als ein froher Anfang; es war aber nichts besonderes, indem es bei allen Militairmärschen nicht anders hergeht. Reih und Glied sind bei einem langen Marsche auf der Landstraße, wo Wagen, Reiter, Fußgänger oft unterbrechen, dieser und jener verweilen muß, auch bei preußischer Disciplin nicht inne zu halten. Um gute Sänger, einen beliebten Erzähler oder Lustigmacher drängt sich Alles. Solche Lustigmacher sind unschätzbar in einer Compagnie, sowohl für die Soldaten als für die Officiere. Auch in den untersten Sphären der militairischen Disciplin gilt das mens agitat molem.

Ich bin ein tüchtiger Fußreisender geworden, und noch jetzt ist eine Fußreise meine Lust; aber als ich Soldat wurde, war es weder meine Lust noch meine Stärke.

Zwei Mal wurde gerastet, in Schöneberg und in Zehlendorf. Es war ein heißer Tag. Schon da wankten die Kräfte; man warf sich auf den bestäubten Rasen, zwischen Disteln und Nesseln in die Chausséegräben. Ein — zwei Meilen von Berlin, und wie schon so ganz anders war das; ich hatte etwas erlebt! Die Freunde, die zu den Unsern zurückkehrten, baten wir, ihnen ja alles zu erzählen, was uns begegnet sei. Mit welcher Erquickung und mit welchem Gefühl setzte ich zum ersten Male die Feldflasche an den Mund, die hier noch mit altem Franzwein gefüllt war. Sie wanderte umher. Man letzte sich zum letzten Male an traulichen Gesprächen über die Heimath; die frohen Spiele, die Schelmereien und Schwänke der Schulzeit wurden noch ein Mal ins Gedächtniß gerufen.

Der Weg von Zehlendorf bis Potsdam wurde mir sehr schwer. In meinem Tagebuche steht: „ich glaubte, ich würde nicht weiter fortkommen; aber es ging." Meine Feldflasche zerbrach, indem sie an den Hirschfänger schlug; der Verlust war zu verschmerzen, da ich mir in Potsdam eine andere kaufen konnte, aber der schöne, alte Wein tröpfelte auf die Straße. Das war Vergeudung; also trank ich schnell den Rest aus, um gleich nachher darüber besorgt zu werden, daß ich nach starker Erhitzung getrunken hatte. Um diese Versündigung gegen die diätetischen Regeln, welche in meinem Hause sehr streng beobachtet wurden, wieder gut zu machen, mußte ich einige Zuckerstücke schnell verschlucken und stark laufen. Oft dachte ich später mit Lächeln daran, wenn wir, durchglüht vom heißen Tagesmarsch, mit lechzenden Zungen, an einem Quell vorüber kamen, und die Jäger sich rottenweis hinwarfen, um frisches, oft auch nur sehr getrübtes Wasser zu schlürfen. „Dem Soldaten schadet das nichts," sagte mir lächelnd ein alter Landwehrunterofficier, als er mich das erste Mal zaudern sah.

Vor der Stadt wurden meine Kräfte noch einmal hart geprüft. Es hieß, der Kronprinz, (nachmals König Friedrich Wilhelm IV.) wolle die einziehenden Jäger mustern. Zwei Jägerdetachements klopften und bürsteten und rieben den berliner Staub von ihren Kleidern und Schuhen vor der Glinickeschen Brücke. Während wir uns selbst kaum mehr fortschleppen konnten, mußten wir die Tornister von den Wagen holen und an die Schultern schnallen. Die neue Last wirkte homöopathisch; die neue Anspannung verscheuchte die vorige Abspannung. So ward es möglich, daß ich den weiten Weg von der Brücke bis in die Mitte der Stadt zurücklegte. Aus der Musterung ward nichts. Vermuthlich war es nur ein Kunstgriff unserer Anführer gewesen, ihre Mannschaft in möglichstem Glanze in der zweiten Residenzstadt einzuführen.

Zum ersten Male, ein Quartierbillet in der Hand, mich in ein Quartier einweisen zu lassen, war auch eine neue Empfindung. Ein ermatteter Reisender freut sich schon auf das Wirthshaus, und seine Phantasie malt es sich so freundlich und bequem aus, als möglich. Aber sein Wille und sein Geld können es sich wenigstens zur Hälfte schaffen, wie er Lust hat. Der Soldat greift in einen Lotterietopf, und ist immer der süßen Hoffnung, einen großen Treffer zu ziehen. Wenn er sich auch in der Regel täuscht, hindert ihn das nicht, das nächste Mal wieder zu hoffen. Die Hoffnungen sind freilich verschiedener Art. Einer hofft auf gutes Fleisch und starke Kost, auf Bier und Wein, weshalb die Quartiere bei Brauern, Bäckern, Fleischern für die besten gelten; andere auf hübsche Gesichter und gefällige Gesinnungen. Meine Hoffnung ging in der Regel auf ein eigenes Zimmer, wo ich mich ausruhen und nachher schreiben konnte. Sie wurde fast immer getäuscht. Uebrigens ging es bei diesem Glückstopf wie bei so manchen andern zu. Unsere Waisenknaben, die vorausgeschickten Fouriere, hatten über die Beschaffenheit der Quartiere vorher Erkundigungen eingezogen, und man mußte sich mit ihnen gut stellen, um aus ihrer Hand einen Treffer zu ziehen.

Unser vier, Befreundete vom Gymnasium, fanden in einem gebildeten Haushalt freundliche Aufnahme. Potsdam war noch halb Berlin; man betrachtete uns wie halbe Angehörige, wie Kinder von Freunden. Zum ersten Male lagerten wir auf einer Streu; und meine Besorgniß, daß ich, gewohnt in die Nacht hinein zu arbeiten, auf dem fremden Lager nicht früh, wie es bei den Märschen nöthig ist, einschlafen würde, erwies sich, wie so manche andere, als unnütz.

Schon um 3 Uhr am nächsten Morgen waren wir auf den Beinen, und zogen frisch und munter um 4 Uhr auf dem Wege nach Brandenburg. Auf dem anmuthigen Punkte von Baumgartenbrück war noch eine Abschiedsscene. Der letzte Freund, der uns begleitet, trennte sich hier von uns. Mit schwerem Herzen; auch er fühlte sich gedrungen mit ins Feld zu ziehen. Er war bereits als Volontair der Colombschen Husaren eingetreten, schon beritten und exercirte mit, als man zu seinem Schmerze fand, daß seine Augen zum Cavallerie-

dienste zu schwach waren. Zwei nahe Verwandte und zwei Schriftsteller, deren Namen nach zehn bis zwanzig Jahren oft mit einander genannt wurden, nahmen damals auf der Brücke von Baumgartenbruck von einander Abschied, ohne zu ahnen, daß sie auf andern Kriegslagern, als denen mit blanker Waffe, sich noch oft begegnen würden. Der Scheidende war Ludwig Rellstab.

Der Marsch von Potsdam bis Brandenburg, 5 Meilen auf der Chaussée, war für unsere jungen Kräfte ein angreifender. So lange der Himmel trübe war, und der Boden vom Morgenthau feucht, fühlten wir die gestrige Anstrengung weniger; als aber mit dem heißen Tage der Staub aufwirbelte, wurde er sehr beschwerlich. Man hatte uns Hoffnung gemacht, auf der Mitte des Weges Wagen für die Schwachen und „Marauden" zu finden; vermuthlich war es nur eine hingeworfene Lockung, um uns munter zu erhalten. Ich versuchte nachher ein anderes Mittel; ich unterhielt mich eine halbe Stunde mit dem Schlegelianer über deutsche Literatur. So steht wenigstens in meinen Briefen, d. h. wie ein guter Deutscher damals nur schreiben durfte, über teutsche Literatur. Wer deutsch schrieb, verrieth laue Gesinnung, eine Hinneigung zum Modernen, vielleicht gar zum Franzosenthum.

Die Chaussée — wir, wie sich versteht, nannten sie nur Kunststraße — windet sich vor dem alten Brandenburg in einem großen Umwege durch die Havelwiesen. Man kann die malerischen Thürme, Zinnen, Giebel, schon mit der Hand greifen und muß noch stundenlang marschiren. Das erhöhte hier, wie es noch oft geschah, die Mühseligkeit.

Mein Quartier-Zettel führte mich in eine abgelegene, schlechte Gasse, vor ein Haus, das dahin gehörte. Ein zusammengedrückter, niedriger Thorweg, Verfall, Schmutz, Mist auf dem Flure, sagten voraus, was meiner in der einzigen bewohnbaren Stube warte. Der Wirth war ein Ackerbürger; es roch überall nach einem Geschäfte, das auf dem Lande für die Sinne nichts störendes hat, wohl aber in den Mauern und der Luft einer engen Stadt. Die ärmlich aussehende Frau brachte mir in einer zerbrochenen Untertasse etwas Rührei, und ein Getränk, das vielleicht als schlechtes dünnes Bier, aber nicht unter seinen Namen: Koffent der Mehrzahl meiner Leser bekannt sein wird. Ich forderte Wasser; die Frau sah mich verwundert an: sie tränke nie in ihrem Leben Wasser! Also etwas optimatischer Stolz auch in dieser Hütte! Schon hatte ich den Entschluß gefaßt, mich in ein Wirthshaus einzuquartieren, als ein Kamerad und Schulcumpan, mit dem ich in Potsdam auf einer Stren gelegen, eintrat, und mich versicherte, im Vergleich zu ihm, sei ich fürstlich einquartirt. Dazu blickte die Maisonne jetzt freundlich durch das eine Fenster; die Gesichter der Wirthsleute wurden auch freundlich, ich entschloß mich zu bleiben, dankte aber für den Kaffee, den sie mir kochen wollten, und ging mit meinem Freunde aus, um die Stadt zu besehen und in einem Garten ein freies Vesperbrod einzunehmen. Doch nicht eher, als nachdem ich Büchse und Riemzeug gereinigt und geputzt hatte. Amt bringt Verstand und die Noth frische Kräfte. Freilich in den Nibelungen las ich nicht an jenem Abende.

Nachdem ich, gekräftigt durch eine Milchsuppe und Kartoffeln, mich auf mein Strohlager in Mitten der Stube, wo die ganze Familie wohnte und schlief, geworfen, erwachte ich schon um zwei Uhr nach einem köstlichen Schlafe, um Schlag drei Uhr auf dem Sammelplatz zu stehen. Der Marsch des dritten Tages war nicht minder beschwerlich. Nachdem wir bei Plaue auf einer Fähre über die breite Havel gesetzt waren — die Brücke war damals noch aus der Zeit des unglücklichen Krieges abgebrannt, — entfernten wir uns von der Chaussée, um zwar über lachende Wiesen, wo es sich vortrefflich marschirte, aber auch durch tiefe Sandwüsten mühsam unsern Weg fortzusetzen. Der dritte Tag zeigte uns erst, wie angegriffen wir waren; an den beiden vorhergehenden hatte uns die Aufregung der Nerven es vergessen gemacht. Die Nachzügler nahmen kein Ende. Eine neue Feldflasche und etwas Wein, die ich mir in Brandenburg gekauft, mußten meine sinkenden Kräfte aufrecht erhalten. Eine Schreckenspost wartete unser an den Thoren der kleinen Stadt Genthin, die unser Ziel sein sollte. Man wies uns noch eine Meile weiter in ein abgelegenes Dorf. Dies selbe Schicksal traf uns, immer zu meinem großen Verdruß, in der Folge sehr oft, da den Etappenstädten das Recht zusteht, die ihnen zugewiesenen Truppen in ihre Dörfer zu verlegen. Meinen Kameraden war die Verweisung in Dörfer gewöhnlich erwünscht, weil die Rationen in den Städten knapp zugemessen waren, in den Dörfern es dagegen vollauf zu essen gab. Ich litt nie in Quartieren an Hunger, dagegen fürchtete ich die vollgepfropften Bauerstuben, wo oft neben der zahlreichen Familie des Wirthes noch drei bis sechs, wo nicht gar zehn Jäger herbergen, sich behaglich machen, essen und schlafen mußten. Ich war daher für die Städte: „eine gute Stube ist dem vollauf Essen vorzuziehen."

Der Weg nach unserm Dorfe war ein Sandmeer. Schon an den ersten Hecken fielen Mehrere um. Die Anführer mußten ein Auge über die gelöste Ordnung zudrücken. Die Wohnung bei unserm Kossäthen Peter Libe entsprach meiner obigen Schilderung. An Essen fehlte es nicht; denn ein mächtiger irdener Napf mit Grützsuppe, eine Schüssel mit Rührei, Brantewein, Butter, Brod und Koffent drückten den Tisch. Dazu freundliche, ehrliche Gesichter und — Ende Mai ein geheizter Ofen! — Was ist Glück, was Comfort? Liegt es nicht überall im Conventionellen? Der Bauer in Norddeutschland sucht den Trost für alle Mühen seines armseligen Lebens in einer warmen Stube. Er heizt im Sommer seinen Ofen und freut sich, daß er es kann. Und wir finden, daß man die Hitze wie die Müdigkeit überwinden kann. Wir schliefen dicht am Ofen, denn es war der einzige freie Platz, süß und fest bis an den Morgen.

Es war ein Sonntag und ein Rasttag. Er that

uns Allen Noth. Wie Vieles mußte hier schon an unserer Kleidung und unserem Rüstzeuge in Ordnung gebracht werden, und wir glänzten doch erst vor drei Tagen in neuer Equipirung! Das fällt bei allen Militairmärschen vor; leider aber hatte die Begeisterung in Berlin der merkantilen Speculationslust keinen Abbruch gethan, und man hatte den Freiwilligen für schweres Geld zwar sehr zierliche, aber sehr lockere Waare verkauft. Schon in Potsdam hatten wir die Handwerker in Thätigkeit setzen müssen, um das beschädigte Riemzeug wieder zu repariren.

Ich benutzte diesen Rasttag zu einem ersten Briefe nach Hause. Es war nur ein Dintenfaß im Dorfe, das mußte der Cantor leihen. Dies wiederholte sich in den meisten Dörfern; meine Briefe fangen daher gewöhnlich an: „der Cantor muß seine Dinte wieder haben, ich muß daher schnell schreiben." Wegen meines Vielschreibens ward ich sehr aufgezogen, Schreiben schicke sich eigentlich nicht für einen Soldaten, hieß es; und meine Briefe tragen immer die sichtlichen Spuren des Geräusches einer überfüllten Bauernstube und der Störungen meiner Kameraden. Die Nibelungen durfte ich da gar nicht vorbringen.

Wir besuchten am Morgen die Kirche, verließen sie aber ohne Erbauung. Ein alter rationalistischer Prediger eiferte gegen den Reichthum. Ob dazu Anlaß im Dorfe war, weiß ich nicht; mir schien es aber weit nöthiger, gegen das Franzosenthum zu eifern. Zu seinem Zwecke ließ er einen Todten auferstehen, den Lazarus; versicherte aber zugleich, Lazarus sei nicht wirklich auferstanden, er würde nur so gesprochen haben, wenn er auferstanden wäre. Wir wollten Wunder haben, darauf war damals unser ganzer Sinn gerichtet, was Wunder, daß wir unzufrieden fortgingen und uns eigentlich freuten, daß die Bauern bei der Predigt schliefen. Eine ganz andere Erbauung wartete unser am Abend.

In dem Officier, welcher unser Detachement nach dem Rheine führte, hatte ich einen älteren Schulkameraden aus einer Privatschulanstalt wieder erkannt. Er war ein liebenswürdiger, gemüthlicher Mann, dem nur leider seine Wunden, die er als Cavallerist im vorigen Kriege erhalten, eben so wenig als seine bürgerliche Praxis, — er hatte ein großes Gut verwaltet — die nöthige Lebensklugheit schon beigebracht hatten, deren ein Anführer junger Leute und eine militairische Obrigkeit bedarf. Er war noch Enthusiast vom Jahre Dreizehn, er glaubte noch die Freiwilligen von damals vor sich zu haben, welche Bildung und Idee mit ihren Officieren außerhalb des Dienstes gleichstellte. Dagegen wäre nichts zu sagen gewesen, daß er mich und einige Freunde in den herrschaftlichen Park zu einer heitern Abendunterhaltung einlud. Der Zufall führte noch andere hinzu. Es war wohl mehr als Zufall, daß es gerade die Gebildetern des Detachements waren. In jeder großen Masse werden sich die geistiger Geweckten bald von selbst zusammen finden. Die Lebensklugheit fordert aber, daß sie es nicht merken lassen, keine Verbrüderungen schließen und jedes aristokratischen Auftretens sich enthalten. Bedarf der geistige Vorzug äußerer Zeichen? Daß wir diese Lebensklugheit nicht beobachteten, sollte bald nur zu üble Folgen für uns haben, obwohl wir doch in der Mehrzahl ohne Willen und Bewußtsein in unser Unglück gingen.

Unter zwei herrlichen Lindenbäumen saßen wir am Abende und sangen vaterländische Lieder, von Körner, Arndt. Der Gesang erfreute den patriotischen Gutsherrn, den Kammerherrn von B . . . . ., und er sandte uns Getränke und Erfrischungen. Unser Wohlbehagen wuchs mit dem Austausche der Gesinnungen und den geleerten Flaschen. Da ward erzählt und wieder gesungen von den Thaten des letzten Krieges und den Thaten der Vorzeit. Da trat Einer auf und declamirte von Schiller, Goethe und Kotzebue; ich erinnere mich, auch die Glocke kam an die Reihe. Als der Mond aufging, war unsere Seele voll heiligen Vaterlandsdurstes; wir zogen unsere Hirschfänger, traten in einen Kreis, wölbten ein Dach über den leeren Raum mit unsern Klingen, und schworen mit thränenden Augen — ich weiß nicht mehr eigentlich was, aber gewiß war darunter, daß wir dem Vaterlande und der deutschen Sache und dem Könige treu bleiben und dafür unsere letzten Blutstropfen vergießen wollten. Das hatten wir freilich alle schon geschworen und gelobt, aber der Augenblick wollte doch sein Recht. Es wäre ein traurig Leben, wo man es ihm verweigerte. Wir sanken uns in die Arme, wir drückten uns Bruderküsse auf, und zur ewigen Besiegelung des herrlichen Momentes gaben wir unserm Bunde den Namen des Hermannsbundes.

Nie war ich so froh, so begeistert in mein Quartier gekehrt, nie warf ich mich so selig auf mein Strohlager. Der Rausch war auch am Morgen noch nicht verschlafen. Die Mehlsuppe als Frühstück schien uns zu nüchtern darauf. Als wir zu früh auf dem Sammelplatz ankamen, trat der Hermannsbund zuerst ins Leben, indem er in corpore — diesmal jedoch ohne Officier — ins Wirthshaus ging und sich sechs Portionen Kaffee bestellte. Aber das war schon ein böses Omen, daß die rauchenden Kaffeekannen erst aufgetragen wurden, als das Heraus abermals zum Antreten rief. Das erwartete Detachement war angekommen, und wir mußten, ohne den Kaffee zu trinken, abmarschiren!

Burg, eine alte Stadt, unser nächstes, nicht zu entferntes Nachtquartier, steht besonders gut in meinem Tagebuche notirt, weil ich hier bei einem wohlhabenden Bäcker zum ersten Mal eine eigene Stube erhielt und man mir — Waschwasser ungefordert brachte. Wichtiger wäre für meine Kameraden gewesen, daß man uns hier das erste frische Fleisch vorsetzte. Ich machte mir nicht viel daraus.

Der Hermannsbund fand sich sogleich Nachmittags nach dem Appell wieder zusammen und suchte einen schattigen Gesellschaftsgarten auf, wo die gestrige Freundschaft und Begeisterung bei einigen Flaschen Wein aufgefrischt wurde. Aber mir wollte es nicht recht in den

Sinn, daß dieselben, welche gestern beim Mondenscheine die Schwerter entblößt und für deutsche Art und Wesen geschworen hatten, jetzt mit der hübschen jungen Aufwärterin sich so lose und handgreifliche Scherze erlaubten. Ich schrieb's dem Weine zu; denn deutsch schien es mir damals nicht. Mein Officier, ein hubscher junger Mann, gefiel mir dagegen immer mehr – und, beiläufig gesagt, der jungen Aufwärterin schien er auch zu gefallen. – Sein Körper war mit Wunden bedeckt, die ihn zum Cavalleriedienst untauglich machten; dies hatte ihn aber nicht abhalten können, wieder bei der Infanterie Dienste zu nehmen. Er erzählte uns, wie der Officier der ostpreußischen Jäger — denn unser Marschcorps bestand aus drei verschiedenen Detachements, – ihn, weil er sich zurückgesetzt geglaubt, und um anderer Kleinigkeiten willen, heut auf Pistolen, auf drei Schritt Distanz, gefordert habe. Aber unser Führer hatte geantwortet: Wenn es Sitte sei, sich mit Pistolen um die Ohren zu schlagen, finde er die Ausforderung ganz gut. Wenn man sich aber auf Pistolen schießen wolle, verrathe die Ausforderung einen sehr schlechten Schützen. Im Uebrigen sei der Krieg da, um mit seinen Kameraden um die Wette seinen Muth den Feinden gegenuber zu zeigen, nicht um sich Einer mit dem Andern zu schießen. Wenn noch Pulver übrig sei nach der Besiegung der Franzosen, stehe er ihm bereit, wo und wann und wie nahe es sei. Das gefiel mir, aber so recht deutsch kam es mir doch nicht vor.

Am folgenden Tage wieder eine getäuschte Erwartung. Mein Herz schlug vor Wonne, als ich die altersgrauen Thürme von Magdeburg vor mir sah. Die Sonne brannte auf den mir endlos dünkenden Elbflächen, über die damals noch nicht einmal eine Chaussée fuhrte; aber die Aussicht, mit der man uns schmeichelte, einige Tage in der alten, historischen, deutschen Stadt zu liegen, belebte meine Kräfte. Wie wollte ich sehen, den Dom, die heiligen Gräber der Kaiser, wie studiren, ausruhen und ins Theater gehen. Statt dessen hieß es: noch anderthalb Meilen weiter in ein Dorf, vorher abgestäubt, die Tornister aufgepackt, und im Parademarsch vor dem General Hirschfeld defilirt! Nun kam mir Magdeburg gar nicht besonders schön, alt, ehrwürdig, ja nicht einmal so außerordentlich fest vor.

Der General musterte uns auf einem Platze hinter der Citadelle und sprach einige freundliche Worte zu den Jagern: sie sollten sich nicht, als Vertheidiger für das große Vaterland, zu kleinen Zänkereien und Streitigkeiten hinreißen lassen. Eine gute Warnung, aber es sollte ein böses Omen werden. Ernster schlichtete er den Streit der drei Officiere, welche die drei Detachements anführten. Allerdings schien unser Lieutenant, als der jüngste unter ihnen, bevorzugt, da er bisher auf dem Marsche den Oberbefehl geführt hatte. Der General hob dies Verhältniß auf und gab jedem Anfuhrer das Recht, nach eigenem Willen zu handeln. Uns und unserem Officier konnte nichts Erwünschteres kommen. Das Zusammengespann erweckte nur gegenseitigen Neid, aber keinen Vortheil. Doch wie lachte unser Herz auf, als der General mit sehr deutlicher Anspielung hinzusetzte: er habe schon manchen Bramarbas gekannt, der sich mit Jedem habe schlagen wollen, aber vor dem Feinde wäre ihm das Herz in die Hosen gefallen.

Der Esprit de corps hatte wohl einen Sieg erfochten, aber die Musterung und das magdeburger Straßenpflaster unsere letzten Kräfte aufgezehrt. Der Stolz war mit einem Male dahin, als wir aus dem Thore hinaus waren, und die Trotzigsten kamen mit Bitten, daß man sie auf die Wagen nehme. Die Bitte mußte, da für 130 Mann nur ein Wagen da war, welcher für die Tornister bestimmt war, Allen abgeschlagen werden. Wir stürzten in eine Schenke, um uns wenigstens durch Bier zu stärken. „Da sahen wir recht klar," steht in meinem Tagebuche, „den Vortheil solcher Verbruderungen, wie unsere, ein; denn einer unserer Vorsteher, Namens Ritter, ein schöner, großer und recht gebildeter junger Mann, besorgte für uns Hermannsbrüder das Bier in der gedrängt vollen Schenke, ohne daß Einer von uns sich darum zu kummern hatte." Wir sollten bald noch klarer sehen lernen. Ein ander Mal hatte derselbe hulfreiche Freund zwei große Butten saure Milch geschafft, und unter einer schattigen Rüster lagerten die Hermannsbrüder auf schönem Rasen und aßen umschichtig mit zwei zinnernen Loffeln die erfrischende Kühlung. Auch unser Anfuhrer und der von dem zweiten Detachement, welcher sich zum Hermannsbunde hielt. Es mag ein recht anmuthig Bild gewesen sein, schwerlich aber ein tröstliches für die, welche in der Sonne liegen mußten und keine saure Milch hatten.

Im Dorfe Erxleben war unsere Station. Welch ein anderes Dorf als die wir in unsrer Mark verlassen hatten! Hier strotzte alles von Ueppigkeit. Welche Häuser, Scheunen, Rinder. Verwundert stieß ich meinen Freund, den Schlegelianer an, und sein poetisches Uhrwerk ging los:

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom magdeburger Land!

Da vertheilte der Officier vor der Fronte die Billette. Der Fourier uberreichte ihm eines fur zwolf Mann beim reichsten Bauer des Ortes. Aller Blicke sayen mit Neid darauf; sie sahen im Geist die Speckseiten im Rauchfang, die Würste, Eier, Butterfässer und Bierkrüge. Zum Ueberfluß stand der wohlgenährte Wirth, mit seinem wohlhäbigen, glänzenden Gesichte schon bereit, um seine lieben Gäste, die der Hauptmann ihm bezeichnen sollte, selbst in sein Haus zu fuhren. Vielleicht ich allein hatte keine besondere Lust. Verhungern würde ich nirgends, aber in einer Bauernstube unter zwolf Kameraden war schlechte Aussicht auf Ruhe. Der Officier musterte seine Leute: „Ein Quartier fur zwölf Mann! Der Hermannsbund trete vor!" – Ein dumpfes Schweigen, finstere Blicke ringsum. Wir zogen zu dem reichen Manne, selbst reich, und sahen sie nicht mehr.

Noch hörte ich, was der Abend und die finstere Nacht ausbrütete. Ich war weit weg. Obgleich unser

Wirth ein Herr der Herrlichkeit war, und Speck, Schinken, Bohnensuppe, Butter, Brod, Eier, Bier und Buttermilch auf dem langen Tische strotzten, obgleich er mit Stolz erzählte, daß sein Haus sechs Mal abgebrannt wäre, und er wäre doch nicht arm, obgleich er seinen Sohn als freiwilligen Jäger zu Pferde bei der Garde eingekleidet hatte, blieb ich doch nicht über Nacht in diesem vortrefflichen Quartier. Mein Freund, der Schlegelianer, hatte einen Freund in Magdeburg, der gleichfalls Schlegelianer, aber außerdem Feldwebel bei der Artillerie war. Dieser hatte einen Kanonier hinausgesandt, um meinen und seinen Freund einen Tag zu sich einzuladen. Die Sache ließ sich leicht machen, da am nächst folgenden Tage Ruhetag war und der Weg von Magdeburg aus nach dem nächsten Etappenorte nur kurz. Auch ich ließ mich leicht überreden, mit nach Magdeburg zu gehen, besonders da mein Officier mir außer dem Urlaub auch bewilligte, meine Sachen inzwischen auf seinen Wagen zu legen. Leicht geschürzt betraten wir nun den Rückweg nach der Stadt, und die zwei Tage dort waren mir eine um so willkommnere Episode, als ich in jenem zweiten Schlegelianer einen Schulkameraden erkannte und volle Muße hatte, Magdeburgs Merkwürdigkeiten zu besehen. Wir verließen die Stadt nach zwei Tagen vollkommen befriedigt.

Ein schöneres Dorf, finde ich geschrieben, hätte ich nie gesehen als das Dorf Alvensleben, welches wir am Abende des nächstfolgenden Tages, und damit den Rastort unseres Detachements, erreichten. Die untergehende Sonne beleuchtete die anmuthig in Grün und zwischen kleinen Anhöhen gelegenen Höfe, aber uns beiden allein Ankommenden begegneten seltsame Blicke, mürrische Antworten. Mit Mühe konnten wir in dem großen Dorfe uns nach unserm Quartiere durchfragen. Die Jäger waren vortrefflich bewirthet worden, man hatte ihnen einen Ball gegeben, und zum Dank dafür wurde den Alvenslebenern am Morgen vor'm Aufbruch ein stürmisches Vivat gebracht. Warum sah man uns so seltsam an?

Der Sturm brach los; nämlich am folgenden Morgen. Mein Auge schwelgte in dem duftigen Wiesengrün, in der Pracht des Maienkleides; so hatte ich es noch nicht gesehen. Blaue Berge am Horizont und in der Ferne der alte Vater Brocken. Sollte meine Seele nicht froh sein, und was hatte mein Körper zu klagen! Kein Staub, kein Sonnenbrand, und in unsern Taschen Butterbrod und Blutwurst in Fülle, welche uns unsre guten Wirthe zur Zehrung auf den Weg mitgegeben hatten. Ja überall trafen wir gute, prächtige Menschen, mit Leib und Seele deutsch, obgleich sie so lange Zeit westphälisch gewesen waren. Das erfrischte mein Blut und erleichterte mir die sauren Wege. Es ist auch in der That ein merkwürdiger Unterschied zwischen dem Bauerngeschlecht in der Mark und jenseits der Elbe. Mager, gedrückt, unterwürfig, an die Dürftigkeit gewohnt, und hier groß, voll, frei, gerad aufblickend. Aber jene magern, gedrückten, unterwürfigen haben doch eine zähe Lebenskraft, die von den Wettern nicht niedergeschlagen wird, so wenig als ihr Haidekraut und ihr Buchwaizen. Die strotzenden goldenen Waizenfelder wirft ein Hagelwetter um.

Eine alte Warte auf der Höhe scheidet das Preußische vom Braunschweigischen. „Von da an wird die Gegend herrlich." Unter der Warte lagerten wir; Einige aber oben auf der Höhe. Warum sonderten sich die andern Kameraden von uns? Der Sturm war losgebrochen; er tobte auf der Höhe. Flüche, grimmige Gesichter, geballte Fäuste; ja es wurden die Hirschfänger gezogen. Was ist das? — Man verzog grinsend die Gesichter. Wir wollten hinauf. Man ließ uns nicht hinauf. Getümmel, Flüche, Drohworte, überall Emeute. Und gegen wen? — Gegen den Hermannsbund. Man hatte taktvoll operirt; denn wir, nichts von dem Gewitter ahnend, lagen hie und da zerstreut, und die Angriffe erfolgten auf die Einzelnen, die nun verhindert waren, sich unter einander beizuspringen, ja ohne daß Einige genau wußten, was eigentlich vorgehe.

An diesem Tage, unter der Warte zwischen Alvensleben und Helmstädt, wurde der Hermannsbund vernichtet. Nicht von den Feinden des Vaterlandes, sondern von denen, die mit ihm streiten sollten für dasselbe. So fiel auch Hermann selbst, nicht von der Hand der Römer, sondern der seiner eigenen Landsleute, die in blinder Wuth seine vorigen Verdienste vergessen, entweder weil sein Einfluß ihre Freiheit wirklich beeinträchtigte, oder weil sie es glaubten. Wir waren darin von Hermann verschieden, daß unsere Verdienste noch in der Zukunft lagen. Unsere Thaten hinter uns bestanden in sechs Portionen Kaffee, die wir nicht ein Mal getrunken hatten, in einigen Krugen Bier und Schüsseln Milch, die wir zusammen genossen, und in dem Quartierbillet zu Erxleben, das uns den Hals brach. Was vielleicht noch in Alvensleben beim Balle vorgefallen war, und der Wuth gegen uns den letzten Stempel aufdrückte, weiß ich nicht.

Blut ist nicht geflossen, aber der Streit gedieh bis zu den äußersten Gränzen, wo Schmäh- und Schimpfreden in Thätlichkeiten übergehn. Unsere Vorsteher erhoben umsonst ihre Stimme; selbst unser Officier mußte sich das Härteste sagen lassen und hatte seine Autorität verloren, vielleicht im Bewußtsein seiner Schuld. Der Streit ward unter der Warte nicht ausgeglichen, sondern zur endlichen Ausmachung für die nächste Etappe verschoben. Hier in Helmstädt ward vom Commandanten ein Gericht bestellt, welches, so viel mir erinnerlich, unsern Officier zu kurzem Arrest verurtheilte. Ob und wie die Rädelsführer der Emeute bestraft wurden, ist mir aus dem Gedächtniß entschwunden, und ich finde auch in meinen Briefen keine Notizen darüber.

Somit war der Hermannsbund aufgelöst. Der Commandant sprach zu uns einige vernünftige Worte, daß wir alle, als Söhne des Vaterlandes und durch unsern Schwur, vereinigt wären, für dasselbe zu leben und zu sterben, daß wir insgesammt daher schon einen

großen Bund bildeten, und es bedürfe keines kleinen, um uns an unsere Pflicht zu mahnen. Wir sollten die kleine Spielerei sein lassen im Angesicht der großen Sache, und indem er den Hermannsbund hierdurch auflöse, sollten wir nicht mehr daran denken. Nichts desto weniger fehlte es nicht an Hecheleien und Schmähworten Seitens unserer roheren Genossen gegen die Einzelnen, welche so glücklich oder unglücklich gewesen, ihm anzugehören. War Einer von uns marode, begegnete ihm ein Unfall, so wurde der „Hermannsbündler" wieder hervorgeholt. Man recitirte beim Marsche die beliebten Frage- und Antwortspiele: „Wer hat gestern in den Schoten gelegen?" und der Chor antwortete mit unendlichem Jubel: „ein Hermannsbündler." Die Neckereien gingen in den Ernst über und dauerten noch während des Feldzuges fort.

Wer mag es tadeln, daß die Gebildetern den Drang fühlten, in der roheren Masse zusammen zu halten. Aber jedes auffällige Sonderungsbestreben erweckt den Neid, wo eine gesetzliche Gleichheit stattfindet. Diese wollte und durfte ihr Recht fordern, wo die Verbindung uns sogar Vortheile gewährte, die den Andern dadurch entzogen wurden. Eine unverzeihliche Unbesonnenheit beging aber unser Anführer, weniger dadurch, daß er sich uns anschloß, als daß er die Verbrüderung in einem Dienstactus anerkannte und uns dabei scheinbar bevorzugte. Er war unser Vorgesetzter, älter als wir und mußte aus seinen Dienstjahren wissen, was sich in der Disciplin schickt. Wir mußten, sehr unschuldig, sein Versehen büßen, ohne ihm doch um deshalb grollen zu können. Es war ein Vergehen aus überströmender Güte für uns.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Paul Verlaine.

Aus dem Französischen übersetzt von Otto Hauser.

Im Zeichen des Saturn.

Die Weisen alter Zeit (man kennt ja ihren Wert)
Behaupten fest (der Punkt ist noch nicht aufgeklärt),
Man könne unser Glück und Leid am Himmel lesen,
Es sei an ein Gestirn gebunden jedes Wesen.
(Zwar, diese Deutung des Mysteriums der Nacht
Wird oft belächelt, — doch man lacht oft unbedacht,
Die Lacher sind oft selbst belächelnswerte Thoren.)
Wer nun im Zeichen des Saturn hier ward geboren,
Des blassen Sternes, den der Nekromante liebt,
Der hat (wir manches Buch darüber Aufschluß giebt)
Ein gutes Teil von Leid, ein gutes Teil von Galle.
Die Phantasie beherrscht sie wetterwendisch alle,
Und nichts vermag Vernunft mit allergrößtem Mut.
In ihren Adern rollt, dünn wie ein Gift, das Blut.
Es röchelt und verzehrt wie glühendheiße Lave
Ihr traurig Ideal. So leidet, wer ein Sklave
Saturns, des blassen Sterns, so stirbt er langsam hin.
(Wir sind doch sterblich? Nicht?), so ist von Anbeginn
Sein Leben Schritt vor Schritt mit allen seinen Trieben
Von dieser Logik des Geschicks ihm vorgeschrieben.

Spleen.

Es waren feurigrot die Rosen,
Die Epheuranken dunkelgrün.
Wenn ferne du dem Friedelosen,
Verzweiflung fühl' ich mich durchglühn.
Der Himmel war so blau, so heiter,
Das Meer so grün, die Luft so klar.

Daß du entfliehest weiter, — weiter,
Erwart' ich bangend immerdar.
Mir ist, als ob mein Herz betrübe
Das dunkle Grün, der Schimmer hier,
Der weiten Haiden bin ich müde
Und sehne mich allein nach dir!

Winter.

Ungewiß erglänzen
Wie von weißem Sande
Schneebedeckt die Lande,
Öde, ohne Grenzen.

Lichtlos dehnt und bleiern
Sich der Himmel oben,
Matt von Nebelschleiern
Ist der Mond umwoben.

Grauen Wolken gleichen
Ob der trüben Halde
Von dem nahen Walde
Dort die ersten Eichen.

Lichtlos dehnt und bleiern
Sich der Himmel oben,
Matt von Nebelschleiern
Ist der Mond umwoben.

Wölfe ihr und Dohlen,
Was im Wintersfroste
Bei dem scharfen Oste
Wollet ihr euch holen?

Ungewiß erglänzen
Wie von weißem Sande
Schneebedeckt die Lande,
Öde, ohne Grenzen.

Weisheit.

Mein Gott, du hast mit Liebe mich versehrt,
Und immer zuckt noch nach von ihr die Wunde,
Mein Gott, du hast mit Liebe mich versehrt.

Mein Gott, geschlagen hat mich deine Furcht, —
O sieh das Brandmal hier, es zischt noch immer,
Mein Gott, geschlagen hat mich deine Furcht.

O ein Gott, ich weiß, daß alles eitel ist,
Von deinem Ruhme bin ich jetzt durchdrungen,
Mein Gott, ich weiß, daß alles eitel ist.

Ertränk' mein Ich in deines Weines Flut,
O lös' es auf im Brote deines Tisches,
Ertränk' mein Ich in deines Weines Flut!

Hier, Gott, mein Blut, das nicht vergossen ward,
Und hier mein Leib, der unwert ist, zu leiden;
Hier, Gott, mein Blut, das nicht vergossen ward!

Hier meine Stirn, die nur erröten konnt',
Zum Schemel deiner hehren Gottesfüße;
Hier meine Stirn, die nur erröten konnt'!

Hier meine Hände, welche nie geschafft,
Zum Kohlenbrande und zu seltnem Weihrauch;
Hier meine Hände, welche nie geschafft!

Hier, Gott, mein Herz, das nur für Eitles schlug,
Daß an den Dornen Golgathas es blute;
Hier, Gott, mein Herz, das nur für Eitles schlug!

Hier meine Füße, die der Leichtsinn trieb,
Auf deiner Gnade Ruf dir zuzueilen;
Hier meine Füße, die der Leichtsinn trieb!

Hier meine Stimme, hart und lügnerisch,
Für tiefer Reue stets erneuten Vorwurf;
Hier meine Stimme, hart und lügnerisch!

Hier meine Augen, Irrtumslichter einst,
In des Gebetes Thränen zu erlöschen;
Hier meine Augen, Irrtumslichter einst!

Ach, du, des Opfers und der Gnade Gott,
Wie tief, wie tief ist gegen dich mein Undank!
Ach, du, des Opfers und der Gnade Gott!

O Gott des Schreckens, Gott der Heiligkeit,
Wie dunkel ist der Abgrund meiner Sünde!
O Gott des Schreckens, Gott der Heiligkeit!

Du Gott des Friedens, Gott der Freude du,
Wie sehr ich bange, und wie sehr ich irrte,
Du Gott des Friedens, Gott der Freude du,

Du weißt es alles, eh' mein Herz es sagt,
Und daß ich bettelarm in meinem Leben;
Du weißt es alles, eh' mein Herz es sagt.

Doch was ich hab', mein Gott, will ich dir geben.

❦

Nevermore.

Warum, Erinnerung, warum erstehst du wieder? —
Die herbstlichmüde Luft durchklangen Drossellieder,
Die Sonne strahlte matt auf gelbe Bäume nieder
Und dürr und herbstentlaubt war Weide schon und Flieder.

Wir schritten träumerisch, ganz einsam durch den Hag,
Und unser Denken flog wie jener Drosselschlag
Dahin im Wehn der Luft. Da wandte sie sich zag
Und sah mich an und frug: „Was war dein schönster Tag?"

Wie süß, wie engelhaft die Stimme klang, wie golden!
Ein stilles Lächeln gab die Antwort drauf der Holden
Und leise küßt' ich sie auf ihre weiße Hand.

O jener erste Duft im Lenz, im Veilchengrunde!
O jener Wunderlaut, der alles Glückes Pfand,
Der Klang des ersten „Ja!" von dem geliebten Munde!

❦

Paddington.

Der Fluß in stiller Vorstadtgasse!
Gespenstisch drängt die Wassermasse
Sich hinter hohem Damme vor;
Lautlos durchfluten ihre Wellen,
Die undurchsichtig doch so hellen,
Die stillen Gassen vor dem Thor.

In ganzer Breite wälzt sich, blasser
Als Totenleiber, dieses Wasser
Und ohne Hoffnung, andres je
Zu spiegeln als nur Nebel immer,
Obwohl ich schon im Morgenschimmer
Die braunen Hütten liegen seh'.

Neapel.

Lieblich gelagert mit schwellenden Linien
Hebt sich der Berg in blauender Luft,
Feuerumloht stehn schwärzliche Pinien,
Blüten entströmet köstlicher Duft.

Weit im perlengeschmückten Kranze,
Blaut das Meer mit purpurnem Schein,
Schwelgt der Blick im schimmernden Glanze,
Meinst du, du schaust in den Himmel hinein.

Lachende Laute, klingende Lieder,
Leuchtende Augen künden dir Lust!
Bräunliche Kinder sonnen die Glieder,
Baden in Lichtesfluten die Brust.

Herrliche Mädchen mit lachenden Lippen
Locken zum Tanz dich, zu Liebe und Scherz;
Hoch rauscht das Meer an ragenden Klippen,
Höher pocht dir im Busen das Herz.

Hier, wo dem Fels noch Blüten entsprießen,
Wo in Wundern schafft die Natur,
Möchtest du weilen, möchtest genießen
Ewig auf farbenprangender Flur.

Golden umsponnen von strahlender Sonne,
Bräutlich gekrönt von blühendem Trieb,
Das ist Neapel, ein Stückchen der Wonne,
Das uns vom Paradiese verblieb.

Gräfin Margarete Keyserling.

Liebeslied.

Jeder Tag, da ich dich sehe,
Ist für mich ein Frühlingstag,
Jubelnd klingt in deiner Nähe
Meines Herzens lauter Schlag.

Jedes Wort dringt mit Entzücken
Mir in meine Seele ein,
Jeder Gruß von deinen Blicken
Leuchtet wie der Sonnenschein.

Bist du aber dann gegangen
Wird mein Herz so schwer und müd,
Nur vom sehnenden Verlangen
Klinget noch ein leises Lied,

So wie in den Abendgluten
Noch ein leises Lied erklingt,
Wenn in blutig roten Fluten
In das Meer die Sonne sinkt.

Stephan Zweig.

Entsagung.

Er wollte aufwärts nach den reinen Höhen
Des Lebens steigen. Freundlich hielt der Ruhm
Als lockend Zeichen ihm ein Blümlein hin,
Gepflückt am schroffen Horst, dem Thron der Göttin,
Ein Blümlein fein und klein und . . . blutgefärbt.
Es lud ihn ein, es war ihm zugesprochen,
Und er vertraute ihm und stieg hinan.

Der Fels erknirschte unter seinem Fuße.
Hoch über ihm die Sonne — also schien's, —
Erglänzte weithin mit viel stärkerem Leuchten
Als je zuvor. Ihm war's, als ob die Sterne
Erzitterten vor solchem Mut des Menschen.
Doch auf der Steile Mitten angelangt
Trifft ihn der Laut von einer Frauenstimme,
Liebkosend, zärtlich . . . stark. Obsiegender
Im Schmeicheln mehr noch, als in ihrem Zorne . . .
Die Stimme rief: „Herunter! . . . denn ich will es.“
— Und nieder stieg er, sah nicht mehr zum Gipfel.

Aus dem Italienischen des Enrico Panzacchi übersetzt von A. Kellner.

Vorfrühling.

Ein Traum geht über die Erde,
Der Traum von Maienlust,
Von jauchzenden Vogelstimmen,
Von Veilchen und Rosenblust.

Wohl tragen die braunen Berge
Noch Schnee am Mantelsaum,
Doch redet schon das Wunder
Aus Halm und Strauch und Baum. —

Vom Weg her schaut ein Mägdlein
Verstohlen hin zum Ried:
Dort singt der junge Schiffer
Ein sehnsuchtsvolles Lied.

Die Sonne wirft springende Funken
Über die klare Flut —
Jetzt taucht sie zwei junge Gesichter
In dunkle Purpurglut.

Es sehen Knabe und Mädchen
Stumm und verwirrt sich an,
Sein zitterndes Verlangen
Noch keins begreifen kann.

Wohl wenden sie sich schämig,
Doch tief in hochschlagender Brust
Trägt eines wie das andre
Den Traum von Maienlust.

Rosa Kübiaamen.

Die Nacht.

Ich sah ums hohe Felsenriff
Das Abendrot verbrauden
Und sah das stolze Sonnenschiff
An ferner Küste stranden.

Sah, wie ein dunkelkühles Blau
Sich feucht zur Erde senkte,
Wie eine schwarze stille Frau
Der Welt die Sterne schenkte.

Wie sie die Hand zum Segen hob,
Daß ich's im Tiefsten spürte,
Und nun wie feiner Duft zerstob,
Als sich ein Lüftchen rührte.

Dann sah ich sie zum Himmelsrand
In dunkle Weiten fliegen,
Doch fühlt' ich noch die weiche Hand
Auf meinem Herzen liegen.

Alexander Engels.

Die See.

Trotzig die Stirne zum Himmel erhoben
Raget der Fels in wogender Flut,
Liebend umtosen ihn braudende Wogen,
Wild braust die See in entfesselter Glut.

Flehet um Liebe, strecket die Arme,
Sehnsuchtentzündet, lockenumsprüht,
Wirbt um den Starren ewig begehrend,
Bis ihr das Antlitz purpurn erglüht.

Schmeichelnd umfängt sie flüsternd den Kalten,
Schüttelt die Locken an seinem Gestein,
Und mit den roten, verscheidenden Strahlen
Leiht ihr die Sonne den Glorienschein.

Nächtliche Schatten flattern hernieder,
Hell durch die Wolken bricht Mondeslicht,
Gleitet mit zitterndem Glanz durch die Woge,
Die sich beseligt am Felsen bricht.

Doch in die Ferne schroff und erkaltet
Starret der Fels ohne Wärme und Glück,
Alle gemurmelten Worte der Liebe
Gleiten ins Weltmeer tönend zurück;

Alle die schlanken, schmeichelnden Arme
Sinken erkaltet vom harten Gestein;
Über des Felsen trotziger Stirne
Leuchtet der Vollmond mit fahlem Schein

Plötzlich, in heiligem Zorne erbebend,
Aufgerüttelt vor Qual und Wut,
Sammelt die See ihre dröhnenden Wogen
Wild, in dumpfem Verzweiflungsmut!

Wehe, wehe, von schwarzem Gewimmel
Rollt es erbost um den trotzenden Stein;
Schaumumwirbelt hebt sich das Weltmeer,
Und der Riese stürzt krachend hinein.

Zischend spritzen die Wasser zum Himmel,
Dumpf erbrausend hebt sich das Meer,
Und wo der harte Felsen gestanden
Flutet die Brandung öde und leer.

Aber mit zärtlich wiegenden Armen
Schlingt ihn die See in liebende Haft,
Flüstert und schmeichelt, grollet und bittet,
Gurgelnd vor Reue und Leidenschaft.

Maria Schneider.

Die Toteninsel.

(Nach Arnold Böcklin.)

Still liegt das Meer, so dunkelstill,
Nun, da die Sonne sinken will;
Einsam auf dämmerglatter Flut
Die düstre Toteninsel ruht.
Ihr Schatten dehnt gespiegelt weit
Hinaus sich in die Dunkelheit,
Und dräuend aus der Ätherhöh'
Hängt schwarz herab die Wetterbö.

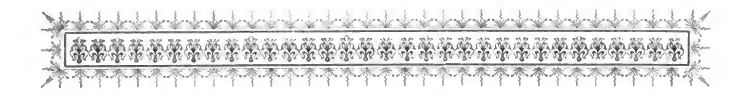
Ein seltsam Sagenzauberbild
Starrt sie zerklüftet, rauh und wild,
Ein bunter Felsblock, flutbenagt,
Von Grabcypressen überragt.
In alle Ritzen Moos sich zwängt,
Im Fels sich Nisch' an Nische drängt,
Doch nie ihr schaurig Dunkel hellt
Ein Strahl aus unsrer Sonnenwelt.

Nun, Charon, ende deine Last,
Fahr' über diesen stummen Gast.
Ich seh' die schlanke Huldgestalt,
Von weißen Schleiern dicht umwallt,
So schemenhaft und überzart,
Ein Weib von edelschöner Art.
Scheu schwebt sie in den Kahn hinein
Und bald naht sie dem Märchenstein.

Sechs Stufen über rotem Plan
Steigt sie zum Eiland sacht hinan;
Umkost vom Meeresatemduft,
Wankt zögernd sie zur Schattengruft . . .
Still liegt das Meer, so dunkelstill,
Nun, da die Sonne sinken will;
Einsam auf dämmerglatter Flut
Die düstre Toteninsel ruht.

Max Kiesewetter.





Konrad Meyer und Konrad Ferdinand Meyer.

In meinem Vortrag über Konrad Ferdinand Meyer („Deutsche Dichtung", Band XXV. S. 237 ff.) findet sich folgende Stelle:

... So erschien 1864 Meyers erstes Buch, die „Zwanzig Balladen eines Schweizers" ohne seinen Namen und im Kommissions-Verlag. Aber obwohl er den Druck selbst bezahlte, schien ihm doch die Thatsache, daß sich ein Verleger gefunden hatte, der seine Firma auf das Büchlein gesetzt, so ermunternd, daß er wieder emsiger zu schaffen begann. Auch seine Züricher Mitbürger nickten wohlwollend; so dünn das Heftchen war, sie hätten nimmer gedacht, daß er überhaupt noch etwas im Leben fertig bringen würde. Nur Einer wurde unruhig. Da lebte — und lebt noch jetzt — in Zürich ein Herr Konrad Meyer, Versicherungsagent und Poet dazu; der fürchtete Verwechselungen. Er beruhigte sich erst, als ihm unser Dichter feierlich zusicherte, lasse er überhaupt wieder ein Buch drucken und seinen Namen auf den Titel setzen, so werde er jeder Verwechselung vorbeugen. Er hielt Wort und fügte seines Vaters Vornamen dem seinen bei.

In demselben Wortlaut findet sich die Stelle auch in meinem seither erschienenen Büchlein: „Konrad Ferdinand Meyer" (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt), S. 20 abgedruckt.

Hierzu schreibt mir nun Herr Konrad Meyer in Zürich:

Herrn Carl Emil Franzos

Tit. Berlin.

Mit großem Interesse habe Ihren Vortrag zu Berlin über meinen Namensvetter Konrad Ferdinand Meyer gelesen. Er war ja als Altersgenosse mein lieber, geschätzter Freund. Geboren bin ich 1824 und er 1825.

Nun erschienen schon 1844 meine „Dichtungen in Schweizermundart" in Verlagshandlung Schultheß in Zürich, unter Namen Konrad Meyer. Später folgten fast alljährlich neue Produktionen und 1854 mein Epos „Die Jungfrau von Orleans", von Heinrich Kurz in seiner großen deutschen Literatur-Geschichte gewürdigt. Nun trat mein Namensvetter erst 1864 mit 20 Balladen in Stuttgart bei Gustav Pfizer auf und 1870 bei Hässel. Ein erster Versuch von ihm, seine Poesien unter dem Pseudonym „Ulrich Meister" wurde aus Stuttgart zurückgewiesen, und den Namen Konrad Meyer konnte und durfte er nicht brauchen, sonst wäre Alles mit Ruhm und Titel mir zugeschrieben worden, und nicht ihm, dem Rechtmäßigen. In dieser Noth kam er zu mir zum freundschaftlichen Besuche, zu besprechen, wie da zu helfen sei. Natürlich konnte ich meine, schon vor zwanzig Jahren mit meinem Namen Konrad Meyer erschienenen Drucksachen nicht verbrennen. Wir kamen dann in schönster Freundschaft überein, daß für die Zukunft wie für Vergangenheit, mein lit. Name verbleibe und er in seinen Drucksachen den Namen seines Vaters Ferdinand beifüge, und so ist es geblieben bis auf die Gegenwart. Nur sagte er mir damals bei der Unterredung, ich möchte als „Volksdichter" Nichts herausgeben, was seinem Namen als Patriziersohn „Unehre" machen könnte. Das habe ich ohne besondere Mahnung in meinen Dichtungen stets oder immer als Ehrensache betrachtet, denn meine Muse ist eine keusche.

Nach dieser Version ist der Passus S. 20 Ihres Vortrages zurecht zu stellen. Ich fürchtete keine Verwechselungen, sondern mein Kollege und darum kam er in dieser Sache zu mir, behufs freundschaftlicher Vereinbarung, wie es sich unter Kollegen und Namensvettern geziemt.

Unsere Wiegen waren verschiedene, die Seine von Gold, die meine von Holz. Er war Patrizier-Sohn, ich Bauernsohn. Ich habe keine Hochschule besuchen können, wie er, sondern mußte von unten auf als Beamter und „Versicherungsagent" zu einem ehrlichen Auskommen gelangen. Die Dichtung war mir eben Nebensache und diente zur herrlichen Erholung. Mir wird es gehen wie Hans Sachs: komme erst später, nach dem Tode, zur Anerkennung! Vorher ist es auch nicht nöthig. Verleger in Deutschland zu finden, ist halt für Schweizerpoeten ein Glück.

Füge unter besonderm Schluß noch ein poetisches Geschenk für Sie bei.

Hochachtungsvoll verharrend!

Zürich, 27. März 1899. Konrad Meyer-Keller

untere Zäune 25.

Indem ich dieser Berichtigung bereitwilligst Raum gebe, habe ich nur beizufügen, worauf sich meine Darstellung gründete. Daß in Zürich ein anderer Dichter gleichen Namens lebe, erfuhr ich zuerst von Konrad Ferdinand Meyer selbst; eine Darstellung, die sich mit der von mir gegebenen in allem Wesentlichen deckte, fand ich dann in einem mit „B" gezeichneten Aufsatz eines Zürichers, der in der hier erscheinenden Wochenschrift „Die Gegenwart" zu lesen war; doch benutzte ich sie erst dann, nachdem mir Züricher Freunde auf meine Anfrage die Richtigkeit dieses Details bestätigt hatten.

Übrigens handelt es sich ja auch im Wesentlichen nur um eine Verschiedenheit der Auffassung.

Was Herrn Konrad Meners „poetisches Geschenk" an mich betrifft, so bestand es aus seinen „Liedern der Armut" (Zweite vermehrte Auflage, Glarus, J. Vogel) und die Leser dieser Zeitschrift werden gewiß damit einverstanden sein, daß ich es mit ihnen teile, indem ich hier eine Probe daraus mitteile:

Er hilft auch dir.

Was willst du, Herz, dich grämen?
Auf Gott stell' deine Sach',
Sanft wird er von dir nehmen
Der Leiden Ungemach.
Er schützt zu seiner Freude
Das Blümlein auf der Haide,
Er hilft auch dir.

Was willst du, Herz, verzagen
In hoffnungsloser Pein?
Gott wird dir nichts versagen,
Sind deine Bitten rein.
Er nährt den Wurm im Staube,
Das Vöglein in der Laube,
Er hilft auch dir.

Was willst du, Herz, dich quälen?
Der Herr stillt jeden Schmerz,
Sein Heil mag dir nicht fehlen,
Eil' an sein Vaterherz.
Er schirmet in der Wiege
Des Kindleins fromme Züge,
Er hilft auch dir.

Was willst du, Herz, noch grollen
Verzagt und glaubensleer?
Durch unsers Herren Wollen
Steht jauchzend auf das Meer;
Er führt in dunkler Ferne
Die goldne Schaar der Sterne,
Er hilft auch dir.

Wie aus diesem Lied ersichtlich ist, bedarf jene Stelle meines Vortrags auch in anderer Hinsicht einer Berichtigung; es muß nicht heißen: „Versicherungsagent und Poet dazu", sondern umgekehrt.

K. E. F.

Litterarische Notizen.

— Aus einer oberschlesischen Kleinstadt. Skizzen von Karl Renschild. (Kattowitz, G. Siwinna.) Ein dünnes Büchlein, das mehr Beobachtung, mehr Talent erweist, als neun Zehnteile der dickleibigen belletristischen Ware, die alljährlich in Deutschland zum Gebrauch für Zeitschriften und Leihbibliotheken erzeugt wird. Der Verfasser hat seine Kinderzeit in einem kleinen, wasserpolackischen Nest in dem Winkel verbracht, wo Preußen, Oesterreich und Rußland zusammengrenzen und schildert es uns nun mit einer Treue und Anschaulichkeit, die jeden Leser erfreuen, freilich nur demjenigen in ihrem ganzen Werte einleuchten wird, der Aehnliches gesehen hat. Das Leben, das diese deutschen Beamten, polnischen Ackerbürger und jüdischen Handwerker und Handelsleute führen, ist ja ein äußerlich ebenso enges, dürftiges und unerquickliches, als es nach innen seltsam und vielgestaltig ist, eben weil auch in dieser Oede jeder Mensch eine Welt für sich ist, ja dort, wo die Kultur noch nicht ihren Hobel angesetzt und Alles an der Außenseite glattgestrichen und nivelliert hat, erst recht. Um dies zu erkennen, nicht etwa bloß an der kuriosen Oberfläche kleben zu bleiben, sondern neben dem Schmutz und der Verwahrlosung auch die Seele zu schildern, dazu bedarf es guter Augen und eines guten Gemüts — der gestaltenden Kraft natürlich nicht zu vergessen. Unser Autor hat dies Alles, und darum hat er in seinem kleinen, heimatlichen „Fichtenthal", wie er den Ort nennt, eine Reihe von Gestalten gesehen und vor uns hingestellt, die wir nicht so bald vergessen werden. Frau Rosenstiel, die glückliche Besitzerin der Fichtenthaler Bade-Anstalt — wie man sich denken kann, ein Geschäft ohne Konkurrenz und doch kein gutes Geschäft —; Sarah Rothmann, die Circe des Städtchens, die den armen langnasigen Siegfried Neuländer in ihre Netze zieht; Herr Zabel, der aus einem Privatschreiber königlicher Beamter und damit aus einem sanften, guten Menschen ein unausstehlicher Protz wird; der ewig betrunkene Schiedsmann des Städtchens und der Schuster, Herr Spincuk — jede Gestalt lebt und jede scheint uns wert, sie kennen gelernt zu haben, eben weil es ein Dichter ist, der sie uns schildert. Das Meisterstück des Buches aber ist die Geschichte von dem alten Fuhrmann Salomon Hirschel, seinem neumodischen Sohn Moritz und seinem alten, lahmen Braunen, — es ist eine Geschichte voll Wahrheit und voll Gemüt, die uns lebhaft wünschen läßt, dem bisher unbekannten Namen des Autors bald wieder zu begegnen. Dann sorge er aber auch für eine geschmackvollere Ausstattung; die seines Erstlings ist unerlaubt schlecht. —nz—

— Der geschäftsführende Ausschuß zur Errichtung eines Willibald Alexis-Denkmals in Arnstadt ersucht uns um Abdruck nachstehenden Aufrufs: „Am 29. Juni des vorigen Jahres, Willibald Alexis' hundertstem Geburtstage, erließen wir einen Aufruf zur Einsendung von Beiträgen für ein Denkmal, das diesem Dichter in Arnstadt errichtet werden soll — in Arnstadt, wo er das letzte Viertel seines Lebens zugebracht hat, und wo seine irdischen Ueberreste ruhen. Bei allen Kennern des Dichters fiel der Gedanke auf fruchtbaren Boden, aus allen Teilen unseres Vaterlandes liefen freundliche Spenden ein. Aber viel zu gering sind diese Beiträge noch, um dem hervorragenden Dichter ein seiner würdiges, wenn auch noch so bescheidenes Denkmal zu errichten. Nicht viel mehr als 3000 Mark sind uns bisher zugegangen, und es scheint, als ob wir nunmehr keine weiteren Spenden zu erwarten hätten. Noch einmal wenden wir uns daher an alle Freunde dieses großen vaterländischen Dichters, an alle Verehrer der Hohenzollern, deren mächtiges Wirken in der Mark Brandenburg und in Preußen keiner schöner verherrlicht hat, als er, endlich an alle Freunde des deutschen Vaterlandes, aus dessen Geschichte er uns so glänzende Bilder vorgeführt hat, mit der höflichen Bitte, uns durch Zuwendung weiterer Beiträge die Errichtung eines einfachen, aber würdigen Willibald-Alexis-Denkmals in Arnstadt zu ermöglichen. Geldsendungen nimmt auch fernerhin u. a. Herr Banquier Wilhelm v. Külmer in Arnstadt entgegen."

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Telmann, Konrad. Tod den Hüten. Roman. Eine fürstliche Geschichte. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1898.

Jensen, Wilhelm. Das Bild im Wasser. Roman. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1898.

Wichert, Ernst. Vom alten Schlage. Roman in drei Büchern. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1898.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von J. Cunamon in Berlin N, Chausseestr. 2e



Sonntagskinder.

Novellen von Ernst Behrend.

Wilm Birkenstock der Traumwandler.

Wilm Birkenstock, des fleißigen Goldschmiedemeisters Gerrit Birkenstock Einzigster, saß in seinem Bettchen und ließ sich von des Vaters Base, der ehr- und tugendsamen Jungfrau Kunigunde up de Worth ein Märlein erzählen, was er Abend für Abend nötig hatte, um von der Tageswelt einen anmutigen Übergang in die Brumsusa zu finden — also nannte er nach Base Künnes Beispiel gleichermaßen die Schlafstatt, wie auch das dort beginnende überirdische Reich der Träume, als dessen Pförtner der Sandmann angestellt ist. Meister Gerrit brauchte zur Verabschiedung von Tag und Tagessorgen einen duftigen warmen Ingberwein, den die Base, des Witwers Haushalt führend, ihm kunstgerecht und sorgsam braute; bei seinem, die ersten Schlitzhöschen vertragenden Stammhalter erfüllte denselben Zweck ein guter Schluck aus sprudelndem Märchenborn, frisch, nicht selten mit etwas Narretei gewürzt, wie ihn die redselige Alte ihrem Liebling zu kredenzen verstand.

Heut war wieder einmal die Geschichte von Schneewittchen an der Reihe; die gefiel dem braunlockigen Buben schier am besten.

Wenn Base Künne berichtete, wie schön Schneewittchen in ihrem Glassarg ausgesehen habe, im schlohweißen Seidenkleid, die schwarzen Haare sauber gestrählt und mit einem spinnewebfeinen Schleier umwunden, dann mußte Wilm jedesmal an sein liebes Mütterlein denken, dem es auf der Totenbahre just so gelassen hatte, und er rechnete es der Base Künne hoch an, daß sie ihm eine so wahr' und wahrhaftige Geschichte erzählte. Erwähnte sie dann ein bißchen nebenbei, daß die buckligen Zwerge in den braunen Kutten ihre liebe Not gehabt hätten, als sie den Sarg aus dem Waldhäuschen nach dem Hohnstein geschleppt, so erkannte er in ihnen die Trollebrüder in der Mönchstracht wieder, die lieb Mütterleins Sarg nach dem Kirchhof von Sankt Jakob getragen hatten. Dann gab er der Erzählerin durch lebhaftes Kopfnicken seine Anerkennung zu verstehen. Und wenn sie danach beschrieb, wie zierlich und nett die frommen Zwerge sieben Jahre lang zu Allerseelen brennende Kerzen um Schneewittchens Totenschrein gestellt hätten, dann war's, als ob der Glanz von all den Flämmchen, die des Vaters Pietät am heiligen Tage der Abgeschiedenen auf lieb Mütterleins Grabhügel brennen ließ, aus des Kindes Augen widerstrahlte, so leuchteten sie vor Anteilnahme an der schönen wahren Geschichte.

Bei einer Stelle des Märleins aber wurde die Freude regelmäßig getrübt, da gab es einen heftigen Meinungsstreit zwischen Wilm und der Base. Das konnte er nämlich nicht begreifen, daß die böse Königin Schneewittchens Stiefmutter gewesen sei. Aus dieser Benennung vermochte er nur das trauliche Wörtchen Mutter herauszuhören, die Vorsilbe galt ihm nichts; Stiefmutter und Mutter bedeuteten ihm dasselbe und da die böse Königin so unmütterlich an dem holden Kinde gehandelt hatte, so konnte sie doch sicher keine Person sein, zu deren Bezeichnung sich das Wort Mutter irgendwie verwenden ließ. Daher protestierte Wilm stets eifrig gegen solche Verwandtschaftsbehauptung.

Einst hatte er die Base gefragt, ob sie in der Stadt auch eine Königin hätten.

„Gott du bewahr' uns!“ hatte die Antwort gelautet, „wir leben in unsrer Reichsstadt in einem freien Gemeindewesen, mein Wilmchen, und brauchen weder König noch Königin. Des Kaisers Majestät und der römische König, ihr Herr Bruder, haben uns die Reichsacht eingebrockt aus väterlicher Liebe; wir bedanken uns auch sehr, Herr Kaiser und Herr König! Aber bleibt Ihr nur weit dahinten bei den Welschen und Türken, wir bleiben hier beim reinen Evangelium. Und wie singen doch unsre Bergleute?

> Kaiser Karolus ist hochgeboren,
> Wir haben vom Reich kein nichts verloren.

So soll's gehalten sein, mein Wilmchen. Doch wenn bei uns eine als Königin gelten will, so mag's nur die gestrenge Frau Bürgermeisterin sein, die Trude Dolgermissen, dieweil sie unterm hiesigen Weibsvolk die höchstgestellte Person ist.“

Seitdem gewann in Wilms Anschauung die böse Königin das Aussehen der stets in Prunk und Aufgeblasenheit und bittrer Miene einherstolzierenden Frau Bürgermeisterin und er gab sich fortan redlich Mühe, Base Künnes verkehrte Meinung zu verbessern, indem er die böse Königin statt in verwandtschaftliche, durchaus nur in obrigkeitliche Beziehung zu Schneewittchen brachte. Er war sonst leicht zu belehren, in dieser Sache jedoch bestand er auf seinem Vorurteil, und das um so stärker, als er in dem Vater, der ihm der klügste Mann auf Erden däuchte, einen Eideshelfer für seine Ansicht über den Begriff Stiefmutter gefunden hatte.

Als Wilm nämlich eines Morgens in lebhafter Erinnerung an die gestern zum wer weiß wievielten Mal gehörte und hernach in der Heimlichkeit der Brumsusa weiter ausgesponnene Geschichte dem Vater mit kindlicher Beredsamkeit die zwischen ihm und seiner alten Freundin entstandene Streitfrage vortrug, da blickte jener von seiner Arbeit auf, einem zum Fingerreif zusammengebogenen winzigen Kruzifix, das ein frommer Bürger als Trauring für seine Zukünftige bei ihm bestellt hatte, sah dem Knaben eine Weile forschend ins Gesicht und wandte sich alsbald mit dem hastigen Ausruf: „Ach was, dummer Schnack, Stiefmütter sind oft die besten Mütter!“ von neuem seiner Hantierung zu. So wenig diese Antwort auf des Jungen Frage paßte, so sehr bestärkte sie ihn doch in dem Glauben, daß Base Künne hinsichtlich der Familiengeschichte Schneewittchens einem bedenklichen Irrtum verfallen sei. Und wie sie nun heut wieder einmal das altvertraute Märchen zum besten gab, da begegnete er ihr an der Stelle des Anstoßes mit der verblüffenden Erklärung:

„Die böse Königin ist Schneewittchens Frau Bürgermeisterin gewesen, aber nicht ihre Stiefmutter. Stiefmütter sind oft die besten Mütter.“

„Aber Kind!“ rief da die Alte erschreckt aus, „du sehnst dich wohl gar selbst nach einer Stiefmutter? O, o, was für 'ne Dummheit! Und denkst wohl schon an eine gewisse? Wen hast du denn wohl nur im Sinn, mein Wilmchen? Meinst etwa Brauer Klarenbecks letzte ledige, die stattliche Jungfrau Anna Gundula, unsre freundliche Nachbarin? O, mein Wilmchen! Zwar kommen bei der Bier und Barmherzigkeit zusammen, wie's so heißt, denn ihre feisten Wänglein hat sie von nichts anderm, als ihres Vaters Gosebier, und von Gemüt ist sie so mild, daß Meister Hoppas und ander ähnlich Gezieferlein gute Tage hat in ihrer Kammer; doch die wär' keine Frau, die in Meister Gerrit Birkenstocks Haus paßte. Oder du hast wohl schon an die Jungfrau Andrießen gedacht, an die gelbhaarige Marie, die für mein Wilmchen zu seinem ersten Namensfest den Buko von Halberstadt zurecht gebastelt hat, der jetzt auf der Giebelkammer liegt. Ach was war's ein andermal, nun geht's ins vierte Jahr, für ein ungesegneter Neujahrstag, als die Jungfer Andrießen lieb Mütterlein besuchen wollte und auf der Flurschwelle ausglitschte und der Länge nach hinschlug, weil da Jemand ausgespieen hatte, das war nun zu Eis gefroren. Da lag die Jungfrau Andrießen in ihrer neuen blauen Schaube und hatte sich an der scharfen Fliesenkante die Stirn aufgeschlagen, daß es nur so blutete. Aber sie schrie gar nicht, fein still stand sie wieder auf und ließ sich von lieb Mütterlein die Wunde auswaschen, ohne auch nur ein bißchen zu wimmern. Welcher Christenmensch schreit sonst nicht, wenn er sich blutig geschlagen hat! Gemach ist die Wunde aber wie ein Kreuz vernarbt und man kann die beiden weißen Streifchen noch deutlich sehen, wenn die Jungfrau Andrießen baarhäuptig geht. Ach, selbiges Jahr kam über lieb Mütterlein die böse, böse Krankheit! Nun, die Jungfrau Andrießen ist daran wohl nicht schuld gewesen, ich will's beileibe nicht behaupten, bloß, daß sie nicht schreit, wenn sie blutet, und daß sie mir zu feine weiße Hände hat! Nein, das wär' keine Frau, die in Meister Gerrit Birkenstocks Haus paßte. Und was not thut, vermag ich immer noch allein zu versehen. Doch was schwatz' ich, und mein Wilmchen soll schlafen!“

„Base Künne,“ bat der Bube, „sing mir doch das Lied vom Ruschelwind aufm Berge, ja? Du weißt, Base Künne?“

„Ei, mein Wilmchen, was werd' ich nicht? ‚Da oben auf dem Berge‘?“

„Ja, das mein' ich.“

„Na, dann hör' zu:

Da oben auf dem Berge
Da ruschelt der Wind,
Da sitzet Maria
Und wieget ihr Kind,
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand,
Dazu braucht sie kein Wiegenband —

und nun schlaf du auch, mein Wilmchen!“

„Gleich, Base Künne! — Base Künne? War das der Berg, hinter dem Schneewittchen bei den sieben Zwergen wohnte?“

„Gewiß war das der Berg. Aber jetzt schlaf ein, mein Wilmchen!“

Eine Weile war es nun ganz still in der

Kammer, wo die Alte am Bett des wißbegierigen Krauskopfs saß. Die Augen waren dem Buben zugefallen und die Brumsusa begann ihre freundliche Gewalt auszuüben. Da zog er noch einmal mühsam die Lider hoch und fragte leis:

„Base Künne, die Maria mit der schneeweißen Hand, ist das die Jungfrau Andrießen?"

Doch ehe die Alte sich die Antwort zurecht gelegt hatte, verrieten die kräftigen Atemzüge des Kindes, daß es eingeschlafen war.

* * *

Am nächsten Morgen, Sonntag war's, da öffnete Meister Gerrit Birkenstock das Fenster in der Giebelstube, wo er sich festlich für den Kirchgang angekleidet hatte. Unter dem Fenster trat ein schöngeschnitzter Querbalken aus dem Mauerwerk hervor, der zeigte die Sonne und rechts und links von ihr Halbmonde und achtstrahlige Sterne; die Schnitzerei des oberen Fenstersimses aber stellte eine Amsel dar, die war vergoldet und galt als das Wahrzeichen des Hauses, das man danach „zur goldenen Amsel" nannte. Zwischen diesen Sinnbildern des Lichts und der Lustigkeit steckte Meister Gerrit den Kopf hinaus und eine etwas grämliche Miene, aber sie klärte sich auf, als ihm der warme Südwind von den Bergen her ins Gesicht blies. Das bedeutete diesmal Frühlings Anfang. Noch lag des Winters Bettlinnen breit über dem Gebirge, an dessen Nordabhang sich die alte Reichsstadt anlehnte, aber es war bereits zerschlissen und zerfetzt und zu allen Löchern schauten die grünen Tannenbäume, die ihre Schneelast abgeschüttelt hatten, wie eine fröhliche Verheißung besserer Zeit hinaus.

Des Meisters Blick blieb auf dem Waldstreifen haften, den er von seinem hohen Ausguck über die Nachbardächer schon kannte und der nahe genug war, um sich dem Auge in grüner satter Farbe zu zeigen. Dieser Anblick that dem Goldschmied wohl.

Der fleißige Mann verbrachte fast jede Tagesstunde in seiner Werkstatt über dem Formen und Gießen, Biegen und Löten, Hämmern und Ciselieren, womit er all den kleinen Zierrat gestaltete, dem seine Mitbürger und deren Frauen und Töchter nachfragten. Dies thaten sie nun nicht gerade in dem reichlichen Maße, das ihrer Anzahl und dem Ruf ihrer Stadt entsprochen hätte; denn der ehemals blühende Ort war verarmt während langer Reichsacht, die der Kaiser wegen eifrigen Bekenntnisses der lutherischen Lehre, sowie übermütiger Zerstörung etwelcher Klöster über ihn verhängt hatte. Danach war Meister Gerrit der einzige, der sich dort von der Goldschmiedekunst ernährte, und für diesen einen war Arbeit zur Genüge da, so daß er sich nur wenig freie Zeit gönnen durfte; für einen Gesellen andrerseits hätte er nicht genug zu thun gehabt.

Meister Gerrit Birkenstock führte einen sehr stillen Lebenswandel. Hatte man ihn von jeher als nachdenklichen Mann gekannt, so fiel er seit dem Tode seiner lieben Hausfrau, der Mutter des braunlockigen Wilm, durch übermäßige Ernsthaftigkeit auf. Gute drei Jahre hatte er sich nun schon einer den Nachbarn nicht ganz verständlichen Trauer überlassen, aber er stand noch in jenem Mannesalter, wo das innere Ohr die alte Paradiesesstimme zu vernehmen vermag: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", und diese Stimme mahnte auch ihn hin und wieder, wenn er, durch irgendwelche Vorkommnisse aufmerksam gemacht, trotz seines Hanges zu genügsamer Betrachtung des Daseins, die Öde der Witwerschaft empfand, oder wenn er in ein paar gute Augen schaute, die unter weißer zopfbekränzter Stirn erglänzten.

Allmählich hatte sich sein Herz in verständiger Neigung einer Jungfrau zugewandt, die seiner Seligen Jugendgespiel gewesen und, weil sie der äußeren Glücksgüter gänzlich entbehrte, bisher von Niemand zur Hausfrau begehrt worden war, obwohl sie sich ansehnlicher Gestalt, freundlichen Antlitzes und einer ziemlichen Reihe anderer schätzbarer Eigenschaften hätte rühmen dürfen. Das war des Jakobiküsters Andrießen Tochter Marie. So zwar, wie er seine Selige lieb gehabt, bevor er um ihre Hand geworben, so in sehnender süßer Herzensnot, im Wechsel von Übermut und Beklommenheit, minnte er die Jungfrau Andrießen nicht; daran war das böse Schicksal schuld, das in die goldigen Sommertage seines Lebens allzuschwer hineingewittert hatte. Gleichwohl verspürte er wachsende Sehnsucht nach dem Besitz des durch gleichmäßige Freundlichkeit sein Herz anmutenden, durch reife Schönheit sein Aug' ansprechenden, trotz weicher weißer Hände rüstig schaffenden Mädchens.

Sollte er da nicht um sie freien, zumal er sich ihrer Geneigtheit für sicher hielt? Meister Gerrit war ein Mann von sehr zartem Gewissen, den der Gedanke an seinen Sohn und der Zweifel an dessen glücklichem Gedeihen in der Zucht einer Stiefmutter beschwerten, nachdem er sich der eigenen Herzensregung bewußt geworden. Mit peinlicher Sorgfalt erwog er seitdem unablässig das Für und Wider, allein das Ergebnis war allemal: non liquet,

und das hieß dem gewissenhaften Mann soviel als: „Laß die Hand von dem Ding und bring' das junge Leben, daß die Verklärte deiner Vatertreue vermacht hat, nicht in Fährlichkeit." Raunte ihm aber dann wieder jene alte Paradiesesstimme ins Ohr, so begann die Selbstquälerei von Neuem. Schließlich wandte sich Meister Gerrit, so abhold er sonst auch dem Enthüllen seiner Seele war, mit seiner Gewissensfrage an den greisen Pfarrer Mathias Blumenhagen, einen rüstigen Streiter der neuen Lehre und welterfahrenen Mann; von ihm erhielt er die Antwort: „Wer seinem Kind eine Stiefmutter giebt, wird ihm von Stund an zum Stiefvater." Da ging er heim und deckte über den Wunsch seines Herzens das Bahrtuch der Entsagung.

Nun hörte er an jenem Sonntagsmorgen, als er unter der goldenen Amsel den Kopf zum Fenster hinaussteckte, die Trompetenstöße des lauen Südwinds und verstand sie als Heroldsrufe des Frühlings; aber daß der Tag seinem eigenen Leben einen neuen Frühling bringen und wie das geschehen sollte, ahnte er nicht. Nach kurzer Ausschau verschloß er sorglich das Fenster und ging in die Werkstatt hinüber, um sich Dr. Martin Luthers Büchlein „Geistliche Lieder", das als köstliches Stück des Hausrats auf dem Bort über der Thür lag, zu holen, denn die Glocken läuteten soeben zur Kirche.

In der Stube saß Klein Wilm auf einem dicht an die Schmalseite einer hochwölbigen Truhe gerückten Schemel und spielte Fuhrmann. Vor diesen, einen Frachtwagen bedeutenden Aufbau hatte er ein paar schmallehnige Brettstühle gespannt, die er mit hellem Hoh und Hüh und klatschenden Peitschenhieben zu eifrigem Ziehen anfeuerte. Solcher Fuhrmannsbeschäftigung widmete er sich dann und wann, so oft ihn das Wetter längere Zeit ans Haus gefesselt hatte und die Sehnsucht nach dem Freien selbst im Spiel ihren Ausdruck verlangte. In diesem Zustand verfiel er auf die Frachtfahrerei als das ihm aus eigner Anschauung bekannteste Spiegelbild der Reiselust. Klein Wilm kam also munter seines Wegs gefahren, im Schlaraffenland oder war's in Wolkenkukuksheim, als der Vater in die Stube trat. Mitten drinnen blieb er stehen und wartete darauf, daß der Junge ihm wie gewöhnlich entgegenspringen und den Morgengruß bieten würde. Allein Wilm nickte ihm nur gleichsam von fern zu, rief dann aber, als er des Vaters unwillige Miene gewahrte, mit lauter Stimme zu ihm hinüber:

„Bin bald da, Meister Birkenstock, dann steig' ich ab. Hüh, ihr Racker!"

Dabei peitschte er auf die faulen Mähren gehörig los. Meister Gerrit verstand seinen Sohn und wollte ihm kein Spielverderber sein, obwohl er sonst streng darauf hielt, daß seine Hausgenossen die Pflichten der Höflichkeit ohne Aufschub erfüllten. Er langte sich schweigend sein Gesangbüchlein vom Bort, aber knapp daß er's gethan, sprang Wilm vom Wagen und dem Vater an die Brust.

„Jetzt bin ich da, Väterchen, Gott zum Gruß!"

Doch sofort nahm er wieder Fuhrmannshaltung an, spreizte die Beine, legte die Hände überm Leib zusammen, wobei er die Peitsche gegen die rechte Schulter gelehnt hielt, und fragte, wie er's wohl von Zureisenden gehört hatte:

„Alles gesund bei Euch, Meister Birkenstock? Ihr und der Junge und die ehrsame Base up de Worth mitsammen?"

„Dank der Nachfrag' und willkommen daheim! Es war wohl eine lange Reise?" erwiderte der Meister, mit freundlichem Lächeln auf des Knaben Weise eingehend.

„Oh, Väterchen, wie schön war's doch da!" gab ihm Wilm zur Antwort. Seine Augen glänzten, aus der Fuhrmannsrolle war er heraus. Wie er fast in Verzückung vor sich schaute, schien es, als wäre seine Seele in ein schönes Traumland zurückgekehrt, in dem sie vorher geweilt. Meister Gerrit nahm diesen Wechsel in des Knaben Haltung und Miene wohl wahr, er hob ihn an seine Brust empor und setzte sich mit ihm dann auf den nächsten Schemel.

„Wo war's? Erzähl' mir's doch, mein Junge!" bat er. Wilm legte den Arm um des Vaters Hals und begann langsam in feierlichem Ton, wie Base Künne that, wenn es sich um eine wunderschöne Geschichte handelte:

„Schneewittchen war tot. Das war von dem giftigen Apfel gekommen, den ihr die böse Königin zu essen gegeben hatte. Und Wilm war auch tot. In dem einen gläsernen Sarg lag Schneewittchen und in dem andern dicht daneben Wilm. Da kamen die frommen Zwerge und luden sich Schneewittchens Sarg auf die Schultern. Wie sie aber nach dem Hohnstein zugingen, da merkte Wilm, daß es sein Sarg war, den sie trugen. Und als sich Wilm nach Schneewittchen umsah, da war sie hinter dichtem weißen Nebel verschwunden, weißt du, Väterchen, grad solch Nebeltuch, wie manchmal zwischen unsern Bergen hängt und das sich leise bewegt, wenn Zwergkönig Hübich dahinter auf und

ab geht. Da hörten die frommen Zwerge auf zu schreiten und flogen mit dem Sarge auf und nieder, auf und nieder, daß Wilm sich festhalten mußte wie in der Schaukel, die die bunten Leute vorige Pfingsten draußen auf dem Bleichanger aufgebaut hatten. Mit einemmal gab's einen Ruck, da war Wilm aus der Schaukel geflogen und stand mitten auf dem Hohnstein, und um ihn war lauter Licht, so hell, daß er die Augen zumachen mußte und nur ein ganz klein bißchen Glanz hinein konnte. Da hörte er in der Ferne wunderschöne Musik, Flöten und Geigen und so feine Stimmen, daß man's gar nicht beschreiben kann. Die kamen immer näher und als sie dicht heran waren, that Wilm die Augen wieder auf. Und was sah er? Einen langen Zug von Engeln in weißen Kleidern und mit weißen Flügeln, vor dem Zug aber ging Schneewittchen, noch viel schlohweißer als die andern, doch Flügel hatte sie keine nicht. Und wie nun die Engelschar vor Wilm stand, da sang Schneewittchen, so leise, daß man's kaum hören konnte:

Buko von Halberstadt,
Bring doch meinem Wilmchen was!
Was soll ich ihm bringen?
Rote Schuh mit Ringen,
Rote Schuh mit Gold beschlagen,
Die soll unser Wilmchen tragen.

Und dann nahm sie Wilm auf ihre Arme und küßte ihn, da merkte er, daß es nicht mehr Schneewittchen war, sondern selig lieb Mütterlein."

Der Knabe schwieg, die Augen unverwandt nach innen gerichtet. Der Meister aber hatte das Haupt gesenkt und schaute wehmütig zu Boden.

Nach einem Weilchen sprach der Vater leis: „Und nun ist's aus." Fast klang's wie Frage, fast wie Klage. Der Junge aber fuhr fort:

„Da wollte Wilm lieb Mütterlein die Hand küssen, und als er danach griff, war die Hand gar nicht so klein, wie lieb Mütterleins Hand, sondern größer, aber viel weicher und ganz schneeweiß, gerade so schneeweiß, wie die Hand von Maria auf dem Berge, wo der Wind ruschelt, Väterchen, Ihr wißt wohl: „Sie wieget ihr Kind, sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand, dazu braucht sie kein Wiegenband." Da sah Wilm ihr ins Gesicht und nun war's nicht mehr lieb Mütterlein, die ihn umarmt hatte, sondern die himmlische Mutter Maria, und ihr Kleid war blau und das Haar gelb wie Gold und im Gesicht ließ es ihr, Väterchen, wißt, ganz wie der Jungfrau Andrießen, und vor der Stirn trug sie ein kleines Kreuz von Bergkrystall. Aber wer stand neben ihr? Schneewittchen, die sagte: „Sieh mein Wilmchen," sagte sie, „jetzt will ich dir auch meine Stiefmutter zeigen, das ist die himmlische Mutter Maria mit der schneeweißen Hand und dem Kreuzlein vor der Stirn. Die ist nun und nimmer eine böse Königin gewesen, das ist rein nicht wahr. Die böse Königin, die mich vergiftet hat, die sitzt jetzt in der Hölle, das kannst du nur der Base Künne sagen, und Stiefmütterlein sind auch lieb Mütterlein und Alles andere ist dummer Schnack". Das sagte Schneewittchen und sah dabei just so aus, wie lieb Mütterlein, und hielt die himmlische Mutter Maria umfaßt, die mit der schneeweißen Hand und dem Kreuzlein an der Stirn, und nickte ihr freundlich zu, und die sah noch immer so aus wie die Jungfrau Andrießen. Und da — und da — ja, da sagten sie, ich sollt' nach Hause, aber in einem Wagen fahren, sonst würden die frommen sieben Zwerge mich wieder im Sarge heimtragen und wieder so wippen, wie die bunten Leute mit der alten Schaukel, wobei Wilm damals ganz übel wurde. Und heut, Väterchen, in der Brunsusa merk' ich mit einemmal, daß ich das mit dem Wagen beinah' vergessen hätte. Da hab' ich flink angeschirrt und bin gefahren, daß mir nicht wieder übel wurde von dem Wippen — und jetzt bin ich wieder zu Hause."

Und damit war auch der feierliche Ausdruck von seinem Antlitz verschwunden. Mit kindlicher Unbefangenheit sah er sich nach allen Seiten um und befand es für gut, mit der irgendwo aufgeschnappten Redensart: „Was man doch nicht Alles erlebt!" von des Vaters Knie zu gleiten.

Meister Gerrit hatte gegen das Ende des Berichts seine Augen zu dem Erzähler erhoben. Hell erstaunt war er ob der visionären Behandlung der Frage, die seinen Geist seit Monaten so lebhaft beschäftigt hatte. Und dann gar erst ob ihrer Beantwortung, die ihm aus dem Traumgesicht seines Jungen wie neuen Lebens Verheißung erklang. Das war die Stimme der Vorsehung! Nun geh' du und acht' ihrer wohl! So tröstete und mahnte es laut in ihm. Er drückte den Knaben mit kräftiger Zärtlichkeit an seine Brust und verließ stattlich aufgerichtet gewichtigen Schrittes das Haus.

Klein Wilm aber blieb daheim, wo er sich alsbald, besser gerüstet als je zuvor, die Ansicht Base Künnes über Schneewittchens Beziehung zur bösen Königin zu bekämpfen bemühte, während sie mit Liebe und Verständnis eine Schmaltierkeule briet, die der Förster vom Quitschenberg dem Meister Gerrit zum Dank für die sinnvolle Verzierung des silbernen Beschlages an seiner Haus-

bibel über den geforderten Preis ins Haus geschickt hatte. Kurz vor Vollendung ihres angenehmen Werks kehrte der Meister vom Kirchgang zurück, aber weder trübselig, wie sonst meistens, noch allein, sondern frohgemut und am Arm die Jungfrau Andrießen geleitend, die gelbhaarige Marie mit der weichen weißen Hand und dem feinen Kreuzlein vor der Stirn, die soeben ihm eine getreue Hausfrau und dem braunlockigen Wilm ein ander lieb Mütterlein zu werden gelobt hatte.

* * *

Seitdem Wilm Birkenstock durch sein Traumgesicht die Bedenken des Vaters gegen eine zweite Heirat beseitigt und solchergestalt das eheliche Glück hatte begründen helfen, dessen sich der Meister Gerrit, sowie die Frau Marie Birkenstock, vormalige Jungfrau Andrießen, fortan erfreuten, war er eine wichtige Person im Hause geworden. Sein gerechtes und rechtzeitiges Eintreten für neu lieb Mütterlein fand bei ihr und dem Vater nachhaltige Dankbarkeit, und Beider Überzeugung, daß die himmlische Vorsehung sich der Vermittelung des Knaben für ihren Bund bedient hätte, verlieh ihm in ihren Augen einen, wenn auch schwachen, so doch immerhin echten Heiligenschein, wie ihn Eltern sonst auch an den artigsten Kindern kaum zu erblicken vermögen.

Weil aber der Meister und seine junge Gattin Gutmütigkeit in reichlicherem Maße als pädagogische Weisheit und Energie besaßen, so lohnten sie dem Jungen sein Verdienst um sie nicht so sehr durch vernünftige Erziehung, als durch freundliche Nachgiebigkeit gegen seine Wünsche und Neigungen. Diese nun wurzelten und gipfelten vornehmlich in dem fruchtbaren Boden und dem glanzvollen Äther der Phantasiewelt, und Klein Wilms Besonderheit bestand darin, die im Traum geschauten Gestalten und Vorgänge hernach auch im wahren Zustande fortleben zu lassen, sie für Erscheinungen der Wirklichkeit zu halten und mit diesen imaginären Größen auch auf dem Gebiet der reellen Faktoren zu rechnen. Dann vermengte er Geträumtes mit greifbar Vorhandenem und brachte in die Ordnung des engen Lebenskreises, der ihn umgab, heillose Verwirrung, daß die Eltern hätten stutzig werden und seine schwellende Einbildungskraft eindämmen sollen. Doch weil bei ihnen allezeit die Empfindung rege blieb, daß sie das Glück und Behagen ihres Bundes zum wesentlichen dem Jungen verdankten, und weil ihnen die Verkehrtheit seines Denkens und Treibens meist anmutig und durchaus unschädlich erschien, so ließen sie den Dingen ihren Lauf. Hätte Wilm mit der Zeit ein Brüderlein oder Schwesterlein oder deren mehrere erhalten, so würde er dadurch wohl Einbuße an Wichtigkeit erlitten haben. Da er aber nach Fügung des Schicksals das einzige Kind im Hause blieb, so häufte sich auf ihn auch aller Überschwang der elterlichen Liebe mit seinen Segnungen und Fehlern.

Daher verschuldeten die braven Meistersleute denn unwissentlich, daß Wilm, selbst als er in die Schulzucht hineingewachsen und unter Gespielen von nüchterner Denkweise geraten war, von einer Grenze zwischen dem Reich der Wirklichkeit und der Träume so viel wie gar nichts wußte und ihm der Sinn, sie zu erkennen und zu beachten, schier verkümmert war. Dazu kam noch, daß Base Künne in dem immergrünen Märchenwald unablässig Späne scheitete, um mit ihnen die lustig flackernde Lohe von Wilmchens Phantasie zu nähren. Ihr aber sollte zuerst schwerer Schaden daraus erwachsen.

Eines Tages, als Wilm eben seinen siebenten Sommer hinter sich hatte, war die Base leicht erkrankt. Da sie indessen bereits zur Pforte des Greisenalters eingetreten und schwächlichen Leibes war, so hegte der Meister einige Besorgnis um sie und sprach davon überm Mittagbrot in des Knaben Gegenwart zu seiner Hausfrau. Mit der Erinnerung daran stieg Wilm zum obersten Kämmerlein des treppenförmig aufgebauten Giebels hinauf, wo sich das Fenster über der Figur der goldnen Amsel befand. Dort trieb er bei regnerischem Wetter, wie solches an jenem Tage herrschte, sein Wesen. Es lag da allerhand Hausrat aufgestapelt, den man als überflüssig bei Seite geschafft hatte. Doch der Junge verstand den Wert der unscheinbaren Gegenstände besser. Seine Einbildungskraft verlieh ihnen Glanz und wundersame Bedeutung.

Hier der nach gotischer Art gezimmerte wurmstichige Stuhl mit der steilen Lehne war ihm der Thron König Hübichs, des rauhhaarigen Gebieters der Zwerge, der vor grauen Zeiten das Land ringsum beherrscht und in einem Turm auf dem Hübichenstein gewohnt hatte, jetzt aber in tiefer Berggrotte saß und heimlich gewaltige Schätze von Wildemannsgulden aufspeicherte; nur Sonntagskindern und nur solchen, die ganz arm und überaus brav waren, ließ er hie und da ein Bröselein von seinem Reichtum zukommen.

Dort an der Wand die rostige Armbrust, am Bügel fehlte ihr die Sehne, doch das verschlug nichts, mit ihr ließen sich gleichwohl die wildesten

Lindwürmer totschießen, wenn Wilm auf ritterliche Abenteuer auszog.

In der Ecke den einsamen gelben Lederschuh, der hier wohl drauf warten sollte, daß sein verloren gegangener Zwilling sich wiederfände, hatte Wilm sofort als einen der goldenen Pantoffel erkannt, die vor dem Schloß im Schimmerwald stehen: Ottern bewachen es und eine Königstochter schläft darin, bis ihr Erlöser sich auf den goldenen Pantoffeln naht. Wilm hatte sie solcherweise befreien wollen, aber kaum daß er die Fußspitze in den Schuh gesteckt, war ihm eine Maus entgegengesprungen — keine gewöhnliche! Nein, eine in Mausgestalt verwunschene Hexe, die ihm mit allen Scheußlichkeiten der Welt gedroht hatte, falls er die Entzauberung der Prinzessin noch einmal mit Benutzung des von ihr zur Behausung erkorenen Gelbledernen versuchen sollte. Da rührte er denn nicht fürder an diesen und betrachtete ihn mit gebührender Scheu.

Von dem mit solchen und andern Wunderdingen ausgestatteten Raum vermochte der Knabe über die nächstliegenden Dächer hinweg nach der alten verfallenen Königshalle, wo vor Jahrhunderten die sonderbarsten Geschichten gespielt hatten, und dann noch auf die hohen Berge zu schauen, auf denen und hinter denen sich tagtäglich Erstaunliches begab. Es war also in jeder Hinsicht ein wundervolles Gemach.

Dahinauf stieg nun Wilm, nachdem er von der Lebensgefahr vernommen, die der guten Base Künne möglicherweise drohte. Er setzte sich auf König Hübichs Thron, um einen Apfel zu verspeisen, den ihm Mütterlein zum Nachtisch geschenkt hatte, und erinnerte sich bei dem köstlichen Duft an ähnliche Wohlthaten, die ihm die Base in reicher Zahl erwiesen. Dafür hatte er die Alte ja auch lieb, so sehr lieb, daß er Alles thun wollte, was sie wünschte und noch viel, viel mehr. Und demgemäß, so meinte er, hatte er sich doch auch immer gegen sie betragen. Immer? Nein, einmal ganz und gar nicht. Wilm hörte unwillkürlich mit dem Kauen auf, es war ihm ein Ruck durch die Glieder gefahren, wie jedesmal, wenn er dieses dunkeln Punkts in seinem Leben gedacht hatte. Er ging daran, den Fall von neuem zu bedenken, doch der Apfel roch gar zu lieblich, weltliche Lockung übertönte die predigende Stimme des Innern — erst der leibliche Genuß, dann die geistige Müh! So führte er's aus. Nun war er mit dem Verspeisen der verführerischen Frucht fertig und zur erneuten stillen Beichte bereit. Ohne jegliche Absicht von Selbstquälerei, nur von historischem Sinn geleitet rollte er das Bild jener schwachen Stunde vor sich auf:

Irgend eine Neugier zu befriedigen hatte er sich im vergangenen Sommer in Base Künnes Kämmerlein geschlichen, wo alsbald ein schönes Trinkgefäß seine Aufmerksamkeit erregte. Ein venetianischer Pokal war's, den vor vielen Jahren der kurz danach verstorbene Bruder der Base von der Wanderschaft mitgebracht hatte. Auf kräftigem, kannelirtem Fuß stand die tonnenförmige Kuppa aus dunkelblauem Glas und war verziert mit einem sich ringsherumziehenden Streifen von Figuren in aufgebrannten Emailfarben. Dies Ornament stellte einen Reigen zierlich einherschreitender, teils sich an den Händen haltender, teils zarte Schleier und Lilienstengel schwenkender Personen beiderlei Geschlechts dar und war so geordnet, daß Anfang und Ende der lustigen Prozession in einander übergingen. Base Künne hielt den Pokal als Andenken an ihren Bruder wert und hatte ihm auf dem Börtchen über den noch aus katholischer Zeit stammenden Betpult einen Ehrenplatz angewiesen. Nachdem nun Wilm bei seiner heimlichen Umschau des Bechers gewahr geworden, ließ es ihm keine Ruh', bis er ihn vom Bort herabgelangt hatte um die hübschen Bilder aufs genauste zu betrachten. Ein Sonnenstrahl, der sich durch eine blasige Stelle des Rautenfensterleins in die Kammer stahl, entzündete auf dem Leib des Pokals hellen Glanz, in dem Wilm, das Prunkstück langsam zwischen den Fingern drehend, die Reigentänzer schreiten ließ. Als er aber in froher Laune das anfänglich würdevolle Zeitmaß des Reigens durch lebhafteres Zwirbeln des Glases beschleunigte, entglitt es seiner Hand, fuhr im Schwung gegen einen Bettpfosten und zerschellte daran in viele Scherben. Dem jähen Schrecken, der Wilm ob dieser Mißthat erfaßte, folgte unmittelbar ein noch heftigerer, denn auf den Klang des zerspringenden Glases stürzte ein gräuliches Untier unter dem Bett der Base hervor und verschwand mit gewaltigem Satz durch die offengebliebene Kammerthür. Nicht lange dauerte die Bestürzung Wilms, schnell hatte er sich darauf besonnen, daß das Untier Niemand anders war, als Muspeter der Hauskater; zugleich aber war in ihm der teuflische Gedanken aufgetaucht, die Schuld an der Zerstörung des wertvollen Angedenkens auf diesen stummen Zeugen seines Frevels abzuwälzen. Dies hatte Wilm denn auch mit Geschick ausgeführt und dadurch den armen Muspeter bei Base Künne in den Geruch eines heimtückischen

Bilderstürmers gebracht, und nur der mildernde Umstand, daß die Bevölkerung der Stadt vor gar nicht zu langer Frist die Bilderstürmerei selbst im Großen, allerdings von Glaubenswegen betrieben, hatte den Kater vor scharfer Leibespön bewahrt. Das Bewußtsein, in diesem Stück eine so böse Rolle gespielt zu haben, drückte freilich von Zeit zu Zeit schwer auf Wilm's Seele, aber er hatte bisher noch nie den Mut gefunden, durch reumütiges Geständnis sein Gewissen zu erleichtern.

Und diese fatale Last verspürte er jetzt wieder, als er auf König Hübichs Thron den Apfel geschmaust hatte und der vielen Gutthaten Base Künnes, sowie ihres bresthaften Zustandes gedachte. Aber die Moralpredigt, die sich der kleine Sünder im Stillen selber hielt, fiel schwächlich und langweilig aus; im Dachkämmerlein war's bis auf die eintönige Melodie der auf die Schieferplatten fallenden Regentropfen still wie zur Nachtschlafenszeit; schwüle und drückende Luft erfüllte den Raum — kein Wunder, daß der Junge auf seinem Hochsitz allmählich einnickte und den Faden seiner Gewissensregung in einen krausen Traum hineinspann.

Andern Tags wurde er an Base Künnes Bett gelassen und beichtete, fest überzeugt von der Wirklichkeit der seinen Geist noch immer beschäftigenden gestrigen Vision, als neustes Erlebnis, er sei auf dem Schulweg einem fremden Greise begegnet, der fast so ausgesehen habe, wie der Pfarrer Matthias Blumenhagen, nur viel älter und stattlicher. Dieser Greis habe ihn strenge angesprochen und ihm mitgeteilt, daß Base Künne binnen jetzt und drei Tagen sterben müsse und dann ins Paradies komme, er, das Wilmchen, dagegen werde in die Hölle fahren, wenn er nicht sofort der Base eingestehe, wie schlecht er an ihr gehandelt und sie belogen habe. Und nun gestand der Junge unter Schluchzen und bitteren Thränen der Alten seine Mißthat, sie aber hatte sich, tief bestürzt ob der Prophezeihung ihres nahen Endes, im Bett aufgerichtet und stimmte laut in die Lamentationen ihres Lieblings ein.

„Oh, mein Wilmchen!" rief sie, „nun fahr' ich dahin und hab' die Eile gewiß nicht not! Oh, dieser schreckliche Greis! Binnen heut und drei Tagen hat er gesagt? Und sofort ins Paradies? Ach, wie schön und herrlich, aber hier auf Erden ists doch auch gar fein lieblich und ein Vergnügen zu leben. Nicht wahr, mein Wilmchen? Und gleich dem Dr. Matthias Blumenhagen hat er ausgesehen? Dann ist der's auch ganz sicher gewesen und er weiß, was einem alten Menschen not thut. Eins, o Herr, thut not! Und jetzt hör' auf zu flennen, mein Wilmchen! Ich will dir ja vergeben, daß du mir den schönen Becher von Bruder Hannes zerschmissen hast und hernach so schändlich gelogen und falsch Zeugnis abgelegt wider den armen Muspeter, dessen Seele doch von nichts Argem gewußt hat. Ja, mein Wilmchen, ich will dir die Sünde vom Herzen nehmen, wie auch mir alle meine Schuld möge vergeben sein."

So und viel Ähnliches sprach die Base und redete sich fest hinein in die Gewißheit des nahen Todes. Sie bereitete sich fromm auf ihr Ende vor und ehe der dritte Tag sich neigte, waren die Lippen der alten Märchenerweckerin für immer verstummt. Daß Wilm sie durch die Mitteilung seines Traums als einen wahren Erlebnisses in schreckliche Aufregung versetzt, die ihr bereits im Verglimmen gewesenes Lebenslicht vorschnell ausgeblasen hatte, kam Niemand von den Seinigen in den Sinn, vielmehr glaubten auch sie fest und steif an die unwahrscheinliche Begegnung ihres Lieblings mit dem prophezeihenden Greise, der dem Dr. Matthias Blumenhagen so ähnlich gesehen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwäne.

Gedämpftes Sonnenlicht liegt auf dem Teiche
Und weiße Schwäne ziehen hin und wieder,
Jetzt ungeordnet, jetzt geteilt in Glieder,
Und furchen still die Flut, die spiegelgleiche.

Da schießt, ein Störer in des Friedens Reiche,
Ein Schwan heran, weit spreizend das Gefieder,
Den Schnabel scharf gesenkt, als ob er nieder
Den Frevler stieße, der vor ihm nicht weiche.

Und alle fliehen. Wenn sie sich vereinen —
Sein Leben ließe auf dem Platz der Recke,
Sie aber ducken hinter Busch und Steinen.

Und er wirft keinen Blick nach jener Ecke,
Er weiß, daß es genug ist: furchtbar scheinen,
Und fährt, ein König, einsam seine Strecke.

Friedrich Adler.



Erinnerungen

von

Willibalds Alexis.

Mitgeteilt von Dr. Max Ewert.

Mein Marsch nach Frankreich.

(1815.)

(Fortsetzung.)

Die Gegenden, durch die wir jetzt nach Westphalen marschirten, waren freilich reizend im Vergleich zu denen, die wir verlassen; aber an Regentagen hatten sie dafür auch so viel Beschwerliches, als wir noch nicht erlebt. Der fette Boden klebte an den Füßen, und ein einziger Hohlweg, durch den wir mit Sack und Pack eine Höhe erstiegen, konnte die ganze Colonne in Unordnung bringen. Saure Milch und schlechtes Bier brachten außerdem die Krankheit hervor, welche Xenophon von seinen Soldaten in der Anabasis mit so unvergleichlicher Naivetät und Anschaulichkeit schildert. Einmal mußte ich mich auf den hochbepackten Tornisterwagen legen lassen, um nur fortgebracht zu werden. Es war die eigenthümlichste Art zu fahren. Bei jedem Ruck war Gefahr, daß ich hinunter geschleudert wurde, und ich war in einem Zustande, daß ich kaum die heraussstehenden Stangen fassen konnte, um mich fest zu halten. Aber auch im halbwachen Zustande lehrt die Noth das Gleichgewicht halten. Ich schlief sogar und fiel nicht herunter.

Vor Braunschweig wurde unsere Hoffnung wie vor Magdeburg getäuscht. Wie hatte ich mich gefreut auf Heinrich des Löwen Fußtapfen, wie auf das Theater, die Mumme, wie mein Freund, der Schlegelianer, auf die Vieweg'sche Buchhandlung und die Leihbibliotheken (wir sagten: Leihbüchereien); aber auch hier wollte man uns nicht haben, ja nicht einmal ausruhen lassen. Es hieß, ein früherer Jägerzug habe Schlägereien gehabt, und ein Mann wäre von ihnen erstochen worden. Entrüstet verwünschten wir die Braunschweiger, und um sie recht zu strafen, bürsteten und putzten wir uns nicht, sondern marschirten mit unsern, von Lehm starrenden Schuhen und Kleidern, und ohne Jemand eines Blickes zu würdigen, durch die Straßen.

Die Hitze wurde immer drückender, furchtbare Gewitter entluden sich fast jeden Nachmittag; wir brachen daher in der Regel schon in der Nacht auf, um vor der Tageshitze unsere Station zu erreichen. Aber so kurz die Märsche waren, im Vergleich zu denen im Brandenburgischen, so beschwerlich wurden sie durch die Beschaffenheit des Weges. Der fette Lehmboden war tief aufgelöst, der Fuß glitt aus bei jedem Schritt und fand keinen festen Grund. Dazu das hügligte Terrain und fast immer Hohlwege. Oft mußten wir uns gegenseitig halten, Viele stürzten hin, und die kleine Armee kam in der Regel in völlig aufgelöstem Zustande ins Quartier.

Endlich ward mein sehnlicher Wunsch erfüllt, wir blieben in einer Stadt. Und in welcher Stadt! In der alten, berühmten Bischofsresidenz Hildesheim. Mein Herz schwamm in Wonne, als ich ihre vielen Thürme in der Morgensonne vor mir liegen sah und durch die gewölbten Doppelthore in ihre gethürmten Mauern zog. Den Anblick von Hildesheim nenne ich „ehrfurchtgebietend"; ich weiß nicht, ob die Stadt noch jetzt so aussieht, und ob meine damalige Anschauungsweise heute Stich halten würde; aber der Eindruck ist mir durchs Leben geblieben, auch der von Nürnberg und Goslar hat ihn nicht zurück gedrängt. Zwischen den Häusern mit Giebeln und Thürmen, die wie Burgen ausschauten, und an denen ich mit Entzücken die Jahrhunderte zählte, führte mich mein Quartierbillet endlich in die Eckemäkerstraße, welche dem vollen Ideal einer alten Stadt entsprach; denn von beiden Seiten sprangen die Stockwerke immer weiter in die Gasse, bis die Dächer oben, sich beinahe berührend, kaum einen Weg für den Regen, für das Sonnenlicht aber nur eine Spalte offen ließen. In diesem heiligen Dunkel, in diesen ehrwürdigen Gemächern sollte ich Glücklicher Nro. 1228 beim Schuster Bissing wohnen! Treppauf, treppab, über Galerieen und durch Winkel trat ich endlich an die Thüre, wo man mir sagte: „hier ist Ihr Zimmer." Ich mußte mich zwei Kopf tief bücken, um hinein zu treten, und obgleich ich etwas in die Tiefe fiel, stieß ich doch wieder an die Decke, als ich mich aufrichten wollte. „Die Wohnung war ein Hundeloch" steht in meinem Tagebuche. Dennoch hatte diese Wohnung zwei Thüren, von denen die eine nach einem Orte führte, dessen Atmosphäre nicht die angenehmste Nachbarschaft ist, und diese beiden Thüren, ohne Schloß, gingen immer aus ihren Angeln und standen sperrweit auf. Um dies zu verhindern, setzte ich einen Schemel

vor; da ich aber nur einen in meinem Zimmer hatte, so stand mir die Wahl frei, ob ich die Thür nach dem geheimnißvollen Orte oder nach der zugigten Treppe schließen wollte. Wenn ich mich nun zugleich hinsetzte, natürlich, da ich müde war, so wurde ich dort kühl angefächelt, hier athmete ich den durchdringendsten Parfum ein. Dazu brachte man mir ein Mittagbrod, welches ich, auch wenn ich hungrig gewesen wäre, kaum hinuntergewürgt hätte. Aber die Leute waren „recht gut gesinnt". Das mag mich getröstet haben; doch nicht so sehr, daß ich nicht am Abend mein Quartier verlassen und mich im breiten Bette eines Kameraden besser gebettet hätte. So ward meine Hoffnung auf ein Quartier in einer alten Stadt und eine eigene Stube darin erfüllt.

So viel ich konnte, besah ich natürlich Hildesheims Merkwürdigkeiten, und vor allem seinen durch die Legende und die Kunst reich ausgestatteten Dom. Aber noch interessanter war, was ein Schneider, bei dem ich eine Reparatur an meiner Uniform vornehmen ließ, mir von der Entstehung Hildesheims erzählte, von dem blühenden Rosenbusch, an dem Kaiser Karl der Große seinen Rosenkranz vergessen, und der deshalb noch blühte, als Karl die ganze Gegend, in tiefen Schnee gehüllt, wieder sah, worauf er eine Kapelle darüber baute, aus der der Dom wurde, und in ihm blüht noch der Rosenstrauch! Und die in Erz getriebene Säule des Bischof Bernward, auf der die ganze Leidensgeschichte Christi eingegraben steht! Und wie herrlich, berühmt, reich die Stadt gewesen. Ich schlürfte gierig jedes Wort meines freundlichen Schneiders ein, der vielleicht eben so froh war, jemand zu finden, der seine alten Geschichten für neue nahm. Es war eine schöne Zeit, wo man an Legenden glauben konnte. Wir zwangen uns dazu.

Wir näherten uns Westphalen. Die Physiognomie des Landes ward eine andere; in jeder Hügelkette, jedem alten Wege suchte mein Auge schon nach Römerstraßen und nach Cherusker- und Sachsenfußtapfen. Es that indeß nicht gut, diese Sehnsucht und dies Suchen laut werden zu lassen; eben so wenig als es räthlich war, sein Entzücken über die Schönheit der Gegenden zu äußern. Ein Freund bei einem andern Detachement vergaß einige Mal, daß die Kameraden von anderem Stoff waren und nach anderem Stoff verlangten: „Das ist wieder eine Hauptgegend!" Unglückseliger Ausruf, der ihm durch seine ganze Kriegerlaufbahn einen Spottnamen zuzog: „Da kommt die Hauptgegend!" Auch ich mußte mein vieles Schreiben verbergen; man sah darin hermannsbündlerische Tendenzen! Uebrigens gab sich das bald von selbst. Wenn man in der Nacht, noch halb schlaftrunken, aufbrechen, durch morastige Wiesen und kothige, tiefe Wege marschiren mußte, hinschlagend, verirrt und, wenn man kaum des Morgens von der Sonne getrocknet war, von ihr wieder verbrannt wurde, so forderte der Schlaf vom Tage sein Recht. Dann aber galt es putzen, flicken, das Riemzeug blank poliren, zuweilen exerciren, auch Wache stehen, außerdem aber — essen. Meine Wirthe verwunderten sich, wie wenig ich verzehrte; dabei könne der Soldat keine Kräfte gewinnen. Noch war es der moralische Impuls, das Jugendfeuer, was mir Kräfte gab.

Die Leine war passirt, wir näherten uns der Weser; ich mit Ehrfurcht, die heiligen Gegenden des Teutoburger Waldes, des Schlachtfeldes Idistavisus zu betreten. Wir Alle lagen plötzlich auf einer Höhe, hingestreckt am Boden, nicht um einen Römerfußtritt, aber möglicherweise um einen Ort, wo auch die Römer vor uns so mögen gelegen haben. Eine kleine Quelle rieselte seitwärts aus einem höheren Thongeschiefer und über die Straße weg. Es war wieder ein heißer Tag, und die Quelle ward beinahe ausgetrunken, als das Horn heftig schmetterte und der Feldwebel uns zum Antreten in Reih' und Glied rief. Alles sprang auf, die Höhe hinunter. Wir sahen die Thürme, die gesprengten Werke der Citadelle von Hameln vor uns. Es war nicht aus Respect vor der Stadt, wo der Rattenfänger gehaust, weshalb wir die militairischen Honneurs machen sollten; sondern sie galten einem Oberofficier, dessen Reisekalesche auf der Straße hielt, und er war ausgestiegen, um uns zu mustern.

Es war eine edle kriegerische Gestalt, die an unsern Reihen vorüberging, in einem schlichten Ueberrock, auf dem Kopfe die einfache Landwehrmütze, ohne Adjutanten und militairische Begleitung. Aber seine Haltung, das würdevolle, männlich schöne Gesicht, seine strengen, aber doch freundlichen Augen, übten eine unwillkührliche Autorität auf uns, auch wenn wir seinen historischen Namen nicht erfahren hätten. Der General hielt eine kleine Anrede, in den kurzen Sätzen und schlagenden Worten, wie sie auf den Soldaten am besten wirken; aber die gebildete Sprache, der feine Ton, wirkten auf Einige noch mehr. Natürlich war die Rede eine Anfeurung zur Ausdauer, zum Muthe; er rief uns ins Gedächtniß, welche Ehre es jetzt sei, ein Preuße zu sein, wo unser Vaterland, noch durch die außerordentlichsten Opfer eines außerordentlichen Krieges erschöpft, auf's Neue sein Bestes, sein Alles zu dem großen Zwecke hingebe. Ein donnerndes Lebehoch! scholl dem General von jedem Detachement nach. „Lebt wohl, Colberger!" rief er uns nach, als er wieder in den Wagen stieg.

Es war der General Borstell. Eine der unangenehmsten Episoden des ruhmwürdigen Krieges entfernte ihn vom Kampfplatz, um in Berlin dem Gerichte über ein Verfahren entgegen zu gehen, das heut, wo die Leidenschaften nicht allein abgekühlt, sondern verschwunden sind, keiner Rechtfertigung mehr bedarf.

Schon Morgens um acht waren wir in Hameln; aber der Tag war zum Schlafen bestimmt, indem wir in der Nacht den weiten Marsch nach Lemgo antreten sollten. Wir mußten am Tage übrigens noch den Schlaf der vorigen Nacht nachholen, eine kaum zu lösende Aufgabe. Ohne etwas von der Stadt gesehn zu haben, traten wir um neun Uhr an. Es war ein drückend schwüler Abend. Während wir noch versammelt standen

— unsere Tornister lagen schon auf dem Wagen, und leider diesmal auch unsere Mäntel; in Betracht des schwierigen Nachtmarsches hatte man es erlaubt — brach ein furchtbares Gewitter los. Der Commandeur ließ uns auseinander gehn, um in den Häusern abzuwarten, bis die erste Fluth sich ergossen hätte. „Es war die merkwürdigste Nacht meines Lebens", steht in meinem Tagebuche; und kaum erinnere ich mich heut einer ähnlichen. Ich mit mehreren Kameraden fanden ein nothdürftiges Unterkommen im Flure eines Kaufmanns. Man brachte uns eine Lampe und einige Schemel. Sonst schloß man sich von uns ab. Der Zugwind durch die Thürritzen drohte die Lampe jeden Augenblick zu verlöschen, aber die Blitze leuchteten fast ununterbrochen, das Wetter schlug gegen Thüren und Fenster, als spotte es ihrer Ohnmacht, und der Donner schien auf dem Boden des Hauses seinen Sitz zu haben. Es war eine peinliche Stille unter uns Allen; auch die Ausgelassensten und Rohesten schwiegen.

Endlich, gegen zehn Uhr, rollten die Donner fort, der Regen ließ nach, wir traten wieder an und marschirten, um unsern ungeschwächten Muth, vielleicht uns am meisten, zu beweisen, unter lautschallendem Gesange durch die Stadt über die Weserbrücke. Nur die in der Ferne noch zückenden Blitze zeigten uns den berühmten Strom in gelbem Lichte. Ich hätte gewünscht in rothem. Er mußte doch noch etwas vom Römerblute gefärbt sein. — Kaum waren wir drüben, als der Regen, der nicht aufgehört hatte, wieder stärker wurde. Auch hatte er die Luft nicht abgekühlt, und ein neues Gewitter zog heran. Längs der Weser ging unser Weg, der elendeste Weg, den uns bald nur noch die zückenden Blitze zeigten. Bald sah Keiner mehr den Andern. Jeder haftete nur, um nicht in Wildniß und Nacht zurückzubleiben, sich der dunkeln Masse, die vor ihm sich bewegte, anzuschließen. Es ging durch Dick und Dünn. Hier stieß Einer auf eine Höhe und fiel, dort andere in die Gräben; sie sahen wie Fußsteige aus. Hier glaubten wir eine Brücke zu finden, und wateten und wateten durch angeschwollene Bäche. Dann und wann gossen freilich die Blitze ein schauerliches Licht über die Gegend und unsere Verwirrung aus; aber die darauf folgende Dunkelheit verwirrte uns nur noch mehr. Der Regen floß in Strömen, Niemand hatte mehr einen trockenen Faden am Leibe und der Schlamm ward immer tiefer. Mehreren blieben die Schuhe stecken. Jetzt erhob sich der allgemeine Unwille in dumpfem Gemurre, in wilden Flüchen. Man verwünschte den Einfall, des Nachts zu marschiren. Keiner kannte seinen Nebenmann, keiner wußte, von wem er einen Kolbenstoß bekam, oder wen er durch unwillkührliche Wendung in den Koth stieß. Ein alter Soldat, der zehn Jahr gedient hatte, versicherte doch, keine solche Nacht erlebt zu haben.

Ich hielt mich, mit aller Nervenanstrengung, so gut es ging, beim großen Haufen; aber eine Stunde schleppte ich mich fort, ohne den Trost zu haben, irgend Jemand um mich her zu erkennen. Endlich verrieth ein Ausruf mir die Stimme eines Freundes, es war der Schlegelianer. An der Seite eines Freundes und Geistesverwandten marschirt sich auch in solchem Trübsal leichter. Ob wir aber von Novalis und Tieck sprachen, während wir bis an die Knie im Schlamm wateten, kann ich nicht mehr angeben.

Ein Häuflein Mißvergnügter hatte sich gesammelt. Man sah in der Ferne ein Licht. Das Complott war fertig, wir verbanden uns, keinen Schritt weiter zu gehen, sondern in dem nächsten Dorfe einzukehren. Es war ein sehr natürliches, und kaum ein strafbares Complott, denn von einem Marsch und Befehlen war nicht mehr die Rede. Zufällig fand sich aber auch unser Officier dazu und approbirte unsern Entschluß. Wir stürmten in das Dorf und in das Haus, von woher das Licht kam; es war das Wirthshaus, aber im selben Augenblicke war es von den aus der Dunkelheit tauchenden Gestalten vollgepfropft. Der Schlegelianer, ich und Einige suchten ein anderes Haus. Da kam gerade der Nachtrab an, welcher zufällig in Ordnung geblieben war und nichts davon wußte, daß Vortrab und Centrum bereits zersprengt und verkrochen waren. Er nahm uns in seine Mitte, und in umgekehrter Ordnung bildeten wir nun den Vortrab. Wir wollten keck unser Glück ertrotzen. Aber in meinem Tagebuche steht: „War der vorige Weg schön, so war dieser schlecht." Wie das möglich, bin ich heut nicht mehr im Stande zu erklären. Wir blieben bei jedem Schritte im fettigen Schlamme stecken. Uns zur Linken lag eine hohe Hecke, davor ein tiefer Graben. Ein Blitz verrieth uns, daß Häuser dahinter lagen, er zeigte uns zugleich, wie viel wir unser beisammen waren. Ein Sturm mußte gewagt werden. Schon das in den Graben springen war eine schwierige Aufgabe, wegen des abschüssigen, durchweichten Lehmrandes. Die meisten fielen, um nur zu dem Ziele zu gelangen, daß sie bis an die Hüften im Wasser standen. Nun wurden die Hirschfänger gezogen und wir hieben, so schwer es ging, eine Bresche in die hohe und dichte Hecke. Aber mit dem Durchbrechen der Schanze war sie noch nicht gewonnen. Der Erste rutschte, wie ihn auch die Andern stützten und hoben, zwei Mal zurück. Endlich hatten zwei die Höhe gewonnen; die andern faßten sich, Einer an die Rockschöße des andern, und so ging es vorwärts, immer bergauf, in stockpechfinsterer Nacht, bis ich, am Rockschoß des Schlegelianers, plötzlich, statt des weichenden Lehms, gedielten Boden unter mir fühlte. Wir waren im Flur eines Hauses, aber eben so schnell verging uns der gewonnene Raum wieder, denn wir standen wie die Häringe aneinander gepöckelt. Das war ein seltsamer Anblick, als die Bauerfrau Licht angemacht hatte und das Feuer auf dem Heerde aufflackerte, die erschreckten Gesichter der kaum aus dem Bette aufgesprungenen Familie, im Hemde Alle, barfuß, und wir vom Regen triefend, mit Koth Gesicht, Haare, Kleider beschmiert; Räubern ähnlicher als Soldaten. Wir selbst staunten uns verwundert an, denn jetzt erst erkannten wir uns, oder erkannten uns

nicht. Denn da war ein buntes Gemisch aus Jägern und Soldaten der verschiedenen Regimenter.

Indeß verständigte man sich bald. Alle konnten nicht im kleinen Häuschen bleiben. Der Bauer führte uns mit einer Laterne in das nächste Gehöft, und Kolbenschläge an die Thür weckten hier die armen Bewohner auf, die aber sogleich gute Miene zum bösen Spiel machten. Verirrte Soldaten sind besser als Räuber. Licht und Feuer ward angezündet, der Ofen geheizt; wir zogen uns aus, und der Bauer und seine Frau trockneten unsere Kleidungsstücke. Ohne Spuk konnte das Abentheuer an den Ufern der Weser uns unmöglich begegnet sein, und ich bin überzeugt, daß der Schlegelianer und ich an mögliche Einflüsse und Nachwirkungen des Rattenfängers von Hameln dachten. Nachdem wir uns mit Wasser, Brod und Butter erquickt, warfen wir uns auf eine frische Streu und ruhten, so gut es ging, bis drei Uhr Morgens. Die guten Leute wollten nichts für ihre freundliche Aufnahme annehmen. Der nächste Tagesmarsch war möglicher Weise noch verwirrter. Es regnete noch und war noch heiß. Niemand wußte, wo die andern lagen, wann sie aufbrechen würden; in der Verwirrung war vergessen worden, die Stunde des Abmarsches anzusagen. So brachen wir vom Nachtrab um einige Stunden früher als die andern auf; aber während wir in einem Wirthshause frühstückten, waren sie uns wieder voraus, und um sie einzuholen, und weil wir uns noch völlig erschöpft fühlten, mietheten wir unser Acht einen Leiterwagen bis Lemgo.

Als wir durch einen Wald kamen, stürzten plötzlich mehrere Personen, theils in bürgerlicher Kleidung, theils in weißen, rothen und blauen Uniformen auf uns zu. Nicht wie zum Angriff, sondern wie selbst in großer Unruhe. Es waren sächsische Officiere, aus Lüttich auf ihr Ehrenwort nach jenem beklagenswerthen Vorfall entlassen. Sie waren von den Jägern und Landwehrmännern eines andern Detachements — ich will den Namen nicht nennen, da er jetzt in Preußen einen sehr ehrenwerthen Klang hat — unterwegs angegriffen worden, und flüchteten zu uns, vor den Schimpfreden, den Stein- und Kothwürfen unserer wüthenden Kameraden. Es war ein trauriger Anblick, Ehrenmänner, Officiere, die nur politisch eine andere Ansicht gehabt hatten, in dieser hülfeflehenden Stellung vor uns jungen Freiwilligen zu erblicken. Sie hätten nicht nöthig gehabt uns ihre Unschuld zu betheuern, und sich auf unsern General Borstell zu berufen, der, wie wir, ein Pommer, von derselben überzeugt, sich ihrer mit Hintansetzung von allen Rücksichten angenommen habe. Es war eine Sache der Ehre, Hülflosen beizustehen, ein erster Akt der Selbstthätigkeit. Wir sprangen vom Wagen und nahmen sie in unsere Mitte. Die Büchsen wurden in den Arm genommen, und den —schen Jägern eine ernste Stirn gezeigt. Zum Ernste waren diese nicht aufgelegt. Sie begnügten sich mit Schimpfreden gegen die Sachsen, mehr aber noch gegen uns, als ihre Beschützer. Die Rivalität zwischen den Pommern und den —schen Jägern, die schon immer bestand, ging von nun ab in unangenehme Streitigkeiten über. Die Officiere nahmen den gerührtesten Abschied von uns, und versicherten, die Pommerschen Jäger fortan im besten Andenken behalten zu wollen. Wahrscheinlich leben noch Viele von ihnen. Ich weiß keinen Namen, bin aber im Leben vielleicht schon Manchem von ihnen begegnet, ohne daß wir uns erkannt haben.

In Lemgo ward abermals eine Erwartung getäuscht, ich aber allein trug die Schuld; denn weshalb erwartete ich, weil Herder einige Zeit hier gelebt und einige seiner Schriften hier erschienen waren, in der Stadt ein kleines Weimar oder wenigstens Dessau zu finden! Der verrückte Uhrmacher, bei dem ich wohnte, wußte von Herder auch kein Wort. In der kleinen Stube, die man uns Zweien anwies, war nicht ein Mal ein Schemel; er meinte, ein Soldat sitze auf einem Koffer weit zweckmäßiger als auf einem Stuhle. Das mag sein, aber in einem Bette, wo kaum Einer bequem liegt, konnten zwei nicht schlafen. Uns Stroh zu geben, sagte er, wäre gegen seine Ehre und sein Gewissen.

Am folgenden Tage ward ich indeß durch die „himmlischen Gegenden" auf dem Marsch nach Paderborn belohnt. Ich sah dort zu beiden Seiten des Weges Berge über Berge, „bis in den Himmel emporragend." Für ein sechszehnjähriges Auge ist der Himmel näher. Die herrlichen Buchenhaine, die Waldströme, in die Schluchten rauschend, Mühlen treibend, Wasserfälle bildend, waren für mich etwas ganz neues. Das war der Teutoburger Wald. Daran haben vielleicht auch andere nicht gezweifelt, aber in den großen Steinstraßen, welche im Lippe-Detmoldischen die Gebirgszüge durchschneiden, sah ich unverkennbar Römerstraßen. Hätte Varus sie gehabt, er hätte vielleicht seine Legionen nicht so ganz verloren. Der erste Hinunterblick vom Gebirge hinter Detmold, vor Lippspring, auf das flache Land, war für uns Alle ein überraschender. Die achtundzwanzig Jahre haben ihn nicht verlöscht; die Thürme des noch drei Stunden entfernten Paderborn glänzten uns lockend entgegen. In Paderborn sah es freilich sehr alt, still, feierlich, katholisch aus, was mich sehr freute; mein Quartier bei einem bigotten Rademacher war aber kaum besser als das in dem auch bischöflich gewesenen Hildesheim. Nicht daß gerade mein täglich wiederkehrendes Abendbrod, Eier und Salat, mich verdroß; aber das Bette war doch zu schlecht, und obgleich ich mich nur darauf und meinen Mantel darunter legte, konnte ich doch der hüpfenden Kleinen wegen die ganze Nacht kein Auge zuthun. Ich eilte, ehe der Tag graute, auf den Versammlungsplatz, und schlief noch dort eine Stunde auf der steinernen Schwelle einer Kirche. Aber auch das hat nichts geholfen, die stillen Wünsche meiner guten Wirthe in Erfüllung zu bringen. Es erschien keine Vision, die mich bekehrte. Der Rademacher und seine Frau hatten den Kopf geschüttelt, daß ein so blutjunger Mensch schon in den Krieg ging. Das käme,

meinten sie, von der Verführung in den Schulen und vom Lutherthum. Aber sie waren doch, meiner Jugend wegen, freundlich gegen mich und bereiteten mir schon in der Nacht einen stärkenden Kaffee.

Das Städtchen Gesecke, wo wir den nächsten Rasttag hielten, nenne ich in meinen Briefen: „das deutsche Venedig, wenn Mistpfützen Kanäle wären." Aber mir kam es barbarisch vor, daß man die alten Mauern, die noch im dreißigjährigen Kriege Gesecke zu einer tüchtigen Festung gemacht, abtrug, um die Wege zu bessern. Soest mit seinen alten Mauern und Thürmen, „die wahrhaften Burgen glichen", hatte meinen ganzen Beifall, und wir erhielten, unser Vier, beim Apotheker im Schwan, das beste Quartier der Stadt; eigentlich durch eine unerlaubte List, welche ältere Kriegskameraden sich mit dem gefälligen Bürgermeister erlaubten. Allen war es aber in der Stadt wohl ergangen; ihr ward dafür beim Ausmarsch ein dreimaliges Lebehoch gebracht. Unna war wieder für uns eine herrliche Stadt. Solche verfallene Mauern, mit Thürmchen daran klebend, hatte ich noch nicht gesehen. Und welcher Unrath, welches Gestrüpp machte sie noch malerischer!

Nun waren wir in dem schönsten Theile Westphalens; ich werde bei der Schilderung meines Quartiers, in dem Dorfe Vorhall bei Hagen, poetisch. In der Stube sitzen meine Kameraden und spielen am Tische, wo ich schreibe, Karten. Wie kann man „Hund" spielen, wo draußen „die herrliche, unbeschreibliche Gegend" lacht! Keine märkischen, keine sächsischen Dörfer sind es mehr, es sind die weit zerstreuten westphälischen Meierhöfe. In einem solchen abgehegten Sitze, nach uralter deutscher Weise, liege ich mit noch fünf Kameraden. Zweihundert Schritt entfernt liegen erst die nächsten einquartirt; die Uebrigen sind ein bis zwei Stunden weit ab; alle im Umkreise einer Quadratmeile zerstreut! Wir sind zum ersten Male auf uns selbst beschränkt, wie diese westphälischen Bauern. Kein Hornsignal dringt zu uns. Es ist ein schönes grünes Thal. Am Abhange eines Berges liegt romantisch hinter dem Gebüsche die Stadt Hagen. Nahe daran, auf dem Gipfel eines hohen, steilen, felsigten Berges, der die ganze Gegend beherrscht, eine Warte, der letzte Rest eines alten Schlosses. Dicht am Gehege unseres Hofes fängt schon der Laubwald an und steigt empor, bis unser Auge nur noch ein dunkelgraues Meer erblickt. Jenseits ist die Gegend lieblicher. Die Hügelketten erheben sich in Altanen, nur von wenigem Gebüsch bedeckt, bis auf den höchsten Höhen wieder ein dichter dunkler Wald gegen den blauen Horizont abschneidet. Wasser sieht das Auge nicht; aber das Ohr hört es. Es sickert und rieselt aus allen Vertiefungen und Schluchten hervor, in hand- bis ellenbreiten Strömen, es wässert die duftigen Wiesen, es plaudert und schwatzt so lieblich versteckt unter dem Grase, und dort blickt es neckisch vor als ein kleiner Wasserfall.

Ich athmete Waldeinsamkeit. Die alte, freie, germanische Natur rauschte um mich, nach der ich kaum gesucht hatte; denn ein verrosteter Rittersporen in einem vermoderten Steinhaufen wäre mir damals lieber gewesen. Mein Wirth, der starke, breitschulterige, blonde Mann mit den blauen Augen und dem freundlichen Gesichte und dem biedern Händedruck, das war ein deutscher Westphale, wie er dem Varus und dem Kaiser Karl ins Antlitz geschaut haben konnte. Die Gebirgsluft machte ihn frei. Er war auch wohlhabend. So schlecht die Stube war, so trefflich war für unsre Leiber gesorgt: Pumpernickel und weiß Brod, wie unser Kuchen, fette Milch, Käse, Butter, Branntewein, alles in Ueberfluß. Das Nachtlager war duftendes Heu mit reinlichen Laken und Kopfkissen, das beste, das ich je auf einem Dorfe gehabt. Am folgenden Tage war hier Ruhetag. Nur Einer von uns Sechsen brauchte, in procura der Andern, zum Appell; wegen der Entfernung ritt er auf unsers Bauern Klepper dahin. Wir Andern gingen mit diesem — es war gerade Sonntag — in die Kirche. Es regnete stark. Ueberall, wo wir untertraten, herzliche Gesichter; man schüttelte uns die Hände, man brachte uns volle Gläser. Nach der ziemlichen Predigt konnte ich mich nicht enthalten, auf den Berg und auf die hohe Warte zu steigen. Die Aussicht durch die Luke ins Thal war sehr schön. Ich zum ersten Male auf einer Burg, und sah zum ersten Male durch ein Fenster, wodurch so mancher Raubritter auf seine Beute mochte ausgeschaut haben! Schade nur, daß mein Freund, der Schlegelianer, nicht mit mir war. Es war aber, unbeschadet der Rittergefühle, ein wirklich reizender Anblick auf das waldige, wiesenreiche, üppige Thal, welches die Ruhr in vielfachen Windungen durchschlängelte. Ich pflückte hier die ersten Erdbeeren.

In diesen zerstreuten Gebirgs- und Walddörfern mußten die Bauern sich ihre Einquartirung selbst abholen, und sie auch wieder nach den Sammelplätzen bringen, denn ohne Boten war es für einen Fremden unmöglich, in dem Geschlinge von Berg und Thal, durch die lebendigen Hecken und über die durchwässerten Wiesen, auch nur den richtigen, geschweige denn den nächsten Weg zu finden. Unser trefflicher Wirth hatte, unsere sechs Tornister auf dem Rücken, uns über Berg und Thal, durch Waldpfade, wo wir auch nicht die Spur eines Weges sahen, vorgestern in sein Gehöft geführt; heute leitete er uns durch die Nebel des grauenden Tages ebenso bis auf den Versammlungsplatz. Nie schieden wir Alle so gerührt, mit so kräftigem Händedruck von einem Wirthe. Auch er war Soldat gewesen. Gern zeichne ich hier seinen Namen Ludwig, zur Erinnerung für mich, auf.

Daß die Städte des Wupperthals, die schon damals wie aneinandergekettet lagen, Barmen, Schwelm, Gemarke und endlich Elberfeld, einen wunderbaren Eindruck auf die jugendlichen Sinne hervorbringen mußten, braucht kaum gesagt zu werden. Die Sonne schien in das grüne Thal auf die rührigen Menschen, auf die Regentropfen, die auf den seltsamen, schiefer-

bekleideten, reinlichen Häusern hingen. Dies Klappern der Mühlen, diese Emsigkeit, und dazu die erste dunkle Nachricht von einem großen Siege unserer verbündeten Heere, stimmten die Gemüther zu erhöhter Freudigkeit. Einer nannte Elberfeld gar ein deutsches Paradies! Ein bewegtes bürgerliches Leben begegnete uns hier; neben dem kaufmännischen Treiben, politische Gespräche, Hoffnungen und Befurchtungen. Besonders war meine Wirthin eine eifrige Politikerin, mit Leib und Seele Preußin. Aber zugleich eben so eifrige Protestantin; sie eine Reformirte, der Mann ein Lutheraner: „aber wir sind doch einig." — Sie haßte die Katholischen; das kam mir damals seltsam vor. Waren protestantisch und katholisch Gegensätze, wo die moralische Weltordnung nur zwei Partheien gestattete, solche, welche die Franzosen haßten, und solche, welche mit ihnen schön thaten oder sie entschuldigten? Letzteres warf sie den Katholischen in Elberfeld vor. Mir unbegreiflich. Dagegen war mir ganz begreiflich, daß die lebhafte Frau einem Katholiken wollte eine Ohrfeige gegeben haben, weil er in ihrer Gegenwart Napoleon gelobt hatte. Und dafür ein Injurienprozeß, und sie war gestraft worden! Mir wollte das auch nicht recht zu Sinn. Aber üble Nachrichten von unserer Armee waren durch die Stadt verbreitet. Es verlautete von einer dreitägigen Schlacht. An den ersten zwei Tagen wären die Allürten, am dritten die Franzosen geschlagen worden. Die Berg'schen Truppen wären fast ganz vernichtet und die Feldherren auf beiden Seiten gefallen. Aber das waren nur dunkle Gerüchte.

Wir veränderten in Elberfeld unsere Marschroute. Es ging nicht nach Düsseldorf, sondern links ab über Monheim nach Köln. Unschön waren seine Ufer, aber doch ergriff mich ein wunderbares Gefühl beim ersten Anblick des Vater Rhein. Ein erstes Glas vaterländischen Weines, hier gewachsen, benetzte die Lippen. Aber es schmeckte mir fast wie Claudius. Beim nächsten Nachtmarsch hörten wir aus der Gegend vor uns eine Kanonade. Verwundert blickten wir uns an. Sollten die Franzosen gesiegt haben, sollten sie mit Sturmesflugeln bis an den Rhein vorgedrungen sein! Bald kamen Reisende vorüber, die uns wunderbare Kunde zuriefen. Da hielt ein Reiter an, ein Courier, mit einem Extrablatt in der Hand. Sieg! ein großer Sieg, eine ungeheure, blutige Schlacht war geschlagen. Wellington und Blücher hatten gesiegt und lebten. Die Kanonenschüsse waren das Freudenfeuer. Freude, Jubel, Vivats und Gesang unsererseits; so marschirten wir mit neuen Kräften dem anbrechenden Tage und den Thürmen von Köln entgegen, die wie ein Wald aus dem gelbröthlichen Himmel immer hoher emporragten.

Auf der Fähre, die uns über den Rhein setzte, hörten wir Näheres von der Schlacht und dem Siege, die noch keinen Namen hatten, aber alles noch mit Mährchen vermischt. Das Ufer stand gedrängt voll. Man sah uns verwundert, Viele sahen uns, unserer Jugend, vielleicht auch unseres verwüsteten Aufzuges willen, mitleidig an. „Wozu das noch!" hörten wir murmeln. „Sie kommen zu spät", sagte achselzuckend ein junger Kaufmann; „es ist Alles entschieden."

Es war aber noch viel zu thun, eine große Nachlese. Die Armee hatte ungeheure Verluste und war erschöpft. Unsre Ordre lautete deshalb, in Eilmärschen ohne Rasttage über Aachen nach Lüttich aufzubrechen. Nicht ein Mal in Köln ward uns der Allen sehr benöthigte Ruhetag gegönnt. Konnten wir die älteste, herrliche Stadt unseres Vaterlandes nicht besichtigen, so wollten wir wenigstens ihren Wein trinken und auf den Sieg der deutschen Sache anstoßen. Hell klangen die Gläser, einer Zukunft entgegen, von der wir uns die wunderlichsten Vorstellungen machten.

Der Nacht- und Morgenmarsch hatte uns so ermüdet, daß wir nicht allein nicht die heilige Stadt Köln, ja nicht ein Mal den Dom besehen konnten, sondern daß uns beim Anstoßen selbst die Augenlider zusanken, und die letzten Gläser sich unwillkührlich senkten, bevor wir sie an die Lippen gebracht. Mein schmales Bett theilte ich nachher mit einem Feld- und Schulkameraden, der, wie er versicherte, in ein gar zu abscheuliches Loch gelegt worden, während ich diesmal ein ziemlich gutes Quartier bei einem Speisewirth Rothmüller erhalten hatte. Ich finde nicht allein seinen Namen, sondern die Nummer des Hauses und den Straßennamen verzeichnet, ein Zeichen, daß es mir hier wohl erging oder gefiel; denn nur die Quartiere, wo mir sehr behaglich oder sehr unbehaglich zu Muthe wurde, habe ich aufnotirt. Sollte also zufällig noch ein Speisewirth Rothmüller, oder ein solches Speisehaus, Kölner Hausnummer 1092, auf dem Salmenack existiren, so stelle ich dem freundlichen Leser in Köln, den es interessiren sollte, anheim, sich das Haus bei einem gelegentlichen Spaziergange anzusehen, — es wird nicht grade die Facade der cour royale oder des Hôtel Belle-Vue haben — rathe ihm indeß, nicht von den großen weißen Bohnen zu fordern, davon mir eine ganze Schüssel vorgesetzt wurde. Es ist eine neun und zwanzigjährige Erinnerung, aber ich weiß sehr deutlich, daß der Wirth zu seinem Erstaunen, als er sie fortnahm, nur am äußersten Rande eine Lücke bemerkte. Es sei doch ein Lieblings- und Nationalgericht! Ich versicherte erröthend, die Bohnen wären vortrefflich, aber ich nur zu erschöpft, um ihren Werth zu würdigen.

Gern hätte ich dem Kameraden noch die Hälfte meiner Hälfte des schmalen Bettes abgelassen, und auf der Seite die ganze Nacht gelegen, wenn ich mir dafür nur eine Stunde Schlaf mehr hätte erkaufen können. Denn schon nach drei Stunden mußten wir aufbrechen, um uns gegen 1 Uhr in der Nacht zum Abmarsch zu stellen. So bedurfte man unser im Felde! — Hunger, Durst, die Strapazen der Märsche, das hätten wir alles ertragen gelernt, und ertragen; nur nach mehr Schlaf sehnte sich der Leib. Ein sechszehnjähriger Leib, das bedenke man wohl. Wenn ich die Tagesmärsche, welche wir auf dem Hinmarsch zurückgelegt, jetzt auf der Karte

verfolge, auch die spätern in Frankreich selbst, und sie mit den ordnungsmäßigen Militäretappen vergleiche, so darf ich mich verwundern, wie so junge, ungeübte Soldaten sie aushielten. Dazu die wenigen Ruhetage, und oft, wenn wir todtmüde ankamen, noch die Verpflichtung, Nachtwachen zu beziehen. Rechnete man noch immer auf den moralischen Impuls, der Alles ausgleichen müsse, oder hielt man uns für durchaus nothwendig, um den Krieg zu Ende zu bringen?

Man lernt Schlafen und Wachen in der großen Schule des Lebens, wie so vieles andere, was im Alltagsleben für unmöglich gilt. Alexander schlief ruhig, ich glaube vor der Schlacht von Gaugamela, und Egmont und viel hundert andere, minder berühmte Männer eben so sanft und fest vor ihrer Hinrichtung. Auch viele meiner Kameraden, freilich die schon viel Leben hinter sich hatten, aber der Meinung waren, es müsse genossen werden, so lange es frisch ist, konnten die Nächte nach beschwerlichen Tagesmärschen wachen und noch mehr, und beim Marsch am nächsten Morgen waren sie so wohlgemuth und theilten ihre Erfahrungen und Abentheuer der Nacht in einer Sprache mit, die uns Novizen erröthen machte. —

Verdrossen und schlaftrunken traten wir an auf dem Sammelplatz, und noch lag es schwer auf meinen Augen, als wir durch die öden hohen Straßen und die alten Thore marschirten. Die Mauern und Thürme schienen mir riesenhaft groß und als wollten sie kein Ende nehmen. Die Phantasie oder Gespensterträume haben mit gesehen, denn nach Frankreich nahm ich die Vorstellung mit, daß es sammt und sonders Römerwerke wären. Der erste Tagmarsch war bis Düren angesetzt, fünf gute Meilen; aber durch Mißverständnisse und schlechte Boten wurden auf einem Umwege sieben Meilen gemacht, und auf der letzten waren unsre Kräfte so erschöpft, daß unser fünf sich einen Bauerwagen miethen mußten. Man strich uns vom Rheine ab die Rasttage, dafür wurden uns noch Wagen für unsere Tornister zugestanden. Das war zwar Erholung für Rücken und Brust, aber keine Entschädigung für den entbehrten Schlaf. Wir kamen daher bittweise ein, uns wenigstens in den Nächten ausschlafen zu lassen, und die Bitte wurde in so weit gewährt, daß wir von nun ab nicht vor drei des Morgens aufbrechen sollten.

Wer heute in zwei Stunden von Köln nach Aachen fliegt, klagt über die Monotonie des langweiligen Weges. Dem Jägerdetachement, welches in Staub, Sonnenbrand und Regen drittehalb Tage auf diesem Wege marschiren mußte, kam er gewiß nicht weniger langweilig vor; und man nehme hinzu, daß wir hinter uns einen Marsch von nahe an achtzig Meilen hatten, abgetrieben und abgerissen waren, an Kleidern und Schuhen und vielfachen kleinen Verlusten, welche sich nur mit Zeitaufwand und in größeren Städten ersetzen lassen. Ich zählte meine Verluste im Briefe nach Hause auf, und finde darunter viele blanke Knöpfe, mein Taschenmesser, ein schon schmerzlicherer Verlust und, der allerempfindlichste für einen Kurzsichtigen — meine Brille! Ich seufzte nach einer Stadt, die Mehrzahl meiner Kameraden nach dem Kriege. Nicht gerade wegen des Krieges selbst, sondern weil man im Kriege mehr Erholung hat, als auf solchem Marsche. Unsere Veteranen bestätigten das. Ein solches Hundeleben hätten sie 1813 und 1814 nicht geführt. Es gab wohl auch Strapazen, manchmal ärger, aber sie kamen nur als Intermezzo's, und man wußte doch, wofür es war. Es gab immer Unterhaltung, Abwechselung; Furcht und Hoffnung würzten die Anstrengung und die Seele war in einem beständigen Rausche.

Wie es bei Magdeburg und Köln der Fall war, marschirten wir auch nur durch Aachen. Wirklich, auf unsere historische Bildung hatte man bei Entwerfung, oder Ausführung unserer Marschroute wenig Rücksicht genommen. Es ging gerade durch Aachen nach Lüttich zu. Fortwährender Regenhimmel und Regengüsse. Die gepflasterten Chausseen thaten unsern Füßen sehr weh; die Nachrichten von den Verlusten unserer Armee, die an und für sich groß, durch das Gerücht und von Munde zu Munde gehend, noch größer wurden, trugen nicht dazu bei, uns heiterer zu stimmen, als der Himmel war. Namentlich sollte unser Regiment Colberg die Hälfte seiner Leute verloren haben; darunter auch viele freiwillige Jäger, welche, glücklicher als wir, früher auf dem Kampfplatz angelangt waren, und, ehe sie noch das Spiel des Krieges erlernt, dessen fürchterlichsten Ernst erfahren hatten.

In jeder Viertelstunde begegneten uns Züge langsam fahrender Wagen mit Verwundeten, die in die Lazarethe von Aachen, Köln und Düsseldorf geschafft wurden. Die Feldlazarethe und die in den nächstgelegenen belgischen Städten waren sämmtlich überfüllt. Eine traurige, beschwerliche Reise, und wie weit um Pflege und Heilung zu suchen! Ich erinnere mich nicht, daß uns der Anblick anders ergriffen hätte als mit dem Mitleidsgefühl, welches jeder gut Gesinnte Leidenden zollt, und zumal Leidenden, die als Opfer für die gemeinsame Sache gefallen sind. Wunden und Tod schienen unsern jugendlichen Gemüthern als zur Sache gehörig, und darum nicht so absonderlich und schreckhaft; lange Kreuz- und Quermärsche ohne Noth, Putzen und Paradiren aus Eigensinn, schlechte Quartiere, unnützes Frühaufbrechen und zu wenig Schlaf, diese Verdrießlichkeiten des Lebens fanden uns weit empfänglicher und aufgeregter als die eigentlichen Krisen und Katastrophen. In die Schrecken der Lazarethe hatten wir freilich noch nicht geblickt, den Pesthauch kaum geathmet, wenn die Thüren geöffnet worden, um in die Krankensäle frische Luft zu lassen, und die verderbte, von Leichenschweiß und den letzten Seufzern Sterbender geschwängerte, dringt heiß wie Höllenbrodem, wie der Athem verpesteter Sümpfe heraus. Wenige von uns hatten auf die Reihen von Marterbetten gesehen, die dort aneinander gereiht stehen, Marterbetten vielleicht

um der Qualen willen, die jeder selbst an sich erduldet, mehr aber, wenn er den eigenen Schmerz überwunden, an den blassen, verzerrten Gesichtern, an den Todesseufzern seiner Nachbarn, wenn in jeder Stunde ein eben Gestorbener an den vier Zipfeln des Leichentuches gefaßt, hinausgetragen wird, und auf das noch von seinem Todesschweiß gefeuchtete Bett wartet schon ein anderer, der bis da auf Stroh, vielleicht auf der harten Diele hat liegen müssen! Es giebt etwas noch Entsetzlicheres für den Verwundeten, die Eiskälte, die Gleichgültigkeit der Aerzte und Chirurgen. Von den Krankenwärtern, wer erwartet es anders; entweder Verworfenheit, Elend, Armuth zwang sie zu dem Dienst, den jeder flieht, der ihn nicht aus Tugend sucht, oder er wird von Gefangenen mit Schauder und Widerwillen versehen! Aber von Männern der Wissenschaft, Männern, denen ihre Studien Humanität eingeflößt haben müssen, erwartet der Kranke Theilnahme, sorgsame Erkundigung, treue Pflege. Daß auch das jugendliche Träume bleiben müssen, wenigstens nach einer Schlacht von Waterloo und Bellealliance! Nicht alle Wundärzte in einem blutigen Kriege können Männer sein, welche durch langjährige Studien Humanität gelernt haben; man ist zufrieden, wenn man Arme genug findet, um zu schneiden und zu verbinden. Und die wissenschaftlichen Wundärzte, denen die Verwundeten zugezählt, vielleicht sogar zugemessen worden, nach Karren, Wagen oder Kahnladungen, haben nicht Zeit zu verweilen bei dem Einzelnen. Es ist ihre Pflicht sogar, eine entsetzliche Pflicht, schnell fortzueilen von dem einen zum andern; denn hielten sie sich zu lange bei dem ersten auf, so stirbt indessen vielleicht der zehnte oder der hunderte! Nicht ein Fall, eine Verwundung, die sie besonders interessirt, nicht ein Kranker, dessen Gesicht und Wesen ihr Mitleid in Anspruch nimmt, darf die Pflichtgetreuen besonders fesseln; vor ihren Messern sind Alle gleich. Und doch nicht ganz gleich. Der General geht dem Gemeinen vor, die Rangordnung gilt bis zum Tode.

Auf den Wagen mit blassen Gesichtern lag auch vielleicht einer meiner nähern Bekannten. Er ist seitdem ein namhafter ausgezeichneter Gelehrter geworden und Professor an einer Universität. Damals war er ein Gymnasiast wie ich, wegen seines Fleißes nicht allzu berühmt, aber wegen seiner Neigung und Anlagen für die Mathematik der Mathematikus genannt. Wir sämmtlich, in unserer Classe, nicht von denselben Anlagen und noch weniger Eifer für die arithmetischen und mathematischen Studien erfüllt, ließen ihn für uns lernen, Fortschritte machen, und — antworten. Der Lehrer, selbst ein ausgezeichneter Mathematiker, war auch ganz damit zufrieden gewesen, und ein stiller Pact hatte obgewaltet, daß wir uns gegenseitig nicht genirten. Dem Lehrer war seine Wissenschaft zu lieb und zu heilig, als daß er sie uns, die wir unwürdig uns gegen sie sträubten, hätte aufdrängen sollen. Meine Mathematik ist viel zu gut für die Jungen! pflegte er zu seinen Vertrauten zu sagen. Uns überließ er unsern Gedanken und Spielereien und für sich und seinen Lieblingsschüler war die mathematische Stunde ein Privatissimum, in welchem Beide wetteiferten die Wissenschaft weiter zu fördern. Seltsam! wie unser Freund uns in der Mathematik vertrat, sollte er uns auch in der offenen Feldschlacht vertreten. Ich weiß nicht mehr, durch welche günstige Umstände er um ein Paar Wochen uns voraus zur Armee gekommen war; genug, kaum nach den ersten Exercitien machte er die Schlacht mit. Im Tirailliren auf einer kleinen Anhöhe stehend, wird er in dem Augenblicke, wo er die Büchse wieder ladet, von einem französischen Tirailleur unten an der Hecke so getroffen, daß die Kugel ihm unter dem Kinn eindringt, einige Zähne fortnimmt und zur Backe wieder hinausgeht. Während er umsinkt, rächt ihn sein Partner. So möchte ich nämlich den zugetheilten Bundesbruder beim Tirailliren nennen, der mit mir hinter demselben Gebüsch, demselben Stamm oder Graben versteckt, sein Gewehr nicht eher abschießen soll, bis ich meines wieder lud. Beide sind eine Person im Gefecht, beide umschichtig Schild und Waffe, beide sollen wenigstens immer eine geladene Büchse haben. Daß das Soll nicht immer das Ist ist, ist eine Sache für sich. Unseres Freundes Partner war auch unser Freund; er streckte durch einen glücklichen Schuß den französischen Tirailleur, der vergebens in die Hecke zurücksprang, todt nieder. Dieser Rächer ist auch ein bekannter Mann geworden. Nach dem Feldzug ward er Demagog, dann Philhellene, er versuchte in Attica die Akropolis zu stürmen; später Hauslehrer bei Niebuhr in Rom, dann deutscher Lehrer in London, ist er jetzt Professor an einer Universität in Nordamerika, Herausgeber des Amerikanischen Conversationslexicons und ein sehr geachteter Mann. Ich habe keinen Grund zu verschweigen, daß es Dr. Franz Liber ist in New-Boston. Und wenn ich weiter nachdenke, habe ich auch keinen Grund, den Namen unseres freundlichen Lehrers in der Mathematik zu verschweigen, es war Dr. Nordmann, von dem ich nicht weiß, ob er noch am Leben ist, und ebensowenig den Namen seines Lieblingsschülers, jetzt des Mineralogen Neumann in Königsberg, ein alter noch befreundeter Schulkamerad, von dem mich nun über zwanzig Jahre getrennt haben, dessen Sein und Wesen eben so eigenthümlich und dessen Jugendgeschichte sogar der Art romantisch zu nennen ist, daß er seinen Freunden einen Liebesdienst erzeigte, wenn er sie niederzuschreiben sich entschlösse.

Der Mathematicus ward vom Schlachtfelde vor Fleurus fortgetragen und lag bald auf einem jener offenen Wagen, welche mit Schwerverwundeten wie er überfüllt, ungeschützt vor Sonnenbrand und Regengüssen, ihren langsamen Weg nach dem Rheine antreten. Wo man sich seiner annahm, mußte man ihm durch Federposen die Flüssigkeit einflößen, um seinem sonst gesunden Körper Nahrung zu geben. Ich weiß nicht wo es war, daß ein Chirurg die Revue über einige Hundert Verwundeter abhielt; er war darunter. Der

Wundarzt öffnete ihm leicht mit dem Finger den Mund, und mit einem lauten, kalten: „Incurable!" ließ er ihn wieder fallen und wandte ihm den Rücken, um zum nächsten überzugehen. Unser Freund sah schon im Geist die Grube gegraben, in die er, mit wie vielen andern! geworfen werden sollte. Und er fühlte sich doch noch so frisch, so viele Lebenslust in sich. Er knirschte die Zähne zusammen, er hätte können den kaltherzigen Wundarzt in seine Arme packen, er hätte ihn gern in die Grube mit sich hinabgerissen. Zum Glück gilt der Ausspruch eines Wundarztes in der Preußischen Armee nicht für so unfehlbar wie das Verdict einer Jury in Frankreich und das Wort des Papstes in Rom. Es war damals auch Untergebenen erlaubt, an den Aussprüchen ihrer Obern zu zweifeln, wo es die Rettung eines Menschenlebens galt. Der Incurable ward auf seine, oder auf die Fürbitte Anderer noch nicht in die Grube geworfen, sondern ich glaube in einen Kahn gepackt und nach Düsseldorf geschickt, wo er unter der sorgfältigen Pflege edler Menschen und minder beschäftigter Aerzte in Zeit von einigen Wochen vollkommen wieder hergestellt wurde. Er versicherte uns oft nachher, das Wort: Incurable! von den Lippen des Chirurgs dröhne ihm noch, Nachts und Tages, in den Ohren, und dabei bemeistre sich seiner eine Wuth, die ihn, den sehr ruhigen Mann, wie es sich bei einem Mathematiker von selbst versteht, zittern mache.

Seltsame Gegensätze! Mit den letzten Wagen, die voll Verwundeter aus Lüttich uns entgegen kamen, strömte eine Masse von Gesindel, eigentlich Gassenbuben, uns in der Stadt entgegen, um — bei den Soldaten zu betteln! Aber in welcher Art. Sie schossen, was man „Kobolds" nannte, Burzelbäume; mitten im Koth der Chaussee wälzten sie sich, mit Armen und Beinen Rad schlagend oft mehrere Minuten vor uns her, und streckten dann ihre schmuzigen Hände nach einigen Sousstücken aus. Ich glaube nicht, daß ihr Lohn die Arbeit lohnte.

Lüttich, ich sah es seitdem nicht wieder, hat einen ernsten Eindruck auf mich zurückgelassen; seine engen, hohen, gewerbreichen Straßen wurden noch düsterer durch das Regenwetter und trugen für mich den ehrwürdigen Charakter einer Reichsstadt; nur schade, daß die Leute nicht mehr Deutsch sprachen, und auch keine Lust zu haben schienen, es zu lernen. Weil ein neuer Transport von 2000 Verwundeten erwartet wurde, erhielten wir weder hier Quartier, noch den verheißenen Ruhetag, mußten vielmehr über die Maas in ein erstes wallonisches Dorf, bei dem berühmten Seraing, deutsch Serning.

Das war eine neue Welt für mich. Andere Sprache, Gebräuche, Lebensart, Wohnung, Nahrung. Ich entsinne mich wenig mehr davon, als daß mein bischen Französisch mit ihrem bischen Französisch in seltsame Collisionen gerieth. „Wir sprechen nicht französisch, wir sprechen nur wallonisch", wiederholte oft genug meine Wirthin, aber zur Belohnung dafür, daß ich mir doch Mühe gab, mich mit ihr in Freundlichkeit zu verständigen, was nicht alle meine Kameraden thun mochten, setzte sie mir, als ich von meinem Strohlager erwachte, eine Schüssel schöner Kirschen hin, eine Erquickung, die mir bis heute lebhaft im Gedächtniß blieb. Dafür aber bestand meine ganze Abendmahlzeit in einer Schüssel Salat, über die etwas aufgelöster Speck gegossen war, was nicht viel ist für den Hunger, wenn man erwägt, daß ich kein Mittagsbrod gegessen hatte, weil die Wirthin mir erklärte, das sei nicht Sitte, wenn man erst um 3 ins Quartier komme. Auch die herkömmlichen Eier, die ich mir zu den grünen Blättern erbat, verweigerte sie, denn das sei auch nicht Sitte. Ich muß gestehen, daß mir die wallonische Sitte nicht gefiel.

Desto mehr gefielen mir die Ufer der Maas. Sie sind gewiß von großer Schönheit an vielen Punkten, mir aber, der ich dergleichen noch nicht gesehen, erschienen sie entzückend. Obgleich wir auf dem nächsten, glücklicherweise nur kurzen Marsche bis Huy die Tornister tragen mußten, weil alle Wagen für die Verwundeten gebraucht wurden, und dazu noch 40 Patronen, der noch umherstreifenden Franzosen wegen, erquickte sich doch mein Geist und Leib an dem Anblick. Von Huy bis Namur ertrotzten wir uns einen Kahn, und das schönste Wetter begünstigte die schöne Wasserfahrt. In meinem Briefe schwelge ich in Schilderung der grauen Felsenufer, mit üppigem Grün bekleidet, der Burgen und modernen Schlösser, die auf den Höhen kleben und zwischen den Felsen, in den Schluchten malerisch angenestelt sind, der lachenden Wiesen, die sich bei jeder Felsöffnung präsentiren. Ich bin verdrossen, daß dieser halb französische Fluß, die Maas, so viel schöner mir vorkommt, als der alte deutsche Rhein bei Köln. Auch einen so prachtvollen gothischen Dom als den von Huy hatte ich mir außer Deutschland nicht als möglich gedacht. Aber in wahre Begeisterung breche ich beim Anblick von Namur aus, das im vollsten Sonnenlichte mit seiner hohen Burg uns entgegen strahlte, und mein einziger Trost dafür, daß es in der französisch sprechenden Fremde so schön sei, ist mir der, daß die Franzosen bei ihrem letzten Vordringen in Belgien die Burg von Namur nicht inne hatten.

Es war allerdings eine schöne Wasserfahrt, und noch heute steht sie mir lebhaft vor dem Sinne. Aber gegen zwei hundert Jäger in einen Kahn gesperrt, ohne Küche, Keller und Speisekammer, und ohne einen Bissen Brod im Brodsack, und vom Morgen bis gegen Abend ohne anzuhalten, der brennenden Junisonne ausgesetzt, das ist gerade kein Vergnügen, welches sich mit einer Rheinfahrt auf dem Dampfboot vergleichen läßt. Aus Hunger tranken wir das Maaswasser und ich glaube, zuletzt hätte ich alle grauen Felsen hingegeben für ein Stück Weißbrod. Mit Dankbarkeit erinnere ich mich dafür meines recht guten Quartiers bei dem Ackerbürger Macedoine in Namur, wo es Bier, Weißbrod, Eier und Käse zum beliebigen Gebrauche gab und Betten, die der Belgischen Reinlichkeit Ehre machten.

Wo unser Regiment stand, wußten wir nicht, es wußte es Niemand. Noch herrschte überall die Nachdröhnung der ungeheuern Schlacht, welche der Politik wohl eine bestimmte Richtung gab, aber in allen administrativen Dingen die äußerste Verwirrung zurückgelassen hatte. Wie Japhet seinen Vater, wurden wir hinausgeschickt unser Regiment uns zu suchen. Aber noch waren die Wege unsicher, oder es hieß, daß sie es wären von den versprengten, umherstreifenden Franzosen. Um deshalb mußten wir in Namur uns wieder mit andern Jägerdetachements vereinigen, was gewiß hinreichende Sicherheit verschaffte, aber auch sehr viel Unbequemlichkeit. Jeder von uns, und unsere Führer nicht minder, hätten gern die Sicherheit fahren lassen, um lieber auf Gefahr eines kleinen ersten Abenteuers auf eigene Hand zu marschieren.

Es war ein drückend heißer Juniustag, als wir erst Morgens um 7 Uhr Namur verließen, um nach Charleroi zu marschieren; der denkwürdigste Marschtag im ganzen Feldzuge für mich, ob auch gleich von Begebenheiten nichts sonderliches vorfiel. Es war mein Geburtstag, und ich wurde siebzehn Jahr alt auf — dem Schlachtfelde von Belleallianee! Ja, auf diesen Feldern, auf diesen Straßen zwischen Namur, Wavre, Sombref, Gemappes und Charlerois war die große Schlacht geschlagen worden, die Europa's Schicksal noch ein Mal entschied, und auch unseres: wir waren um etwa zehn Tage zu spät gekommen. Vor zehn Tagen waren dort Blücher und die Preußen, von Napoleon überfallen, nach tapferer Vertheidigung, Schritt für Schritt weichend, geworfen worden; dort hatte der Herzog von Braunschweig seine Heldenseele ausgehaucht, dort Wellington mit seinen Engländern und Schotten die französische Cavallerieattaque ausgehalten; von dorther waren Blücher und Bülow wieder gekommen am Entscheidungsabende und die wilde Flucht und Verfolgung war über diese Felder getost. — Ja, wer das alles gewußt hätte! Die Lüfte erzählten es nicht wieder. Die Sieger und die Besiegten waren fort, auch die Landbewohner, die davon Zeugen gewesen. Es war ein großes Stück Geschichte geschehen, aber uns dröhnte es nur als Gerücht in die Ohren. Die Namen Quatrebras, Fleurus, Waterloo und Belleallianee, sie existirten wohl, aber noch in ihrem tiefen Dunkel. Ueberall fehlte die ordnende Hand, welche die Fäden des Geschehenen erst zur Geschichte wob, und wir gingen fast stumpfsinnig, wo nicht gleichgültig über Gegenden, wo jeder Fußtritt classisch war. Hätte es schon eine Geschichte gegeben, mit wie andern Augen würden wir Stadte, Dörfer und Flecken angesehen haben.

Und doch, war das nicht ein entsetzliches Bild — und ich sah nie ein ähnliches — so weit unser Auge reichte niedergetretene Kornfelder! Wie auf den Boden gestampft die goldenen Aehren, die Büsche durchschossen, zerrissen, die Weidenbäume an den Gräben niedergebeugt. Hier am Rande das Erdreich aufgewühlt, dort wie geglättet; nichts in seiner vorigen Ordnung. Hier hatten tausend Mal tausend Hufe den Acker zerrissen und die Regenströme nachher die Verwüstung nicht wieder verwischt. In diesem Graben, hinter diesem Walle hatten Leichen gelegen; es stand nicht an einer Tafel geschrieben, aber der Instinct sagte es. So dunkel war der Boden von dem eingesogenen, vertrockneten Blute. Hier hatten Flüchtige sich am gebrochenen Baumast über den breiteren Graben geschwungen, aber die weite Ebene drüben verrieth, daß sie den verfolgenden Reitern doch erlegen waren. Links und rechts vom Wege frisch aufgeworfene, breite Erdhügel. Wie viel Hunderte, Freunde und Feinde mochten darunter schlummern! Hie und da standen noch auf den niedergetretenen Feldern einzelne Aehrenbüschel, aber geknickt. Ihr herabhängender Fruchtbüschel hatte Blut getrunken.

Die menschlichen Leichname waren schon fortgeschafft und der Mutter Erde übergeben. Nur eine dürre Hand fanden wir am Wege. Die brennende Sonne hatte die Fleischtheile vertrocknet. Wem mochte sie gehört haben? Einem Freunde, einem Feinde? Unsern davon, wo ihr Eigenthümer sie dem Staube und den Würmern hinterlassen, ruht jetzt ein Bein unter einem Marmordenkmal, und alljährlich am Schlachttag von Waterloo kommt der ehemalige Besitzer dieses Beines dahin mit seiner Familie, aus England oder gar aus Irland, um in ernster Feier des heißen Tages zu gedenken, als er das theure Glied verlor. Von Lord Pagels (Marquis Angleseas) Beine wußten wir damals nichts. Aber Pferde, in der Sonne geröstete, von den Krähen umschwärmte, hier grisliche rothbraune Fleischmassen, von Fliegen und Insecten bedeckt, dort schon abgezehrte Gerippe lagen noch viele weit umher zerstreut. Noch hatten die Kräfte nicht gereicht, diese Spuren der Vertilgungsschlacht verschwinden zu machen, und der Geruch war abscheulich.

Denke man sich eine glühende Julisonne, die auf einer weiten Ebene drei Tage schon hinter einander schien, die tausende verwesender Pferde über der Erde, und unter ihr in leichten Gruben noch mehr Tausende von Leichen, und das so fort Meilen weit, und kein kühlender Luftzug, oder Staub so weit die Chaussee reichte von den Marschierenden, den Rossen und Wagenrädern aufgewühlt! Es war eine pestilenzialische Luft und unsere Zunge klebte an dem Gaumen.

Ein ernsthafter Ernst müsse uns da erfüllt haben, wird man denken. Ich entsinne mich dessen nicht, noch finde ich etwas davon in meinen Briefen verzeichnet. Der Durst, die Erschöpfung, der Staub, der Sonnenbrand lenkten die Aufmerksamkeit immer wieder auf uns selbst zurück. In einem halb zerstörten Flecken, wo wir einen Augenblick rasteten, nicht eigentlich um zu rasten, sondern weil der Weg sich verstopfte, gelang es einem von dreien, eine Flasche Wein für schweres Geld zu erhalten. Zu dreien vertheilt war es für jeden ein Tropfen auf ein heißes Blech gegossen. Aber man erzählte uns von den Schrecken der vorangegangenen Tage, wie jenem, als er aus dem brennenden Hause

floh, ein Sparren auf den Rücken fiel, und hätte er nicht einen Bettsack getragen, so wäre er erschlagen worden. Jener war wirklich zu Schaden gekommen. Drüben in der Mühle hatte eine Paßkugel der Müllerin den Kopf vom Rumpfe genommen! O es gab viele Geschichten, die gewiß tragisch waren für den, den sie betrafen; daß dieser Ort, wo die Leute nur dafür Sinn hatten, aber das verhängnißvolle Fleurus war, aus dessen brennenden Straßen unsere Truppen, namentlich unser Regiment, Schritt für Schritt kämpfend, blutig hinausgeschlagen worden, ohne seine Ehre zurück zu lassen, das erfuhren wir erst, als wir hinaus waren! Die Weltgeschichte muß vor dem Privatschmerz zurückstehen.

Knöpfe, Flintenkugeln, Bänder, Fetzen, was umher lag und einst Herren gehört hatte, die wahrscheinlich nichts mehr auf dieser Erde besitzen konnten, und was Plünderer, Todtengräber und Maraudeure sogar als werthlos bei Seite geworfen hatten, wurde noch aufgerafft, aus Pietät oder der Seltsamkeit wegen; doch um meist auf dem nächsten Marsche wieder fortgeworfen zu werden. Andere freilich trieben mit Gegenständen, die etwas mehr Werth verriethen, einen Handel. Das war die Stimmung der Meisten, als wir über das Schlachtfeld von Waterloo marschierten.

Die Stadt Charleroi sah halb verwüstet aus. Wenige ganze Fensterscheiben, eingestoßene Thüren, eingerissene Mauern, Fetzen und Lumpen umhergestreut. Ein Theil der Bewohner war entflohen, in den bewohnten Häusern war mehr Einquartirung, Gesunde und Kranke, als sie fassen konnten. Wir mußten deshalb noch eine Stunde weiter in ein Dorf, dessen Namen ich vermuthlich falsch gehört oder aufgeschrieben habe, Mont sur Marchienne (?), dessen Bewohner aber merkwürdiger Weise nicht geflohen waren und sogar noch Lebensmittel hatten. Es ging uns dort wider Erwarten gut und ich finde in meinem Tagebuch die Bemerkung: „Die Wohnungen in den französischen Dörfern sind überhaupt gut, eigene Stuben, Steinpflaster (?), wahre Königswohnungen (!?) nur die Leute so heuchlerisch freundlich, höflich und über unsere Ankunft erfreut, daß man ihnen hinter die Ohren schlagen möchte." — Das nähere Verständniß dieser Stelle ist mir verloren gegangen.

Wir marschierten, jetzt in südlicher Richtung, nach Beaumont. Auf dem Wege dahin ward erst die eigentliche französische Gränze betreten. Es war dies ein eigenes Gefühl; zum ersten Male in Feindes Land. Es sah aber dort nicht anders aus als in Belgien. Aus der Stadt Beaumont kamen uns die Fouriere mit der Hiobspost entgegen, wir könnten dort nicht bleiben, da neun Zehntheile der Einwohner geflüchtet wären. Indessen war ich auf unsern Tornisterwagen, wo sich ein leeres Plätzchen fand, geschlüpft, und fuhr mit demselben in die wüste Stadt hinein, da unser Detachement, dem wir vorausgeeilt waren, noch nicht ankam. Dort war die helle Verwirrung. Der vor kurzem erst bestellte Commandant des Ortes wußte nicht, wo unser Regiment stand. Er vermuthete aber: vor der etwa fünf starke Lieues seitwärts liegenden Festung Maubeuge, und rieth an, einen Fourier nach dem Lager zu schicken, und Erkundigungen und Befehle einzuholen. Unser Führer, der nun auch mit dem müden Detachement nachgekommen war und sah, daß hier nichts zu haben war, sandte zwei Fouriere voraus, den einen nach Maubeuge, den andern nach dem drei Stunden entfernten Dorfe Beauru, wohin man uns aus Beaumont wies, vermuthlich nur um uns los zu werden.

Während der Officier mit dem Detachement nach dem letztgenannten Dorfe aufbrach, blieb unser Tornisterwagen zurück, da die Pferde durchaus etwas zu beißen und zu brechen haben mußten. Wahrscheinlich hat sich das gefunden. Da wir aber, — man nannte uns „Tornisterdrücker" — dieselbe Empfindung mit den Pferden theilten, durchstreiften wir die Stadt, um auch für unsern Hunger etwas aufzufinden. Ich weiß nicht, ob die andern glücklicher waren, aber ich fand für Geld und gute Worte weder einen Bissen Brod noch Obst; nichts war zu erhalten als ein Glas Franzbranntwein für den leeren Magen.

Hungrig, durstig und nach mancherlei Fährlichkeiten auf dem schlechten Landwege, der an vielen Stellen durch aufgeworfene Schanzen und Verhecke gesperrt war, erreichten wir endlich vor Abend Beauru und die Unsern, aber — das Dorf war leer! Alle Bewohner, des Schlosses und der Hütten waren mit ihrer fahrenden Habe, mit Vieh und Vorräthen, geflüchtet. Nicht eine Katze schien zurückgeblieben, kein Bissen Brod, kein Mehlkasten, kein Huhn, kein Faß und keine Flasche. Um das zu finden, hätten wir allerdings nicht nöthig gehabt, Beaumont mit Beauru zu vertauschen.

Das waren üble Aspecten. Es war 6 Uhr Abends geworden. Thier und Menschen konnten nicht weiter, und wenn sie weiter gekonnt hätten, wohin? Wahrscheinlich war es in den andern Dörfern nicht besser. Es hieß, die Bauern seien in den Wäldern umher bewaffnet, und beabsichtigten Ueberfälle auf die vereinzelten Detachements. Deshalb ward verboten, in den verlassenen Häusern sich zu legen; vielmehr sollte ein großer Bivouak in der Mitte des Dorfes bezogen werden. Der heitere Abend war dazu wie geeignet.

Aber mit dem Bivouakiren ist es nicht abgethan; man muß auch essen, um zu leben, und zu essen war nichts da, wohl aber zu plündern. Die Frage war nun: Plündern oder Essen suchen! Die Versuchung zum Plündern war zu lockend. Ordentlich aufgefordert wurden wir dazu durch die Situation. Die bösliche Verlassung der Dorfbewohner gab uns ein Recht, uns in den Besitz ihrer Hinterlassenschaft zu setzen, da sie durch ihren Eigensinn, uns nicht empfangen zu wollen und durch die Steigerung desselben bis zur Pflichtwidrigkeit, daß sie ihre Effecten mitnahmen, uns um das nach allen Kriegs- und Friedensrechten zukommende Quartier mit Beköstigung brachten. Ja sogar eine Pflicht hatten wir gegen unsern König, dem wir treues

Aushalten geschworen, zu Wasser und zu Lande, alles zu thun, um uns zu erhalten, also zu plündern. Endlich hätte uns ein Jurist sagen können: was wir da sahen, wären res derelictae, gehörten zur Zeit Niemandem, also demjenigen, der sie fand und sich aneignete. Endlich aber, und das war der Hauptgrund: es war doch eine gar zu interessante Sache zu plündern; da zu plündern, wo es sich gewissermaßen von selbst machte. Man hätte sich später ein Gewissen daraus gemacht, wenn man die Gelegenheit unbenutzt verstreichen lassen. Ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl der Jäger die Sache von diesem Gesichtspunkt aus auffaßte; die eigennützige Absicht war nur Nebensache. Konnten die Meisten doch kaum fortschleppen, was sie ohnedies hatten, und schon in Huy hatten wir einen Theil vom Inhalt unserer Tornister fortgeworfen, um ihn tragbarer zu machen. So ging es auch schon in den nächsten Tagen mit vielen der Beutestücke.

(Fortsetzung folgt.)

Heidetraum.

Durch die herbstliche Heide
Im stillen Mittagsschein
Wandern allein wir beide,
Wir beide ganz allein.

Deine weißen Finger streifen
Durch Heidekraut und Farn,
Deine Augen schweifen
Nach wehendem Sommergarn.

Und ich sehe dich an und träume
Von der alten, goldenen Zeit.
Ein Hauch streift durch die Bäume,
Und ein ferner Häher schreit . . . .

Otto Oppermann.

Die fromme Lüge.

Wo ich erscheine, hüll' ich mit linder Hand
In meine Schleier tröstlich der Wahrheit Bild,
Auf daß ich ihre harten Züge
Milder gestalte zu Nutz und Frommen.

Ein zag' Gemüte führ' ich am Leid vorbei,
Genesungsträume bring ich dem Sterbenden,
Ein Kinderlachen zu behüten,
Sinne und spinne ich meine Märchen.

Verachtet mich nicht, die ich nur geben will,
Die nur aus Lieb' und Mitleid die Welt durchstreift,
Wo so viel ungeweinter Thränen
Göttlicher Segen mein Schaffen heil'gen.

Rosa Rübsaamen.

Das Lachen der Venus.

Stumm sitzt Frau Venus am Hörselberg
Und stützt das Haupt mit der Hand.
Zur Seite schaut schwermütig ein Zwerg
Hinaus in das schweigende Land.

„Die Sonne will sinken in rotem Dunst,
Und Straßen und Wege sind leer;
Frau Venus, dich trügt deine Zauberkunst,
Tannhäuser kehrt nimmermehr."

Da hebt die Huldin das Angesicht,
Ein Lächeln blüht um den Mund,
So hold wie schimmerndes Sternenlicht
In der ersten Abendstund'.

Auf ihren Lippen, korallenrot,
Wiegt sich ein trunkenes Glück:
„Und wenn er weilte beim bleichen Tod,
Zu mir doch kehrt' er zurück!

„Wer einmal küßte die Lippen mir,
Wer einmal im Arm mir geruht,
Dem glüht in der Brust eine heiße Begier,
Dem brennt ein Feuer im Blut.

„An mich nur denkt er, wo immer er ist,
Das wisse, du drolliger Wicht!
Und wenn er Vater und Mutter vergißt —
Frau Venus vergißt er nicht."

Sie blickt in den bleichenden Abendschein,
Ihr Sinnen ins Ferne schweift. —
Was mag dem Zwerge begegnet sein,
Daß wild in den Bart er sich greift?

Aus seinen Augen leuchtet ein Blitz,
Er beißt die Lippen sich wund
Und stemmt die Faust auf den Felsensitz,
Den Fuß in den moosigen Grund:

„Und wenn er wieder zurück dir kehrt,
Beginnt wohl das nämliche Lied?
Doch der ist des Glücks deiner Liebe nicht wert,
Der treulos einmal von dir schied!

„Er mag nur kommen, der schlanke Fant,
Soll deiner nimmer sich freu'n,
Ich will ihn würgen mit eigner Hand,
Will Gift in den Becher ihm streu'n.

„Dir hab' ich nimmer die Lippen geküßt,
Die süßen — daß Gott sich erbarm'! —
Und werd' ich mit Strafen der Hölle gebüßt,
Jetzt will ich dich halten im Arm!" —

Auf springt er vom Sitze und reckt die Gestalt
Und stürzt zu dem schimmernden Weib, —
Da stockt sein Fuß wie vor Zaubers Gewalt,
Ein Schauer durchrinnt ihm den Leib.

Frau Venus steht wie ein marmornes Bild,
Die Augen starren so leer;
Es ringeln schwarze Locken sich wild
Um ihr schreckliches Angesicht her.

Und ihr Lachen — ihr Lachen, ein eisiger Hohn,
Wie aus Raubtiers Kehle ein Schrei —
Wer einmal hörte den grausigen Ton,
Den läßt er nimmermehr frei.

Das heißeste Blut in den Adern gefriert,
Der tapferste Kämpe wird bleich,
Als hätt' er ins Antlitz der Hella gestiert
In Nifltheims nebligem Reich.

Ringsum in den Klüften ein Echo schallt,
Als lachten das Thal und der Berg,
Als lachten sie über die Mißgestalt,
Den armen verwitterten Zwerg.

Und der Zwerg will entfliehen in hastigem Lauf,
Doch regungslos horcht er und starrt;
Ein eisiger Frost kriecht zur Brust ihm hinauf,
Der Fuß wird, der Arm wird ihm hart.

Und um ihn wird's dunkel, und in ihm ist's leer,
Er lehnt an des Tannenbaums Stumpf.
Es drückt in die Erde sein Fuß sich so schwer,
Es wächst an die Tanne sein Rumpf.

Sein Herzschlag verstummt, und sein Auge schläft ein,
So steht er an Hörselbergs Thor. —
Das Lachen — das Lachen nur tönt ihm zur Pein,
Das Lachen der Venus in's Ohr.

A. Bessell.

Staub.

Silberweiße Wolken
Ziehen ihre Bahn,
Segler an des Himmels
Blauem Ocean.

Ziehen fern und ferner,
Still und hoch und schön,
Bis sie in der Zeiten
Ewigkeit vergehn. —

Aus der Erde ringet
Sich der Staub hervor,
Eine Riesensäule
Wirbelt er empor.

Staubgefüllte Wolken
Fliehn das dumpfe Reich,
Dünken sich den hehren
Himmelsschwestern gleich.

Doch der Wind zerreißt sie,
Ihrem Flehen taub:
„Nieder mit Euch Prahlern!
Staub gehört zu Staub!"

Maria Schneider.

Frühling im Dorfe.

Jetzt wollen wir aber singen
Und wollen lustig sein.
Die Reh' im Walde springen
Und immer nur zu zwei'n.

Die Reh' im Walde laufen
Und halten gar nicht still.
Wußt' jedes in dem Haufen,
Wem es gehören will.

Und ist im Dorfe Eine,
Bei der will Keiner steh'n,
Und sie müßt' gehen alleine,
So will ich mit ihr geh'n.

So will ich mit ihr springen,
Will tanzen wunderfein.
Jetzt wollen wir aber singen
Und wollen lustig sein.

Die Mädchen lachend stehen
Und gehen über den Platz.
Ist jede wohlversehen,
Hat jede ihren Schatz.

Hans M. Grüninger.

Gedichte von Paul Verlaine.

Aus dem Französischen übersetzt von Otto Hauser.

Schwingt euch im Tanze.

Ihr Schelmenauge hatt' ich gern,
Es ist der hellste Himmelsstern,
Ich seh es noch, obwohl sie fern.
Schwingt euch im Tanze!

Sie war so hold, doch ließ ihr Scherz
Verzweifeln ein verliebtes Herz, —
Dem aber war's ein süßer Schmerz!
Schwingt euch im Tanze!

Ich denk' der Küsse, die mir bot
Ihr Mund so frisch, so blühendrot,
Obwohl sie für mein Herz nun tot.
Schwingt euch im Tanze!

O spielet auf ein lustig Stück! . . .
Ich denk' noch stets an sie zurück
Und das, und das ist all mein Glück.
Schwingt euch im Tanze!

Die lieben, kleinen, schönen Hände.

Die lieben, kleinen, schönen Hände,
Die einst in meine warm sich schmiegten,
Sie thun mir auf, mir, dem Besiegten,
Nach all den Leiden ohne Ende,

Nach all dem Hasten und Versäumen,
Nach all dem Irren, Sehnen, Dürsten, —
Fürstlicher als zur Zeit der Fürsten,
Thun sie mir auf ein Reich von Träumen.

Traumhände ihr auf meiner Seele,
Weiß ich, was ihr mir möchtet sagen,
Mir, der im Elend muß verzagen,
Versunken ganz in Schuld und Fehle?

Hat mich der holde Traum belogen
Sind wir für immerdar geschieden,
Kennt ihr kein Mitleid mehr hienieden,
Ist eure Liebe ganz verflogen?

Wie süß die Reue und das Beben!
Die Träume, o wie süß sie mahnen!
Geliebte Hände, laßt mich ahnen,
Mich glauben, daß ihr mir vergeben!

Kaspar Hauser.

Ich kam zur Stadt, ein Waisenkind,
Mein Reichtum nur die stillen Augen.
Was sollt' ich unter Menschen taugen?
Sie fanden mich zu dumm, zu blind.

Da plötzlich wie aus Himmelshöhn
Kam, als ich zwanzig Jahre zählte,
Ein Glühen, das mich neu beseelte. —
Die Frauen fanden mich nicht schön.

Dann, königslos und heimatlos,
Im Kriege wär' ich gern gestorben: —
Ich habe keinen Ruhm erworben,
Empfangen nicht den Todesstoß.

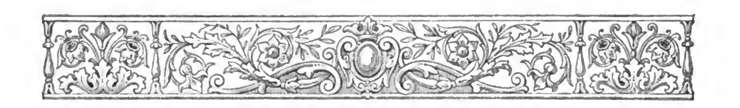
Kam ich zu früh, kam ich zu spät
In diese Welt? O habt Erbarmen
Mit mir, dem Ärmsten aller Armen,
Und sprecht für Kaspar ein Gebet.

Schwesterliche Seelen.

Sieh, wir müssen uns, o Lieb, vergeben lernen,
Bei uns wird dann sein das Glück sogar im Leide.
Aber wird uns auch beschieden von den Sternen
Manches Weh, nicht wahr? so weinen wir doch beide.

Einen wir, o Lieb, wir schwesterlichen Seelen,
Unsren Schwüren noch das kindlich süße Bangen;
Laß den stillsten Pfad, den Menschen fern, uns wählen
Und vergessen die, von denen wir gegangen.

Seien wir, o Lieb, zwei Kinder ohne Sorgen,
Die ein Nichts entzückt, die doch erbleichend beben,
Hält der Buchenhain im Schatten sie verborgen;
Und es ahnen kaum, daß ihnen längst vergeben.



Der Roman einer Toten.

Von A. Schoebel.

(Schluß.)

Der Einblick in Ortruds Bekenntnisse hatte ein neues Leben in Konrad entzündet. Das Krankhafte, Schwankende, Sehnsuchtsvolle schien aus seiner Natur herausgelöst zu sein. Er wußte, daß Ortrud ihm gehört haben würde im Leben, wie sie im Tode die Seine geworden in mystischer Vermählung.

Des Mädchens so lebendig aus ihren Portraits heraussprechende Augen gaben ihm nicht länger Rätsel auf. „Kennst du mich nun? So war ich. Warum kamst du zu spät? Warum hast du mich einem Anderen gelassen?“

Dieser Andere! Wilder fühlte der junge Künstler den Haß in sich auflodern gegen jenen Mann, der Ortruds Ring getragen, noch immer trug. Konrads Gefühl, die niedergehaltene Gewißheit, die eingezwängte Wut, ließen sich nicht länger zurückdämmen.

Der Haß raubte dem jungen Künstler den Schlaf, die Arbeitslust, wie es nur eine unruhvolle Liebe gekonnt hätte. In gewaltigen Wogen rauschten seine Phantasieen an ihm vorüber, aber sie ließen sich nicht erfassen, nicht bannen. Die heiße Atmosphäre des Schaffens in Konrads Innern kühlte sich langsam ab.

Seine Natur entwickelte den Drang, endlich das ihr fremde Element auszuwerfen, sich zu reinigen und zu klären in einer gewaltigen Ergießung, um danach in sanftem Strom das Schöne aus ihrem Innersten hervorquellen zu lassen. Er fieberte beinahe einem Zusammentreffen mit Kracht entgegen, einer Aussprache die zugleich eine Abrechnung bedeuten sollte. —

Ein dumpfer Vormittag war's. Verdrießliche Regenstimmung in der Luft, — über einer blinzelnden Sonne graues Wolkengeschiebe. Das sonst so geschwätzige Sommerlaub hing schlaff herab, in dumpfem Schweigen. Nur hin und wieder ächzte ein Windhauch durch die Luft und raschelte zwischen den Blättern hindurch.

Konrad stand am Fenster von Ortruds Zimmer. In hastigen Stößen trieb ihm das Blut durch die Adern. Er wußte, Kracht wurde heut erwartet. Um sich nicht stärker an dem Anblick des Verhaßten, der jeden Augenblick eintreffen konnte, aufzuregen, wandte er sich dem Innern des Raums zu. Seine Augen wanderten über die Nische hin, blitzten zornig auf —

Da klangen hart auftretende Schritte draußen im Korridor, Befehlshaberschritte. So anmaßlich trat nur einer in diesem Hause auf. Konrads Züge kanteten sich. Ein rasches Erbleichen flog darüber hin.

Draußen beugte ein Windstoß die Wipfel der Bäume gegeneinander; die ersten schweren Tropfen fielen. —

Kracht öffnete vorsichtig, wie es sonst nicht in seiner Art lag, die Thür. Als er des jungen Bildhauers ansichtig wurde, legte sich gleich einer Maske jene Trauer über sein Gesicht, welche während der ersten Begegnung der Beiden die robuste Erscheinung des Gutsbesitzers eingehüllt hatte. Mit den Augen maßen sich die Männer. Das Ticken der Uhr, an welcher Ortrud das Schwinden der Stunden abgezählt, klang durchs Zimmer, gleich eiligen Herzschlägen. Eine herbe Bitterkeit stieg in Konrad auf. Wilder kochte sein Blut auf, und die vornehme Zurückhaltung seiner Natur wie eine unnütze Schranke niederreißend, drängten sich ihm Worte des Vorwurfs, der Beleidigung, der Wut auf die Lippen.

Da sah er einen ängstlich fragenden Ausdruck auf dem breiten Gesicht seines Feindes erscheinen. Die delftblauen Augen verwässerten sich leicht. „Sie wissen bereits?“ stammelte Kracht und zögerte einen Augenblick weiterzusprechen.

Konrad zuckte die Achseln.

Kracht trat einen Schritt näher. „Also nicht? Nicht?“ Er räusperte sich. „Doch Sie können sich denken —?“ fuhr er hastig fort, während der Abglanz des gewohnten selbstzufriedenen Lächelns neben den schlaffen Mundwinkeln erschien.

Konrads Nüstern zitterten. „Zu meinem Bedauern kann ich mich in Ihren Gedankengang nicht hineinversetzen —“ Er verstummte und errötete. Er hatte bemerkt, wie Kracht mit der behandschuhten Rechten den Ring herumdrehte, den er unter einem breiten Siegelschild an der freien Linken trug — den Ring, der einst Ortrud ihm zu eigen gegeben.

„Sehen Sie, mein lieber junger Freund,“ — Konrad zuckte unter der vertraulichen Anrede zusammen — „sehen Sie, die Trauer um unsere teure Tote ist ja sehr rührend und schön, und ich habe die arme Ortrud auch gewiß recht lieb gehabt —“ Er dämpfte die Stimme, als habe er ein Geheimnis mitzuteilen. „Gewiß recht lieb gehabt — hm, hm —“ Der robuste Mann sah aus, wie damals, als er gekommen war, um von einem Künstler Handwerkerdienste zu verlangen. „Aber so den Kultus durchs ganze Leben schleppen, das geht doch einfach nicht, — Sie begreifen —“

Ein heller Schein fiel in Konrads Seele. Er hob den Kopf. Groß und voll traf sein Blick in Krachts grellblaue Augen.

„Mit einem Wort, — ich — — ich beabsichtige, mich zu verloben, anderweitig zu verloben. Und da wollte ich Sie bitten, mein lieber junger Freund, daß Sie den Eltern meiner — hm, der armen Ortrud, diese Thatsache vielleicht in schonender Weise mitteilen.“ Eine freudige Verlegenheit wischte den letzten Trauerzug von dem rötlichen Gesicht herunter. „Mir wäre das ein wenig peinlich, hm, Sie begreifen.“ Und die Spitze seiner breiten Zunge erschien zwischen den Zähnen und befeuchtete die trocken gewordenen Lippen.

Konrad verneigte sich. Einen Glückwunsch vermochte er sich nicht abzuringen, doch versprach er mit seltsam zitternder Stimme, die Bitte zu erfüllen.

Unter innere Rührung andeutendem Blinzeln streifte Kracht den Ring von seinem Finger. „Man muß Platz schaffen, Platz schaffen,“ witzelte er. Dann legte er den Ring in Konrads Hände, diese dankend zusammenpressend. „Hoffe Niemandem zu begegnen, habe mich im Unterstock gar nicht melden lassen. Wollte die Sache eigentlich schriftlich erledigen, — doch Sie mit Ihrem künstlerischen Zartgefühl“ — er lachte behäbig — „werden die Angelegenheit viel richtiger auffassen als ich einfacher Ackerbauer.“ Sich gleichsam rückwärts schiebend, that er ein paar Schritte nach der Thür zu. „Meine zukünftige Braut ist übrigens ein schneidiger Kerl, radelt, rudert, reitet und wird sich excellent zur Landwirtin eignen. Selber Gutstöchterchen, und recht ansehnliche Mitgift, recht ansehnlich.“ Einige weitere Intimitäten zum besten gebend und nochmals wortreich dankend, entfernte sich der glückliche Bräutigam.

Konrad blieb zurück in dem Zimmer der Toten, ihren Brautring haltend. Beinahe andächtig sah er darauf nieder. Es blitzte und glänzte in seiner Seele von Glück!

Jetzt besaß er sie ganz, Ortrud, ihre Seele, alles, was sie auf Erden zurückgelassen! Ein Talisman sollte ihm der kleine Reif werden, der ihn feite vor der gewaltigsten und dem Künstler gefährlichsten Lockung, vor derjenigen durch das Weib.

Er fühlte die Eifersucht aus seinem Innern schwinden. Verklärt erhob sich der Schmerz um eine Tote, die er lebend nie erschaut und die ihm dennoch den Ruhm reichen würde. Der Kunst allein wollte er von nun an gehören, eine königliche Begabung ehren durch unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Arbeit. Wie durch Divination wußte er es, daß er sich selber durchsetzen werde und sein Ziel, eine schweigende tote Welt zu mächtigem Leben zu erwecken.

Und in blendender Marmorpracht, sich ihm schenkend in einer strahlenden Vision, erschien vor ihm das Werk, das er bisher als schattenhaftes Gebilde nur erblickt —

In festem Umriß sah er „die Hochzeit der Psyche“ vor sich. Die Götter alle umringten in frohem Drängen ein jugendschönes Paar, das irdische Züge trug — — — Erlöst, leuchtend wie ein Stern unter der herrlichen Schar stand sie da, die künftige Mutter der Glückseligkeit, die Gottgeküßte, — Psyche!

Konrads ganzes Wesen fieberte dem Schaffen entgegen. Die Stille schwoll auf um ihn her.

Seiner Stirn nahe schwebte der Lorbeer.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Gaedertz, Karl Theodor. Fürst Bismarck und Fritz Reuter. Ein Gedenkblatt. 2. Tausend. Wismar. Hinstorffsche Hofbuchhandlung.

Benzmann, Hans. Sommersonnenglück. Neue Gedichte. Mit Umschlagszeichnung von Emil Orlik und Zierleisten von Hans Heise. Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler. 1898.

Hindersin, Friedrich von. Wuotans Ende. Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig. C. G. Naumann. 1898.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von J. Cynamon in Berlin N, Chausseestr. 2e



Sonntagskinder.

Novellen von Ernst Behrend.

(Fortsetzung.)

Solcherweise ging Wilm Birkenstock durch seine Kinderjahre und auch des Weiteren als ein Traumwandler und hatte wegen seiner wunderbaren Erlebnisse, die zwar niemals durch Augenzeugen, merkwürdig oft aber durch unleugbare Folgeerscheinungen beglaubigt wurden, großes Ansehen vor sich selbst, seinen Eltern und andern leichtgläubigen Seelen. Nur hier und da geschahen Ausnahmen, und eine von ihnen soll nunmehr berichtet werden.

In den Dämmerstunden eines Nachmittages, in den sich die ganze Schönheit des Sommers gedrängt zu haben schien, derartig, daß das Herz von nichts anderem berührt wird, als von der ringsum leuchtenden und klingenden Lust der Natur, stieg Wilm, der nun bereits seit einem halben Dutzend Jahre die Schulbank drückte, allein in den weiten Ruinen der Pfalz umher, in der Jahrhunderte zuvor eine lange Reihe deutscher Könige und römischer Kaiser in Macht und Glanz Hof gehalten hatte. Dort verweilte er gern in Bewunderung der hohen Hallen, über die sich als Dach das Blau des Himmels wölbte, weil Feuersbrand einstmal den hölzernen Dachstuhl verzehrt hatte und man es nicht der Müh' und Kosten für wert erachtete, die Stätte alter Herrlichkeit vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren; achtlos ernster Mahnung der Weltgeschichte ging der Bürger an dem Bau der Vorzeit vorbei nach dem Berge, wo aus reicher Teufe Gold und Silber, Kupfer und Blei sich fördern ließ, Dinge, die ihm der Betrachtung würdiger erschienen, als die ruhmreiche Vergangenheit seiner Vaterstadt. Wilm Birkenstock aber war besser geartet und liebte es, zwischen den epheubesponnenen Mauern in Gesellschaft vornehmer Geister zu wandeln. Viel wußte er zwar von der Historie jener glanzvollen Zeit nicht, gerade nur soviel, wie der Herr Rektor Kordt Immermann, der sich nach Gelehrtenweise Curtius Sempiternus nannte und in dessen Klasse Wilm sich mit allerlei Wissenschaft zu befreunden gezwungen war. Zu den Disciplinen jener Zeit gehörte Vaterlandskunde am wenigsten, das aber stand nach allem, was der Herr Rektor von ihr zum besten gegeben hatte, bei Wilm unumstößlich fest, daß die großen Fürsten aus sächsischem und salischem Stamm das Reich ohne jegliche Kenntnis der erst jüngst aus Welschland eingewanderten Wissenschaft der Algebra, die ihm selbst die Lust am Dasein vergällte, regiert hatten.

Als Wilm nun an dem erwähnten herrlichen Sommerabend einsam in den Ruinen der Kaiserpfalz seliges Nichtsthun pflegte, vernahm er plötzlich das krah, krah, krah einer über das dachlose Haus hinwegfliegenden Krähe. Klang das nicht just, wie wenn in der Algebrastunde der Herr Rektor Curtius Sempiternus mit heiserer Stimme das a-Quadrat irgend einer Gleichung aussprach? Ein Mißton war's, der in die Harmonie seiner Stimmung hineinfiel. Noch einmal hörte er von fern her das krah, krah, krah, noch einmal dachte er an den a-Quadrat krächzenden Rektor, dann trieb es ihn nach Ortsveränderung, um dadurch die Mißstimmung seines Innern zu beseitigen, und hurtig erkletterte er den Mauerrand der Palastkapelle. Dort ging ihm in der That in dem Wonnegefühl, das ihn beim Anblick der vom scheidenden Tageslicht bestrahlten Herrlichkeit ergriff, der kurze Unmut über Krähen- und Rektorengekrächz schnell unter. Dagegen tauchte der Gedanke auf, daß Heldennaturen auch ohne Algebra sich zu Größe und Ruhm durchringen können und mit diesem beruhigenden Gedanken stieg der heiße Wunsch in seinem Herzen empor, selbst dereinst, frei von dem Zwang der neuen fremden Wissenschaft zu Heldentum und hohen Ehren zu gelangen. Und als er über solcher wohlthuenden Gemütserregung unablässig den Blick nach Westen gerichtet hielt, wo sich die Sonne hinter hohen Berggipfeln in rosiger Glut verabschiedet hatte, da erschien, wie einst dem Mose der Engel des Herrn in einem feurigen Busch, jetzt dem Wilm Birkenstock in einem gewaltigen Rosenhag, den Flammen umwaberten und

doch nicht verzehrten, Kaiser Friedrich der Rotbart, der die Einsamkeit des unterirdischen Kyffhäusersaales verlassen hatte, um hier an alter Malstatt einen Reichstag abzuhalten. Ewigen Landfrieden verordnete er und gab als oberste Satzung das Verbot der fried- und freudenstörenden höllischen Kunst Algebra. Alles Volk, das tief unter der kaiserlichen Rosenlaube in dunkelbeschatteten Gründen versammelt war, jubelte diesem Mandatum zu, am allerlautesten aber der Herr Rektor Curtius Sempiternus, der krähte in einemfort: „a-Quadrat plus zwei a b, scheert euch zum Teufel!“ Als er sich aber ganz heiser gekrächzt hatte, erblaßten die Rosen des kaiserlichen Gezelts, der Kaiser selbst verschwand wie ein flatternder Nebel und der ganze jüngste Reichstag zerfloß in Dunst. Als dann von den Bergen kühle Nachtluft herüberwehte, verließ Wilm seinen Platz auf der Kapellenmauer und begab sich langsam nach Hause, wo er zu rechter Zeit eintraf, um gleich in der Brunnsuja von dem Geschauten weiterzuträumen.

Am andern Morgen begann der Rektor Kordt Zimmermann, genannt Curtius Sempiternus, den Unterricht in seiner Klasse mit frommer Katechisation, wonach er mit seinen Scholaren den heiteren Märchenerzähler Ovidius traktierte und sie von der feurigen Himmelfahrt des Jünglings Phaeton unterhielt. Das war eine Geschichte ganz nach Wilm Birkenstocks Geschmack! Der Rektor, der so erbaulich darüber sprach, daß man in ihm unmöglich einen Anhänger der in Wilms Augen als Afterwissenschaft geltenden Algebra vermuten konnte, gewann sich durch die schwunghafte Interpretation des Poeten das volle Herz des Schülers. Nach der Ovidstunde trat eine Pause ein, bevor nach dem Unterrichtsplan mit seiner nüchternen Disciplin Vormittagsschluß gemacht werden sollte. Als aber der gestrenge Herr Rektor nach Ablauf der Erholungsfrist die Schulstube wiederbetrat, saß nur ein einziger Junge da, ein hohlwangiger Vorstenteufel, der als professionierter Angeber und Verpetzer mit allen Kameraden in Feindschaft lebte. Von ihm erfuhr Herr Curtius Sempiternus zu seinem hellen Erstaunen, die andern seien insgesamt zum Spiel nach dem Bleichanger ausgezogen, weil Wilm Birkenstock proklamiert habe, daß der Herr Rektor sie fürder nicht mehr mit Algebra quälen wolle. Dieser nahm den Bericht sprachlos hin. Dann, zur Erkenntnis gelangt, daß seine Herde sich an diesem Vormittag sicher nicht wieder bei ihm zusammenfinden werde, schickte er den Igelkopf weg und verließ das Zimmer, die Worte des römischen Redemeisters Cicero murmelnd, mit denen dieser der Verwunderung einen klassisch gewordenen Ausdruck gegeben hat: novum et ad hunc diem non auditum, d. h. die Sache ist doch neu und unerhört!

Am Nachmittag war die Klasse rechtzeitig zur Stelle und fast gegen alle Gewohnheit fein sittsam da; die Mehrzahl der Auskneifer mochte kein ganz reines Gewissen haben; Wilm Birkenstock gehörte nicht zu diesen, er hockte nachlässig auf seinem Platz und bewunderte den goldenen Kringel, den die Sonne durch eine Butzenscheibe auf den Lockenkopf seines Vordermanns zeichnete. Da erschien der Herr Rektor in der Thür; seine Züge verrieten drohendes Unheil, es wetterte auf seinem Gesicht wie von Grimm und Hohn; wenn aber die vor dem Ausbruch des Sturms sich duckende Herde genauer acht gegeben hätte, so würde sie vielleicht durch die Blitze hindurch einen kleinen Streifen blauen Himmels gesehen haben, denn der Herr Rektor war wohl für strenges Gericht, aber auch für kurzen Prozeß und verstand es, die mildernden Umstände eines Delikts zu erforschen und zu berücksichtigen.

„Mehercle!“ begann er, langsam die Silben ziehend, „grex quam egregissima!“ wofür ein Neuerer wohl sagen würde: Bei Gott, eine nette Gesellschaft!

Diese schrumpfte ganz in sich zusammen mit Ausnahme Wilms, der wie das Bild des guten Gewissens selber dasaß.

„Abiit! — Excessit! — Evasit! — Erupit!“ fuhr der Schulgewaltige fort und jedes seiner Worte fiel gleich einem Keulenschlage nieder.

„Ausbrecher! — Bannbrecher! — Friedensbrecher! — Landstürzer! — Wer ist euer Hauptmann gewest in dieser Zuchtlosigkeit? — Wilm Birkenstock, ich hab' ein Glöcklein läuten hören. Nun sag', was du weißt!“

„Herr Rektor,“ ließ sich der Aufgerufene bescheidentlich vernehmen, „wenn Ihr unsern heutigen Ausflug nach dem Bleichanger meint, so bin ich dessen Urheber gewesen, dieweil Ihr selbst mir gestern zugesagt habt, die — die — Wissenschaft Algebra solle abgeschafft sein und wir brauchten sie nicht mehr zu lernen.“

„Das habe ich Dir zugesagt, Wilm Birkenstock?“ fragte der Rektor und zog dabei die Augenbrauen in unnatürlichster Weise hoch; seine Blicke durchbohrten den Jungen förmlich, der aber hielt sie mit der ganzen Kraft seiner Seelenunschuld aus.

„Freilich, Herr Rektor, gestern Abend habt

Ihr's mir gesagt, als wir selbander durch das Kaiserhaus schritten und daran gedachten, daß all' die großen Kaiser und Herren vormals ohne Algebra existieret."

Bei dem Schulmonarchen, der seinen Wilm Birkenstock einigermaßen studiert hatte, dämmerte das Verständnis für dessen Erklärung auf.

„Und da hab' ich zugesagt — ?" fragte er weiter.

„Ja, wißt Ihr's denn nicht mehr? Vom Kaiser Rotbart, so lehrtet Ihr mich, sei auf einem Reichstag ein Verbot aller heidnischen und teuflischen Künste ergangen, insonderheit der welschen Algebra, und wolltet ihr ein gleich Verbot statuieren, daß fürder Niemand mehr Anstoß an solcher Lehre nehme, und da — und da —"

Wilm stockte in seinem Bericht.

„Fahre fort, mein Sohn, und da —?" heischte der Rektor mit verbissenem Lachen.

„Da habt Ihr dreimal gerufen: ‚a-Quadrat plus zwei a b plus b-Quadrat, scheert euch zum Teufel!'"

Die andern Buben neigten noch tiefer als bisher die Gesichter zur Erde; sie mochten mancherlei Gefühle vor dem gestrengen Herrn verheimlichen wollen. Dieser aber bedachte sich ein Weilchen und sprach dann mit Ernst, der des Wohlwollens nicht durchaus ermangelte:

„Wilm Birkenstock! Ich kenne dich, mein Sohn, und weiß von deinem närrischen Treiben. Daher glaub' ich nicht, daß du mich jetzt schändlich habest belügen wollen, sondern daß du mir nur eines deiner thörichten Traumgesichter geoffenbaret hast. Doch ich sage dir, dich selbst hat der böse Feind belogen, denn nun und nimmer ist es wahr, daß ich gestern mit dir im Kaiserhaus gewesen bin, noch so gräulich Unsinn zu dir geredet, noch gar solche verrückte Zusage gegeben habe. Und jetzt höre! Ut sementum feceris, ita metes, sagt der weise Redner Cicero, wie die Saat, so die Ernte. Hast du übles angestiftet, soll dir übles widerfahren; doch es soll dir zum Heil gereichen, denn bei unserm herrlichen Poeten Ovidius steht geschrieben: est quaedam flere voluptas, das Flennen ist gewissermaßen ein Labsal. Drum geh' und hol' mir die Haselgerte, die du beim letzten Virgatum, da ich mit euch zuchtlosen Buben aufs Ruten suchen ausgegangen war, selber geschnitten hast."

Gehorsam folgte Wilm diesem Befehl und brachte den von ihm zum schönen Zweck der Schulzucht ausfindig gemachten und zurecht gestutzten Bakel. Oh, was war's für ein anzüglich und dauerhaftes Instrument, das nun der gestrenge Herr Curtius Sempiternus nach der Gepflogenheit seiner Zeit, die das Prügeln fast erwachsener Scholaren für zuträglich und keineswegs schimpflich hielt, zwischen den Schultern Wilm Birkenstocks umhertanzen ließ! Dabei gab der Schlagfertige guten Zuspruch in Menge, z. B. „Gedanken sind zollfrei, sagt unser teurer Dr. Martin Luther; ich aber sage, halt's Maul, wo dumme Rede hoch besteuert ist" und weiter: „suum cuique, machst du mich lächerlich vor den Buben, mach' ich dich weinerlich vor ihnen" und schließlich: „sapienti sat, Wilm Birkenstock, d. h. ich vermeine weise zu sein, wenn ich jetzt von dem groben Handwerk lasse, für dich aber wird es hoffentlich hinreichen, um endlich verständig zu werden."

An jenem Tage wurde Wilm Birkenstocks Glaube an die Realität seiner wunderbaren Erlebnisse gehörig erschüttert.

* * *

Meister Gerrit und seine Hausfrau hätten aus Wilm, der in der tannenwürzigen Luft der Bergstadt unter ihren liebkosenden Händen und den derber zupackenden des gescheuten Rektors Nordt Zimmermann an Leib und Seele prächtig gedieh und ein schmucker Bursch von bescheidenem sinnigen Wesen ward, gern einen Studierten gemacht, einmal, um sich dereinst am Ruhme des gelahrten Sohnes zu sonnen, dann aber auch, weil sie von seiner hohen geistigen Anlage fest überzeugt waren. Doch der Rektor, den der Meister um Rat anging, vermochte Wilm eine Zukunft nach dem Wunsch der Eltern nicht in Aussicht zu stellen.

„Kupfer und Blei ist der Stoff, Meister Birkenstock, mit welchem Euer Wilm sich vergleichen läßt," sagte er, „Kupfer und Blei, daraus sich fürtrefflicher Hausrat anfertigen läßt; der Stoff hingegen, aus dem das Rüstzeug der Minerva gebildet wird, die Doctores et magistri der oberen und unteren Fakultäten, der muß sein Edelmetall, Gold oder zumindest Silber. Laßt den Jungen lernen und werden, was Ihr selbst gelernt habt und mit Ehren vorstellt, Meister, aber laßt ihn nicht studieren. Das wäre asinum ad lyram oder den Esel zum Leierspielen abrichten, wie der spaßhafte Poet Terentius sagt. Und hört, ein Kaiser des heiligen römischen Reichs, Sigismundus geheißen, hat vorzeiten, als man ihm in seiner lateinischen Rede einen Schnupper aufgemutzt, den Ausspruch gethan: rex Romanus supra grammaticam, d. h. was schiert den römischen König die Grammatik? Indessen quod licet Jovi non licet bovi, was des Reiches Oberhaupt sich in Dekli-

nation und Konjugation, sowie in der Syntax herausnehmen darf, das ist dem Hornvieh nicht erlaubt. Und mit Vergunst, Meister, in jenen Disciplinen ist Euer Wilm ein Hornvieh und wird es ewig bleiben. Und gar erst in der feinen künstlichen Wissenschaft Algebra! Ja, das hätt' ihm wohl gepaßt, wenn ein hoher Reichstag die verabschiedet hätte mit apage, heb' dich von hinnen! — Doch laßt Euch kein graues Haar drum wachsen, Meister Birkenstock, non omnia possumus omnes, oder, auf daß ich's Euch verdeutsche: Dukaten hustet der Eine, der Andre Kirschensteine. Drum rat' ich Euch, wollt mit Eurem Jungen nicht höher hinaus, als er selber will und kann; es wär' rein vergeblich Bemüh'n."

Also sprach der verständige Mann einmal und noch öfter, bis sein Urteil dem Meister Gerrit einleuchtete und er den Sohn, der's wohl zufrieden war, in seine eigene Lehre nahm. Weil Wilm aber nur mit lateinischer und griechischer Grammatik, sowie mit der seiner Meinung nach in Deutschland noch nicht zum Bürgerrecht gelangten Algebra in Fehde gelegen hatte, im Übrigen aber einen anschlägigen Kopf und eine recht geschickte Hand besaß, so brachte er es binnen drei Jahren zu einem tüchtigen Goldschmiedsgesellen.

Während dieser Zeit wurden seiner holdseligen Traumwandelei mehr Schranken gesetzt, als vordem. Sein Lehrherr nahm ihn fest an die Arbeit heran, teils weil er's selbst so gelernt hatte, teils, weil die Nachfrage nach Goldschmiedsware in dem Maße zunahm, als die Stadt sich von schweren Nackenschlägen erholte. Zudem ließ bei dem Meister mit den Jahren die Geschicklichkeit seiner Hände und die Schärfe seiner Augen merklich nach. Daher kam ihm die jüngere Hülfe aus verschiedenen Ursachen gut zu statten.

Wenn aber auch die Fälle lustiger Vermengung von Traumgesichten und Wahrgeschichten bei Wilm seltener wurden, so begegnete es dem stattlichen Gesellen, dem bereits ein krauser brauner Bart um Lippen und Wangen flaumte, dennoch hin und wieder, daß er aus der süßen Gewohnheit seiner Kinderjahre Verwirrung in sich und um sich anrichtete.

Eines Tages, da er sich längst schon im dritten Lebensjahrzehnte befand, stellte ihm der Vater die Erfüllung eines Wunsches, der sich nicht gut abweisen ließ, in nahe Aussicht. Auf Wanderschaft sollt' er gehn und die daheim gelernte Kunst in der Fremde bewähren; das könnte ein paar Jahre dauern, dann möcht' er zurückkehren und sein Meisterstück machen; derweile würde der Alte mit einem andern Gesellen auszukommen suchen. Das war Wasser auf Wilms Mühle! In die Fremde, nach Nürnberg, Augsburg, Prag und wie die Hauptstätten der edlen Goldschmiedekunst alle hießen! Vielleicht noch weiter nach Florenz im Land Italia, wo bis vor kurzem der größte Meister, Benvenutus Cellini, gelebt und geschaffen hatte! In die mit zaubrischen Händen winkende, ihre Wunderarme weit öffnende Welt! Lachenden Abenteuern entgegen, Ruhm und Ehren zu gewinnen! So jubelte es in dem frischen Gesellen und er machte sich bereit, mit dem Ränzel abzuziehen — „ade Herr Vater, ade Frau Mutter und getröstet Euch fröhlicher Wiederkehr!"

Zuvor jedoch beschloß Wilm, das Freischießen mitzumachen, durch das die alte Reichsstadt weithin nicht minder als durch historische Akte vorzüglichen Ruf erworben hatte und das in den nächsten Tagen nach alter Sitte auf dem Bleichanger abgehalten werden sollte. Kann sein, dacht' er nebenbei, daß dies oder jenes hübsche Mägdelein die Gelegenheit wahrnimmt und dir verrät, ob sie dich ungern scheiden sieht — dies oder jenes, so plapperte er für sich; hätt' er sein eigen Herz bereits heimlich verschenkt gehabt, so würde er sich auch in Gedanken bestimmter ausgedrückt haben; gewißlich aber würde er dann vom heurigen Schützenfest mit besserem Gewinn abgezogen sein, als es in der That geschah.

Auf dem Bleichanger, der sich von der südlichen Stadtmauer gegen die Berge zog und für gewöhnlich mit weichem grünen Rasen bedeckt, jetzt aber häßlich zerstampft war, ging es hoch her. Wer hinauspilgerte, mochte sich schon von weitem und allmählich an den ohrenbetäubenden Lärm gewöhnen, der unaufhörlich aus den Kehlen von gruppen- und haufenweis Feiernden, von aufziehenden Gilden und vormarschierenden Fanfarenbläsern, sowie von einzelnen Leuten, Marktschreiern und auf eigne Faust Vergnügten, aus dem Gewirr hervorquoll und wie ein unbändig Meer von flutenden und ebbenden Geräuschen an die Ufer schlug. Danach nannte man solche Feste derzeitig mit Recht Gröhlfeste. Den Takt der höllischen Melodie hob hin und wieder ein dumpfer Knall hervor, denn außer den Armbrusten die allerdings noch in der Mehrheit waren, nahmen Schützen mit Feuerrohren am Freischießen teil.

Das Schießen selbst gewissermaßen den amtlichen Part des Ganzen, hatte man auf das äußerste Ende des Festplatzes nahe einer steilen Bergwand

beschränkt. Dort vor der hohen Vogelstange und der Sternscheibe bemühten sich würdige Männergestalten um gediegene mehr oder minder kostbare Preise, die sich daheim als Schau- und Gebrauchsstücke auf Borten und Schränken stolz ausnehmen sollten, sowie um königliche und andere hohe Ehren, wie sie die Schützengilde nach Fug und Satzung dem Glück und Geschick der Bewerber gemäß verleihen durfte.

Weiter vorn war ein gewaltiges Rondel abgesteckt und in regelmäßigem Wechsel durch Stakete und Budenreihen begrenzt. Innerhalb dieses Raums betrieb man Dinge, deren vernünftiger Zusammenhang mit einer Schießübung nur sehr locker war. Allenfalls ließ er sich noch erkennen bei einer Gruppe von Fechtern, die mit blitzblanken luftdurchpfeifenden Zweihändern kunstvoll, ohne sich zu verletzen, auf die Polsterung ihrer Wämse und Kappen loshieben, und bei einer andern, wo fahrende Leute in Landsknechtstracht sich mit viermannslangen Spießen attakierten. Hingegen hatten die Prügel, die eine Bande von Schalksnarren sich gegenseitig mit schlanken werggestopften Lederwürsten unverdrossen zum Gaudium der Zuschauer verabreichte, wenig zu thun mit den ernsthaften Bestrebungen einer ehrenfesten wohlprivilegierten Schützengilde. Doch solcher Erwägung verschlossen sich die Beifallsrufer vom hochmögenden Ratsherrn herab bis zum Pantoffelhaus mit ungeschwänztem Pausbackengesicht; denn die witzlose Drescherei war ganz nach dem allgemeinen Zeitgeschmack. Auch die Knochenhauergesellen, deren zwölf einen Dreizehnten auf strammgehaltener Kuhhaut in die Luft schnellten und prellten, fanden unablässig Zulauf, und gönnten sie selbst sich eine Pause, dann geschah's nur, um zur nächsten Schankbude zu stürmen und mächtige Humpen Eimbecker Bieres zu vertilgen, das ein gut Teil besser schmeckte, als die heimische dünnkleckerige Gose.

Derweile unternahm dann eine Kumpanei hochgeschürzter draller Mägde auf der freigewordenen Bahn einen Wettlauf um allerlei billigen Tand, den ein besonderer Liebhaber von derartiger Darbietung weiblicher Anmut zu Ehrenpreisen gestiftet hatte. Jetzt raste die wilde Jagd an einem erblindeten Weiblein vorbei, das von der sechsjährigen Enkelin geführt, in einem Korbe Honigkuchen feilhielt. Die vorderste der Mägde rannte die Alte um, die Kleine aber half ihr wieder auf und flüsterte dabei mit halb empörtem, halb traurigem Ausdruck ihres jungen Gesichts: „Das war Schwester Lene." Großmütterchen kopfschüttelte nur kurz und rief bald wieder mit zittriger Stimme: „Honigkuchen kauft, kauft!"

Nun fiel eine helle Männerstimme ein, laut wiederholend: „Honigkuchen kauft, kauft!" Wilm Birkenstock war's, der den Vorfall mit angesehen hatte und sich mit seinem Ruf an eine kleine Schar von Jünglingen wandte, mit der er durch das Getümmel strich. Er selbst nahm der Alten ein paar überzuckerte Herzen ab, verteilte den Rest ihrer Ware unter die Kameraden und händigte dem Weiblein das Doppelte des geforderten Kaufschillings ein, worauf es sich, des guten Handels froh, von der Kleinen wegführen ließ.

Eins seiner Lebkuchenherzen verspeiste Wilm mit Behagen, das andre knüpfte er an das Sturmband, das ihm von beiden Seiten des Baretts locker bis zur Brust herabhing; da baumelte das Kuchenstück ihm wie ein Ordenszeichen dicht unterm Halse.

Die jungen Leute, mit denen er ging, waren sämtlich aus guten Bürgerhäusern, Kauf- und Handwerksgesellen bis auf den schmächtigen, über seine Jahre würdevoll aussehenden schwarzgekleideten Jüngling, den Wilm nun unter den Arm nahm; der war des Herrn Bürgermeisters Dolgernissen Sekretarius und hieß Ulrich Hammenstede. Mit ihm, den er als eine in vieler Hinsicht gleichartige Natur, namentlich als einen nachdenklichen Menschen erkannt, hatte sich Wilm seit einiger Zeit befreundet, obwohl er's im Allgemeinen noch immer mit der alten Gewohnheit hielt, seine Wege möglichst allein zu gehn. Schlechte Gesellschaft aufzusuchen oder gar sich in ihr wohl zu fühlen, wär' ihm unmöglich gewesen. Nichtsdestoweniger war er kein Kopfhänger oder Duckmäuser, vielmehr schätzte er bei allem Abscheu vor der Roheit, die sich in jener Zeit oft recht breit machte, ein fröhliches Treiben gar wohl, nur daß er die Lust lieber aus reinem, denn aus unsauberem Gefäß genoß.

Kaum hatte Wilm Birkenstock das eine dem alten Weiblein abgekaufte Honigkuchenherz verzehrt, als ihm und seinen Kameraden eine kleine Schar feingekleideter Mädchen entgegenkam, an deren Spitze als unverkennbares Oberhaupt eine in jedem Sinn hochansehnliche Jungfrau marschierte. Ihre schlanke Gestalt hielt sie kerzengrade gerichtet, auf ihrem Antlitz, aus dem unter hoher Stirn stahlblaue Augen scharf um sich spähten, lag ein herber Zug, der aber, als sie des schmucken Goldschmiedsgesellen ansichtig ward, einem winzigen Lächeln des Wohlgefallens Platz gab.

„Ei, ei, Wilm Birkenstock," rief sie und deutete mit der reichberingten Rechten auf den ihm unterm Halse baumelnden Kuchen, „will Euer Herz so hoch hinaus? Das ist recht von Euch!"

Der Angerufene aber erwiderte höflich:

„Schöne und ehrsame Jungfrau Ilge Dolgermissen, so hoch ist mein Herz gehüpft vor Freude über die Begegnung mit Euch."

Die schlanke und gestrenge Maid, Ottilie getauft, war die Tochter des Bürgermeisters Dolgermissen und der Frau Trude, mit der der Knabe Wilm einstmals die böse Königin Schneewittchens verglichen hatte. Bei seiner Antwort kniff sie die Lippen von Neuem zu dürftigem Ausdruck des Behagens ein, nickte ihm Abschied zu und setzte ihren Weg mit den übrigen Mädchen fort, was auch Wilm und seine Genossen nach der entgegengesetzten Richtung thaten. Der Treffort eignete sich überdies nicht zu längerem Aufenthalt, denn dort entströmten einer Bude, in der es die vielbegehrte Harzer Schmorwurst gab, Gerüche, die nicht nach Jedermanns Sinn waren

Ein Viertelstündchen danach trafen die beiden Kameradschaften auf ihrem Rundgang durch den gröhlfestlichen Budenhag wieder zusammen. Es war vor einem Zelt von geringer Tiefe, in dem an einem tuchbehangenen Tisch eine phantastisch gekleidete Dirne saß und den Vorübergehenden einen Würfelbecher hinhielt, während ein ebenso aufgeputztes Wesen draußen stehend mit lautem eintönigen Singsang zum Versuchen des Glücks einlud; auf einem Gestell an der Rückwand des Zeltes waren die Gewinne aufgestapelt.

Sein Weg führte Wilm hart an dem Tisch vorüber, er hätte die mit dem Becher ausgestreckte Hand zurückschieben müssen, gutmütig aber ergriff er das Werkzeug Fortunas, warf einen silbernen Andreaskreuzer auf den Tisch und stülpte den Becher mit kurzem Ruck um.

„Vier Augen, zwei und eins," zählte das Mädchen laut, „sieben ist eine schlechte Zahl, Herr, beim zweiten Wurf habt Ihr sicher mehr Glück."

Ihre Kumpanin blieb der flutenden Menge zugewandt und lockte neue Opfer mit ihrem Reimspruch:

„Ihr edlen Herrn und Fraun, herbei!
Hier ist die glückliche Schutzei.
Die Waffen sind der Würfel drei,
Das Glück, das ist hier Wirt im Haus
Und teilt die schönsten Gaben aus.
Ein Jeder kriegt nach Herzbegehr,
Nu kommt zum Knick — Knack — Knöcheln her!

Ein Weißpfennig der Wurf!"

Jungfrau Ottilie Dolgermissen, die aus einiger Entfernung den Fehlwurf mitangesehen hatte, trat jetzt dicht herzu. Wilm warf den zweiten Silberkreuzer auf den Tisch und stürzte den Becher wieder hastig um.

„Sechs Augen, vier und zwei," zählte die Spielhalterin, „schon besser, schöner Herr, als vorher, doch langt's noch nicht, beim dritten Wurf müßt Ihr ganz gewiß gewinnen."

„Das Glück, das ist hier Wirt im Haus!" rief's ihm von der andern Seite zu. Er war in einige Aufregung geraten, seine Wangen glühten, als er zum dritten Mal den Würfelbecher schwenkte. So mochte er der gestrengen Jungfrau Dolgermissen wohlgefallen, ihre Augen wenigstens schienen seine hübsche Erscheinung völlig in Beschlag nehmen zu wollen. Nun hatte er den Becher gestürzt

„Sechs Augen, fünf und zwei, noch immer nicht, aber weiter, schöner Herr, zwingt das Glück!" rief die Spielschaffnerin und Wilm bezeigte nicht übel Lust zur Fortsetzung. Da aber streckte die Jungfrau Dolgermissen feierlich die Hand nach dem Becher aus und sagte:

„Laßt sehn, Wilm Birkenstock, ob ich Euch nicht über bin. Gilt's, wie ich's mein'?"

Wilm verneigte sich vor ihr. Mit großer Bedächtigkeit die Würfel durcheinander schüttelnd, hielt sie den Blick auf ihn gerichtet und ließ jene dann langsam über das Tischtuch rollen.

„Dreimal sechs, der höchste Rusch!" rief's hüben und „hier ist die glückliche Schützei!" sang's drüben.

„Da mag die edle Jungfrau sich unter den Preisen auswählen, was Ihr gefällt," fuhr das Mädchen im Zelt fort.

„Nun, hab' ich Recht gehabt, Wilm Birkenstock, bin ich Euch über?" fragte die Bürgermeisterstochter nach einem schnellen Blick auf die Würfel und faßte den schmucken Burschen wieder fest ins Auge.

„Ei freilich, Jungfrau Dolgermissen, habt Ihr recht und seid mir über," bejahte Wilm beklommen lächelnd, denn nachgrade empfand er das Seltsame ihres Benehmens und wußte sich keinen Reim darauf zu machen. Die Aufmerksamkeit der Begleiter war zwischen Spiel und Gabenhort und eigenen Angelegenheiten geteilt. Nur der Sekretarius Ulrich Hammenstede bemerkte bei flüchtigem Hinsehen nach seines Vorgesetzten Tochter den ungewöhnlichen Glanz in ihren Augen, machte sich jedoch keine weiteren Gedanken darüber.

„Darf ich Euch wählen helfen?" fragte Wilm

und trat, um dem Bann dieser Augen auszuweichen, den im Zelt befindlichen Herrlichkeiten näher, während die Marktschreierin sang:

„Ein Jeder kriegt nach Herzbegehr!"

„Nein, Wilm Birkenstock, den Tand mag ich nicht und so war's nicht gemeint," antwortete Jungfrau Ilge, dem in immer größere Verlegenheit Geratenden dicht auf die Hacken folgend. „Es hat die Wette gegolten, wer dem Andern über sei, und weil ich das Spiel gewonnen habe, bist du meiner Macht verfallen. Du selbst bist Einsatz und Preis, nach dem's mich gelüstet."

Alle sahen erstaunt auf die Sprecherin, die ihrem Antlitz den ihm fremden Ausdruck des Scherzes aufquälte, wobei jedoch einem feinem Beobachter der Widerschein verhaltener tieferer Regung nicht entgangen wäre.

„Du weißt, Wilm Birkenstock," fuhr sie fort, „daß nach Stadtrecht frei sein soll, wer Jahr und Tag unter uns gelebt hat. Aber uraltes stärkeres Recht besagt, daß wer sich selbst hat eingesetzt als Preis im Spiel, dem Gewinner eigen und hörig wird. Daher begieb dich jetzt in meine Botmäßigkeit. Ihr aber, fahrende Frau," so wandte sie sich an die Spielhalterin, „sprecht mir diesen Jüngling als Gewinn zu, daß er mir diene und fröhne diesen heutigen Tag von nun an bis zum Feierabend, insonderheit in jenem Saal, wohin die Zinkenierer schon zum Reigentanz locken."

Also sprach sie, durch die Wendung, die sie gutgelaunt dem Spiele gab, den bescheidenen Goldschmiedsgesellen vor allen Jünglingen, die sich auf dem Festplatz befanden, in hohem Maße auszeichnend. Er fühlte die Ehre und als er sein Auge erhob, verstand er plötzlich auch ihren heißen Blick, an dem sich trotz des kalten Hauchs, der im Übrigen von ihrem Wesen ausging, sein Herz erwärmte. Bis über die Stirn erröteud, verbeugte er sich wortlos vor der Gestrengen, die ihm zum Zeichen der Besitzergreifung die Hand leicht auf die Schulter legte; er aber empfand dies schier als eine Liebkosung.

Die Umstehenden, namentlich die beiden Würfelbüdnerinnen, die von dem Ausgang der Sache nur Vorteil hatten, tosten Beifall, die Jünglinge schwenkten ihre Baretts, die Mädchen die in Mode gekommenen, Fazzolettlein genannten Schnupftücher, und Viele, die nicht zu dieser Gesellschaft gehörten, stimmten lärmfreudig in den Jubel ein.

Als dieser den Höhepunkt erreicht hatte, stob die Menge mit dem Ausruf: „De Schandüwel, de Schandüwel!" auseinander. Ein baumlanger Kerl in knallrotem Gewand, aus dem hinten ein Kuhschwanz hing, während aus der struppigen Frisur seines Kopfes ein paar Bockshörner ragten, der Schanteufel, wie man solche Vermummten nannte, hatte sich unversehens in den Kreis gedrängt und hielt seine mit klauenbewehrten Handschuhen bedeckten Hände über die Häupter Wilms und der Jungfrau Ilge, doch ohne sie zu berühren.

„Mein, mein, mein!" schrie er. „Wen's hier zu freien gelüstet, Mann und Weib, jung oder alt, häßlich oder schön, der ist des Teufels und gehört mir an. Gebt Euch willig in meine Macht, oder löst Euch frei! Es kostet nur einen Pfennig, mehr seid Ihr mir nicht wert!"

Lachend reichte ihm Wilm ein Geldstück, worauf der Schanteufel, von einem johlenden Haufen gefolgt, weitersprang.

Als dann Wilm zum ersten Zeichen seines Dienstes mit der Rechten die Fingerspitzen von Jungfrau Ilges linker Hand zierlich erfaßte, um sie aus dem Trubel wegzuführen, ahmten seine Kameraden bei den übrigen Mädchen das gute Beispiel nach und die ganze Gesellschaft begab sich aus dem Gehege hinaus in den draußen aus Balken und Brettern gezimmerten, mit grünen Zweigen geschmückten Tanzsaal der cives honoratiores. Ein Querpfeifer hatte sich schnell angefunden und blies ihnen bis an den Eingang zum Saal vor, drinnen quinkelierten Stadtmusikanten, zu deren Weisen sich bereits viele Paare in anmutigem Reigen drehten. Neuhinzukommende reihten sich jedesmal alsbald ein, wenn sie dadurch keine Verwirrung in die Tanzfiguren brachten, und so thaten es auch Wilm und seine Kameraden mit ihren Schönen. In den Tanzpausen setzten sich die einzelnen Paare, wo sie längs den Wänden Platz fanden, zu fröhlichem Gespräch und wohlanständiger Stillung des Durstes nieder, aber man konnte im Verlauf des Tages auch mehr als ein Paar beobachten, das die Höflichkeit des Verkehrs zu zärtlichem Kosen steigerte, und dies oder jenes von ihnen würde zu solcher Äußerung der Gefühle ohne reichliche Stärkung mit dem guten rheinischen Wein des Ratskellermeisters kaum den Mut gefunden haben.

In Jungfrau Ilge, die sonst bei Tanzlustbarkeiten wenig Eifer und desto mehr kühle Zurückhaltung zeigte, schien heut' ein ungeberdig Teuflein gefahren zu sein, denn es war, als könne sie des Gefallens am Drehen und Wiegen, am Beugen und Neigen des schlanken Leibes, am Schreiten und Gleiten in kunstvoller Bahnverschlingung kein

Maß und Ziel finden. Wilm Birkenstock hatte es im Dienst der eigenwilligen Dame nicht leicht; jeder Bewegung, die der Unermüdlichen beliebte, mußte er als aufmerksamer und höflicher Partner folgen; zur Erholung an der Weinquelle ließ ihre Tanzlust ihn fast gar nicht kommen; immer und überall im Saal bewunderte man die Kunst und Ausdauer der beiden Unzertrennlichen, ohne zu bemerken, daß die anscheinende Begeisterung nur auf einer Seite echt oder auch nur nahezu echt, dagegen auf der andern schon seit längerem ganz erzwungen und vergeblich war. Der freudige Übermut, mit dem sich Wilm anfänglich dem Vergnügen gewidmet hatte, war allmählich merklichem Unbehagen gewichen. Das Wesen seiner Gebieterin war ihm durchaus rätselhaft. Bald, wenn ihre Augen heiß auf ihm ruhten, glaubte er fest zu wissen, was das Glöcklein geschlagen und daß er heut' ein liebend Herz gefunden. Dieser von etwas Eitelkeit getragene Glaube und seine Gutmütigkeit verliehen dann der Hochansehnlichen in seinen Augen Reize, deren sie in Wirklichkeit ermangelte, und er gab sich zufrieden in das Schicksal, das ihm unauflösliche Fesselung an die stolze Bürgermeisterstochter in Aussicht stellte. Bald aber, wenn er solcher Glücksempfindung gemäß einen zärtlichen Händedruck wagte oder einen Blick, der den übrigen Anwesenden nur die Spur eines beiderseitigen Einverständnisses hätte verraten können, ward er durch eisige Miene in die Schranken der gewöhnlichen Höflichkeit zurückgewiesen und an der strengen Abwehr zerscheiterte die warmherzige Wallung. Doch sie kehrte wieder, sobald ihn ein neuer heißer Blick aus Jungfrau Ilges Augen traf, und wiederum ein Weilchen, dann fühlte er sich wie auf falscher Fährte und bösem Vorhaben ertappt und sah scheu vor sich nieder.

Die hochansehnliche Bürgermeisterstochter trieb mit dem biedern Jungen ein heimliches Spiel, das sie keinen Dritten gewahr werden ließ. An seiner frischen Erscheinung hatte sich plötzliche Glut in ihrem Busen entzündet, daran sie ein Weilchen ihr Behagen finden wollte. Weiter zu gehen und gar Jenem irgend einen Anspruch zu gewähren, fiel ihr nicht ein. Das litt der Hochmut nicht, der den größten Teil ihres Herzens ausfüllte. Vernünftige Leute in der Reichsstadt hätten die Kluft zwischen der Tochter ihres Bürgermeisters und dem Goldschmiedsgesellen aus wohlachtbarem Hause keineswegs für unüberbrückbar angesehen, die Jungfrau Dolgermissen war aber in anderer Anschauung aufgewachsen und wollte in ihrem Dünkel hoch hinaus. Daher war ihr der schmucke Wilm zum Freien zu schlecht, wohl aber recht zur Kurzweil für ihre Augen und die in ihrem Innern kribbelnden und wimmelnden ungeberdigen und unsaubern Teufelchen. Und denen hatte sie nun durch ihren schlauen Einfall einen Festtag verschafft, der allerdings eher zu Ende ging, als der allgemeine Festtag des Freischießens, denn geraume Zeit, bevor die Zinkenierer zum Feierabend bliesen, wurde die hochansehnliche Jungfrau von ihren Eltern, dem gestrengen Herrn Bürgermeister und der prunksüchtigen Frau Trude Dolgermissen, die den Festplatz erst spät mit ihrer Gegenwart beehrt hatten, aus dem Tanzsaal zum Bankett abgeholt, das auf einer andern Bühne von den vornehmsten und reichsten Geschlechtern der Stadt abgehalten ward und dem die übrigen Bürgersleute, wenn sie sich des Anblicks von Pracht und Schwelgerei erfreuen wollten, aus geziemender Entfernung zuschauen mochten.

Wilm Birkenstock, den seine Gebieterin mit kaltem Abschiedsgruß freigegeben hatte, folgte dem Zuge nicht, sondern blieb nebst einigen gleichaltrigen Gesellen bei dem Faß Bacharacher sitzen, das in einer Ecke des Tanzsaals auflag. Hier verweilten sie lange bei trefflichem Trunk und lustigem Geplauder. An letzterem beteiligte sich Wilm spärlich, man überließ ihn seiner Nachdenklichkeit. Nur von Zeit zu Zeit foppte ihn der eine oder andre mit seiner heutigen Dienstbarkeit und Tanzbegier; weitere Wahrnehmungen, die zu Neckereien Stoff geboten hätten, waren nirgends gemacht. Sie waren alle zu sehr mit ihren eignen Angelegenheiten beschäftigt gewesen. Demgemäß fiel auch jetzt die Unterhaltung aus. Was Wilm aber neben dem Nachsinnen überaus eifrig bis zum Festtagsschluß betrieb, war die Befreundung mit dem süffigen Bacharacher. Bei seinem Ehrendienst waren Gaumen und Zunge nicht auf ihre Rechnung gekommen.

Am nächsten Morgen erwachte er, als die Sonne bereits aus ziemlicher Höhe in sein Kammerfenster schien. Nachdem er vom Bett aus sich ihres Standes vergewissert hatte, sprang er hurtig hinaus, erfrischte den Kopf durch öfteres langes Eintauchen in die Waschschüssel und bekleidete sich mit dem Besten, was er an Gewandung besaß, weil er einen wichtigen und feierlichen Gang vorhatte. Denn beim Erwachen war ihm sofort die Pflicht auf's Herz gefallen, bei dem gestrengen Herrn Bürgermeister, obwohl der sich gestern Abend wenig zuvorkommend gezeigt, um die Hand der

hochansehnlichen Ilge, wie er's ihr beim Abschied versprochen, anzuhalten. Und dazu mußte er erst noch einen Freiwerber haben.

Als er von seinen Kleidungsstücken eins nach dem andern sorgfältig anlegte, war ihm doch wenig bräutigamsselig zu Mut. Ihm stand in einemfort das strenge Antlitz seiner Zukünftigen vor Augen und es gelang ihm trotz aller Bemühung nicht, sich einen freundlichen Blick von ihr zu vergegenwärtigen. Er wußte doch, daß sie ihn gestern so warm und holdselig angeschaut hatte, zumal als sie ihm die Worte zugeflüstert: „Wilm, herztausiger Schatz, sei mein, sei mein." Der Herr Bürgermeister hatte das Geflüster wohl gemerkt und der Tochter einen bösen Blick zugeworfen, ihm selber aber hatte diese Wahrnehmung den Mut gestärkt, so daß er der Minneheischenden mit heiligem Eid versichert, er wolle ihr treu durchs ganze Leben bis in die Ewigkeit dienen. Da hatte sie ihm zugerufen: „Frei' kühn um mich, frei' kühn um mich, herztausiger Schatz, sei mein, sei mein!" und ihn wiederum herzlich angeschaut. Er wußte es ganz sicher, doch konnte er sich keine augenscheinliche Vorstellung mehr davon machen. Es fiel ihm ein, wie des Herrn Vikarius Wessel Töchterlein, die Maria Dorothea, die auch ein gar ernsthaft Wesen besaß, ihn vor Jahr und Tag ob einer Äußerung, die ihr gefiel, belobt und dabei freundlich angeschaut hatte. Diesen Blick vermocht' er sich jederzeit in die Erinnerung zurückzurufen, obschon Keins von ihnen Beiden den leisesten Liebesgedanken gehabt hatte. Doch von dem liebestrahlenden Auge der heimlich Verlobten wollte sich kein Bild in seinem Gedächtnis gestalten. War böser Zauber dabei im Spiel? Wilm schauderte leicht bei diesem Gedanken und dann entstand die weitere Frage, ob es ein Glück sei, dem er entgegenginge. Er sagte sich tapfer: nein — aber die Pflicht! Sein Versprechen! Die Treue! Nun mußte er halten, was er gelobt, nun galt es, in aller gebotenen Form um die stolze Jungfrau zu werben, nun war ihr Wille das Gesetz, dem er zu folgen hatte und — Wilm Birkenstock fand zu guterletzt den Trost, daß das Schicksal, das ihm bisher gnädig gewesen, es auch in dieser Angelegenheit gut mit ihm meinen würde. Darauf ging er, sich einen Freiwerber zu suchen.

Welch' ärgerlichen Streich spielte dem braven Jungen wieder einmal seine Traumwandelei! Mit keinem Gedanken fiel es ihm ein, daß er die ganze Geschichte von dem heimlichen Verlöbnis nur geträumt haben könnte und daß der schwere Bacharacher dies jüngste Kind seiner Phantasie aus der Taufe gehoben habe. Als die Kirchturmuhren die elfte Tagesstunde schlugen, schritt er mit seinem Vater und einigen Kameraden, wie es der Anstand verlangte, auf das Haus des Bürgermeisters Dolgernissen zu. Er hatte ersterem das vermeintliche Erlebnis mit so lebhaften Farben geschildert und seine Pflicht, nun offen und unverzüglich um die Hand der Jungfrau anzuhalten, mit solchem Nachdruck betont, daß der Alte, der doch seinen traumlebigen Sohn hätte kennen müssen, diesmal in keinen Argwohn verfiel und sich auf Wilms dringliche Bitte zum Freiwerber bereit erklärte. Und als er einmal die Zusage gegeben hatte, wuchs er sogar mit Stolz und Behagen in diese Rolle hinein. Auch die Freunde, die Wilm zum Mitgehen aufforderte, weil nach damaliger Sitte je größer das Geleit, desto höher das Ansehen des Brautwerbers galt, waren gern bereit; einige zeigten sich über das Beginnen erstaunt, andere behaupteten, solchen Ausgang des gestrigen Benehmens ihres Freundes gegen Jungfrau Ilge gleich erraten zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das goldene Thor.

Ein weißer Marmorbau steigt schlank empor,
Von goldenen Gittern ein durchbrochenes Thor,
Es laufen leichte Säulen in die Runde,
Ein Brunnen plätschert mit geschwätzigem Munde
Und Saiten singen durch die stille Stunde
Im Säulenhof voll kühler Einsamkeit,
Versunken steh ich, mache lange Rast: —
„So nah liegt alles dir und ist so weit.
Das Auge darf den schönen Schein genießen,
Dir selber wird das goldene Thor sich schließen,
Ein Fremdling bist du nur, wirst nie hier Gast." —

Ein Fremdling wandre ich weiter durch die Welt,
Die mehr verhieß, als sie dem Manne hält:
Den Jüngling deuchte sie ein Thal zum Weilen,
Nun wurde sie ein weiter Weg zum Eilen,
Ein Weg voll Dunst und Staub, voll Lärm und Hast.
Vor goldenen Thoren mach ich dankbar Rast,
Den stillen ewigen Springquell hör ich rauschen,
Ich darf dem seligen Saitenspiele lauschen:
Das darf der Fremdling auch, der flüchtige Gast.

Fritz Roegel.

Kleopatra.

„Die Mondesfackel loht empor am Wüstensaume;
Des Niles Spiegelflut erglänzt im Widerschein!
Der Abendhauch bewegt kein Blatt am Palmenbaume,
Starr in die Mondesglut ragt der Cypressenhain.
Die Weltstadt ruht und schweigt, still sind die leeren Gassen,
Auf denen sich am Tag geschäftig Leben drängt;
Doch unser Tag beginnt — o kommt auf die Terrassen,
Wo uns die weiche Nacht umfängt!

Gegrüßt, du herrliche, du schwüle Nacht im Süden;
Wie du herniedersinkst, den Lotoskranz im Haar!
Es ruht dein süßer Leib in wonnigem Ermüden,
Dein schwarzes Auge lockt und lächelt blitzesklar.
Du webst ein Diadem der bleichen Amphitrite,
Die träumend dort sich wiegt tief in krystallner Flut;
Doch deines Zaubers voll, blüht sie wie Aphrodite
In selig warmer Liebesglut!

O Liebe, Liebe, Heil! Geschmückt mit glüh'nden Rosen
Kommst du zu uns herab, den Busen weiß wie Schnee;
Sklavinnen, schlingt den Tanz, den wilden, fessellosen,
Und grüßt die Königin mit lautem Evoë!
Die Augen blitzen all, von ihrer Glut entzündet,
Es glänzt im Mondenlicht manch lilienweiße Brust,
Und wir, wir ruhn vertraut — o Wonne, unergründet!
O heißer Rausch der Daseinslust!

Wohl blitzt das Goldgeschmeid in schöner Mädchen Locken,
Doch tiefres Leuchten quillt aus deines Auges Grund;
Melodisch klingen rings im Tanz die Silberglocken,
Doch süßre Melodie tönt mir von deinem Mund;
Goldleuchtend steht der Mond ob schimmernden Palästen,
Berauschend steigt der Duft aus Alexandria —
Doch höher, heißer klopft das Herz bei deinen Festen,
Zeus' Tochter, Amathusia! —

Reicht einen Becher Weins! Wie funkelt diese Quelle —
Viel schöner, als das Meer im Mondesglanze rollt!
Durchströme du mein Blut, du feur'ge Lebenswelle,
Bis all mein Wesen wird gleich wie dein glühend Gold!
Was gilt das Leben mir? Nur eine Nacht wie diese —
Wie ein Jahrhundert wiegt ein Augenblick von ihr!
Dann schwindet, schwindet hin, verlorne Paradiese —
Genug, ihr wart, und blühtet mir!

Seht dieses Perlenband! Tief aus des Weltmeers Wogen
Holt' es der Taucher kühn, es gilt ein Königreich;
Drin bricht das Mondlicht sich wie tausend Regenbogen,
Im Rosenkelch dem Tau des Morgens ist es gleich.
Doch lange soll es nicht als Schmuck der Herrin prahlen,
Bis es verschmäht zuletzt unnütz im Staube ruht —
Auflösen soll es sich in schäumenden Pokalen,
Vergehen in des Weines Glut!

So werf' ich freudig hin dies schale, matte Leben
Für eine Nacht des Glücks, für einen vollen Zug
Aus ihrem Taumelkelch, den mir ein Gott gegeben —
Dann komme, was da will, ich lebte lang' genug!"
Es rief's die Königin, des Festes Glanz erneuend,
Und immer höher schwoll der Freude goldner Strom —
Indes, von Donnern schwer, die Wolke, furchtbar dräuend,
Herüberwandelte von Rom.

Wilhelm Gittermann.

Oboë.

Still war der See. Es seufzte nur die Welle,
Wenn sie ans Ufer leise brandend schlug —
Die schwüle Luft durchzog mit Windesschnelle
Der Wassermöve scharfer, kühner Flug . . .
Und Sonnenglut und dumpfe Mittagsstille
Lag lastend auf den Wellen, auf dem Rohr . . .
Da drang von ferne weichen Tones Fülle
Melodisch-leise an mein lauschend Ohr.

Ich lag am Boden meines leichten Kahnes —
Oboënklänge schwebten durch die Luft —
Voll Anmut, wie das Neigen eines Schwanes,
Voll Wehmut, wie der erste Frühlingsduft . . .
Dann langsam schwellend, wundersam und voll,
Ein süßer Glockenton, ein Sehnsuchtslaut — —
Im Traume schaut' ich, und der Klang verscholl,
Ein selig Land, auf das die Lenznacht taut.

Erna Ludwig.

Müd.

Ich bin so müd, und wieder kommen
Gedanken trübe, bange.
Du bist so weit und weißt nicht, wie heiß,
Heiß ich nach dir verlange.

Ich träume: du legst auf die fiebernde Stirn
Mir deine weißen Hände —
O wie das kühlt — und du küßt mir den Mund
Und die Augen — ohne Ende.

Du bist so weit und ich bin müd'
Todmüd: ich möchte sterben.
Wärst du bei mir, dann wanderten wir
In ein seliges Verderben.

Alfred Semerau.

Das Kind.

Wie liegt sie so matt in den Kissen, die Mutter, so matt und bleich!
Ihr Kind erwacht in der Wiege, da lächelt sie wonnereich. —
Umschattet von dunkler Wimper des Auges azurner Stern,
Wie leuchtet er auf so selig, ihr Bübchen hat sie so gern!

Es hat sich ihr ganzes Leben im Blick zusammengedrängt,
Der leuchtend von goldnen Thränen an ihrem Bübchen hängt.
Sie solle ruhen und schlafen, so hatte der Arzt gesagt.
Als ob man schlafen könnte, wenn's im innersten Herzen tagt!

„O nein, ich werde nicht sterben, es ist ein eitles Drohn!
Was könnte mir Gott noch geben! Ich hab' ja den Himmel schon!
Ich werde leben, mein Kleinod! Und leben für dich allein
Und werde jedem dich zeigen und sagen: „Dies Kind ist mein!"

„Es gleicht der Mutter!" wird flüstern voll Neid der Freundinnen Schar.
„O nein, es ist ganz der Vater, fehlt nur die Augen, das Haar!"
Im Wagen werd' ich dich fahren, dann geht es durch Wiesen und Wald,
Wenn die Primeln blühn und die Veilchen und das Lied der Drossel erschallt.

„Früh sollst du erkennen, Bübchen, wie so wunderbar schön die Welt!
Die Berge, die rauschenden Wälder, das strahlende Himmelszelt,
Die farbigen Blumen, die Tiere mit ihrem goldenen Blick,
Die Vögel mit hellen Liedern und den Menschen, das Meisterstück!

„Und wie drollig wird es klingen, wie drollig und doch wie traut,
Dein erstes Vater und Mutter in der Muttersprache Laut!
Wirst später noch manchen Weg gehn, auf welchem so mancher glitt;
Doch niemand wird dich bejubeln wie die Eltern beim ersten Schritt!

„Mit Knaben deines Alters wirst du spielen am Wiesenrand
Und die größten und die stärksten, du schleuderst sie in den Sand.
Doch später wirst du erkennen, daß des Faustrechts Zeiten dahin;
Daß der Geist regiert und das Wissen und ein fester Menschensinn.

„Die Feder tauchst du in Feuer, zu schreiben ein flammend Wort;
Die Alten lassen es gelten, die Jungen reißet es fort;
Du redest vor allem Volke in Worten, gedankenschwer,
Zu künden die neue Wahrheit dem brausenden Menschenmeer.

„Und wirst du kein Führer werden, so wirst du doch Kämpfer sein:
Als Priester die Leidenden trösten, als Arzt sie vom Leiden befrei'n.
Wirst gegen der Herren Hoffart vertreten den armen Knecht,
Vielleicht auch sprechen als Richter für alle das gleiche Recht.

„Es schaffen die Wundermaschinen der Neuzeit fort und fort,
Es klirren die Drähte, zu tragen auf Flügeln das Menschenwort,
Und Dampfer ziehn auf den Meeren, wie Sterne nach festem Gesetz,
Es weben die blanken Schienen um die Länder ihr stählern Netz.

„Im Dunkel der schweigenden Erde blitzt Gold und Edelgestein,
Wie droben im Dunkel des Himmels der goldenen Sterne Schein.
Wie die bleiche Scheibe des Vollmonds ein Luftschiff im Blauen zieht —
Mein Bübchen, und wenn du groß bist, das alles ist dein Gebiet.

„Kein Cäsar gab ein größ'res als Erbe dem einzigen Sohn.
Und dann, mein Sohn, genieße der Arbeit seligsten Lohn!
Es blühen im goldenen Brotfeld auch Blumen in bunter Zahl —
Die Liebe, mein Kind, ist dem Leben wie der Erde der Sonnenstrahl.

„Dem mußt du dich nicht vertrauen, der schlimm von den Frauen spricht;
Denn nie verdient er zu schauen ein reines Mädchengesicht.
Du wähle dir nicht die Schönste, Schönheit, mein Knabe, vergeht;
Auch wähle dir nicht die Reichste, die wähle, die dich versteht.

„Sie möge dich glücklich machen, in goldener Maiennacht,
Wie ich dereinst deinen Vater zum glücklichsten Mann gemacht,
Und wird ihr die Lust zu Leiden, sie seien ihr sanft und lind
Um jene heiligen Freuden der Mutter bei ihrem Kind."

So spricht sie und blickt wie betend durch goldener Thränen Flor
Zum Bild der göttlichen Mutter des Welterlösers empor.
Sie wähnt darin wie im Spiegel zu schauen ihr eigen Glück.
Nicht lang — dann kehren die Augen aufs neu zur Wiege zurück.

Wie schimmert in Mutteraugen der Liebe goldener Schein!
O könnte das Kind ihn saugen so recht mit dem Herzen ein!

Der Liebe bedarfs in Fülle hier unter dem Sternenzelt:
Es gilt noch immer zu bauen am Erlösungswerke der Welt.

Rudolf Knußert.

Sommernacht in Heidelberg.

Zwischen schwarzer Wolken Troß
Mondlicht niederwallt.
Droben hell erstrahlt das Schloß
Überm dunkeln Wald.

Scheinend durch des Schlummers Flur
Zieht der Fluß dahin.
Hell ertönt des Turmes Uhr
In dem Städtlein drin.

Frohe Bursche flußentlang
Wandern heim vom Wein.
Durch die Nacht ertönt ihr Sang
Wald und Stadt hinein.

Paul Neumann.

An die Sehnsucht.

Ein Wandrer bin ich, und mein Ziel ist weit!
Wohin ich ziehe, geht mit mir ein Weib,
Das seine heiße Treue mir geweiht; —
Und rast ich wo und will den müden Leib
Im Schatten eines Glücks zur Ruhe strecken,
Ein Weilchen nur in kurzer Seligkeit, —
Gleich wird es mich zu neuer Wandrung wecken:
„Ein Wandrer bist du, und dein Weg ist weit!“ —

Sie sang zur goldnen Harfe mir ein Lied,
Das wie ein Märzsturm in das Herz mir drang;
Und Tag und Nacht die Seele nun durchzieht
Mir dieser eine, schaurig süße Klang.
Mein Herzschlag hat sich abgelauscht die Weise,
Nun tönt in mir so weh und sehnsuchtsbang,
Wohin ich wandere und wohin ich reise, —
Der goldnen Harfe lenz verheißend Lied.

Ich bin ein Wandrer und mein Ziel ist fern!
Du hast im rosigen Traum es mir gezeigt;
Sei du ob meinem Bethlehem der Stern,
Der sich zur heiligen Weihnacht niederneigt! —
Dann wird sich banger Nächte Traum erfüllen,
Führ', harte Freundin, mich, — ich folge gern:
Im goldnen Trank den heißen Durst zu stillen.
Ein Wandrer bin ich, und mein Ziel ist fern!

Ludwig Steidl.

Frühlingsankunft.

Der junge Lenz ist wieder da,
Aus allen Knospen bricht er;
Es grüßen ihn von fern und nah
Die Vöglein und die Dichter.

Die Dichter und die Vögelein,
Die leben ohne Sorgen,
Sie singen in die Welt hinein
Und denken nicht an's Morgen.

Das ist der beiden alter Brauch,
Zu freu'n sich unverdrossen.
Drum hat der liebe Gott sie auch
Recht in sein Herz geschlossen.

P. G. Söhr.

Herrenrecht.

Ein Handelslehrling, der mit Band und Faden
Sechs Tage sich in schlimmen Nöten quält,
Herumgestoßen wird und arg geschmäht
Um kleine Säumnis und geringen Schaden —

Doch heut ist Sonntag! Ist er nicht im Laden,
Dann fühlt er sich von hohem Mut beseelt,
Er sitzt im Kaffeehaus und weiß, er zählt
Als voller Gast und Herr von eignen Gnaden.

Er bläst ins Weite der Cigarre Duft,
Und weiß die Kellner scharf umherzujagen,
Zumal den kleinsten, den er schilt und pufft.

Ein Jammer ist es an den Wochentagen,
Und der Commis, der strenge, ist ein Schuft —
Doch herrlich ist es, kann man selber plagen.

Friedrich Adler.

Ein Morgenlied.

Laß deine Silberfahnen wehen
Im Sonnenlichte, junger Tag!
Laß sie erglühen und vergehen,
Daß recht mein Herz sich freuen mag!
Denn heute geht es dir entgegen!
Aus meinem engen Thal hervor
Steig' ich auf taubeglänzten Wegen
Zur sonnenhellen Alp empor.

Doch will es mir im Herzensgrunde
Nicht still wie sonst und ruhig sein:
Da schleichts wie dämmerferne Kunde
Aus einer künft'gen Zeit hinein.
Das ist ein Raunen, rastlos' Regen,
Als wär' mein Herz nach langer Nacht
Mit stärk'rem Pochen, rasch'ren Schlägen
Verjüngt zum neuen Tag erwacht.

Wär's möglich? Könnt ich hier gesunden
Von all' dem schleichend süßen Gift,
Von all' dem Moder, all' den Wunden,
Die schmerzen, wo man Menschen trifft,
Um dann aus diesem großen Schweigen,
Das solche Wunderthat vollbracht,
Gefeit ins Thal hinab zu steigen,
Zu Kampf- und Thatenlust entfacht?

Ging diesem Morgen ich entgegen?
Wer weiß? — Aus düstrem Thal hervor
Schreit' ich auf taubeglänzten Wegen
Doch noch einmal zur Höh' empor! —
— Laß deine Silberfahnen wehen
Im Morgenwinde, junger Tag.
Laß sie erglühen und vergehen,
Daß recht mein Herz sich freuen mag!

Hans Müller-Irminger.

Wie die Rosen damals blühten . . .

Blauer Himmel, grüne Halde;
Vogelschlag aus tiefem Walde,
Goldne Strahlenwellen sprühten
Auf die Sommererde nieder . . .
Wie die Rosen damals blühten,
Blühn sie doch nie wieder!

Vor uns menschenleer die Heide —
Ach, wir fühlten selig beide,
Daß die Herzen glühten!
Denkst du noch der trunknen Lieder? . . .
Wie die Rosen damals blühten,
Blühn sie doch nie wieder . . .

Wenzel Goldbaum.

Hafenbild.

Träumend sitz' ich am Hafen;
Über die glatte schimmernde Flut
Hastet kupferne Abendglut
Und die Sonne geht schlafen.
Stille ringsum. Nur ein Kinderlied,
Das auf den schlummernden Wellen zieht,
Dringt halbverweht zu meinem Ohr
Durch die blühenden Büsche empor:
„Susala, Dusala, Eiapopei!
Wenn der Frühling kommt, ist der Winter vorbei." —
Und zwischen Tauwerk und Segelstangen
Lächelt der rote Mond mich an,
Hüpfende Strahlen wollen sich fangen,
Klettern die Netze und Stricke hinan;
Leis' dazwischen das Stimmchen singt
Und das dämmernde Liedchen klingt:
„Susala, Dusala, Kindelein klein,
Susala, Dusala, schlafe nur ein."

Alexander Engels.

Ich fuhr hinaus in dunkle Nacht . . .

Ich fuhr hinaus in dunkle Nacht,
Des Städtleins Lichter schwanden.
Einsam im Haus der Wärter wacht',
Und schwarz lags auf den Landen.
Fein rieselte der Schnee,
Ich aber saß bekümmert
In herbem Abschiedsweh. —

Erloschen ist es wohl schon lang
Der Lampe Licht, das traute,
Bei dem so glücklich ich, so bang,
Ins liebe Antlitz schaute.
Rings um mich träumt die Welt,
Mir aber ist die Seele
Von ihrem Bild erhellt.

Sie schläft nun schon im Kämmerlein,
Ich zieh auf fremden Wegen, —
Schloß meinen Namen sie wohl ein
In ihren Abendsegen?
Still feuchtet sich mein Blick! —
Vor mir die öde Fremde
Und hinter mir das Glück.

Julius Koch.

Flügellahm.

Allein bin ich — allein mit meinen Schmerzen!
Aufschreit mein Herz in todesbangem Sehnen,
Mein ganzes Sein erbebt in allen Fibern,
Und meine Seele läutern nicht die Thränen,
Die aus zerklüftetem Gemüte quellen . . .
Allein bin ich — allein mit meinen Schmerzen!

Ich kann nicht ringen mehr, nicht mich bezwingen
— Bin flügellahm . . . In dumpfer Erdenschwere
Muß ich zerschellen, läßest du mich sinken,
Greift haltlos meine Hand jetzt in die Leere —
Ich kann nicht ringen mehr, nicht mich bezwingen.

O halt mich fest — mein Haupt an deinem Herzen,
So wie ein Kind, das müde sich geweint
Und dem in sel'gem Ahnen schon ein Strahl
Verklärten Lichtes in das Dunkel scheint . . .
O halt mich fest — mein Haupt an deinem Herzen!

Jenny Schnabl.

Die Rotviper.

Dort ist Stille im Sumpf, wo die Rotviper ruht,
Wo der Brodem weiß kriecht über stockender Flut,
Wo der Magnolie Bisam hängt dicht in der Luft
Und den Lilien entströmt ein betäubender Duft;
Dort ist Stille im Sumpf, doch die Ruhe ist Tod,
Und des Upas-Baums Hauch mit Miasmen droht;
Kein Echo dem Taubengegurr Antwort giebt, —
Dort ist Stille, ja Stille, die die Rotviper liebt!

Geh', such' sie, sie schläft, wo der Rieselquell springt,
Ein Knäuel, wie's die Peitsche des Aufsehers schlingt;
Doch hüt' dich vorm Fehltritt, denn beim Straucheln versetzt
Einen Hieb dir die Schlange, der tötlich verletzt;
Denn kein Pfeil, keine Kugel trifft so gewiß
Als des hammergestalteten Hauptes Biß;
Ob Sklave, ob Pflanzer, es stirbt, wen es faßt,
Weh über ihn, stört er der Rotviper Rast!

Warum zögert ihr, Männer, so träg und so lau,
Einen Pfad zu ziehn nach der Rotviper Bau?
Den Cypressenbaum fällt, das Dickicht zerhaut,
Daß die Sonne drob lacht und der Himmel drob blaut,
Daß des Nordwinds Atem die Dünste zerfegt,
Daß der Sumpf zum See wird, der kräuselnd sich regt;
Dann sprecht: Unsrer Ferse droht nimmer der Stich
Der Viper, die mit dem Schatten wich!

Nach dem Englischen des Bret Harte von Max Kiesewetter.

Aprillied.

Schon grünte die Weide; die Lerche flog
Schon hoch durch des Himmels Blau.
Der wilde Bussard Kreise zog,
Und der Reifen ward schon Tau.

Da fiel ein Schnee in der Frühlingsnacht,
Ein Schnee auf all das Grün.
Wer aber zwänge des Lebens Macht,
Den Frühling und all sein Blüh'n?

Wer zwänge den, der leben will,
So lange die Hoffnung sein?
Schon morgen wird, wie der Schnee im April,
Der Zwang vergangen sein.

Hans M. Grüninger.

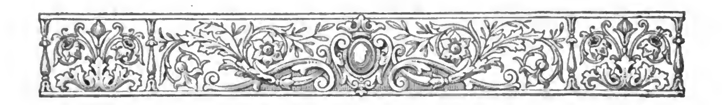
Unser Dank.

Mit Liebe grüß' ich deinen goldnen Schimmer
Du Lebensquell! Du holdes Sonnenlicht!
Mein blumenüberranktes Krankenzimmer
Magst du nicht meiden, du vergißt mich nicht!

Und wie ein neues segenreiches Leben
Strömt's in das Zimmer mir zum Trost hinein;
Ich fühl' erleichtert meine Brust sich heben,
Nun mag ich leben, wieder glücklich sein!

Und jung und frisch ist wieder jede Blume
Nachdem des Winters rauher Hauch verweht;
Du große Lebensgöttin! Dir zum Ruhme
Hast neues Leben du für uns gesäet!

Rudolf Stern.



Erinnerungen

von

Willibald Alexis.

Mitgeteilt von Dr. Max Ewert.

Mein Marsch nach Frankreich.

(1815.)

(Fortsetzung.)

Also wir plünderten. Was denn? — Ich ließ mich von einer Strömung in die Kirche ziehen, wo die Verwüstung und Zerstörung deutlich genug dafür sprach, daß vor uns Andere dagewesen waren; vielleicht schon in verschiedenen Partheien. Alles war aufgebrochen, abgerissen. Daß man von Kostbarkeiten hier nichts mehr fand, brauche ich doch nicht zu sagen. Fetzen, Scherben, Lumpen, Trümmer lagen umher; zwischen dem Stroh und Mist waren die Blätter aus den Kirchenbüchern umhergestreut. Das einzige wohl erhaltene waren die Strohstühle und eine schöne Kirchenfahne. Also hatte wenigstens der Fanatismus hier nicht mitgespielt. Die Kirchenstühle trugen wir ins Freie, damit unsere Wohnung unter freiem Himmel doch wenigstens etwas häuslich eingerichtet sei; auch einige irdene Schüsseln, die, Gott weiß wie, in fein Haus gekommen waren. Was meine Kameraden plünderten, das weiß ich nicht; ich aber fand dicht unter der Kanzel — Quinti Curtii Rufi historiam Alexandri Magni in einer hübschen kleinen Amsterdamer Ausgabe. Wie diese in die Kirche gekommen, weiß ich noch weniger als die Herkunft der Teller und Schüsseln. Das erste lateinische Buch, was ich seit Berlin zu Gesicht bekam, bei einer ersten Plünderung in Feindes Lande, und in einer Kirche und unter dem Altar! Das war zu viele Lockung für einen Scholar, und zumal einen, der den Curtius kurz vorher durchgelesen hatte und sehr lieb hatte. Und hätte ich mein letztes Hemde fortwerfen müssen, um für ihn Platz zu machen, diese Beute konnte ich nicht aus der Hand geben. Es fand sich im Tornister noch ein Raum neben den Nibelungen für den Curtius, und ich trug fortan durch Frankreich auf meinem Rücken die drei größten Helden der Welt: Alexander den Großen, den gehörnten Siegfried und den großen Attila. Bis auf die kleinen Reibungen, die in jedem Menschenleben vorkommen, besonders aber im kleinen Raume eines Tornisters, vertrugen sie sich ganz gut. Leider ging mir Quintus Curtius Rufus bei der Rückkehr in die Heimath verloren.

Es war meine einzige Beute; ich sage nicht Ausbeute. Ich war aber so zufrieden, daß ich nicht nach Mehr verlangte. Nicht ein Mal in die andern Bauerhäuser oder in die Gemächer des Schlosses folgte ich den Kameraden, die von daher alles Mögliche schleppten, wahrscheinlich nur aus Muthwillen; denn es war für uns von nicht viel mehr Nutzen als die Kirchenstühle und der Curtius. Gemalte und vergoldete Tassen, Wasserkaraffen, Porzellanschüsseln, Teller, Sauciren; hellpolirte Feuerzangen, Fußschemel mit Tapisseriearbeit, Rasirmesser, Damenkleider und Hüte, gestickte Pantoffeln, alles in einem mit Poltereien und Kehricht verstopften Bodenwinkel aufgefunden, lag weit im Kreise umher auf dem Rasen ausgebreitet, recht um uns zu höhnen. Es war nicht das, was wir nöthig hatten. Die Franzosen in Moskau fanden zwar nicht Brod, Fleisch und Wein, aber doch Chocolate, Marzipan und Eau de Cologne. Eine Tafel Chocolate wäre uns von mehr Werth gewesen. Erinnere ich mich recht, so wurden übrigens diese Herrlichkeiten, die uns nichts nützten und die wir nicht mitnehmen konnten, später wieder zusammengepackt und auf Befehl der Officiere in das Schloß zurückgetragen. Eine vandalische Zerstörungswuth hat wenigstens nicht stattgefunden. Die Soldaten hatten ein Mal die Freude gehabt, auf vergoldetem Porzellan zu essen.

Ja, wer so glücklich war zu essen! Der Curtius in meiner Tasche füllte nicht die Leere in meinem Magen. Unsere praktischeren Kameraden hatten sich beim Plündern kurz gefaßt oder in schnell geschlossenen Brüderschaften in das Plündern und in das Kochen getheilt, dem natürlich eine andere Operation vorangegangen war, an die ich noch nicht gedacht hatte. Hell loderten einige Feuer, kupferne Kessel hingen darüber, und die praktischen Soldaten krüllten grüne Schoten aus, schälten Mohrrüben, die den Zwirnsfaden freilich sehr ähnlich sahen, und Kartoffeln, die nicht viel größer waren, als große Erbsen. Bringst Du auch was zu, so kannst Du auch zugreifen, hieß es. Ich hatte Stühle und irdene Schüsseln gebracht. Man lachte mich aus, und mit Recht. Buttle Kartoffeln und pflücke Schoten!

Das war etwas Neues und gewiß nichts Uninteressantes. Ich ließ mich in den Schloßgarten weisen, wo alle diese Naturherrlichkeiten zu finden wären. Aber vermuthlich verweilte ich zu lange bei der Aussicht vom

Schloßaltan, denn ich finde in meinen Briefen die Schönheiten des französischen Gartens mit ausführlicher Liebe geschildert: die Rosen- und Himbeerhecken, welche die Terrassen umschlossen, die malerischen Buchenhecken, welche in Gleichstrichen (soll „Parallellinien" heißen) den tiefern Schönheitsgarten von dem Nutzgarten trennen, die hohen Ulmen, durch welche die Abendsonne ihr Gold flimmern ließ. Wahrscheinlich um deswillen kam ich zu spät in den Küchengarten. Eine frühe Warnung für den künftigen Schriftsteller, sich nicht in landschaftlichen Schilderungen gehen zu lassen. Es schadet immer der natürlichen Wirkung.

Hier war die sehr empfindliche Wirkung: ich fand weder Kartoffeln noch Schoten. Wie ich auch mit dem Hirschfänger buttelte, eine höchst ungewohnte Arbeit für ihn und mich, es wollten keine Knollen, nicht einmal erbsengroße, zum Vorschein kommen. Ich besuchte die Schoten; die Sperlinge selbst hätten nichts mehr gefunden. Dazu trat die Dunkelheit ein, und plötzlich, als ich zu den Kartoffeln zurückkehrte, wo ich ihn einstweilen stecken gelassen, war auch mein Hirschfänger verschwunden. Alles Suchen und Fragen darnach war umsonst und die immer tiefer werdenden Abendschatten verboten das erstere bald von selbst.

Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Eine leise Vermuthung, daß ihn mir Jemand aus Muthwillen oder aus gewinnsüchtiger Absicht bei Seite geschafft, — nicht gestohlen, aber vielleicht in die Schoten geworfen — stieg mir erst später auf. Ein Schwert muß der Soldat haben, wenn er es auch nicht braucht. Man bot mir sogleich einen Cavalleriesäbel zum Kauf an; er war erst vor einer halben Stunde im Schlosse erbeutet worden. Was sollte ich mit einem Cavalleriesäbel, der mir zwei Ellen auf dem Boden nachschleppte. Man wußte aber sofort weitern Rath. Andere Kameraden, die unterwegs Beute gemacht und damit einen einträglichen Handel trieben, hatten eine ganze Auswahl erbeuteter Pallasche von gehöriger Breite und Länge; zum künftigen Kartoffelbutteln vortrefflich, sonst aber aller Zierlichkeit ermangelnd und auch einer Scheide. Wie gesagt, ein Soldat muß ein Schwert haben, und ich mußte für schweres Geld einen Pallasch kaufen, der seinem Besitzer nichts gekostet hatte. Lange Zeit ging ich mit einem blanken Schwerte, den Franzosen gewiß ein entsetzlicher Anblick, bis mir ein Schuhmacher unserer Compagnie für Geld und gute Worte eine Scheide fertigte.

Der Pallasch stillte so wenig als der Curtius den Hunger. Meine satten Kameraden wollten nun aber auch trinken. Die Brunnen waren nicht vergiftet, wenigstens hat es die Erfahrung gelehrt, aber Soldaten sind nicht Hydropathen. Die Keller und Remisen waren umsonst durchsucht, kein Krug, kein Fäßchen war zu finden gewesen. Sollten denn aber der Schloßherr und seine Familie solche Barbaren gewesen sein, daß sie nur Wasser tranken! Wie, oder hätten sie auch die Brandweinfässer und Weintonnen in die Wälder gerollt! Das schien unmöglich! Aufs Neue ward alles durchsucht und ein ungeheurer Haufen von Stallstroh, der in einem Seitenhofe bis an die Fenster des ersten Stockwerks reichte, schien uns mehr als verdächtig. Ein Dutzend Arme, Füße und Mistgabeln arbeitete lustig in dem Haufen. Er ward zusehends kleiner und ein Victoria! Hurra! Wir habens! scholl durch die Lüfte. Ein volles Faß ward auf den Hof gerollt; man schlug den Boden ein, und — wir hatten uns nicht getäuscht, das Faß war ganz voll von gutem, unverdorbenen Essig.

Ich glaube, man hat ihn auslaufen lassen. Eine solche boshafte Täuschung rechtfertigte wohl eine solche Strafe.

Mit einem Gefühl, als hätte ich einen tiefen Trunk aus dem sauren Fasse gethan, warf ich mich auf mein Bund Stroh und schnallte den Gurt enger um meinen Leib, als ein Lärm entstand. Ein ausgeschicktes Piket, um anderswo Brod zu requiriren, war auf eine Ueberzahl bewaffneter Bauern gestoßen und kam zurück, um Succurs zu holen. Einige Dreißig wurden nun mit geladenen Büchsen ausgesandt, unser Lieutenant an der Spitze. Während diese fort waren, kehrte glücklicherweise um 9 Uhr Abends ein Oberjäger, der mit vier Jägern wenigstens einen Korb mit Brod aufgetrieben hatte, zurück. Bei der Theilung fiel ein kleines Stück auf meinen Magen, wenigstens eine Erinnerung an das Frühstück vom Morgen um 3 Uhr. Um 10 Uhr etwa brachte die größere Patrouille, vor der die bewaffneten Bauern sich zurückgezogen hatten, auch einige Lebensmittel, Brod, Butter, Hühner. Es reichte gerade zum Lohne für die Mühe der dabei Betheiligten und wir hatten das Vergnügen des Zusehens.

Die Sterne flimmerten prachtvoll an dem großen, über uns ausgespannten Zelte. Es war eine wonnige, stille Sommernacht. Nur die Lüftchen spielten in den Büschen, nur das Zirpen der Grasemücken, nur das Knistern des Strohs und das Aufschnarchen von Dem und Jenem unterbrach eine Stille, wie sie sich eigentlich zu einem solchen Tage nicht schickte. Doch wurden Einige noch gegen Mitternacht wieder aufgeweckt durch die Rückkehr der nach Maubeuge vorausgeschickten Fouriere. Ich war unter denen, welche die seltsame Meldung, nicht eben geeignet, uns für die Mühseligkeiten des Tages zu entschädigen, mit anhörten. Der Obrist von Tippelskirch, welcher in dem Lager vor Maubeuge befehligte, hatte den Fourier groß angeblickt: „Was, noch mehr Jäger! Wozu kommen sie denn? Was wollen sie denn? Wollen sie im Frieden fechten?" —

Darum — von Berlin bis nach Beaumont! Darum auf eigne Kosten equipirt, gehungert und Beaurn geplündert! Ich sah nur verdrießliche Gesichter. Einmal waren wir in den Krieg gezogen, nun wollten wir auch Krieg haben und nicht umsonst nach Hause kehren. Der Obrist von Tippelskirch sprach nur das aus, was Gentz später sagte. Die Befehlshaber waren indeß anderer Meinung, und obschon in dieser Nacht, vom 30. Juni zum 1. Juli, allerdings der eigentliche Krieg beendet

war, dauerte der uneigentliche doch noch einige Monate fort und auch dieser hatte schon Monate lang aufgehört, als man erst im späten November es für nöthig achtete, uns nach Hause zu schicken!

Das war ein wüstes Erwachen am Morgen. Ueber dem Himmel lagerte ein feuchtes Grau. Mein blankes Schwert in der Hand streifte ich durch die Stätte der Verwüstung und besah mir jetzt beim natürlichen Tageslicht, wie ein französischer Edelhof, sein Dorf und seine Kirche aussieht. Die Aspecten waren trüb und die Geister gedämpft. Hungrig, kein Frühstück, der Krieg zu Ende, und doch der drohende Anfang von einem Mittelding zwischen Krieg und Frieden, von dem gar kein Ende vorauszusehen war; und eine Trennung stand uns bevor. Brüderlich waren von Berlin aus die beiden Jägerdetachements des ersten Pommerschen Regiments und des zweiten, unseres Colbergischen, miteinander marschirt. Vielfache Freundschaftsbande verstrickten die Einzelnen, auch im Ganzen war die Einigkeit zwischen den Compagnien und ihren Führern stets erhalten worden, und der Bund hatte uns eine gewisse moralische Stärke gegen Dritte gegeben. Hier, in Beauru, sollten wir uns trennen. Das erste Regiment stand im Lager vor Maubeuge, seine Jäger mußten dorthin. Wir hatten die Anweisung, über Avesnes nach Landrecy aufzubrechen, vor welcher Festung die Colberger standen.

In einer Stunde, und ohne Frühstück, sollte die Trennung vor sich gehen. Im Schloßhofe stand noch die Tonne mit Weinessig; sie mußte also doch nicht ganz ausgeschüttet sein. Mein Magen verlangte durchaus etwas, ich trank daher herzhaft den sauern Trank und füllte noch meine Feldflasche damit, als mich freundlich ein Arm berührte. Es war der Schlegelianer, der mich zu einer Morgensuppe einlud. Wie, weiß ich nicht, aber er hatte es mit einem Gefährten zu Stande gebracht: eine warme Suppe von Brod, Wasser und Pulver, die wir aus den schönsten Porzellantassen von Sevres tranken.

Es war unser Abschiedsmahl. Der Schlegelianer gehörte zum ersten Regiment, er mußte nach Maubeuge. Wir Colberger, die den weitern Weg hatten, brachen zuerst auf. Compagnie gegen Compagnie, das war ein Abschied, ein wahrhaft rührender, fast ein homerischer, erst die Führer, mit Reden, Händedrücken, Umarmungen, Salutiren, dann die Jäger einzeln. Zum Schluß ein Hurra, das in die Wolken ging, und so lange wir uns noch sahen, ein Tzackot- und Tücherschwenken und gegenseitiges Zurufen.

Vor Avesnes machten wir Nachtquartier in einem Dorf, das noch bewohnt und ziemlich wohlhabend war. Bei einem Bäcker erhielt ich ein gutes Quartier, Erholung für den gestrigen Tag, sogar die Erquickung, die Heinrich IV. jedem Franzosen am Sonntage gönnen wollte, ein Huhn, nicht im Topf, sondern am Bratspieß. So etwas war mir selbst im gelobten deutschen Vaterlande nicht begegnet. Aber die „verfluchte Freundlichkeit" meiner Bäckersleute war mir zuwider. Sie konnten nicht genug nach Ludwig XVIII. fragen, und sich über den Erfolg unserer Waffen freuen. Das kam mir höchst widerwärtig und heuchlerisch vor. Was ging uns Ludwig XVIII. an! Diese Stimmung war schon damals bei unserm Heere die vorherrschende. Mit gar großer Verachtung sahen wir einige Hundert königlicher Garden an, die uns auf ihrem Rückwege von Gent irgendwo begegneten, und, sich am Rockzipfel der Sieger haltend, damals noch mit sehr demüthiger Miene, nach Frankreich zurückkehrten, um bald im legitimistischen Uebermuth zu vergessen, daß der Sieg unser und die Schmach die ihre war. Dunkel entsinne ich mich auch einer Liste, die, auf hohen Anlaß, unter den Officieren unserer Armee damals umging. Beiträge sollten gesammelt werden zu einem Ehrengeschenk für irgend einen Legitimistensohn, um ihm einen Degen zu verehren. Freiwillig gezwungen hatten schon Viele ihren Namen und den kleinsten Beitrag darunter gesetzt, als ein Officier (es thut mir leid, daß ich seinen Namen vergessen) den Muth hatte, darunter zu bemerken: was uns ein Ehrengeschenk für einen Franzosen angehe, dessen Sache nicht die unsere wäre. Wenn Preußische Krieger Söhnen von Tapfern einen Degen verehren wollten, so sei uns in dem Augenblick Niemand näher, als die Familie des tapfern Zastrow, der an der Spitze der Colberger bei Fleurus den Heldentod gestorben. Er unterzeichnete das Doppelte der bisher gezeichneten Gaben, und von diesem Augenblick an stockte die Sammlung für den französischen Legitimisten. Vielleicht sind die einzelnen Umstände, wie ich sie erzähle, nicht ganz genau, denn ich erzähle nur nach einer neun und zwanzigjährigen Erinnerung; aber der Sinn, der sich darin ausspricht, lebte auch damals schon unter uns. Wir waren gute Deutsche und haßten die Franzosen gründlich; aber die krankhafte Erscheinung des französischen Legitimismus kam uns verächtlich vor.

Die Festung Avesnes, durch die wir am nächsten Morgen marschirten, lag in Trümmern, ich glaube in Folge einer Pulverexplosion. Hinter dem Dorfe Mareille trafen wir endlich auf unser Regiment, welches zum Theil hier in einem abgesonderten Lager, zum Theil in der engern Umschließung vor Landrecy campirte. Die Festung wollte noch von keiner Uebergabe wissen. Der damalige Major Schmidt, jetzt Commandeur unseres Regimentes, musterte uns, schickte uns jedoch noch vorläufig nach dem gedachten Dorfe zurück, um uns erholen und unsere Schäden ausbessern zu können, ehe auch wir das Lager bezögen. Das Dorf war sehr freundlich, auch wohlhabend, trotz der Nähe eines Belagerungsheeres; auf den üppigen Wiesen im Thal und auf den Hügeln weideten, ungefährdet von unsern Soldaten, die fettesten Rinderheerden, die Milch war köstlich, und auch uns ließen unsere wohlgemuthen Wirthe in dem vortrefflichen Käse sich satt essen, der als Delicatesse selbst in den Straßen von Paris ausgerufen wird. Es ging uns überhaupt sehr gut dort,

ja ich befreundete mich mit meinen Wirthen trotz dem, daß der alte Großvater mich fast müde machte mit seinen Fragen nach Ludwig dem Achtzehnten, und meine Wäscherin nicht genug schimpfen konnte auf die Revolution und die Jacobiner und die rothen Mützen und Freiheitsbäume von ehemals. Sie habe ihren Kindern immer vorausgesagt: „Gebt acht, daraus wird nichts.“ Es waren wirklich gute Bourbonisten, fromme Katholiken, freundliche Menschen, ihre Milch war ein Nectar, ihr Käse eine Ambrosia, aber unsere defecte Equipirung, wo Sattler, Schneider, Schuhmacher, Waffenschmiede, Optiker noth thaten, ließ sich mit Käse und Milch nicht abthun.

Mit Sack und Pack mußten wir täglich mehrere Mal in das ungefähr eine halbe Stunde entfernte Lager, um unsere allmäligen Vervollkommnungen zu Soldaten darzuthun, und staunten die neuen Dinge ebenso an, wie wir als Neulinge angestaunt wurden. Hier war es zuerst, wo uns der vollständige, officielle Bericht von der blutigen Schlacht, die für Preußen von nun an den Namen von Belle Alliance führen solle, vorgelesen ward. Es geschah auf Befehl aus dem Hauptquartier; sonst hielt man es für sehr unnütz, uns von der Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen, und unsere Wissenschaft beschränkte sich immer nur auf Gerüchte; häufig auf solche, die wir erst durch die Vermittelung der französischen Bauern erhielten. Im Jahre 1813 war es anders gewesen; man hatte die Freiwilligen für werth gehalten, wenn auch nicht mitzustimmen, doch mitzuwissen, was Alle so anging, daß sie ihr Alles dafür eingesetzt hatten. So hatte also das diplomatische Princip schon damals um sich gegriffen, welches das Volk wieder nur als Maschinen wollte betrachtet wissen.

Nach jener frohen Botschaft wurde ein sehr trauriges Gericht abgehalten. Die Mehrzahl der jungen uneingeübten Freiwilligen hatte sich tapfer in dem mörderischen Gefecht von Fleurus gehalten; aber nicht Alle. Wenigstens hatten Einige, aus einer Stadt, die ich nicht nennen will, nach der Schlacht die Sache der Verbündeten für dermaßen verloren gehalten, daß sie auf ihrem Privatrückzuge sich bis Köln verirrten! Nachdem man ihnen dort auf der Landkarte bewiesen, daß dies nicht der Weg nach Frankreich sei, waren sie zwar wieder beim Corps eingetroffen, ihr Empfang war aber sehr unfreundlich gewesen, und ihr heutiges Gericht vor der Fronte des Regiments ein äußerst beschämendes. Jugend, Unkenntniß der Wege und der Sprache, um sich zurecht zu fragen, wurden kaum als Entschuldigung zugelassen, um einige vor der härtesten Strafe zu schützen. Die unglückliche Sache kam glücklicherweise bald in Vergessenheit.

Endlich wurden auch wir ins Lager commandirt. Es lag auf einem grünen Anger, an einem mit Hecken umschlossenen Garten. Das bunte frohe Gewimmel, die Strohhütten, Wachen, Kochfeuer nahmen sich ganz lustig aus; aber die Arbeit, uns ein Haus zu bauen, war uns so neu, daß unser Sechs den halben Tag damit verbrachten, junge Bäume zu fällen, und als wir endlich so weit damit zu Stande gekommen waren, daß das Gerüst stand, nicht viel besser als eine Lappenhütte, hatten unsere guten Kameraden uns das gelieferte Stroh zur Belegung gestohlen, vermuthlich, weil sie es besser zu nutzen wußten als wir. Ohne Stroh keine Hütte und ohne Heu kein Lager. Wir emancipirten uns und requirirten beides auf den Böden einiger entfernten Gehöfte, kraft unserer Uebermacht, obwohl die finster blickenden Bauern unsere Eigenmächtigkeit sehr sonderbar fanden. Weil darüber der Abend herankam, konnten wir, trotz der gelieferten Kochgeschirre, nicht kochen, und ich, um unsern Hunger zu stillen, unternahm eine diplomatische Expedition zu unsern Wirthen in Mareille. Zwar gelang es meiner Ueberredungskunst bald, dieselben zum Kochen einer leckern Suppe von Milch und Weizenmehl zu bewegen, die mir noch heute in der Erinnerung schmeckt, aber es kostete meine ganze Kraft, den „Paysan“ dahin zu bringen, daß er seinen Sohn mit der großen Marmite zu uns ins Lager schicke. Doch es gelang. „Cölestin, der himmlische Schafskopf,“ wie es mit irgend einer vergessenen Anspielung in meinem Tagebuche heißt, trug den schweren Eisentopf mir nach, unter entsetzlicher Furcht vor den Soldaten, und wir erquickten uns an seinem Inhalt unter frohem Gelächter über den Burschen, der vermuthlich eine ergötzliche Figur war.

Bald fehlte es übrigens nicht an Lebensmitteln. Fleisch, Brod, Mehl, Erbsen, Bohnen, Salz, Brandwein, ja sogar Bier und Taback wurden geliefert. Es war eine wohlhabende, noch nicht ausgesogene Umgegend, aber wir Novizen hatten mit der rohen Fülle noch manche Noth, und verstanden weder die Oekonomie, noch das Kochen. Auch waren meine nähern Bekannten mit mir noch auf dem Unschuldsstandpunkte, der für einen Soldaten sogar gefährlich werden kann, wo ihnen eine Milchsuppe in Mareille lieber war als alles gelieferte Fleisch. Doch darf ich nicht vergessen, zu meiner Entschuldigung hinzuzusetzen, daß wir unser Wasser, zum Trinken wie zum Kochen, aus einem schilfichten, unreinen Graben schöpfen mußten. Schon diese Zubereitung des Essens ekelte uns an; auch waren wir oft zu müde, denn das Exerciren, der kleine Dienst und alles das, was wir unter dem Ausdruck des Kamaschendienstes begreifen, nahm unsere Zeit in Anspruch. Statt, wenn wir erschöpft von den ewigen Paraden zurückkamen, nach dürrem Holz auszugehen, oder es erst gar mit dem Pallasch zu fällen, mit Mühe ein Feuer anzumachen, und Fleisch und Wasser beizusetzen, es zu hüten, schäumen, kosten, füllen, begnügten mein Kochkamerad und ich uns lieber mit kalter Kost, die freilich oft nur in Brod und Salz bestand. Aber es gab auch — einen Marketender und Milchsuppen bei unsern Wirthen in Mareille. Aeltere Kameraden schüttelten lächelnd den Kopf. Das bedeutete: wir würden bald genug zur Erkenntniß kommen, daß ein Soldat ohne Fleisch und Warmes nur ein halber Soldat ist.

Aus dem größeren Lager wurden wir, etwa nach einer Woche Exercitiums, in das eigentliche des Belagerungscorps geführt. Wir bezogen die Hütten, welche ein Landwehrbataillon vor uns inne gehabt. Das waren, gegen die, welche wir selbst verfertigt, massive Palläste; nur wurde eine Lüftung und neue Tapezirung im Innern aus gewissen Reinlichkeitsgründen nothwendig, aber das frische Heu und Stroh konnte doch nicht ganz die unangenehme Gesellschaft entfernen, die bei jeder Campagne sich einfindet und leider statt abzunehmen, immer vermehrt. Unser freundlicher Officier und Führer, der uns von Berlin bisher geleitet und gehofft hatte in unserm Regiment angestellt zu werden, mußte uns hier verlassen, indem er mit Avancement zu dem Seinigen berufen wurde. Dafür kamen Zuzüger aus Belgien. Einen Theil der Jäger unseres Regiments, die, früher als wir eingetroffen, doch noch gar nicht einexercirt waren, als Napoleon angriff, hatte man damals nach Loewen geschickt. Sie vereinigten sich hier mit uns, und jetzt erst ging man an die Eintheilung der Freiwilligen in drei Compagnien. Der Commandeur wollte uns wohl und hatte die Absicht, uns nach den Landsmannschaften zu vertheilen; andere Officiere aber waren der Ansicht, es würde der Mehrzahl lieber sein, je nach den Transporten aus der Heimath, unter denen sich schon Feldkameradschaften geschlossen hätten, zusammen zu bleiben. Ich ward dadurch zu meinem Bedauern von Freunden getrennt, welche vor mir Berlin verlassen hatten, um deren willen ich aber gerade in dieses Regiment getreten war.

Die drei Compagnieführer, unter deren Führung unsere drei Jägercompagnien des Regiment Colberg sich während des Feldzuges wohl befanden, hießen Müller, von Bajentzki und Freiherr von Hensch. Unter dem letzteren, der die Compagnie des zweiten Musketierbataillons commandirte, stand ich. Ein Officier von Takt und ältern aristokratischen Formen, der sich Mühe gab, auch uns zu einer chevalereskern Sitte zu erziehen. Er zog die Besseren zu sich heran; aber gerade bei uns war der Stoff, aus dem man Gentlemen macht, zu sparsam vorhanden. Die Gevatter Weißgerber und Lohgerber, handfeste Soldaten, gute Hüttenbauer, zuverlässige Menschen und Patrioten, mochten zwar ihr Riemenzeug blanker putzen, als wir Alle, aber zu einer chevalereskern Teinture ließen sie sich nicht putzen, noch wollten sie es. Wir Gymnasiasten waren zu jung. Auch mochte unseres neuen Führers Bildung nicht gerade die sein, welche aus Klötzen Götter zu machen geeignet ist. Bei aller feinen Politur ging ihm die Wärme der innern Begeisterung ab, jene Naturfrische, welche in den Andern den schlummernden Funken erweckt. Seine achtungswerthen Bemühungen, die Elite unserer Jäger zu sich heranzuziehen und durch Conversation und Gesang sie aus dem Rohen zu erheben, gelang daher nicht ganz so, wie er es wünschte. Das doctrinair altdeutsche Feuer, welches in uns Jägern brannte, war ihm ein fremdes Element, der sich gern in französischen Formen bewegte; und die feine Wäsche und die immer weißen Handschuhe des Edelmannes waren eine natürliche Scheidewand zwischen ihm und den Kameraden in der Commisjacke mit den gebräunten und den gesprungenen Händen. Indessen wußte er, als ein Mann von Takt und Erfahrung, alles zu vermeiden, was eine Spaltung hätte herbeiführen können, wie diejenige war, von der ich im Eingang dieses Kapitels sprach. Gelang es ihm auch nur theilweise, sich die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben, so wußte er sich doch vollkommen die Achtung derselben zu bewahren. Der Preußische Officier kann und darf nicht so auf Popularität speculiren, wie etwa der Russische. Der letztere darf und muß zu gewissen Zeiten von seinen Gemeinen mit sich spielen, er muß sich auf dem Zelttuch von ihnen prellen lassen, und ein Suwarow spielte und ließ mit sich spielen in einer Art, welche alle unsere Begriffe von Subordination aufhebt. Es sind asiatische Vergnügungen, Demonstrationen des patriarchalischen Verhältnisses, das man nicht ganz verrücken will, um der furchtbaren despotischen Macht, die nach Willkühr ebenfalls kann zu Tode knuten lassen, einen milden, freundlichen Anstrich zu geben. So wagt der russische Officier nichts, wenn er sich scheinbar gemein macht. Der preußische wagt Alles. Zwischen ihm und dem Gemeinen stehen nur die Kriegsartikel: ein gewisser Firnis von Ehre scheint ihm daher immer nothwendig, um den Abstand lebendig zu erhalten. Nur ein Blücher auf seiner errungenen Höhe durfte es wagen, so populär zu sein wie Suwarow.

Das national volksthümliche Element in den freiwilligen Jägern war im vorigen Kriege streng beachtet worden. Sie hatten sich ihre Officiere selbst gewählt. Jetzt wich man schon bedeutend davon ab; man gab uns unsere Officiere. Indeß bekenne ich, daß in der Vermischung, wie wir kaum erst zu einer geordneten Schaar zusammengetreten waren, auch dafür der Stoff bei uns nicht im Ueberfluß da war. Von Auszeichnungen im Felde konnte noch nicht die Rede sein, und eine anderweitige persönliche Bildung, welche die Einen bestach, konnte für die Andern zurückstoßend sein. Doch sollte, um dem Buchstaben des frühern Gesetzes zu genügen, aus dem ganzen Jägerbataillon ein Officier gewählt werden, in der Art, daß jede Compagnie durch freie Wahl einen Candidaten aus ihrer Mitte stelle, damit aus diesen Dreien einer ernannt werde. Ich finde in meinem Tagebuch, daß der Candidat der ersten Compagnie, mit Namen Schleich, erwählt wurde; es thut mir aber leid, daß mir von seiner Persönlichkeit auch gar keine Erinnerung geblieben ist. Desto lebhafter sehe ich noch den Candidaten, für den unsere Compagnie sich interessirte. Es war der Jäger Schubert, ein freundlicher, stiller, ordnungsliebender Mann, von achtungswerthen Grundsätzen, der bei unserm Detachement als Feldwebel von Berlin aus fungirt und sich mir immer sehr freundlich gezeigt hatte. Auch war ich ihm wohl von Hause aus heimlich empfohlen worden.

Sein friedliches Gemüth, sein ehrenfestes Wesen hatte ihn bei Allen beliebt gemacht; daher konnte er immer versöhnend auftreten, wo Partheien sich zeigten. Auch hatte er beschwichtigend bei der traurigen Geschichte des Hermannsbundes eingewirkt, obwohl er, als ein verständiger Mann, ihn höchlich mißbilligen mußte, und sich selbst dadurch gekränkt fühlte. Wir, von der zweiten Compagnie, fühlten es deshalb schmerzlich, daß er, unser Candidat, übergangen worden, obschon der bescheidene Mann auch in seiner äußern, untersetzten Gestalt wenig von den Eigenschaften besaß, welche wir, nach unsern Begriffen, von einem Officier fordern. Er wurde dafür zum Capitain d'Armes der Compagnie ernannt. Leider, wie ich gehört, soll er später ein Opfer des Krieges geworden sein. Nicht der feindlichen Kugeln, noch des Lazarethfiebers, sondern des Unmuthes, welcher so viele verdarb, die, nachdem sie den verführerischen Müssiggang gekostet, die Anstrengung des vorigen Berufes scheuten und sich mit Hoffnungen nährten, welche der Staat nicht erfüllen konnte. Wie mancher frischte diese Hoffnungen beim Glase immer aufs Neue an, bis diese Anfrischungen ihn in einen Zustand versetzten, welcher jede gewünschte Anstellung unmöglich machte. Höchst ehrenwerthe Ausnahmen kamen indeß auch vor. Mancher Officier, der seine Epauletts und seine Schärpe mit Ehren getragen, legte sie ruhig ab und trat wieder hinter den Ladentisch. Wer den flimmernden Nimbus, der um die Officiersehre sich bei uns gewoben hat, kennt, wird die ganze Größe dieser Entsagung zu würdigen wissen. Auch unser Capitain d'Armes war Kaufmann gewesen. Möglich, daß er gleich Vielen anderen umsonst nach Beschäftigung suchte. Er hatte ein besseres Schicksal verdient.

Am 13. Juli hatte sich die Festung Maubeuge ergeben. Der Artilleriepark kam von dort, um Landrecy zu beschießen, und noch in derselben Nacht mußten wir in aller Stille aufbrechen, um nach Merville zurückzumarschiren. Denn, wie ich in meinen Briefen lese, war unser Lager, in welchem wir bis da ziemlich ruhig gelegen, so nahe der belagerten Festung, daß uns die Paßkugeln von den Wällen mit Leichtigkeit bestreichen konnten. Nur unbedeutende Höhen, welche wir nie betreten durften, hatten uns dem Gesicht des Feindes entzogen. Wenn wir Lärm machten, konnte man nicht anders erwarten, als daß er auch laut antworten werde. Für Tirailleurs war dort nichts zu thun.

Der Obrist von Tippelskirch vor Maubeuge hatte ein unrichtiges Wort gesprochen. Der Krieg war mit der Schlacht noch nicht zu Ende. Die Festungen in der Picardie wollten sich nicht ergeben, wenigstens nicht wie die Preußischen 1806, auf den ersten Anlauf. Ihre Commandanten wollten belagert sein, und entweder Krieg, oder Krieg spielen, beides um ihre Ehre. Etwas Brand, Blut, viel Pulver, Geld, Zeitverlust, Strapazen und Langeweile, das war der Preis des kostbaren Spieles. Prinz August von Preußen leitete diese Belagerungen. Ihm war es wissenschaftlicher Ernst. Gegen den hatten wir nichts einzuwenden, wo es galt, wohl aber gegen die vielen großen Paraden, welche vor und nach der Einnahme jeder Festung vor ihm stattfanden. Auch darin hatte der Obrist unrecht, daß wir ohne Noth gekommen seien. Die Umzingelung und Belagerung so vieler Festungen erforderte viele Mannschaft. Man benutzte uns, wenn gleich nicht als Futter fürs Pulver, doch dermaßen, wo ein Posten zu besetzen, ein Loch zu stopfen war, daß die Gedienten vom vorigen Jahre behaupteten, wir würden nicht als Freiwillige behandelt, sondern als gut genug, um den Linientruppen ihre Arbeit und Lasten abzunehmen. Wie weit das richtig war, laß ich dahin gestellt. Vor dem beständigen auf Wache ziehen, konnten wir freilich nicht zu den besondern Exercitien kommen, welche für unsere Waffenart bestimmt sind. Und wenn wir exercirten, geschah es in Reih und Glied; von dem Schultern, Rechts und Links um, Präsentiren und dem unseligen Parademarsch kamen wir erst sehr spät zu dem freieren, lustigeren Tirailliren, bei dem sich der Soldat erst als ein selbstständiges Wesen fühlt. Dennoch schlug die Jägerlust so gut an, daß schon nach wenigen Uebungen darin Major Diest uns das Zeugniß seiner Zufriedenheit gab und erklärte, wenn es noch dazu käme, könne er uns jetzt getrost dem Feinde entgegenführen.

Endlich wurden wir zum Ernst gebraucht, zwar ein sehr milder Ernst, aber doch immer besser als das Spielen und Putzen und Paradiren. Ich ward Abends am 17. Juli zum ersten Male zu einem Piket commandirt, welches sich den Festungswällen in der Nacht möglichst nähern sollte. Die tiefe Stille in der dies Geschäft abgethan wird, die Dunkelheit und die noch tiefern Schatten der Gegenstände, welche aufzusuchen recht unser Studium war, gaben dieser Expedition einen eigenen Reiz für mich. Als das Piket sich hinter einer Mauer gesammelt, wurden die Befehle flüsternd ertheilt, und in möglichster Geräuschlosigkeit, die Gewehre unterm Arm, schlichen wir unter Führung des Gefreiten auf unsere Posten, die, wie sich versteht, hier stets Doppelposten waren; in der Regel bilden ein Musketier und ein Jäger das Paar. Die Umgebungen der französischen Festungen sind wie geschaffen für diesen Vorpostendienst, indem alle Gärten mit lebendigen Hecken umzäunt sind, hinter denen die Pikets sich fortschleichen und die Wachtposten sich unbemerkt aufstellen können. Freilich ist dies coupirte Terrain auch eben so vortheilhaft für die Belagerten, die sich, bei besserer Kenntniß der Localität, unbemerkt heranschleichen, die Vorposten aufheben, Ausfälle bewerkstelligen oder Emissäre aussenden können. Die Aufmerksamkeit unserer Wachtposten mußte daher sehr groß sein. Auf diesem meinem ersten Posten vor dem Feinde fühlte ich zum ersten Male empfindlich den Verlust meiner Brille und mußte mich auf die Sehkraft meines Musketiers und auf mein gutes Gehör verlassen. Kluge Leute meinten, ich würde auf dem Vorpostendienst in freier Luft und im Grünen durch die fortdauernde Anstrengung meine Augen stärken,

daß ich die Brille vielleicht gar nicht mehr bedürfe. Ich kann das Mittel leider nicht als probat empfehlen.

Unser Posten war in einem mit Hecken umschlossenen Garten, der etwas hoch gegen das Glacis der Festung zu lag. Obgleich Mondschein war und die Wälle sehr nahe vor uns, konnte ich sie doch wegen des starken Nebels nicht genau sehen; desto deutlicher hörte ich die Stimmen der französischen Wachtposten. Es war die Stunde von 11 bis 1 Uhr. Also in der Geisterstunde der Nacht vom 17. bis 18. Juli 1815 stand ich zum ersten Male vor dem Feinde; leicht erreichbar für jede Muskete, die vom Walle her auf mich anlegte. Ich läugne nicht, daß das Herz etwas lebhafter schlug. Die Hecke vor mir verbarg nur den untern Theil des Körpers, und wenn wir gleich, auf Anweisung meines Mitpostens, stumm und bewegungslos wie Stöcke dastanden, die blinkenden Gewehre nach unten gehalten, so würden die Wachen in der Festung, wenn der Mond hell auf uns schien, uns doch schwerlich für Baumstämme gehalten haben. Die tiefe Stille, wir durften kein Wort uns zuflüstern, hatte nicht minder etwas Unheimliches. Aber zugleich entging mir auch nicht das Poetische meiner Situation. Mitternacht, im fremden Frankreich, die Einsamkeit, die romantische Scenerie, die dunkeln Hecken, hinter denen Gestalten und Wesen uns belauschen konnten, und vor einer Festung, gespickt mit Eisenschlünden, die plötzlich losdonnern konnten, und, was noch romantischer war, ein dichter Nebel machte diese Festung, die doch dicht vor uns lag, mit den Händen zu greifen, unsichtbar! Der Verstand sagte mir dazu, wenn sie dich auch sehen, werden sie doch nicht auf dich schießen. Mir kam der Wachtposten aus dem Hamlet in den Sinn. Jetzt wünschte ich fast, daß uns etwas begegnen möchte. Aber es blieb todtenstill in den Hecken und in der Luft. Nur die Nachtvögel schwirrten um unsere Köpfe; nur die Wolken zogen über den Mond. Wir hörten unsern eigenen Athem.

Und doch hörten wir ein Geräusch, und mit der bestimmtesten Deutlichkeit aus der Festung her, und dieses Geräusch trug, wo ich es zum ersten Mal vernahm, nicht wenig dazu bei, den Reiz des Schauerlichen zu mehren. Es war kein Glockengeläut, die Glocken verstummen in einer belagerten Stadt; kein froher Rundgesang der Wachtsoldaten, es klang wie ein Unheil verkündendes Unkengeschrei. Die Wachtposten auf den Wällen der französischen Festungen rufen sich nämlich des Nachts zur Erweckung ihrer Aufmerksamkeit fortwährend einige Worte zu. Aus weiter Ferne erscholl ein Ruf, den ich nicht verstand; er ward erwidert und kam näher. Unwillkührlich faßte ich meine Büchse und prüfte den gespannten Hahn. Aber mein Musketier flüsterte mir zu: „Stille, Jäger, es ist nichts." Der Zuruf kam immer näher, bis ich deutlich die Losung hörte: „Sentinelle, prenez garde à vous!" Dumpf und monoton war der Schall, aber gerade das vermehrte das Schauerliche. Jetzt schmetterte es so deutlich, als stände der Mann zwanzig Schritt vor mir. Bald ward es schwächer, bald schien es ganz zu verhallen, um nach einer Weile von der andern Seite wieder zu kommen. Zuletzt ward ich so gleichgültig, wie beim Ticken einer Wanduhr. Ein scharfer Sinn konnte aus der Zahl und Dauer dieser Pulsschläge militairischer Wachsamkeit allenfalls den Umfang der Festungswälle ausrechnen. Die Schlußfolge wäre wenigstens sicherer gewesen als die, welche Philologen auf die Größe des wahrhaftigen Troja aus dem Umstande ziehen wollen, daß Achill Hektors Leiche drei Mal in einem Athem um die Mauern schleifte. Mein Sinn war damals vom Rechnen weit entfernt.

Um 1 Uhr bewegte sich allerdings etwas hinter den Hecken. Es war der Gefreite mit der Ablösung. Wir hatten nichts zu melden, und die Ablösung erfolgte in der Stille und mit der Behutsamkeit, wie wir aufgezogen waren. Um 3 Uhr zog das ganze Piket in der Morgendämmerung sich zurück. Nur einige entferntere Posten blieben von Musketieren besetzt, die sich in Erdlöchern versteckten. Es wäre Tolldreistigkeit gewesen, sich offen bei Tageslicht dem Muthwillen der feindlichen Schützen auszusetzen. Erst beim Abzuge der Pikets erfolgten einige Schüsse von den Wällen her, wenn auch zu keinem andern Zwecke, als um uns zu beweisen, daß man aufmerksam sei.

Der Piketdienst wurde für mich bald zu einer Art Erholung vom Exerciren und Putzen. Es war das Gefühl der Wichtigkeit, der Freiheit, der Gefahr und die Lust des Geheimnisses, die ihre Reize verlieh. Darüber vergaß ich zwar die Mühseligkeiten, die er mit sich führte; wenn, wie dies wohl vorkam, das Piket zwei Tage und zwei Nächte dauerte. Zwar war es nichts weniger als unterhaltend, oft den Tag über im Chausseegraben in brennender Sonne liegen zu müssen, ohne ein Feuer anzuzunden, ohne laut sprechen zu dürfen, und mit trockenem Commisbrod die lange Weile herunterschlucken zu müssen. Wie gern kroch man auf allen Vieren den Graben entlang nach einem kleinen Strauch, um den Kopf dahinter vorzustecken, und zu sehen, wie die Welt außerhalb des Grabens aussah. Wie sehnsüchtig erwartete man, daß die Sonne sich senke. Dann aber, wenn mit der Dämmerung der kühle Abendhauch kam, fing unsere Lebenslust an. Wie muthig und erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten, erhob man sich und die Posten schlichen an die ihnen angewiesene oder bekannte Stelle. Nichts war da von Schultern, Marschiren vor dem Schilderhaus, kein Gewehrpräsentiren vor Officieren. Der Soldat war ein kleiner Feldherr, wenn er auch nur sich selbst zu commandiren hatte; er durfte seine Sinne und seinen Verstand anstrengen und sich selbst seine Operationspläne machen. Das war bei verschiedenen, ich möchte sie ambulante Posten nennen, der Fall. Ein gewisser District war ihrer Wachsamkeit angewiesen. Wir schlichen aufrecht oder gebückt, den Finger am Drücker des aufgespannten Hahnes, durch Hohlwege und Hecken, und der Kitzel der Neugier oder die Wollust der Gefahr

drängte immer weiter. Einer spornte den andern an: Noch einen Schritt weiter! Wie wäre es, noch bis hinter jenen Busch? Aber eine mondhelle Fläche lag zwischen dem Busch und uns. Wir warteten, bis eine Wolke über den Mond zog, und huschten dann nach dem verbotenen Ort, wo wir eben nicht mehr sahen, als vorhin, aber wir hatten doch etwas gewagt. Besonders trieb uns ein Kitzel, möglichst nahe dem Wallgraben zu kommen. Nun waren wir dicht daran, das Herz schlug, diesmal wohl mehr vor Lust als Bangigkeit, so nahe, unbemerkt dem Feinde, am Rande fortzuschleichen. Wir hörten die Hunde drinnen anschlagen, das Gespräch der Schildwachen, und nachdem wir nichts belauscht und nichts gewonnen, huschten wir wieder zurück, mit dem süßen Bewußtsein, einer möglichen Gefahr sehr nahe gewesen zu sein. Wir waren siebzehn Jahre alt; aber auch die älteren Musketiere vergnügte es, so etwas zu wagen, was ihnen nicht befohlen, aber auch nicht verboten war.

Wochenlang vor einer Festung stehen, in Wetter und Ungemach, in Erdlöchern und Strohhütten, in Regen und Hunger, erhitzt die Phantasie mit wunderbaren Vorstellungen von der Herrlichkeit, die mit eisernen Thoren uns verschlossen ist. Da wohnen sie in der Stadt in festen Häusern und schlafen in weichen Betten. Essen und Trinken ist in Fülle vorhanden, und unter allen Lebensbedürfnissen braucht der Soldat nur zu wählen. Den Spaniern erschienen die Mauern der Peruanischen Städte, ehe sie drinnen waren, von gegossenem Silber. Nicht viel anders betrachteten wir das trotzige Landrecy, und der Reiz mochte eben noch den Umstand erhöhen, daß wir es eigentlich gar nicht sahen, außer in nächtlichem Nebel und nur von den Streiflichtern des Mondes beschienen. Ich war auch später niemals drinnen; wahrscheinlich aber ist es ein dürftiges Städtchen, wie die meisten Festungen im nördlichen Frankreich. Eines Abends, als wir nach einem ermüdenden Tage uns früh zur Ruhe begeben wollten, bliesen die Hörner zum Sammeln. Wundervolle Kunde! In Landrecy stand kein Bayard, der es mit den Geschützen der Belagerer aufnehmen wollte. Als die Batterien zum Bombardement fertig waren, ergab sich der Commandant, wie der von Maubeuge, unter der Bedingung des freien Abzugs der Garnison. Augenblicklich sollten wir packen, antreten und in ein näher der Stadt gelegenes Bivouak rücken, um am nächsten Morgen, vor unserm Prinzen August vorüber defilirend, als Sieger in die eroberte Stadt zu ziehen. Ungern verließen wir unsere guten Quartiere in Merville. Die Sache hatte aber noch außerdem Unangenehmes; unsere Wäsche hing großentheils noch feucht an den Leinen. So, bedeutend schwerer, mußte sie eingepackt werden, und auf den überladenen Tornistern noch die neuerdings uns verabreichten Kochgeschirre. Was aber bedeutete das gegen den Triumph, als Sieger in eine belagerte Stadt zu rücken! Dort sollten wir acht Tage rasten, und herrlich und in Freuden leben von den ungeheuren Magazinen, welche der Feind zurückgelassen, und die gar nicht zu bewältigen wären. Wein, der erste französische Wein, sollte uns zur Belohnung geliefert werden; und dann, glaube ich, sollten wir, neu ausgerüstet, nach Paris marschiren! Wer dachte an das elende Bivuak, in welchem wir diese Nacht campirten! Wenige schliefen, wenige kochten; morgen mußten die Bürger von Landrecy uns Festmahle bereiten. Aber Feuer wurden angezündet, und darum, angefrischt von dem Weine, den wir morgen trinken wollten: „Korners wilde Jagd", „Der Sturm bricht los" und: „Du Schwert an meiner Linken" gesungen. Unsere Stimmen klangen gut. Wer froh ist, singt immer gut. Unser Capitain kam dazu und lobte unsre Lust und unsern Gesang. Wir plauderten und sangen bis nach Mitternacht.

Auf die Nacht mit Morgenroth folgte ein grauer Tag. Wir sollten nicht in Landrecy als Sieger einmarschiren, nicht acht Tage dort in Herrlichkeit und Freuden zubringen, nicht Wein erhalten und nicht nach Paris ziehen, sondern am nächsten Tage, ohne Wein und Rast, mit Sack und Pack auf dem Rücken, ostwärts nach Philippeville marschiren, um mit der Belagerung da anzufangen, wo wir in Landrecy aufgehört. Statt der verheißenen Herrlichkeit erhielten wir für die Eroberung eine doppelte Ration Brandwein! Was sollte uns der! An Brandwein hatte es nie gefehlt. Mit der Deutschthümlichkeit und der Frömmigkeit waren damals die Mäßigkeitstheorieen noch nicht aufgekommen. Brandwein, aber kein Fleisch und Brod! Wir hungerten den verfehlten Freudentag über. Erst am Abend ward eine Corporalschaftssuppe fertig. Wenigstens entgingen wir der Parade.

Zwischen der Sambre, die wir verließen, und der Maas, der wir uns wieder näherten, liegt die kleine Festung Philippeville, die jetzt zu Belgien geschlagen ist. Auf einem mäßigen Höhenzuge, der sich im Westen der Stadt weithin dehnt, wie ein Hochplateau, mit der Fernsicht auf die tief in der Ebene liegende Festung stand das Lager, oder sollte es stehen, das uns aufzunehmen bestimmt war. Ach, wenn es schon gestanden hätte! Begleite mich der geneigte Leser auf zwei anstrengenden Tagesmärschen von Landrecy bis auf diese Höhe vor Philippeville, und in den Hundstagen, und mit Wehr und Waffen und dem Kochgeschirr auf dem Rücken! Zum Hinsinken müde, kamen wir Abends um 7 Uhr auf diesen freien Platz, wo nur zertretenes Haidekraut wächst. „Dies, Jäger, ist Euer Lager," hieß es, „dort hinter Euch ist ein Busch, haut Euch Holz, Stroh ist requirirt und wird kommen, die Ingenieure werden Euch inzwischen den Platz anweisen und das Uebrige ist Eure Sorge, nämlich ein Haus zu bauen, wo Ihr die Nacht schlafen könnt."

Der Officier hatte nicht nöthig gehabt zu commandiren: „Rührt Euch!" Wir waren wie eine müde Heerde hingesunken, und doch standen wir wieder auf, stellten die Büchsen zusammen, warfen die Tornister und

Patrontaschen in einem Haufen und stürzten mit gezogenem Hirschfänger in den Wald. Dieser wurde gelichtet, und unser Lager gerüstet, in einer langen, langen Linie, mit gehörigen Zwischenräumen für Feuersgefahr. Das Stroh zum Decken und zum Lager kam auch an. Wir waren jetzt schon etwas in der Arbeit geübt. Andere mußten kochen, noch andere Wasser holen, aus einer Quelle, die eine halbe Stunde entfernt war. Es ging, wer hätte es geglaubt, und zwischen 10 und 11 Uhr war alles soweit fertig, daß man sich zum Schlafen niederlegen konnte.

Ein Pallast war es gerade nicht. Stelle man zwei Spülbecken auf die breite Kante und oben lehne man sie aneinander; das war unsere Hütte, nur daß man auch die schmalen Giebelseiten mit Stroh verputzte. Aufrecht konnte ein mäßig großer Mann eintreten, auch aufrecht stehen bleiben, wenn er sich gerade in dem Mittelstrich hielt; wenn er aber auch nur einen Zoll sich seitwärts bewegte, mußte er den Kopf bücken. Aber von stehen, gehen und bewegen, geschweige denn etwas aufrecht darin zu thun, war nicht die Rede. Die Hütte hatte man zum Liegen gemacht. Vierzehn Personen sollten von Rechtswegen darin liegen, einer neben dem andern, und dann war der Bodenraum dermaßen bedeckt, daß buchstäblich kein Apfel zu Boden konnte. Wer später kam, und seinen Schlafplatz suchte, mußte, so gut es ging, unter den andern, die schon lagen, fortkriechen, wobei es Fuß- und Armstöße gab und viel geflucht wurde. Oder er mußte am Eingange liegen bleiben, ein Platz, der nicht gesucht wurde, nicht sowohl um deswillen, daß jeder über ihn wegstieg, sondern weil er Wind und Regen aus der ersten Hand empfing. Warm lagen die andern, ob gerade angenehm, das kam auf den Geschmack und die Nachbarn an. Toilette wurde nicht gemacht, viel sich zu rühren verbot sich von selbst, der Tornister war das Kopfkissen.

Auf Vierzehn, sage ich, war von Rechtswegen gerechnet, denn so groß war die Corporalschaft; aber factisch hatten höchstens zwölf Platz. Auch gewissermaßen von Rechtswegen; denn von Vierzehn waren gewiß wenigstens Zwei in jeder Nacht auf Wache. Leider hatten in dieser ersten Nacht vor Philippeville zufällig unsere ganze Corporalschaft Ruhe, und leider hatte ich mich verspätet, entweder beim Wasserholen, Kochen oder dem Geschirrreinigen. Kurzum, als ich mich zum Schlafen meldete, war die ganze Hütte besetzt, und ein Lachen und Brummen wies mich ab. Möglich, daß noch ein nachhaltiger Groll gegen den Hermannsbündler dabei mitspielte; sonst hätten sie wohl zusammengerückt. Ich mußte noch froh sein, daß eine gutmüthige Seele, die am Eingange schlief, mir erlaubte, den Kopf und den halben Oberleib in das Heiligthum zu stecken; mit drei Viertheilen des Leibes schlief ich im Freien. Es war eine Julinacht und ich 17 Jahre alt.

Alles das waren Kleinigkeiten gegen die Verdrießlichkeiten, welche mich noch hier vor Philippeville erwarteten. Ich war der fleißigste Correspondent nach Hause, und zog mir dadurch oft den Spott meiner Kameraden zu. Wo ich eine halbe Stunde dem Exerciren, dem Putzen und dem Schlaf abstehlen konnte, schrieb ich. Von einem Breslauer Juden hatte ich ein unschätzbares Gut, was hier ganz fehlte, Dinte, gekauft. Ich saß, ein Kommisbrod auf meinem Schooß, die flache Seite als Tisch benutzend, den Dintenstecher neben mir in der Erde, und schrieb meine Briefe, die zugleich meine Tagebücher waren. Acht bis neun waren schon nach Hause gegangen, aber unglücklicherweise hatten sich die letztern, bei der Unregelmäßigkeit der Feldposten, verspätet, und die Meinen in Berlin waren durch deren Ausbleiben in großer Sorge um mich. Wer verdenkt es der mütterlichen Zärtlichkeit, wenn sie alle Hebel in Bewegung setzte, um von dem verlorenen Sohn zu hören. Da wurden durch Bekannte alle diesen Bekannten bekannte Officiere in der Armee angegangen, sich nach mir zu erkundigen, und alle diese Officiere schrieben an das Regiment Colberg, ob ich gestorben oder verdorben, und daß man der achtbaren, betrübten Familie doch Auskunft über mich geben möge. Ich ward plötzlich citirt, um Rede und Antwort zu stehen, denn alle diese Mahn- und Fragebriefe waren zur selben Zeit eingelaufen, und nach ihrem Inhalt mußte ich ein höchst gewissenloser Mensch und Sohn sein, wenn ich noch lebte. Da Letzteres nun constirte, so fuhr man mich in jenem Sinne an. — „Aber ich habe geschrieben.“ — „Wie oft?“ — „Neun Mal.“ — Die Officiere sahen sich betroffen an. So oft hatte noch kein Mitglied des Regiments geschrieben, es wäre denn ein sehr verliebter Bräutigam darunter gewesen. Man entließ mich und wußte nicht, was man sagen sollte. So stand ich, ich weiß nicht, ob als das juste milieu, zwischen zwei Feuern. Hier angeklagt des zu wenig Schreibens, dort, ich schriebe so viel, daß die Feldpost Beschwerde gegen mich eingelegt habe.

Bald darauf trat schlechtes Wetter ein. Unsere Hütten waren an jenem Abende, wie man sich denken mag, nur leicht gebaut. Auch am folgenden Tag hatte man es nicht für nöthig erachtet, sie fester zu machen und dichter zu decken, da das Gerücht sich wieder erneute, wir würden nach Paris marschiren. Auch hatte es geheißen, daß wir dies zu entfernte Lager auf dem Berge verlassen und näher der Festung, die noch immer zwei und eine Viertelstunde entfernt lag, bivuakiren sollten. Der Regen strömte vom Himmel, der Wind trieb immer neue Wolken heran, und wenn die Güsse nachließen, rieselten von dem grauen Himmel ein alles durchweichender Staubregen herab, der Tage lang anhielt. Was half da Flicken und Repariren, wo der ganze Bau nichts taugte; und was den Regen von oben abhalten, wo er unten schon eingedrungen war! Der Boden war lehmigt und bald ganz aufgelöst. Der Platz, auf dem unsere Baracke stand, lag niedriger als die Höhen dahinter, und Niemand hatte uns gesagt, daß wir Gräben darum ziehen müßten, um das Wasser abzuleiten; so drang es denn in hellen Strömen

herein, und hatte nur einen Rivalen an dem Wasser, welches schon oben durchsikerte, oder bald durchplätscherte. Unsere Uniformen und Mäntel waren durchnäßt; nirgends ein Ort zum Trocknen, oder wenn man sie etwa am Feuer getrocknet hatte, wo man sie aufhängen konnte. Selbst wo den Schatzkasten, der unsere Omnia enthielt, den Tornister, sicher unterbringen? Auch unsere Wäsche wurde feucht und stockte. Endlich ward man gleichgültig, als sollten wir und unsere ganze Equipage sich im Regen auflösen, der eine Woche anhielt. Man warf die Sachen hin, wo es war, und ließ den Himmel dafür sorgen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein historisches Volkslied.

Herr Johann Ruß, k. Seminar-Direktor zu Altdorf in Mittelfranken, sendet uns folgende Zuschrift:

„Das beiliegende historische Volkslied, welches heuer 50 Jahr alt wird, bittet um freundliche Aufnahme in Ihre Zeitschrift. Es wurde von einem Zuhörer nachgeschrieben, von meinem Onkel, dem verstorbenen Professor der Theologie und Landtagsabgeordneten von Hofmann in Erlangen; die unter meinen Augen gefertige Abschrift ist wortgetreu und in orthographischer Beziehung buchstäblich genau."

Das Lied, „auf der Marktzoller Kirchweihe (10. September 1849) von einem blinden Spielmann aus Salzburg gesungen", lautet:

„Du guter Kaiser Ferdinand,
Wie hart bist du gedrückt,
Deine schöne Kaiserskron,
Die hat dich nicht beglückt.
Der reiche Fürst, der Metternich,
Den hat der Teufel schon,
Der hat das Unheil angericht
Der Revolution.

Die Garde von der National,
Die hält man liebenswerth,
Sie dürfen alle Säbel trag'n,
Der Kaiser hat's beehrt.
Sie sind auch Bürg fürs Vaterland
Und sind dem Kaiser treu,
Vivat, es leb' die National,
Wo Fürst und Bürger gleich.

Radetzky, theurer Feldmarschall,
Mit deinem Silberhaar,
Deines Gleichen findt man nicht
Mit drei und achtzig Jahr.
Mit Tapferkeit und Heldenmuth
Steht er selbst in der Schanz,
Du bist es werth, daß man dich ehrt
Mit einem Lorbeerkranz.

So wie man in der Zeitung liest,
Da geht es wirklich gut,
Die Söhne von Haus Oesterreich,
Sie haben Kraft und Muth.
Sie drangen vor nach Brescia,
Die Feinde retirirn,
Italien, was hast du gethan,
Wirst bald den Garaus kriegn.

Du König von Sardinien
Bist gar ein harter Mann,
Der gute Kaiser Ferdinand,
Was hat er dir gethan?
Du rückst heran mit deiner Macht,
Greifst deinen Schwager an,
Es glingt dir nicht, ich sag' es dir,
Die Deutschen siegen schon.

Deine schöne Residenz,
Die werdns dir bald besiegn,
Der König von Sardinien
Muß Deutschland unterliegn.
O warte nur a kurze Zeit,
Du kriegst an sauern Kren,
Sie jagn di' aus deim Landl naus,
Kannst Zwiebeln handeln gehn.

Es ist noch einer ober uns,
Der macht doch alles recht,
Die Zeiten sind zwar wirklich hart,
Sie drohen uns sehr schlecht.
Werd wiedrum Fried und Einigkeit
In unserm Vaterland,
So danken wir dem lieben Gott
Stets alle mitanand."

Das Lied ist, so weit wir dies feststellen konnten, bisher ungedruckt. Es ist schon deshalb beachtenswert, weil es treu und anschaulich die Stimmung des größten Teils der deutsch-österreichischen Bevölkerung im „großen Jahr" und nach demselben schildert: man war gegen Metternich, aber für den „guten Kaiser Ferdinand", man schwärmte für Radetzky und verhöhnte die Piemontesen; daß die Siege auf den italienischen Schlachtfeldern zugleich einem notdürftig verjüngten Metternich'schen System die Wege ebneten, fiel damals Niemand ein. Und so war es denn Alexander Bach, der bis 1859 den Oesterreichern „Fried und Einigkeit" brachte . . .

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Graf, Wilhelm. Leben im Leben. Gedichte. Worms. Julius Stern. 1898.

Liebmann, Otto. Weltwanderung. Gedichte. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1899.

Schrader, Ernst. Ideale. Schauspiel in 5 Aufzügen. Hannover. M. & H. Schaper. 1898.

Spannuth-Bodenstedt. Vor Sonnenaufgang. Neue Gedichte. Göttingen. Lüder Horstmann. 1898.

Halter, Eduard. Die Straßburger litterarische „Besegard". Eine Satire in vier Abschnitten. Illstadt. Selbstverlag. 1899.

Busse, Carl. Gedichte. 4. Auflage. Stuttgart. A. G. Liebeskind. 1899.

Göttermoral. Ein Cyclus Gedichte. Dresden. E. Pierson's Verlag. 1898.

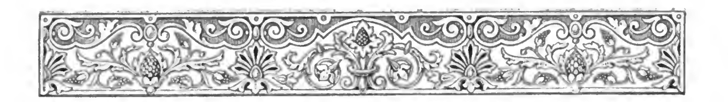
Gatti, Emerich von. Der König der Juden. Roman. Zürich. Caesar Schmidt. 1899.

Elias, E. H. Das neue Evangelium oder die Natur des Menschen. Drama der Zeit. Zürich. Caesar Schmidt. 1898.

Schücking, Levin Ludwig. Der Sommerkönig. Ein erzählendes Gedicht. Göttingen. Lüder Horstmann. 1898.

Weidefeld, Bruno. Die Geschwister oder die Braut des Bruders. Dramatisches Gedicht. Berlin. Wilhelm Möller. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von F. Conamon in Berlin N, Chausseestr. 2e



Sonntagskinder.

Novellen von Ernst Behrend.

(Fortsetzung.)

Wilm Birkenstock der Traumwandler.

(Fortsetzung.)

Wie Soldaten, die siegesgewiß ins Feld ziehen, woneben Wilm etwas der Gewißheit dauernder Verstümmlung Ähnliches empfand, betraten sie die Schwelle des gestrengen Stadtoberhauptes; wie ein Häuflein geprügelter Schulbuben sollten sie wieder abziehen. Was für schnöde Rede bekamen sie da doch auf Meister Gerrits wohlgesetzten Spruch zu hören, zumal als die vom Vater herbeigerufene Ilge mit gutem Gewissen die Behauptung heimlichen Verlöbnisses und die Erwähnung all' der lieblichen Worte bestritt, die sie Wilm zugeflüstert haben sollte. Sie bezeichnete die ganze Freiergesellschaft als eine Narrenbande, der Bürgermeister aber sprach von Gaunerei und drohte mit Büttel und Gefängnis. Da fiel dem Zornigen sein Sekretarius Ulrich Hammenstede, der zugleich mit der Jungfrau in das Zimmer gekommen war, in die Rede:

„Haltet zu Gnaden, gestrenger Herr. Mir, sowie auch etwelchen ehrenfesten Bürgern der Stadt, die ich als Zeugen zu stellen vermag, so Ihr's verlangt, ist der hier komparente Goldschmiedsgesell Wilm Birkenstock seit langem als ein Träumer von Natur bekannt, dem die Phantasie bereits manchen ergötzlichen Streich gespielt, indem sie in seinem Geist die Wirklichkeit und die Traumgesichte derartig vermengt hat, daß er hernach die Visionen für Fakta gehalten und sich eitel närrisch betragen hat. Item mein' ich, daß an seinem heutigen anscheinenden Unfug nichts anders schuld ist, als ein lieblicher Traum, der ihm aus der Leutseligkeit und huldvollen Herablassung der ehr- und tugendsamen Jungfrau emporgeblüht ist, also daß er die glänzenden Vorspiegelungen seines träumerischen Gehirns für bare Münze genommen und in gutem Glauben seine Hand nach unerreichbarem Gut ausgestreckt hat. Wollet, gestrenger Herr, mit Vergunst solches erwägen und dann Gnade für Recht ergehen lassen, sintemalen Inkulpatus dieser Tage die Stadt meiden und sich auf jahrelange Wanderschaft begeben wird."

„Das rat' ich auch, Herr Vater," nahm die hochansehnliche Ilge jetzt das Wort, „laßt den Thoren laufen, ich selber will ihm sein dreistes Unterfangen nimmer nachtragen."

Damit wandte sie sich zum Gehen, den in Scham und Bestürzung dastehenden Wilm mit einem Blick voll Hohn und Hoheit streifend. Dieser Blick war aber nicht minder zaubermächtig, als das Basiliskengefunkel des gestrigen Abends. Hatte letzteres den Verstand des biederen Jungen etwas aus dem Lot gebracht und seine Einbildungskraft zu unsinnigem Träumen entzündet, so wirkte der Abschiedsblick der Verräterin insofern heilkräftig, als er Wilm im Handumdrehen von dem Wahn kurierte, daß sie ein Herz besäße oder gar an ihn selbst verschenkt habe.

Meister Gerrit, als er kurz darauf mit seiner Hausfrau allein beim Mittagbrot saß, vermochte aus Verdruß über die thörichte Rolle, die er heute seinem Sohn zu Gefallen gespielt hatte, keinen Bissen hinunterzuschlucken. Wie linde Trostesworte ihm Frau Marie auch gab, sie schlugen nicht an bei dem durch die höhnische Verabschiedung seitens des Bürgermeisters in seiner Ehre Verletzten. Dazu bedrückte ihn die verspätete Einsicht, daß er bei der Erziehung des Sohnes doch wohl manches verfehlt habe und sich an dem heutigen kläglichen Vorfall einen guten Teil der Schuld zurechnen müsse. Sein sonst so trautes Heim war ihm zur Bußkammer geworden und zum Schlupfwinkel vor dem unausbleiblichen Gerede der guten Freunde und getreuen Nachbarn.

Auch Wilm war im Gemüt ganz entzwei. Von Ärger und Scham gegeißelt, war er, sobald die Thür des Bürgermeisterhauses hinter ihm und seiner Gefolgschaft ins Schloß gefallen, flüchtig geworden, um weit von den Häusern der Menschen sich auszutoben. Nach stundenlangem Umherschweifen in Berg- und Waldeinsamkeit kehrte er

müd' und hungrig zur Stadt zurück, die wegen des Freischießens auch an diesem Nachmittag wie ausgestorben war. Im stillen Gaststübchen des Wirtshauses zum bunten Bock fand er bei Brot und Käse und einem Kruge Bier Stärkung für seinen Leib, doch das zerrissene Gemüt bedurfte noch der Heilung gar sehr. In seinem erbärmlichen Zustande entsann er sich des klugen und tapferen Eintretens des Sekretarius für ihn, der zwar ihn und seine Freiwerber als Narren in Schimpf gebracht, aber schwere Strafe von ihnen abgewehrt hatte. Er empfand Sehnsucht nach dem Treuen und da er wußte, daß selbiger zu dieser Stunde sich im Rathaus aufzuhalten pflegte, so schickte er die alte Magd, die heut allein das Haus zum bunten Bock hütete, und entbot ihn zu sich.

Der Sekretarius Ulrich Hammenstede kam alsbald und hörte Wilms schier unendliche Lamentationen und überströmende Dankesworte geduldig an, denn er wußte, daß ein aufgeregter Mensch erst dann vernünftigem Zuspruch zugängig ist, wenn er den Born seiner Rede erschöpft hat. Als dies nun bei Wilm der Fall war, trank ihm der Freund zu:

„Jetzt, Lieber, thu' mir Bescheid und das gehörig, denn du hast dir die Lippen recht trocken geredet. Und dann hab' Acht. In einem kurzweiligen Büchlein, das von allerlei Schimpf und Ernst handelt, hab' ich jüngst gelesen, daß Jemand einem gewaltigen Wortheldeu also erwiderte: „Du bist Herr deines Mundes und redest, was du willst, ich bin Herr meiner Ohren und höre, was ich will." Und also sag' ich dir, Lieber, du schiltst auf dich und die ganze Welt, ich aber hör' nur, daß du ein guter Kerl bist, der sich ein kleines Mißgeschick allzusehr zu Herzen nimmt. Hör' auf zu jammern und sei lieber froh, daß du glimpflich von dem Handel abgekommen bist, anstatt an der kaltherzigen hochmütigen Dirne hängen zu bleiben. Wenn Einer ein boshaft Weib freit, wird er dadurch noch nicht zum Sokrates. Deine Traumsucht hätte dir leicht einen schlimmeren Streich spielen können, als diesen, und zu weiterer Aufrichtung deines Gemüts will ich dir ein Gegenstücklein erzählen, das meiner Mutter Bruder, einen gelehrten Arzt und Dr. medicinae in Stendal im Altmärkischen, betroffen hat. Der heißt mit Namen Kindervater, ist aber keiner, sondern Hagestolz und sein Geschlecht steht allein auf seinen zwei Augen.

Als selbiger in deinen Jahren und bereits zu guter Nahrung gelangt war, so daß er ohne Sorge an die Gründung eines Hausstandes denken durfte, versprach er sich mit einem schönen, tugendsamen Mägdlein, das ihm wieder gut und treu gesinnt war. Nicht gar lange vor dem Tag, an dem er sie heimzuführen gedachte, waren beide zusammen zu einer Hochzeit eingeladen, die ein naher Verwandter von ihr seiner Tochter ausrüstete. Sie freuten sich recht sehr auf dies Fest, aber kurz vorher that der junge Doktor einen Fall, bei dem er sich das Bein verstauchte, so daß er nicht hingehen konnte. Weil er aber seiner Herzliebsten die Freude nicht verderben mochte, bat er sie, ohne ihn zu gehn, was sie auch that. Während sie nun an der Lustbarkeit mit geringem Vergnügen teilnahm, denn in Gedanken verweilte sie fast unaufhörlich bei ihrem Schatz, lag dieser daheim zu Bett, ärgerlich über seinen Unfall und die ihm aufgezwungene Einsamkeit. Da aber die Sonne gar freundlich ins offene Fenster schien und lieblicher Geruch von Lindenblüten hereindrang, verflog die üble Laune bald und der Doktor malte sich das Fest im Geiste aus. Er stellte sich vor, wie sie jetzt im Hochzeitshaus fröhlich zu Tische säßen und hernach Reigen tanzten und allerlei Kurzweil trieben, insonders, wie seine Braut sich von einem schmucken Gesellen allerlei Artiges sagen ließ und mit demselben tanzte.

Solche Einbildung, über der er am Abend einschlief, beschäftigte ihn auch nachts im Traum gar lebhaft, so daß er beim nächsten Erwachen fast des Glaubens war, das Gesehene miterlebt zu haben, indessen belehrte der Schmerz in seinem Bein ihn bald eines andern. Ein paar Stunden später besuchte ihn seine Braut, von ihrer Schwester, eines Ratsherrn Hausfrau, begleitet und bot ihm lieblichen Gruß, so daß er trotz seiner Niederlage ganz fröhlich ward. Alsdann erzählte sie ihm viel von der Hochzeit und daß sie sich recht verlassen gefühlt haben würde, wenn nicht ihr Nachbar beim Festschmaus und nachheriger Reigentänzer, ein munterer und spaßhafter Freibauernsohn aus dem Hansjochemwinkel, eifrig bestrebt gewesen wäre, durch Schwänke, Schnurren und Märchen seiner Heimat, und durch ergötzliche Beschreibung des reichen Anwesens, das ihm zufallen sollte, ihr die trüben Gedanken zu verscheuchen. Als der Bräutigam sie da fragte, wie der Hansjochem ausgesehen habe, gab sie ihm eine Darstellung von derselben Gestalt, die er im Traum als ihren Tisch- und Tanzgenossen gesehen hatte. Drob verwunderte er sich gewaltig, schwieg aber von dem Traum und der Erscheinung, weil er sich vor dem Spott der Schwägerin fürchtete.

Einige Zeit darauf, nachdem sein Bein wieder hergestellt war, erwachte er nach einer schwülen

Sommernacht mit der lebhaften Einbildung, es sei des Nachts über ein nahe gelegenes Dorf ein schweres Gewitter gegangen, der Blitz habe in einen Hof geschlagen und er selbst sei mit vielem Volk aus der Stadt gezogen um zu retten. Als er sich angekleidet hatte und unter Leute kam, vernahm er, es habe mit dem Gewitter und Blitzschaden in jenem Dorf seine Richtigkeit gehabt. Da geriet er in Verwirrung, ob er geträumt oder die Geschichte wirklich erlebt habe, bildete sich aber zuletzt ein, daß er dabei gewesen. Doch auch diesmal verlautbarte er nichts von der Sache.

Wieder ein paar Tage später hatte er sich bei heißer Mittagssonne in das Hausgärtlein seines künftigen Schwiegervaters zur Hinterpforte hineingeschlichen, um die Liebste zu erspähen und trauter Zwiesprach froh zu werden. Er setzte sich in eine dichte Jasminlaube, sehnsüchtig ein Weilchen wartend und noch ein Weilchen; dann lehnte er den Kopf schläfrig an die Latten und verlor sich bei der drückenden Luft in leichten Schlummer. Darüber mochte ein Viertelstündlein vergangen sein, als ihm ein Zwinkern in die Augenlider kam; da sah er durch eine Lücke im Gesträuch, wie seine Liebste vom Hausflur her leise auf den Fußspitzen in das Gärtlein schlich, wobei sie fürsichtig nach allen Seiten ausschaute. Grade wollt' er sie anrufen und die Arme gegen sie ausbreiten, als er einen Druck auf die Brust verspürte, wie wenn eine starke Hand ihn gegen die Laubenwand zurückdrückte. Die Stimme blieb ihm in der Kehle stecken.

Nun begab sich etwas Unerwartetes vor seinen Augen. Hinter Buschwerk trat ein stattlicher Jüngling hervor und ging auf das Mädchen zu, welches ihm mit Freudenschimmer im Antlitz beide Hände entgegenstreckte. Der Jüngling zog sie an sich und herzte und küßte sie, worauf sie, die Arme um seinen Hals schlingend, die Liebkosungen vergalt.

Wie gelähmt an Herz und Gliedern beobachtete der Doktor dies schändliche Treiben seiner Braut und des Menschen aus dem Hansjochemwinkel, denn er hatte in dem frechen Liebhaber alsbald den Freibauernsohn nach der Beschreibung des Mädchens erkannt. Er hätte dazwischen fahren und den Lümmel zu Boden schlagen mögen, allein die Kraft sich zu erheben versagte ihm in der gewaltigen Bestürzung des Gemüts. Da blieb er denn ruhig sitzen und fühlte die bitteren Thränen aus den Augen quellen.

Auf einmal erhob sich heftiger Sturm, eines Gewitters Vorbote; eine Thür schlug krachend zu; erschreckt fuhren die Mißthäter auseinander und verschwanden, der Hansjochem hinter das Gebüsch, das Mägdlein ins Haus hinein. Der Doktor aber blieb schluchzend und weinend in der Laube. Erst als das Wetter mit strömendem Regen losbrach, ward ihm freier auf der Brust und im Herzen und er verließ durch das Hinterpförtlein den Garten als ein Hartgeschlagener. Von Stund' an war ihm Lieb' und Leben verleidet, er schrieb noch in derselbigen Nacht einen Absagebrief an die Untreue und schied vor Morgengrauen von der Stadt; Niemand erfuhr, wohin er gegangen war.

Etliche Jahre durchstreifte er, von seiner Kunst lebend, ferne Länder. In der Fremde erwachte starke Sehnsucht nach der Zeit seiner glücklichen Liebe, mit Wehmut mußte er häufig der Vergangenheit gedenken und eines Tages übermannte ihn das Herzeleid, daß er an eine Verwandte schrieb mit der Bitte um Nachricht aus der Heimat. Da bekam er denn in der Antwort zu wissen, in halber Betäubung las er's, daß er die Braut durch seine Flucht und den Absagebrief schmählich gekränkt hatte, denn, was gleich festgestellt worden, an dem ganzen Vorgang, den er als Grund seiner Trennung von ihr angeführt, war nicht die Spur von Wahrheit, außer, daß an jenem Tage ein starkes Gewitter gewesen war und dieses ihn in der heißen Laube überrascht haben mochte. Die Jungfrau hatte den ganzen Tag über am andern Ende der Stadt eine bettlägerige Muhme gepflegt und der Freibauernsohn seit der Hochzeit den gute zehn Meilen entfernten Hansjochemwinkel nicht wieder verlassen gehabt.

Daraus und noch aus andern Umständen erkannte der Doktor, daß ihn ein unseliger Traum genarrt und zum elenden Menschen gemacht hatte. Das Schlimmste bei der Sache aber war, daß sich sein Unrecht nicht wieder gut machen ließ, denn die gescholtene Braut war aus Gram und Scham in schweres Siechtum verfallen und bald darauf mit liebevoller Vergebung seines Unrechts aus dem Leben geschieden. Den Doktor Kindervater hat diese Entdeckung vor der Zeit zum greisen Mann gemacht; er ist reumütig in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wo er seitdem als trefflicher Arzt in hohem Ansehn steht und im Übrigen in treuem Gedenken der fahrlässig Verstoßenen still für sich lebt.

Sieh, mein Lieber, Jenem ist dieselbe närrische Eigenheit zum bittern Leid geworden, die bisher nur erst zu erträglichem Schimpf, doch es könnte leicht einmal Schlimmeres daraus entstehen. Deshalb rat' ich dir als guter Freund und Kamerad, prüfe jedes Vorhaben aufs Genauste darauf hin,

ob sich's der Ausführung verlohnt und du damit nicht in Ungemach gerätst, und nur, wenn du guten Erfolges sicher bist, mach' dich ans Werk. Dann ist es übrigens gleichgültig, ob die Wurzel dieses Dings im Boden der Wirklichkeit oder in der Traumwelt steckt."

Das gute Wort fand gute Statt bei Wilm. Mit dem festen Vorsatz, sich nimmer wieder von Truggebilden und Irrlichtern des Geistes foppen zu lassen, trennte er sich heute von dem klugen Sekretarius Ulrich Hammenstede und verließ einige Tage darauf die Vaterstadt, um die in des Vaters Werkstelle gewonnene Kunstfertigkeit in der Fremde zu bewähren und zu bereichern.

⁂

Vier Jahre sind seitdem vergangen.

In der alten Reichsstadt im Haus zur goldenen Amsel formt und gießt, lötet und hämmert der junge Meister Wilm Birkenstock, am Herde aber waltet eine alte Frau, des seligen Jakobiküsters Andrießen Witib.

Meister Gerrit und seine feine weißhändige Hausfrau ruhen seit Jahr und Tag auf dem Friedhof der Sondersiechen weit draußen vor der Stadt; der breite Hügel, darunter ihr Staub einstiger Auferstehung harrt, wölbt sich über hunderten von Toten, so daß, wer ein grünes Kränzlein auf diesen armseligen Gottesacker legt, nicht weiß, ob er die richtige Stelle trifft, da der Rasen gerade sein Liebes bedeckt.

Auf heißfächelndem Fittich war die Pest ins Land geflogen und hatte fürchterlich gewütet unter dem Volk. Manch reifes Korn, doch mehr noch der Blümelein, die frisch und blühend standen, hatte der grausame Schnitter gemäht. Laut schrie hundertfältiges Weh gen Himmel; dann war es auf dem Erntefeld still geworden vor großer Trübsal und Trauer; bald aber hatte das Leben wieder sein Recht verlangt und den Göpel des großen Werkbetriebes in Gang gesetzt. Es war alles gekommen, wie im alten Lied verheißen war:

> Sterben, das ist der erste Sang.
> Das zweite, das ist der Glocken Klang.
> Schnell folgt das dritte hinterdrein,
> Das ist von den Freunden vergessen sein. —

Wilm Birkenstock hatte in der Fremde gefunden, was er gehofft, reiche Weide für Aug' und Geist, lustiges Leben und freundliches Lob; er hatte bei guten Meistern in Nürnberg und Straßburg gearbeitet und war bis nach Paris gewandert, wo er manch' blaues Wunder sah; dann hatte ihn unversehens starkes Heimweh ergriffen und auf den Weg nach Hause getrieben. Auch war er des Gesellentums überdrüssig geworden und sehnte sich, daheim durch ein Meisterstück zu zeigen, wie er gewachsen an Handfertigkeit und Kunstverstand.

Kaum hatte er den Rhein überschritten, als ihm Kunde zuflog von der schrecklichen Seuche, die seine Vaterstadt befallen. Er beschleunigte die Reise und vernahm, je mehr er sich der Heimat näherte, desto trübere Nachricht. Er bangte um das Wohl der Seinigen, doch getröstete er sich in seinem leichten Sinn glücklichen Wiedersehens. Jetzt dämmerten ihm bläulich die fernen heimatlichen Berge entgegen; wie friedlich mutete ihn die Schrift der weichen Linien am Horizont an! Jetzt unterschied das Auge die grünen Streifen der Wälder und Wiesen, jetzt ein kurzer Weg um das Vorgebirge und schon grüßten mit dem Anschein der Ruhe und des Lebensbehagens stattliche Türme und feine weiße Rauchsäulen.

In dem Thor, durch das er Einlaß fand, gönnte man ihm kaum ein Wort auf seine Fragen; in Angst und Abscheu wich in solcher Schreckenszeit der Mensch dem Menschen aus, jeder fürchtete in dem andern den Feind, der ihm die grauenhafte Krankheit anhauchen konnte. So blieb er ungewiß über das Schicksal der Eltern. Auf den Straßen sah es öd' und schmutzig aus, fast an jeder zweiten Hausthür warnte ein riesiges draufgetünchtes P, Pest bedeutend, vor dem Eintritt. Aus diesem und jenem Hause erscholl durch die geschlossenen Fenster mattes Gewimmer oder lautes Geheul, mitunter beides durcheinander, das Leiblied des unbarmherzigen Todesengels.

Wilm gelangte mit raschen Schritten an das Elternhaus. Kurz vorher lief ihm eine Magd aus einer Quergasse über den Weg. Sobald sie den eiligen Wandrer bemerkte, kreischte sie entsetzt auf und warf sich, das Gesicht verhüllend, zu Boden, daß der möglicherweise giftige Atem des Mannes über sie hinweg wehen sollte.

Auf der Steinschwelle des Hauses kauerte ein acht- bis zehnjähriges Mädchen mit blassen eingefallenen Wangen und tief in den Höhlen liegenden Augen. Wilm Birkenstock kannte sie nicht. Er fragte, ob der Meister und seine Hausfrau daheim seien, erhielt aber keine Antwort; stattdessen reckte die Kleine bettelnd die Hand aus, doch er führte nichts bei sich, was der Hungrigen gedient hätte. Laut pochenden Herzens trat er ein.

In Werkstatt und Küche war Niemand. Sollten die Eltern zu ungewohnter Zeit, es war Alltag, ausgegangen sein? Oder gar bereits den

letzten Weg gewandelt? Das Herz stand ihm bei dieser Frage still. Ganz verstört und ratlos blickte er um sich. Da schlug das scherzhafte Krähen eines Zeisigs an sein Ohr; in der Werkstatt über der Küchenthür hing der Käfig, in dem der Vogel munter von Stab zu Stab hüpfte. Das war doch eine Spur von Leben im Haus.

Wilm trat wieder auf den Flur zurück, um nach oben zu gehn. Da vernahm er von dort Stimmen, eine hellere weibliche stöhnend, die andre, die Mannesstimme schien zu trösten oder zu beten; beide kamen ihm fremd vor. In ein paar Sätzen war er dann die Treppe hinaufgesprungen und sah nun von dem oberen Flur durch die offenstehende Thür in der elterlichen Schlafkammer die Mutter angekleidet auf dem Bett liegend, vor ihr den Vater auf den Knieen, die Arme um des Weibes Leib geschlungen.

„Vater!“ schrie Wilm und blieb in der Thür wie vor einem Heiligtum stehn. Da hob Jener den Kopf hoch und wandte das Angesicht dem Rufer zu; es war von Sorge und Leid arg entstellt.

Wie der Meister den Sohn erkennt, springt er auf, streckt die Arme gegen ihn zur Abwehr aus und ruft so laut er kann: „Weg, weg, oder du bist des Todes, Kind — hier haust der Tod, uns beide hat er sicher!“ Da Wilm vom Entsetzen wie angewurzelt steht, schreit der Meister wieder: „Weg, weg! Oh mein Sohn, bleib' du doch am Leben!“ Gewaltige Angst malt sich auf seinen Zügen, die Angst, daß der lang entbehrte, in schrecklicher Stunde wiedergekommene nicht Verderben sauge aus dem Atem der pestvergifteten Eltern. Wilm wendet sich noch immer nicht zum Gehn. Irrwahn durchzuckt des Vaters Hirn. Fliehst du nicht, denkt er, so muß ich dich fliehen. Er stößt ein paar unverständliche Worte heraus und versteht sie selbst nicht, da hebt er mit Riesenkraft das wimmernde Weib vom Lager empor und stürzt mit ihr an dem Sohn vorbei auf die Stiege zu, offenbar will er zum Hause hinaus. Jetzt bricht die Kante der obersten Stufe von seinem wuchtigen Tritt ab, die Beine gleiten dem Mann unterm Leibe weg, seine Arme umschließen fester die teure Last, zusammen schießen sie die steile Treppe hinunter, lautlos liegen sie da. Als Wilm nach ein paar Sekunden zuzuspringen im Stande ist, hat der ernste Schnitter an den ihm schon verfallen gewesenen Weib und ihrem jäh vom Wahnsinn ergriffenen Gatten sein Werk gethan. —

Sterben, das ist der erste Sang. — Welch' grausiges Sterben hatte das Schicksal vor Wilms Augen gestellt!

Das zweite, das ist der Glocken Klang. — Er hörte ihren Klang, hörte noch viele Tage hintereinander den Klang, bis die furchtbare Heimsuchung zu Ende war und das Leben wieder natürlichen Bestand hatte in den hochgiebligen Häusern der alten Reichsstadt.

In dem Liede heißt es weiter:

Bald folgt das dritte hinterdrein,
Das ist von den Freunden vergessen sein.

Wer das vor Jahrhunderten gedichtet, der hat das bittre Wort aus dem Quell der Wahrheit und der Fülle seiner Erfahrung geschöpft, denn groß, wie die Schrecken, die damals ab und zu über Land und Volk kamen, war auch der Leichtsinn, mit dem man innerlich schlimme Vergangenheit überwand und der gefälligen Gegenwart zu huldigen wußte. Wilm Birkenstock jedoch gehörte, ungeachtet seiner frohmütigen Natur, mit dem ihm daneben eigenen nachdenklichen Wesen nicht zu den Menschen, deren Verhalten jenen Satz bestätigte. Von der Seuche verschont geblieben, beweinte er schmerzlich den Heimgang derer, die ihm die Liebsten auf der Welt gewesen, und mancher anderer, wie des klugen Sekretarius Ulrich Hammenstede, und trug lange und tiefe Trauer um sie.

Von den Verwandten, die ihm das Schicksal gelassen hatte, war die alte Mutter seines Stiefmütterleins in der hilflosesten Lage. Daher nahm der Verwaiste die Witib zu sich ins Haus, so daß beide an einander die nötige Stütze hatten. Wilm verfertigte sein Meisterstück, einen Kelch für den Altar der Jakobikirche. Ein reicher Bürger hatte zum Dank für die glückliche Errettung der Seinigen aus der Pestgefahr das Gold und viele Edelsteine dazu gestiftet und Wilm, jetzt dem Einzigen seiner Zunft in der Stadt, die Arbeit übertragen. Der junge Goldschmied bewies, was er Gutes gelernt hatte und was an echter Künstlerschaft in ihm steckte. Er stellte den Kelch in den edlen Formen mit reicher Verzierung her, wie er's seinem Meister Wenzel Jannitzer in Nürnberg abgesehen, und erntete reiches Lob für sein Werk.

Viel bekam der junge Meister zwar hernach nicht zu thun, weil man nach dem großen Sterben das Geld zu andern Dingen nötiger brauchte, als zu güldnem Tand und Zierrat; der Verdienst reichte aber aus, ihn und die alte Mutter Andrießen bescheidentlich durch die Zeit zu bringen. Und die verging ihm still und mäßigen Schrittes.

Wohl verfiel er noch öfter, als ihm lieb war,

in die alte Gewohnheit, die Grenzen von Traum und Leben zu verwischen, aber da er wenig Gelegenheit fand, das Truggold seiner regen Phantasie auf den offnen Markt des Lebens zu bringen, und er sich Mühe gab, die Lehre seines abgeschiedenen Freundes in zweifelhaften Fällen zur Richtschnur seines Handelns zu nehmen, so erwuchs ihm nur selten Verlegenheit aus der harmlosen Narreteidung.

Über eines aber wunderte er sich sehr. Im Gegensatz zu seiner Anlage, Traumgeschichten für wahre zu halten, kam ihm das grauenhafte Erlebnis bei der Heimkehr ins Elternhaus allmählich wie ein Traumbild vor. Alles was ihm vorher im Leben wirklich begegnet war, heitere und schmerzliche Ereignisse, liebe Gestalten und bunter Tagesinhalt, haftete in seinem Gedächtnis; wollt' er sich aber jenes Tages und seiner Schreckensscene erinnern, so waren's nur verschwommene Schatten, die er vorbeihuschen sah und die sich schnell in Nacht und Nebel verloren.

Lag's an der Erfahrung großen menschlichen Elends allein oder zugleich am Mangel an innerlich lohnenden Aufgaben, wodurch der junge Meister einen beträchtlichen Teil seiner ursprünglichen Frohmütigkeit eingebüßt hatte, oder trug auch die Zahl seiner Jahre bereits dran Schuld, gleichviel, er war augenscheinlich kopfhängerisch geworden, that seine Arbeit oft verdrossen und fröhnte zu Zeiten, wenn die Aufträge erledigt waren, einer mehr als geziemenden Faulenzerei. Dann räkelte er sich gewöhnlich daheim; die Gesellschaft verständiger Mitbürger suchte er nicht häufiger auf, als durch gemeinsame Angelegenheiten, bei denen er als einziger Meister seiner Zunft ein Wörtlein mitzureden hatte, geboten war. Hin und wieder stieg er auf die Berge und wanderte einsam in den mächtigen Wäldern umher, die von der Stadt an meilenweit die Höhen bedeckten.

Einmal, es war zu Anfang des Sommers, hatte er sich bald nach dem Mittagessen aufgemacht und nach mehrstündigem Marsch, wobei er bald hier bald da von der zuerst eingeschlagenen Richtung abgewichen war, einen Gipfel erreicht, auf dem der Wind besonders frisch durch die Tannen strich und der ihm ein willkommener Rastplatz dünkte. Dort streckte er sich auf das schwellende Moos hin und überließ sich bekömmlicher Ruhe. Tags zuvor hatte es gewittert, nun atmeten die Lungen köstlich reine Luft ein; der Himmel zeigte ein tiefes Blau, unter dem vereinzelte leichte weiße Wölkchen schnell vorm Ostwind dahinfuhren. Diesem zierlichen Schauspiel, das sich dem auf dem Rücken liegenden bot, entsprach die bescheidene Musik, die er zu hören bekam, jetzt der helle Schlag der Finken, das Gezeter zankhafter Zeisige, der Schrei eines Hähers oder das Zirpen der Spechtmeisen, dann plötzliches Rauschen des Windes in den Tannenwipfeln, währenddessen die Vogelwelt unwillkürlich verstummte, dazu, aber ohne jegliche Pause, das ferne Geläut der städtischen Rinderherde.

Nachdem er sich im behaglichen Genuß solcher schlichten Darbietungen des Waldes fast steif gelegen hatte, erhob er sich und trachtete nach der Heimkehr. Die Sonne stand bereits ziemlich weit nach Westen, die Schatten der Bäume zogen sich lang am östlichen Abhang hinunter. Wilm glaubte zwar genau zu wissen, wohin er sich wenden mußte, allein da er sich auf ähnlichen Fahrten schon öfters verirrt hatte, hielt er es diesmal für geraten, vor dem Aufbruch verläßliche Umschau zu thun. Er kletterte auf eine starke Tanne, die ihm die Mühe durch ihre weitausladenden Äste erleichterte und schwang sich rittlings in den Sattel, den einer von ihnen mit dem Stamm bildete. Da saß er, das Gesicht nach Osten gekehrt, und was er sah, war wundervoll.

Vor ihm senkte sich der Gebirgsstock, auf dessen höchster Erhebung er sich befand, in stufenförmig hervortretenden Abhängen aus hellem Tageslicht in einen breiten dämmerigen Grund hinab, jenseits dessen eine weit gewaltigere Bergesmasse aus dem Fundament des Harzwaldes emporwuchs, sich von allen Seiten in maßvoller Schrägung nach oben zu verjüngend und mit dem sonnenbeglänzten Scheitel gleichsam die saphirne Himmelskuppel stützend. Die dem Beschauer zugekehrte, fast ganz von der Sonne getroffene Wandfläche des erhabenen Tempels, den sich die Natur hier erbaut hatte, war bis über die Hälfte hinauf mit einem riesigen, aus schier undurchdringlichen Forsten gewebten Teppich bekleidet, dessen Färbung vielerlei Arten von Grün, hier in sanften Übergängen, dort in starken Gegensätzen aufwies, je nach der Glätte der einzelnen Strecken und der Tiefe der Thalfalten dazwischen. Ganz unten aber zeigte sich auf diesem Plan in düsterem Umriß der Schatten des Bergkolosses, von dessen höchstem Gipfel Wilm herniederschaute, und langsam, wie hinter ihm die Sonne sank, kroch vor ihm der Schatten hinauf über die waldige Fläche dem Giebel des Felsenbaues zu; als aber das schleichende Gespenst den hellen First erklettern wollte, verschwammen seine Linien in der allgemeinen Dämmerung, die dem Sonnenuntergang folgte.

Bei diesem Anblick, den er noch nie gehabt, denn nur von dieser einzigen, damals höchstens Jägern und Hirten bekannt gewesenen Stelle läßt sich das Massiv des Brockens in seiner ganzen Größe von Kopf zu Fuß überschauen, ward Wilm von Andacht ergriffen, obschon seiner Zeit Naturbewunderung ein fremdes Ding war. Die Größe der Erscheinung berührte durch das künstlerisch gebildete Auge den so oft dem Märchenhaften hold, dem Übersinnlichen zugewandt gewesenen Sinn, die eingetretene Abendstille stimmte die Seele weich, und das Ergebnis der Stunde war die Befreiung von häßlichem Druck, der lang auf seinem Gemüt gelastet hatte. Mit neuem Frohmut kehrte er zur Nacht von dem Ausflug heim und zahlte willig den Thorgroschen, den er für die Verspätung verwirkt hatte. —

In jenen Tagen besang ein thüringischer Mann, Namens Wendelin Hellbach, der von der goldnen Aue des Brockens ansichtig geworden, den gewaltigen Gipfel des Harzgebirges als den Prokulus, den fernhin Sichtbaren. In die Nähe des Berges war er nicht gelangt, noch hatte er ihn gar erstiegen, das hatte bisher nur ein andrer fertig gebracht, ein Arzt und Botanikus aus Nordhausen, Johannes Thalius. Dieser hatte, von wissenschaftlichem Eifer getrieben, das Wagnis ausgeführt, das sonst keinem Menschen in den Sinn kam, nicht einmal kühnen Waldleuten, denn der Berggipfel war bei allem Volk weithin als Aufenthalt böser Geister übel berüchtigt. Die Brockenfahrt des Dr. Thalius war übrigens so gut wie unbekannt geblieben, hingegen wußte man sich Entsetzliches von dem Walpurgisnachtsritt zu erzählen, den vor Jahren ein dürftig Weibsen, Grethe Wroithe aus Elbingerode, unterm Zwang der peinlichen Frage eingestanden hatte.

Auch Wilm hatte von diesem Hexenritt gehört und bisher seinen Anteil an dem allgemeinen Grauen vor der Brockenwildnis getragen. Doch nun sich ihm der Berg in erhabener Majestät gezeigt, verdrängte Bewunderung die Furcht und die Begier nach näherer Bekanntschaft mit dem Riesen regte sich. Ein paar Mal verwarf er den Gedanken eines Aufstiegs als thöricht und tadelswert, schließlich aber besiegte die zu guter Stunde wiedererwachte Lust an Abenteuern jedes Bedenken. Wilm beschloß das verlockende Unternehmen auszuführen, indes mit aller gebotenen Heimlichkeit.

Es war mitten im Hochsommer, als er eines frühen Morgens das Weichbild der Stadt verließ, um gradeswegs auf den Tummelplatz schlimmer Geister loszumarschieren, aber er hatte mit der überirdischen Welt so häufigen Verkehr gehabt, daß er sich freundlichen unsichtbaren Geleites getröstete und vertrauensvoll fürbaß zog. In der Voraussicht, daß die Reise durch unwegsame Wälder, durch Dorn und Dickicht, über Wildbäche und Klippen ein paar Tage Zeit kosten und die Überwindung verschiedener Hindernisse erfordern würde, hatte er ein Wams von warmem Filz angelegt, einen ledernen Ranzen, den er früher auf der Wanderschaft getragen, mit Zehrung gefüllt und ein scharfes Beil in den Leibgurt gesteckt; in der Hand führte er einen Stab aus Eichenholz mit starker spitzer Eisenzwinge, damit konnte er sich ein Stück Raubzeug, das damals noch das Harzgebirge unsicher machte, wohl vom Leibe halten.

Im Anfang ging die Reise mühlos von Statten. Wilm schritt zunächst am Rande des Gebirges entlang, mit der Absicht später dem Lauf eines von der Höhe hinabrinnenden Baches zu folgen und dann auf sein Endziel hin den Wald quer zu durchschneiden. Die Luft war erträglich, denn es ging ein sanfter Wind, der in gleicher Richtung mit dem Wandrer durchs Land strich. Rechts von sich hatte dieser die steil aufstrebenden Berge mit ihrem grünen Schmuck von Laub- und Nadelforst, links sah er auf Getreidefelder, die sich eben erstreckten oder über niedrige Hügel hinzogen. Hier und da blitzte die Sense eines fleißigen Bauern im Sonnenschein. Es war still ringsum, die Zeit des Vogelgesangs vorüber, die Landstraße leer. Nach einstündigem Marsch schwenkte Wilm bei einem Dörflein, wo man die Roherzeugnisse des Bergbaus seiner Vaterstadt zu Erz, Silber und Gold verhüttete, nach rechts in das Thal ab, dessen Wasserlauf dem Betrieb des Hüttenwerks diente. Beim Anblick dieser Stätte des Fleißes machte er sich einen gelinden Vorwurf wegen der eigenen Abwendung von fruchtbringender Thätigkeit, sobald ihn aber die Waldeinsamkeit aufgenommen hatte, fühlte er keinerlei Gewissensbiß mehr vor Freude auf den Erfolg des einzig gearteten Unternehmens. Heiteren Morgengruß raunten ihm mit leisem Flüstern die Bäume zu und mit behaglichem Plappern der über unzählige glattgespülte Steine rieselnde Bach; von Blättern und Tannenspitzen strahlte ihm milder Glanz entgegen und der balsamische Hauch der Luft wehte ihm frisch ins Gesicht, strömte ihm belebend in die Brust.

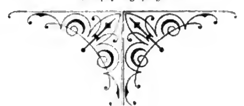
Nach einiger Zeit wurde der Marsch beschwerlicher. Der gebahnte Pfad hatte aufgehört, der Wandrer konnte nur noch auf einzelne kurze

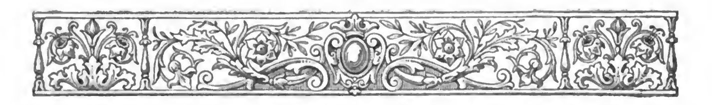
Strecken zu ebener Erde neben dem Bett des Baches gehen. Bald mußte er, pfadsperrenden Felsblöcken ausweichend, am schrägen Abhang der Thalwand entlangklettern, bald, weil es diesseits allzu steil wurde, von Stein zu Stein über das Wasser springen und jenseits sich am Ufer hinwinden. Das gefiel ihm auf die Dauer immer weniger und er benutzte die Gelegenheit einer Ausbauchung des Thals, um hier über die sanftere Böschung hinweg die Höhe desselben zu gewinnen. Doch auch hier oben fand er es keineswegs bequem zu marschieren, denn alle Augenblicke stellte sich eine steile Klippe oder eine hochsattelige Felsennase in den Weg, die sich nicht ohne Anstrengung umgehen ließen. So ging's ein paar Stunden weiter, und als er endlich, schwitzend und ziemlich erschöpft, eine turmhohe Klippe vor sich sah, machte er Halt und warf sich auf den Boden nieder. Jetzt schien es ihm an der Zeit, den mitgenommenen Mundvorrat anzubrechen. Er sprach ihm mit gesegnetem Appetit zu und schickte währenddessen mehr als einen messenden Blick zur Klippe hinauf. Gesättigt und gestärkt meinte er, daß sie sich mit Aufwendung einiger Kraft und Geschicklichkeit ersteigen lassen würde; der Wunsch, von dort oben herab die Welt zu betrachten, blieb nicht aus und nach wenigen Minuten sah er von der flachen Platte des Felsens vergnüglich in das Thal, aus dem er sich heraufgearbeitet hatte. Auf der Klippe hatte niedriges Gebüsch und ein ganz ansehnlicher Ebereschenbaum Wurzel geschlagen; in seinem Schatten streckte Wilm die Glieder auf reichlich herbem Felsenlager aus, gleichwohl der Ansicht, daß Zwergkönig Hübich sich keinen bessern, jedenfalls keinen stolzeren Ruheplatz hätte aussuchen können, und kaum war er darüber klar geworden, als ihn auch schon der wohlverdiente Mittagsschlaf befiel. Der Wind im Tannengezweig der Umgebung sang ihm ein schlichtes Schlummerlied, hoch in den Lüften aber rerierte ein Bussard, der es für bedenklich halten mochte, auf das stattliche Lebewesen herabzustoßen und es deshalb vorzog, als dessen Schlafhüter weite Kreise um die Klippe zu ziehen.

Als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, wurde Wilm durch die aus beträchtlicher Entfernung hell herüberschallenden Töne einer Hillebille geweckt, jenes zwischen Bäumen in der Schwebe aufgehängten, mittels eines Hammers zum Ertönen gebrachten Buchenbretts, das den Köhlern statt der Läuteglocke dient. Es war der Ruf zum Mittagbrot an die bei den Meilern beschäftigten Leute, ihn mahnte er an den Aufbruch von seiner königlichen Lagerstatt. Von da an schlug er die östliche Richtung ein, wobei er lange Zeit auf ebnerem Boden blieb, indessen häufig gezwungen war, sich mit dem Beil den Pfad durchs Dickicht zu bahnen. Durch weiten Hochwald ging die Wanderung, mächtige Buchen und Eichen ragten aus wirrem Unterholz empor, über freien Boden entlang vermochte der Blick nur selten zu gleiten, richtete er sich höher, dann traf er das düstere Dach der Stämme, durch das nur spärliches Sonnenlicht drang. Kein Ton schlug an das Ohr, als von gelegentlichem Beilhieb oder als das Knacken trockener Zweige unter den Tritten des kecken Eindringlings in diese von Menschen bisher unberührte Wildnis. Anspannung aller Sinne, die Wilm nötig hatte, um die Richte beizubehalten und ihr nach durch den Wald zu brechen, hielt das Grauen fern, das ihn sonst wohl in der tiefen Einsamkeit befallen hätte.

Jetzt wuchs wieder aus dem Mutterfelsen eine Klippenmauer, den Weg versperrend, heraus. Wilm umging sie bedachtsam und gelangte jenseits auf moosbedeckten unterholzfreien Boden, über dem knorrige Eichen ihre Zweiggewölbe ausspannten. Mit leichten Schritten wanderte er über den weichen Teppich, da vernahm er plötzlich böses Fauchen vor sich in geringer Höhe. Er schaute auf und sah die funkelnden Lichter eines Luchses, der auf dem untersten starken Ast einer Eiche lag und aus dem Blätterversteck nur den Kopf mit dem seltsamen Schmuck der pinselförmig auslaufenden Ohrspitzen herausstreckte. Das war eine gefährliche Begegnung, denn diese Art von Wildkatzen, die sich damals am Rande des Gebirges nur noch selten blicken ließ, in der Tiefe seiner Wälder dagegen ein unbedrohtes Dasein führte, zeichnete sich, das wußte Wilm recht gut, durch ungemeine Kraft und Gewandtheit aus, so daß selbst kühne Jäger den Kampf mit dem rotwamsigen Räuber für ein nicht unbedeutendes Wagestück hielten.

(Fortsetzung folgt.)





Erinnerungen

von

Willibald Alexis.

Mitgeteilt von **Dr. Max Ewert.**

Mein Marsch nach Frankreich.

(1815.)

(Fortsetzung.)

Ich bewunderte einige meiner Kameraden, die sich in vollem Mismuth oder in vollkommener Resignirtheit auf den nassen Moder in unserer Hütte zum Schlaf hinwarfen, denn alles darauf geworfene trockene Stroh half nichts; es ward Mist. Den Mantel über das Gesicht gegen den Tropfenfall von oben, tröfteten sie sich mit der Erinnerung an die Lagerstätten der Preußen nach dem Rückzuge von Dresden, wo die Ermüdeten ohne Weiteres ihre Mäntel in dem kniehohen Koth ausbreiteten und sich darauf warfen. Für mich war es in diesen Tagen eine Wohlthat, wenn ich zur Wache oder auf Piket commandirt wurde. Dort gab es doch zuweilen Orte, wo man sich trocken niederlegen konnte, einen Thorweg, einen Schuppen, und wo nicht, so begegnete man durch Thätigkeit den niederdrückenden Einflüssen der Witterung. Auf einzelne Stunden fand ich wohl Unterkunft in den Hütten meiner Kameraden, die günstiger gelegen und fester gebaut waren, und benutzte sie, wenn meine Freunde gerade auf Wache zogen; die mehrsten dieser Schreckensnächte aber kauerte ich auf einer Tonne und daneben liegenden Reisigbündeln. Auf einer runden Tonne und im Reisig kann sich der Regen nicht setzen; man bleibt wenigstens von unten, wenn nicht trocken, doch nicht in einem unfreiwilligen Schlammbade. Die Tonne lag, so viel ich mich entsinne, an der hinteren Giebelwand einer der größern Hütten, die zu allgemeinen Zwecken, also splendider und solider erbaut waren. Das Dach stand um etliche Zoll über; diesen Schutz benutzte ich für meinen Kopf, ohne mich zu entsinnen, ob dann der Hals die Traufe erhielt. Es gab so viel Regen und Traufe, daß man die Details ganz vergaß.

Wie sehnsüchtig erwartete ich den Morgen, um mich von der Nacht zu erholen. Aber womit? Ich weiß es selbst nicht. Regnete es am Tage weniger? In der Nacht fühlte man ihn doch nur, aber beim Tageslicht sah man noch dazu den Regen. Die Sonne, wenn sie vorblickte, trocknete nicht, und die angezündeten Feuer gingen wieder aus. Mit nassem, grünem Holze Feuer anmachen müssen auf nassem, durchwühltem Lehmboden, und während des Regens und den Regen hindurch es brennend zu erhalten, könnte unter Hercules' Arbeiten aufgezählt werden. Freilich, Hercules hätte sie gelöst. Er hätte fette Kieferbäume übereinander gethürmt, die einen Brand geben, um den Regen in Respect zu setzen. Aehnliches wurde auch bei uns versucht; einige große Feuerbrände schweelten Tag und Nacht fort, und die vom Frost und Nässe Durchschüttelten standen darum, sich und ihre Mäntel einmal zur Abwechselung zu wärmen, besser gesagt, zu räuchern. Von der dicken Luft niedergehalten, strich der Rauch von den hunderten von erlöschenden oder nicht brennen wollenden Feuern durch das Lager. Rauch, branstiger Geruch, Fettdampf, sprühender Regen und Windstöße, unten ein aufgewühlter Morastboden, die Schuhe durchweicht, die Kleider mit Koth bespritzt, nirgends ein Ruheplatz, nirgends eine Erholung, das waren die Lagerfreuden vor Philippeville.

Noch waren sie damit erschöpft. Wer konnte kochen, wo kein Feuer brannte! Nur dann und wann gelang es, eine warme Suppe, ein halb gar gekochtes Fleisch sich zu verschaffen. Zwar wurden die Feuer, wenn ich mich recht entsinne, corporalschaftsweise angelegt, lange Linien vor den Baraken, jede Feuerlinie im rechten Winkel mit der Front der Zeltlinie, und die Kameradschaften hatten, je zwei und zwei, die in einem Geschirr kochten, links und rechts daran ihre bestimmten Plätze. Wehe denen, gegen die der Wind stand. Sie mußten oft, weil sie es vor Rauch nicht aushielten, ihre Töpfe im Stiche lassen, oder rissen sie im Unmuth weg, um halb rohes Fleisch hinunter zu würgen, oder den ganzen Inhalt auszuschütten. Dann aber kam ein Platzregen, und für Alle war die Hoffnung zu Ende. Wer unmuthig ist, zankt gern. An heftigen Streitigkeiten fehlte es dann auch nicht am Feuer.

Also auch mir waren diese sieben Regentage ohne Obdach Schreckenstage. Kaum ein Mal eine kräftigende, warme Speise, um dem Frost von außen Widerstand von innen zu leisten. Auch waren die Naturallieferungen sparsam; es mochte eine ärmere Gegend sein als die um Landrecy. Kommisbrod und Brandwein sollte uns aufrecht erhalten. An letzterem fehlte es denn auch hier nicht, und die Verführung, ein Trinker zu werden, lag

nahe genug. Aber der Brandwein schmeckte mir schlecht, und ich brauchte ihn nur als ein nothwendiges Existenzmittel. Zum Glück wimmelte das Lager bald von Verkäufern und Verkäuferinnen. Es war ein völlig freier Markt von allürten und französischen Marketendern; Greise, Frauen, Kinder hielten alles Mögliche feil für den — der bezahlen konnte, Milch, Kaffee, Chocolate, Stiefelwichse, Trinkwasser; letzteres ein sehr gesuchter Artikel wegen der Entfernung der Quelle; Chocolate war in solcher Fülle da, daß jeder Bauer davon in seinem Hause eine Fabrik zu haben schien. Möglich, daß es auch so war, denn sie war sehr schlecht. Noch bewahrte ich eine Tafel von Berliner Fabrik im Tornister als letztes Auskunftsmittel in der äußersten Noth.

Chocolate konnten wir allenfalls kochen; wer aber kann auf die Dauer davon leben und Soldatendienste verrichten! Endlich sehnte sich das Herz nach einer Kräftigung, und mein Kochkamerad und ich beschlossen, trotz Wind und Wetter uns doch einmal eine warme Fleischsuppe zu bereiten. Verzeihe der geneigte Leser, wenn ich ihm davon berichte; es ist ein Stillleben der gemeinsten Art, aber man liest ja gern, auch im Alter, Robinsonaden, und mir steht die Geschichte meiner Fleischsuppe so lebendig vor Augen, als wäre sie erst gestern geschehen. Wir hatten zusammen ein halbes Pfund Kuhfleisch und etwas Reis geliefert erhalten. Der Kamerad übernahm die Sorge für das eine, ich für das andere Element; er nämlich für das Feuer, ich für das Wasser. Beides war schwierig. Von jenem redete ich schon. Aber die einzige Quelle mit trinkbarem Wasser war über eine halbe Stunde vom Lager entfernt, und unser einziges Gefäß zum Kochen und Wasserholen unser Kochgeschirr. Während er auf den Knieen das Feuer anblies, und die zarte Flamme mit beiden Händen gegen den Windshauch schützte, machte ich mich auf den Weg nach der Quelle. Welch ein Weg! Bei jedem Tritte versank der Fuß im aufgeweichten Lehmboden, und über die Arbeit ihn wieder herauszuziehen, verstrich so viel Zeit, daß es ein doppelter Weg, nach Stunden zu rechnen wurde. Nun rechne man, wie viel mehr Zeit und Mühe ich bei der Rückkehr brauchte, wo ich mit aller Behutsamkeit mein volles Wassergeschirr tragen mußte, aber trotz dem ein gutes Theil vom Inhalt verschüttete. War der Weg schlecht, wie war die Quelle, und wie der Boden umher! Von diesem zuerst. Zehn Schritt in der Runde ein Morast; denn das halbe Lager holte hier seinen Wasserbedarf, nicht allein die Menschen, auch die Thiere. Pferde gehen tiefer als der Mensch. Endlich watete ich bis an die Quelle, vermittelst Steine und Holzblöcke, die man in das Moor gesteckt, und fand allerdings noch Wasser, aber welches! Da hatten die Pferde gesoffen, die Wäscher und Wäscherinnen gespült. Was alles mußte erst weggeräumt werden! Und vorher wurde das Fleisch gewaschen, und dann, nach einer Weile ein Wasser geschöpft, welches wir damals klar nannten!

Es ging. Das Feuer brannte, das Wasser kochte, das Fleisch tauchte auf und unter, ein angenehmer Brodem stieg in unsere Nasen. Sogar schäumten wir mit unserm Blechlöffel die Suppe ab; wir waren Gourmands, wir wollten einen reinen Genuß. Aber das Feuer trug den Sieg über das Wasser davon nach dem natürlichen Proceß, den man in jeder Küche beobachten kann. Die Suppe kochte rasch ein, und wenn wir nicht die Hälfte verlieren wollten, mußte Wasser zugegossen werden. Noch ein Mal trat ich den sauern Weg nach der Quelle an. Aber mit welchem Gefäß! Mit dem flachen Deckel des Kochgeschirrs, welches so eingerichtet ist, daß es zugleich als Teller dient. Wie viel Wasser ich auf dem langen Wege zurück brachte, mag man denken. Während ich gegangen, war wieder ebenso viel eingekocht als ich brachte. Unser Durst war groß, und die Quelle fern. Einen Mosesstab besaßen wir nicht; aber rings umher auf dem Felde waren kleine tiefe Löcher von den Pferdehufen, in denen sich das Regenwasser gesammelt hatte. Die Suppe duftete so kräftig, daß sie wohl den Zusatz von etwas Regen- und Lehmwasser vertrug. Die Zwiebeln würden das weitere thun, den etwa üblen Geschmack zu verdecken. Also schöpften wir, siebten so gut es ging, und füllten. Endlich regnete es. Wer hätte jetzt den Topf zugedeckt! Lieber das Feuer, daß es nicht ausgehe. Scheite Holz, die wir, um sie zu trocknen, auf der Brust eingeknöpft trugen, wurden darauf gelegt, was von Talg und Fett da war, in's Feuer geworfen. Item es ging, das Feuer prasselte herrlich trotz dem Regen und wir theilten uns in eine Suppe, die mir noch heute schmeckt, und Leib und Seele erfrischte, ob sie schon angebrannt und räucherig zugleich war.

Schnupfen, Husten, rheumatische Affectionen und Krankheiten der verschiedensten Art, wer sollte die nicht als nothwendige Folge eines solchen Lagerlebens erwarten! Aber ich blieb gesund und weiß auch nichts von vermehrten Krankheitsfällen im Lager. So waren diese Mühseligkeiten zu ertragen? — Gewiß durch frische Jugendkraft, im Sommer und in der gesunden Luft einer hochgelegenen Gegend. Aber Soldaten haben in allen Kriegen weit größere Strapazen, Entbehrungen und Fährlichkeiten erdulden müssen, und sie erduldeten sie ohne Murren? — Ohne Zweifel, wo es etwas galt, eine Eroberung, einen Sieg oder einen Rückzug. Wo Großes auf dem Spiele steht, und wäre es auch nur die Rettung des eigenen Lebens, kann der Mensch ungeheuer viel, seine Kraft wird elastisch gehoben. Hier aber galt es gar nichts, als eine Festung von Weitem einschließen, die auch ohne uns wäre eingeschlossen worden, und eine Festung erobern, die auch ohne uns wäre erobert worden. Der große Krieg war beendet; dies waren Nachspiele seines blutigen Ernstes, der gegenseitigen Ehre wegen, um diplomatischer Vortheile oder irgend eines Gewinnstes willen gespielt. Das fühlten wir Alle; der Fanatismus gegen den Welteroberer war abgekühlt. Um solche Nachexercitien der Kriegslust schien uns das zu viel auferlegt. Auch wozu das Putzen und Para-

diren, die Exercitien im Kamaschendienst, vergeudete Zeit, fortgeworfene Mühe, wenn der Krieg zu Ende ging! Wollte man uns ganz als Soldaten behalten, vergessend, daß wir uns als Freiwillige zum Kriege selbst, und zu dem für die Interessen des Vaterlandes gestellt hatten? Dergleichen trübe Anschauungen, genährt durch das trübe Wetter, stellten sich damals ein, um später immer stärker vorzutreten.

Während Waffen, Riemzeug und Kleider im Koth umherlagen, oder beschmutzt und naß uns am Leibe hingen, sahen wir der nächsten Zukunft, wo die Sonne schien, eigentlich nicht recht froh entgegen. Denn wir wußten, sobald sie scheint, heißt es geputzt! Statt uns aber mit diesem Mechanismus zu befreunden, wurde er uns immer widerwärtiger, je mehr wir darin geübt wurden; und diese Aussicht auf das Putzen ließ uns fast wünschen, daß das schlechte Wetter noch anhalten möchte. Wie trefflich Reinlichkeit und Ordnung in allen Lebensverhaltnissen auch sind, und für einen Soldaten insbesondere, so widerstrebte uns doch die kleinlich ängstliche Art, mit welcher man von uns verlangte, daß wir unsere Sachen blank und zierlich erhielten. Hatten wir denn zum Paradedienst die Waffen ergriffen und uns selbst equipirt? Dieses Brennen und Poliren des Riemzeugs mit schwarzem Wachs, diese Masse von Geräthschaften dazu, welche man mitschleppen mußte, um zu streichen, reiben, glätten aus voller Leibeskraft, bis das Bandelier oder die Patrontasche spiegelblank war auf — einige Stunden! Und hatte man einen halben Tag gebrannt, gegossen, gerieben, „gefummelt", (mit dem Fummelholz; die Kunst hatte ihr eigene Technologie) mit dem Wollenlappen polirt, mit dem Leinenlappen darüber gewischt, und hielt das Leder nun die letzte Probe aus, den Hauch des Mundes, um, die Rauheit abschüttelnd, sich in vollkommener Schönheit zu präsentiren; alsdann — ging man von der schwarzen zur weißen Kunst über. Die Kragen und die Aufschläge der Pommern waren weiß. Daß dies Weiß im Schweiß eines Julimarsches und im Koth des Lagers nicht ganz weiß blieb, ist begreiflich. Aber die Farbe der Unschuld ließ sich mit Kreide wieder herstellen. Geschabt zu Pulver, mußte sie mit wollnen Lappen so dick und stark auf den Kragen eingerieben werden, als die Wolle des Tuches nur aufnehmen wollte. War diese Operation fertig, ward der Kragen wieder ausgeklopft, und zwar so lange — das sollte wenigstens die Normalprobe sein — bis kein weißes Stäubchen mehr herauskam. Freilich war nun die grüne Uniform eingepudert, und es galt diese auszuklopfen und auszubürsten, wobei der weiße Kragen dann wieder etwas grün oder grau wurde. Die Theorie auf die Spitze getrieben, wäre es eigentlich eine endlose Schraube des Bürstens, Klopfens, Reibens geworden. Und diese Operationen in dem engen Raume einer Hütte vorgenommen, in einem Staub- und Kotherfüllten Lager!

Es war dafür aber auch etwas Erhebendes, wenn bei der kleinen Morgenparade die weißen Kragen wie Kreidefelsen aus grünen Ufern vorblitzten; wenn der Capitain die Reihen entlang ging, er Kragen für Kragen mit dem Finger „knipste", und die Spitze sich dann besah, ob sie weiß abfärbte. Welche gegenseitige Seligkeit in den Blicken der Soldaten und des Officiers, wenn an dem Finger von Kreide nichts zu sehen war! Es war ein purificirter Jäger. Und wehe, wo ein weißes Staubwölkchen aufflatterte. Da sammelte sich eine finstre Wolke auf der Stirn des Capitains. Der Jäger hatte seine Pflicht nicht gethan als — Vaterlandsvertheidiger!

Dies sind nicht Gedanken von heut. Die Sache war uns schon damals, wenn nicht klar, doch sehr bedenklich. Wozu der Krimmskrams, die Scheererei, dieser Kamaschendienst? fragten wir uns. Im Jahre 1813 war davon nicht die Rede; weshalb heute? — Um uns zu zeigen, daß wir nicht besser seien, uns nicht mehr einbilden sollten, als die andern Soldaten? — Wollte man uns beweisen, was Schmalz bewies und Gentz: daß es mit unserm Freiwilligenthum nicht viel auf sich habe? Daß wir nicht mehr gethan, als gute Bürger bei einer Feuersbrunst, die nach den Löscheimern griffen und ihre Pflicht thaten, sagte Jener. Dieser rechnete aus, wie viel conscribirte Soldaten, und wie viel Freiwillige in dem Befreiungskriege gefochten hätten, und sein Facit war: die gezwungenen Soldaten haben den Sieg erfochten. Der reactionäre Luftstrom in den höheren Regionen war allerdings damals schon in Bewegung. Das: „Mit Gott für König und Vaterland!" erhielt eine Auslegung, welche das erwachte Volksgefühl wieder dämpfen sollte. Aber ich zweifle, daß man schon mit bestimmtem Bewußtsein unsern Muth abdämpfen wollte. Eine Influenz von Oben herab auf die Subalternen war da — alle geistige Strömung zückt elektrisch durch die Lüfte — aber das nächste Motiv war ein allgemein Menschliches, die Lust zu befehlen. Großes war nicht mehr da; also begnügte man sich mit dem Kleinen.

Wo das blankere Bandelier, das glänzender geputzte Messingzeug den Ausschlag gab über den Werth des Soldaten, war es natürlich, daß diejenigen bald das Uebergewicht erhielten, welche in diesen mechanischen Verrichtungen durch ihren Lebensberuf mehr geübt waren. Die Sattler, Schneider, Schuhmacher, Gerber glänzten voran. Sie wußten auch bessere Hütten zu bauen, zu kochen und Ordnung ins Leben zu bringen, als die Gymnasiasten, Künstler, Kaufleute. Der Fluch des Hermannsbundes lastete noch immer auf uns. Sie waren jetzt ein freier Bund, der in allen wichtigern Fragen den Ausschlag gab.

Darüber, daß sie uns tyrannisirt hatten, kann ich nicht eigentlich klagen. Sie ließen uns nur ihr Uebergewicht, wie praktische Männer gegen unerfahrene Neulinge, fühlen! Zuweilen zeigten sie etwas von Protectormienen; während Andere, in Voraussicht, daß dem Kriegszustande bald ein anderer folgen müsse, sich im Voraus um Protection gelegentlich bewarben. Besonders war eine Anzahl von Schreibern, aspirirenden Bureaubeamten, welche geständlich nur um deswillen

die Büchse ergriffen hatten, damit sie im Civildienst später zu besseren Anstellungen berechtigt wären. Diese ambirten schon jetzt bei den Söhnen bureaukratischer Familien um dereinstige Fürsprache. Auch von den Professionisten empfahlen sich Einzelne mit ihrer Arbeit und baten um Kundschaft. So löste sich auch schon innerlich die Begeisterung auf.

Dennoch war das mens agitat molem anerkannt. Gebildet wollten die Meisten sein. Da war, wie ich schon andeutete, eine gewisse Mittelclasse, die vortrefflich sprach, in Sentenzen, welche man schon irgendwo gehört zu haben glaubte, und die gedruckt werden konnten, wenn sie nicht schon gedruckt waren. Es waren solche, die auf Liebhabertheatern geglänzt und von daher einen Firnis mitgebracht hatten, welcher nicht ganz unerfreulich war, wo er mit wirklichen Lebenserfahrungen verbunden erschien. Der Gentleman wußte sich also auch in diesen Classen hervorzuthun. Wir hatten manchen unter uns, der ein bewegtes Leben geführt und viel erfahren hatte, ja dem unser Krieg ein Spiel dunken mußte. Leider hat mich hier die Erinnerung verlassen, und ich entsinne mich nur noch einiger Wenigen, denen ich mich gern anschloß. Nicht, weil ich durch das Gemüth zu ihnen gezogen wurde, sondern weil ich ihre selbst errungene Lebensbildung achten mußte. Es war mir etwas Neues, als ich bis da nur gelehrte Bildung kennen gelernt hatte. Da war ein junger Mann aus Berlin, ein Sattler, für mich damals von besonderem Interesse, weil er ein Schwager des berühmten Sattlers in der Königsstraße war, wo ich mein sämmtliches Lederzeug eingekauft hatte. Er war erst im Anfang der Zwanziger, aber seine Lebensgeschicke hätten wohl zu einem Roman Stoff gegeben. Als ein wilder Bursch, wie er selbst einräumte, war er schon mit funfzehn oder sechszehn Jahren von Hause fortgelaufen und den Franzosen gefolgt. Fünf Jahre mit ihnen und in ihrem Dienst in Spanien, war er endlich von einem der beiden Mina gefangen worden. Er ward nach Portugal und von da nach England abgeführt. Hier nahm er Dienste in der Englisch-Deutschen Legion und diente nun in Spanien als Cavalerist gegen die Franzosen, hatte aber wieder das Unglück von diesen gefangen zu werden, und wurde glücklicherweise nicht als Ueberläufer erkannt, nach Holland gebracht, wo ihn 1813 die Alliirten befreiten. Ich glaube schwerlich, daß ihn der Haß gegen Frankreich jetzt in unsere Reihen führte; es war nur der Geist der Unruhe, die Lust an einem bewegten, wechselvollen Leben. Wie er waren Viele. Auch haben manche Deutsche von diesem beweglichen Sinne, bald hüben bald drüben, die Waffen in der Hand, gestanden. Es war erst das Jahr 1813, welches den Nationalsinn so erhob und befestigte, daß auch der Gedankenlose die Schmach fühlte, in den Reihen gegen sein Vaterland zu stehen. Auch unsern Sattler hatte der Krieg zum Gentleman gemacht; er sprach französisch, spanisch, portugiesisch und englisch, oder — wollte es sprechen. Und ebenso gern erzählte er von seinen Liebesbegebenheiten dort in den fremden Ländern, von woher freilich keine Zeugen für die Wahrhaftigkeit seiner Geschichten citirt werden konnten. Eine Spanierin in Madrid hatte ihm ihr kleines Messer, welches sie so geschickt zu werfen verstehen, gegen das Herz geschleudert; nicht weil er Rechte forderte, welche sie zu gewähren abgeneigt war, sondern weil er von diesen Rechten keinen Gebrauch mehr zu machen geneigt war, im Besitz andrer neuerer Rechte, die für ihn von mehr Reiz waren. Er hatte das Messer entweder mit dem Mantel aufgefangen, oder, aus ihren Blicken ihren Vorsatz ahnend, sie schnell entwaffnet. Aber, der Ungalante, er hatte darauf die schöne Spanierin, die doch nichts verbrochen, als daß sie den natürlichen Gelüsten ihrer Eifersucht nachgab, der Polizei überliefert. Ueber die Moralität der Handlung gab das viel Stoff nachzudenken; zu ähnlichen Abentheuern, und um aus eigener Erfahrung zu prüfen, was da das Rechte sei, fehlte uns in unserm Feldzuge die Gelegenheit.

Gedacht sei hier noch eines andern Kameraden, an den mich die politischen Fragen der Gegenwart wieder lebhaft erinnern. Ein kleiner, untersetzter, schwarzer Mann, nicht schön und in seinem Wesen nichts von einem Gentleman. Wenn er nicht die Büchse trug, waren seine Waffen Scheere und Nadel, und er säumte auch nicht in jedem Quartier, wenn er vom Dienste frei war, die Beine über einander zu schlagen und den Faden zu wichsen. Unsere Uniformstücke verdankten ihm, daß sie noch so erträglich aushielten; wenigstens, wenn sie Miene machten auseinander zu gehen, war er es, der sie zu ihrer Pflicht fürs Vaterland zurücknöthigte. Aber er stand, trotz seiner Unansehnlichkeit, in großem Ansehen, und bei den Häuseleien, die im kameradschaftlichen Leben unvermeidlich sind, wagte sich ihm Niemand zu nahe; denn es war bekannt, daß er sich in dem vorigen Feldzuge tapfer gehalten hatte und mehrmals verwundet war, wovon seine Hand Zeugniß ablegte. Er hieß Schwarzbram und war ein Jude.

Die Regenwolken zogen endlich ab, wenigstens schien die Sonne wieder dazwischen, um uns trocknen und putzen zu lassen. „Das waren traurige Tage," steht in meinem Tagebuche von den gewesenen. Wir benutzten die heiteren, um uns eine festere, trockne Hütte zu bauen. Des Königs Geburtstag, der 3. August, brachte nicht die Uebergabe der Festung, aber eine große Kirchenparade vor Prinz August. Mit den Tornistern und dem Kochgeschirr auf dem Rücken hörten wir eine Predigt, oder standen doch wenigstens in Reih und Glied, während Andere für uns hörten. Denn nur die ersten Reihen mögen bei einer Feldpredigt den Worten des Predigers folgen. Wären aber auch Worte von vorn zu uns gedrungen, der Tornister und das Kochgeschirr zogen alle Aufmerksamkeit allein hinter uns. Wir priesen insgesammt mehr unsern Gott, als die Parade zu Ende war und wir Tornister und Gewehr abwerfen konnten. Einige hohe Bäume, mit Festguirlanden und Blumen, waren vor unserer Hüttenfronte aufgepflanzt

und zur Feier des Tages wurden die Officiere und Ordensritter durch ein europäisch zubereitetes Festmahl bewirthet. Wir hatten das Vergnügen, diesem Festmahl zusehen zu dürfen und den ungewohnten Geruch der Speisen und Braten einzuathmen. Daß uns dies etwas ganz Fremdartiges geworden, mag man, nach dem Vorangegangenen, glauben. Außerdem erhielt jeder Mann eine halbe Flasche Wein. Man sagte uns, zur Entschädigung für den in Landrecy Versprochenen.

Der Regen, der uns weich gemacht, hatte die Herzen der Belagerten nicht erweicht. Philippeville wollte sich nicht ohne Feuer ergeben. Täglich sah ich es von unsern Höhen herab in duftiger Ferne, und in einigen Nächten habe ich auch auf Piketstreifereien seine nähere Bekanntschaft gemacht; ich streifte wenigstens gebückt im Schatten seiner Mauern und habe auch wohl einen verstohlenen Griff mit dem Arm in die Tiefe seiner Gräben gethan, um mir selbst das Zeugniß abzulegen, daß ich so weit vorgewesen. Aber obgleich ich nachher selbst durch seine verwüsteten Straßen marschirt bin, muß ich doch bekennen, daß mir auch von dieser Stadt gar kein Eindruck geblieben ist.

Aber der Tag, der für Troja kam, mußte auch für Philippeville kommen. Wenn es über ist, dann marschiren wir nach Paris, hieß es, und von Paris aus nach Hause. Aufrichtig gesagt, ich empfand gar keine so besondere Lust nach Paris. Unsere altdeutschen Gedanken von dem neuen Babel mochten noch vorherrschen. Daß man es auch nach diesem Kriege noch nicht zerstörte! Ich will nicht behaupten, daß ich das gerade damals noch dachte; aber Streiflichter des Gedankens mochten noch an mir vorüber spuken. Die Mehrzahl meiner Kameraden aber freute sich. Wie wollten sie da die Sieger spielen! Man verhieß sich goldene Berge. Quartier werde jeder erhalten und so und so viel Francs täglich als Siegerlohn und zu seiner Beköstigung. Zwei rohe Burschen machten schon im Voraus die Rechnung, wie viel sie sogar noch aus Paris mitbringen wollten; nämlich alles baare Geld, denn ihren Wirth — den zukünftigen ideellen — wollten sie prügeln, bis er ihnen Essen und Trinken gäbe. Ich führe dies nicht als Charakteristikum an; es waren Stimmen von Einzelnen, nicht aus Barbarei und Bosheit, sondern aus Rachegefühl. Ihre Väter waren auch geprügelt worden. — Ich wollte in Paris nur einen Besuch machen, und bedaure noch heut, daß ich damals nicht hinkam; bei einer spätern Reise nach Paris lebte der edle, wunderbare Mann nicht mehr, den ja aufzusuchen ich in jedem Briefe Weisungen von Hause erhielt. Unser Deutscher und mein Schlesischer Landsmann, der Graf Schlabberndorf, der als Einsiedler, Sonderling, Gelehrter, Politiker, Menschenfreund und halbes Räthsel in Paris seit einem Vierteljahrhundert lebte, hatte die deutschen Freiwilligen mit eben so viel Herzlichkeit und Gastfreundlichkeit aufgenommen, als er sonst gleichgültig gegen die Botschaften und Liebesbezeigungen aus der Heimath blieb, selbst die Briefe daher unbeantwortet lassend. Nicht seiner weltbürgerlichen oder wissenschaftlichen Bedeutung wegen sollte der Berliner Gymnasiast bei dem liebenswürdigen Greise sich vorstellen, sondern weil mein seliger Vater in Breslau mit der Schlaberndorf'schen Familie und dem Grafen selbst in genauen Geschäftsverbindungen gestanden. Des Vaters sich erinnernd, dürfte er doch auch den Sohn freundlich aufnehmen, wie er alle Preußen aufgenommen, zumal seine Schlesier. Zwar würde der siebzehnjährige Schüler nichts beobachtet haben, was der Welt über den wunderbaren Mann jetzt mehr Nachricht gegeben hätte; aber für ihn selbst würde die Erinnerung eine willkommene Begleiterin durchs Leben gewesen sein.

Das Bombardement von Philippeville hatte angefangen. Ich stand gerade auf der Wache, als unter mir Rauchwolken aufstiegen. Es brannte in der Stadt. Die Wolken verbreiteten sich immer mehr, „der Himmel verfinsterte sich," steht sogar in meinem Tagebuch. Gegen Abend schlugen die hellen Flammen in die Höhe. Philippeville brannte. Ich hatte doch Aehnliches schon erlebt als Kind. Auch ich war einst ein Belagerter gewesen, 1806 in Breslau, und kannte alle die Schrecken und Verwüstungen, welche feindliche Bomben in einer belagerten Stadt verursachen, den Lärm der Feuerhörner, das Prasseln der Flammen, das Einstürzen der brennenden Häuser, die Noth an Rettungsmitteln, die platzenden Bomben, welche die Löschenden und Flüchtenden auseinander treiben, und dazu die Schrecken der Nacht! Was ich damals passiv miterlebte, sollte ich nun activ erleben. Die Franzosen hatten uns mit Bomben geängstigt, wir ängstigten sie wieder mit Bomben. War nun ein Vergeltungsgefühl plötzlich in mir erwacht, daß ich das schreckenvolle Schauspiel vor mir nur schön fand! Weiter finde ich keine Bemerkung und Betrachtung darüber in meinem Tagebuche, keine Erschütterung, kein Mitleid mit den Leidenden. Waren denn die brennenden Bürger drinnen dieselben Franzosen, welche 1806 Breslau bombardirten? Es waren unschuldige Einwohner, jetzt noch dazu nicht ein Mal mehr Franzosen, welche mit ihrem Hab und Gut, vielleicht auch mit ihrem Leben, für den Heroismus oder das militairische Ehrgefühl bezahlen mußten, das den Gouverneur und die Garnison veranlaßte, sich nicht auf den ersten Kanonenschuß zu ergeben, wie Maubeuge und Landrecy! Und wir — wir beschossen Philippeville, um beim Friedensschluß einige Vortheile mehr in die Wagschaale zu thun. Alles ging mit Rechten zu, jeder handelte nach seiner Pflicht, der Gouverneur, die Garnison, die Preußen; beide gewannen, jene den Ruhm sich tapfer gehalten zu haben, wir eine Festung, die ausgelöst werden mußte, Kanonen, Bomben und Munition; nur die Bürger drinnen gewannen nichts, sie verloren das Ihre. Sie hatten nicht Napoleon aus Elba zurückgerufen, sie, aller Vermuthung nach, waren es nicht, welche ihre Garnison zu halsstarriger Ausdauer anspornten. Wer hat ihnen den Schaden ersetzt? — Ich weiß es nicht. Frankreich vermuthlich nicht; denn

es mußte Philippeville im Frieden abtreten. Die Niederlande? Was sollten sie einen Schaden ersetzen, den sie nicht verschuldet. Es ist nichts Unrechtes dort geschehen, nur das, was in der ganzen Welt geschieht, wo das Kriegs- und Völkerrecht gilt. Der Kleine und Unschuldige muß bezahlen, was der Große und Schuldige verbrochen.

Ich stand, wie gesagt, Wache vor unsern Baraken, und sehe noch heut das brennende Philippeville zu meinen Füßen. Die übrige Scenerie ist mir indeß nicht mehr ganz erinnerlich. In meinem Tagebuch aber steht geschrieben: „Es war ein herrlicher Anblick. Zur Linken Wiesen, die sich in die Tiefe verlieren; jenseits sanfte Anhöhen, die mit Dörfern untermischt, sich erheben. Vor uns, unten am Horizont die brennende Veste, und zu unserer Rechten thürmen sich die finstern Ardennen. Hinter uns aber ist das fröhliche Gewühl des Lagers, und die ganze große Landschaft in der Beleuchtung der Flamme und der untergehenden Sonne."

Das war der Abend des 8. August 1815. Am Morgen des 9. wurden wir mit der Nachricht geweckt, Philippeville hat sich ergeben. Morgen am 10. ist große Parade, und wir marschiren mit klingendem Spiel, aber auch mit Sack und Pack in die Stadt, um — durchzumarschiren, nicht nach Paris, sondern nach Givet, der unüberwindlichen Festung, auf Felsen an der Maas gelegen, um bei Givet anzufangen, wo wir bei Philippeville aufgehört hatten.

Also diesmal grad und offen; wir wurden nicht durch Verheißungen getäuscht. Kein achttägiges Quartier, kein Wegweiser nach Paris, keine Verpflegung aus den Magazinen von Philippeville, kein Wein und nicht ein Mal eine doppelte Ration Brandwein. Aber uns blieb — eine Parade!

„Das war wieder ein Donnerschlag," steht in meinem Buche.

Der 9. August des Jahres 1815 verging mit Wachsschmelzen und Kreideschaben, mit Klopfen, Bürsten, Streichen, Walken, „Fummeln," Poliren, Schmieren. Um 3 Uhr weckten uns am 10. August die Hörner, und der strapaziöseste Tag des ganzen Feldzugs begann, ehe noch kein Licht uns aufgegangen war. Völlig gerüstet, mit Tornistern, Brodbeuteln und Kochgeschirren traten wir um 4 Uhr an. Wegen der Dunkelheit wurde manche Kleinigkeit in den Baraken umsonst gesucht. Obgleich das Lager nur zwei starke Stunden von Philippeville entfernt lag, defilirten wir doch erst um 9 Uhr bei Prinz August vorüber und marschirten in die Stadt. Drei volle Stunden hatten wir vor derselben mit Sack und Pack auf dem Rücken stehen müssen, bis alle Regimenter in der gehörigen Paradeordnung sich versammelt hatten. Die Stadt sah wüst und branstig aus, wie es am zweiten Tage nach einem so heftigen Bombardement und Brande zu erwarten war. Wir waren froh, als wir jenseits hinaus und wieder im Freien waren. Wie groß der Schaden gewesen, und ob viele Bürger umgekommen waren, habe ich nicht erfahren.

Der gerade Weg von Philippeville nach Givet, etwa 3—4 Lieues, wäre ein kurzer Tagesmarsch gewesen; aber wir kamen von 2 Lieues weiter, mit Sack und Pack, hatten eine Parade überstanden und rückten erst gegen 10 Uhr von Philippeville aus. Und nicht unser Jägerdetachement allein. Wenn nicht das ganze Belagerungscorps, so zogen doch wenigstens drei Viertel davon mit hinüber gen Givet. Wenn ich auf einer Höhe stand, sah ich, so weit das Auge reichte, vor mir und hinter mir Bajonette, Tzackots, Federbüsche, Büchsen, Munitions- und Bagagewagen, Roß und Mann: Jäger, freiwillige, der verschiedensten Detachements, Infanterie der Linienregimenter, Landwehr, Pioniere, Artillerie, einzelne Trupps Cavallerie. War gleich eine bestimmte Reihenfolge des Zuges angeordnet, wie ließ eine solche sich festhalten, wo Alle nur eine Straße ziehen, die eng ist, wo die Züge sich stopfen, wo einige saumselig, andere ungeduldig sind. Dieser rastet erschöpft; jener benutzt den Augenblick rasch ihm voraus zu eilen.

Eine solche militairische Völkerwanderung kann ihr Anmuthiges haben, besonders in einer bergigten Gegend, und das hatte sie hier, so lange unsere Kräfte reichten. Wie Mancher traf hier mit Freunden zusammen, welche er lange nicht gesehen. Da nickte mir ein bekanntes Gesicht vom Pferde zu; ein Schulkamerad, den ich in Berlin verließ. Dort schrie mich Einer an aus einem überfüllten Wagen; es kostete aber Mühe ehe ich ihn unter den vielen Köpfen und Uniformen als einen Kameraden vom Marsche herauserkannte, der von Lüttich aus zu einem andern Regimente abgezogen war. Aber als wir uns die Hände schütteln wollten, drängte sich ein anderer Zug dazwischen. Es hieß: Marsch! Bei Seite! Dennoch rief der Freund immerfort meinen Namen; ich lief seitwärts, um zu ihm zu gelangen, aber jetzt ging es bergab, und Rosse und Wagen waren fort und mir aus dem Gesicht. Ich mußte unter den schon gemischten, blauen und grünen Röcken mich wieder zu meinem Detachement zurecht suchen. Aber wohin war es? Es war hinter mir und vor mir. Da klopfte mir Jemand auf die Schulter; ein Freiwilliger vom ersten Pommerschen Regimente, er eilte seinem Bataillon nach; aber vorher ein Händedruck, ein Paar gewechselte Freundschaftsworte. Neue kamen den Berg herauf, noch mehr seiner Freunde, nähere, vertrautere. Da mußte man sich doch umarmen, Bruderküsse, Kernworte der Freundschaft wechseln, aus den Feldflaschen mit verkreuzten Armen trinken, mitten auf der Straße. Aber sie war für Alle. Ein Train Artillerie kam an. Platz! Platz! Man wich rechts und links, und der Geschütztrain rasselte so lange vorüber, den Staub aufwirbelnd, bis die Freunde längst wieder getrennt waren. Jetzt sprengten unsere Officiere heran, die Feldwebel riefen, die Oberjäger schrieen bei Namen; es galt unser Detachement sammeln. Ermahnungen, Flüche, Bitten! Es ging nicht allein so bei unserm Detachement. Der Soldat mußte aus andern Stoffen sein, wenn bei

solchen Zügen die Ordnung streng inne gehalten werden sollte.

Das war das Angenehme. Es war ein Tröpfchen, das im heißen Sande versiegt. Wir trugen, wie gesagt, unser Alles auf dem Rücken. Wo wären Wagen zu requiriren gewesen, um unsere sämmtlichen Tornister aufzuladen! Es war ein heißer Augusttag, es ging bergauf, bergab, die Gegenden wurden immer schöner, je mehr wir uns den Ufern der Maas näherten, aber wer konnte sie betrachten! Es war physisch unmöglich vor dem aufgewirbelten Staube. Den mußten wir noch mittragen, denn er lag fingerdick auf unsern Kleidern; wir mußten ihn schlucken, bald klebte unsere Zunge am Gaumen, und die Mittagsstunde war vorüber, der heiße Nachmittag lag brennend auf den Bergen und Thälern.

Gewisse Erinnerungen, wo die sinnlichen Eindrücke besonders stark waren, stehen mir so lebendig vor Augen, als wäre es gestern erst geschehen. Die Straße schlängelte sich einen ziemlich steilen Berg hinan. Die Luft schien mir zu brennen. Die Kniee wankten und bei jedem Schritt in die Höhe wollte mich der Tornister und das Kochgeschirr rückwärts reißen. Ich durstete sehr; da half für den Augenblick die Schnapsflasche, freilich damit der Durst nachher nur um so heftiger werde. Aber ich hungerte auch. Es mochte 3 Uhr Nachmittags sein, und um 3 Uhr am Morgen hatten wir unser spanisches Frühstück, Brod und Zwiebeln, verzehrt. Unterwegs war uns keine Schenke begegnet, nicht ein Mal ein Marketender war bis zu uns gedrungen. Mein Brodsack war leer. Da, Gott weiß, wie es kam, fiel mir ein Goethe'sches Lied ein. Ich murmelte einen Vers zwischen den knirschenden Zähnen, und nun — werden meine zartfühlenden Leserinnen vielleicht denken — verging mir über der Macht der Poesie der Hunger, der Durst und die Müdigkeit. Ganz das Gegentheil. Ich ärgerte mich tief, ja ich war erboßt, daß ein Dichter so leichtfertig und heiter singen könne. Goethe sollte nur auf einen Augenblick an meiner Stelle sein, da würde ihm die Lust schon vergehen, mit solchen leichtfüßigen Sprüngen über die Qualen des Lebens fortzutändeln. — Ich könnte den Ort malen, wo ich das dachte, und der Gedanke gab mir nachher noch viel nachzudenken, wie ich ein Mal so denken können. Wie viele unbewachte Posten hat der geistige Mensch, wo ihn die thierische Natur überfällt. Zum Glück dauerte der Sieg derselben dies Mal nicht lange. Ein Freund keuchte hinter mir herauf, dasselbe leidend wie ich, ob auch dasselbe denkend, bezweifle ich. Jetzt Professor legens an einer großen Universität, und ein, besonders im pädagogischen Fache, geachteter Schriftsteller, war er von je an mehr Philosoph, als Gefühlsmensch; Goethe stand ihm daher nicht so hoch, als er mir stand. Er sagte, ich möchte mich nur zur Ruhe geben, und gab mir aus seinem Brodsacke einen Kant trocken Kommisbrod. Ich feuchtete dasselbe mit den Rest Brandwein aus meiner Flasche an, und fühlte wieder so viel Kraft, um mich bis zum nächsten Ruheplatz zu schleppen.

Der gerade Weg von Philippeville bis Givet ist, wie gesagt, nur mäßig lang, aber unser Weg ging nicht nach Givet selbst, sondern, wie wir auf dem Marsche erfuhren, in unser jenseits der Maas gelegenes Lager. Wir mußten in nördlicher Richtung von der Stadt in einem weiten Umwege einen Uebergangspunkt über den Fluß suchen, um drüben, wieder in einem großen Bogen, nach unserm von der eigentlichen Stadt und Festung Givet entfernten Lagerplatze zu gelangen, indem die Felsenburg Charlemont noch dazwischen liegen blieb. Auf unserm Marsche berührten wir das Lager unserer Truppen auf dem diesseitigen Maasufer. Es sah stattlicher aus als die Lager, welche wir uns selbst gebaut, und diese festen, goldglänzenden Strohhütten wurden schon ein Gegenstand unseres Neides. Was mehr noch, als ein Kamerad unserer Corporalschaft von einem Bruder, der dort als Officier stand, auf eine halbe Stunde zurückbehalten wurde. Was erzählte er uns von den Wundern der Einrichtungen in diesen Hütten! Palläste seien sie gegen die unsern. Da gab es sogar Tische, auf denen Karten gespielt wurde, Feldstühle und — am Eingange hatte ein Trinkeimer gestanden, voll — Rothwein! Unser Kamerad hatte trinken dürfen so lange er Durst hatte. Kaum hätten wir es geglaubt, wenn wir es ihm nicht angesehen, daß er noch etwas mehr getrunken.

Wir endlich fanden Wasser. Die breite Maas rauschte zwischen grauen hohen Felswänden. Ein Heer, hundert Mal größer als unseres, hätte Wasser genug gefunden, um zu trinken, aber ich — war zu müde. Wir lagen, hingestreckt, wo wir Halt gemacht, rücklings auf unsern Tornistern. Selbst das war für uns zu viel Mühe, sie abzustreifen; und das Flußufer war doch noch um hundert Schritte entfernt. Wer den brennenden Durst überwinden kann aus Müdigkeit, muß sehr müde sein. Ein kleiner untersetzter Kamerad kam mit einem vollgemessenen Kochgeschirr mit Maaswasser vorüber. Hundert Stimmen riefen ihn: „Komm her! Nur einen Schluck!" Er war mit schnippischen Reden vorüber gegangen, denn wenn er jedem der Durstigen auch nur den einen Schluck gereicht, um den er bat, hätte er für seine Corporalschaft das leere Gefäß mitgebracht. Warum war er bei mir mitleidiger, warum hörte er auf meine Stimme? — Weil ich ihn bei einem Namen beschwor, der uns Beiden so nahe ging; es war unser eigener. Namen sind bedeutungsvoll, schöne Namen klingen noch immer und legen ein Gewicht in die Wagschaalen, wo man meinen sollte, daß nur ächtes Metall den Ausschlag giebt. Namen klingen auf der aristokratischen, sie klingen aber auch auf der liberalen Seite; und wer das Unglück hat, einen zu führen, der nicht klingt, muß mehr Arbeit aufwenden, als andere, um den Klang durch den Werth vergessen zu machen. Selbst ein Charles Fox, wie lange mußte er, nicht mit dem Vorurtheil, aber mit dem Witz kämpfen; denn die Parthei ergreift

alle Waffen, um den Gegner herabzudrücken. „Traue dem Fuchs!" riefen die Aristokraten zum Volke, und der „Fuchs" Charles Fox lief durch alle Blätter und Karikaturen Englands, um Charles Fox' Aufrichtigkeit zu verdächtigen. Was leugne ich es, daß ich einen Namen führe, der jedem Schulknaben einen Spott an die Hand giebt. Auf der Schule muß man das ertragen; in der Hochschule, dachte ich, wird es anders sein. Mit Nichten. Aber in der Hochschule des Lebens denkt man an ernstere Dinge. Ich trat als Schriftsteller auf. Was war den Kritikern, die mit der Sache fertig werden wollten, willkommener als mein wahrer Name, als dieser bekannt wurde. Ich dachte, der Witz ist so wohlfeil; es kommt doch wohl die Zeit, wo sie seiner überdrüssig werden. Gewiß, sie kommt für jeden einzelnen. Aber ich vergaß, daß die Generationen sich ablösen, und das geschieht sehr schnell in Deutschland. Börne hatte sich satt gespottet in seinem Häringssalat über meine Salz- und Süßwassernamen. Da kam Menzel und fand doch noch neuen Stoff im alten Namen, und eben, sehe ich, hat auch Herwegh die eingesalzenen Häringe in seine Distichenperlen eingereiht. Wenn ein jüngeres Deutschland Herwegh und das seinige ablösen wird, wird es, mit so vielem andern, auch vergessen, daß der Witz alt und verbraucht ist, und ich bin gefaßt auf eine immer neue Wiederholung dessen, was mich eigentlich niemals kränkte, aber sehr ernste Gedanken hervorrief — Gedanken über die Mächtigkeit der Glücksgüter und deren ungleiche Vertheilung; so mächtig und so ungleich, daß das redlichste Streben sie nicht ausgleicht und der liberalste Geist sich darüber hinwegzusetzen nicht im Stande ist.

Nun, wenn ich meines Namens willen gelitten habe, will ich auch nicht vergessen, daß ich einmal um meines Namens willen mit einem Trunk Wasser erquickt wurde.

Auf der Höhe vor Philippeville rief ein Adjutant des Regimentscommandeurs mit lauter Stimme ins Lager: „Jäger Häring!" Ich stand auf Wache und durfte meinen Posten nicht verlassen; auch schickte es sich nicht, aus der Ferne zu antworten. Aber ein kleiner, untersetzter Mann in Jägeruniform, den ich bis da nicht gekannt, meldete sich; er kam gerade vom Kochen, und hielt einige der Apparate in der Hand, die ihm eben nicht ein sehr kriegerisches Ansehen gaben. Der Adjutant aber hielt einige Briefe in der Hand und warf flüchtige Blicke in dieselben, während er den Ankömmling musterte: „Sie heißen?" — Häring. — „Sind?" — Aus Berlin. „Aus einer achtbaren" — murmelte der Officier lesend und musternd, und fuhr fort: „Ich soll Sie ernstlich zur Rede stellen über Ihre Nachlässigkeit. Wie können Sie Ihre würdige Familie in solchen Todesängsten lassen? Sie haben den Ihrigen keine Nachricht von Ihrem Ergehen gegeben?" — Nein! — „Wenn schrieben Sie zum letzten Male nach Hause?" — Gar nicht! — „Das ist sehr unrecht. Ihre Familie beschwert sich beim Regimente, und ich weise Sie an, schleunigst die besorgten Ihrigen durch einen Brief —" Der kleine Jäger sperrte seltsam den Mund auf: Ich soll ihm ja nicht schreiben. Vater sagte: Was Briefe! Die kosten immer Geld. — Wenn Einer mal nach Haus kommt, laß uns sagen, wie's dir geht. — „Wer ist denn Ihr Herr Vater?" — „Schuhmachergeselle in der — straße." Der Adjutant warf wieder einen Blick in die Briefe, und las daraus, daß er sich in einem Irrthum befand. Ich hatte inzwischen Gelegenheit gefunden, durch einen Kameraden mich als der wirkliche Häring bei ihm melden zu lassen, und es erfolgte die Explication, von der oben die Rede war.

Seit der Zeit wußte ich von der Existenz meines Namensvetters und er von der meinigen. Ich kann nicht sagen, daß dies ein geistiges Band zwischen uns knüpfte. Aber jetzt an den Ufern der Maas ward es die Ursache, daß er mir einen vollen Trunk Wasser aus seinem Geschirre gönnte: „Weil Du Häring heißt, sollst Du trinken, und die Andern sollen dursten."

Etwa gegen 5 Uhr Nachmittags waren wir über den Fluß gesetzt. Ein steiler Berg mußte erstiegen werden, oder eigentlich ein Felsen erklettert. Die Ruhe, der Abend- und Wasserhauch hatten die erschlafften Nerven wieder etwas gekräftigt. Es war eine wahrhaft romantische Gegend, welche wir von den Höhen überschauten. Auf einige Augenblicke war ich im Stande ihre Schönheit zu genießen. Die Maas hat, meines Wissens, noch nicht ihre pittoresken Reisebeschreiber gefunden, mit ihren steilen, hohen, massenhaften Felsufern, mit ihren Burgen von hohem Alterthum, die aber lange hineingelebt haben in die Geschichte der Gegenwart. Nur der anmuthige, freilich auch sehr leichte, englische Novellist Colley Grattan liefert in seiner „Erbin von Brügge" eine malerische Schilderung dieser Maasufer und ihrer altersgrauen Felsburgen, die, noch in dem niederländischen Befreiungskriege als Festungen benutzt, bedeutende Rollen spielten. Givet, oder vielmehr sein Mont d'Or und das gegenüberliegende Charlemont sind solche Felsburgen der Maas, wo Kunst und Natur um die Wette arbeiteten, sie fest zu machen, und das Auge weiß kaum, wo unter der altersgrauen Kruste, die sich über beide gelegt, der Felsblock aufhört und das Mauerwerk anfängt. Von einer jenseitigen Höhe herab, sahen wir zum ersten Mal das Ziel unserer neuen Arbeit, die Mauern, Thürme und Felsen von Givet. Die Abendtinten lagerten schon auf der Gegend, die Sonnenstrahlen drangen nicht mehr ganz in die chaotischen Felsmassen, die ringsumher ausgestreut liegen. Desto deutlicher sahen wir die Zinnen der Festung und ihrer Castelle, in vielfachen Zacken gegen den Abendhimmel abschneidend. Das wird lange trotzen! hieß es. Das ist eine uneroberliche Festung! sagten Andere. Mir wurde wohl zu Muthe: Die Schimmer und Zauber des Mittelalters ruhten auf diesen Mauern. Hell glänzte die weiße Fahne auf den Thürmen. Die Besatzung hatte sich inzwischen für Ludwig XVIII. erklärt. Sie vertheidigte die Festung im Namen desselben, gegen

uns, die wir sie als Alliirte, also im Namen desselben angriffen!

Eine wunderschöne, in der Dämmerung immer wunderbarer werdende Gegend lag zu unsern Füßen. So oft wir eine neue Höhe erstiegen, eine neue Aussicht. Einsame Thäler, Schlösser, Hämmer, Meierhöfe und Dörfer aus dem Grün hervorblickend und wieder verschwindend, aus der Nacht unten bald Lichter und Feuer vorblickend; nur noch die Kuppen der Felsen waren matt vom Abendlicht angehaucht. Aber so viel wir sahen und ahneten, unsern Lagerplatz sahen wir noch nicht. Es hieß: hinter jenem Berge! Wir stiegen ihn hinauf und hinab; unten hieß es: dort hinter dem andern! Bergauf, bergab! Es ward 6 – es ward 7 — es ward 8! Nur munter, munter, Jäger! Man hat uns eine schöne Lagerstelle abgesteckt. Aber sie kam nicht. Meine Kniee wankten; und nicht meine allein. Nüchtern, erschöpft, taumelten wir; einer stieß an den andern; die steilen Berge, die wir in der Dunkelheit hinab klettern mußten, hatten unsere letzten Kräfte erschöpft. Und was wartete unser am Lagerplatze? Vielleicht ein Stoppelfeld; kein Feuer, kein Bissen Brod, kein Trunk Wasser, kein Stroh und Heu. Daran dachten wir nicht; nur Ruhe. Schon waren Einige abgefallen. Sie konnten nicht weiter, und warfen sich, in ihr Schicksal ergeben in den nächsten Graben, in das nächste Kornfeld. Ich wollte noch muthig sein.

Da schlug eine Glocke, nicht allzu fern, 9 Uhr. Ein Gerücht verbreitete sich: das Lager ist noch drei Stunden entfernt! Das war zu viel. Der Unmuth wurde laut. Wer sah in der Dunkelheit die Schreier! Eine Art Emeute brach aus. Gegen wen wußten wir nicht eigentlich, noch was wir wollten. Man schrie, lärmte, schimpfte und sang Spottlieder. Plötzlich sprengte ein Adjutant durch die Reihen: „Sind Sie rasend, Jäger?! Stille! Um des Himmels willen Stille! Wir marschiren innerhalb Kartätschenschußweite vor den feindlichen Schanzen! Wer noch ein lautes Wort —" Er sprengte weiter. Es war keine leere Drohung. Um unsern Weg abzukürzen, hatte man, der Dunkelheit vertrauend, uns über die Chaussee geführt, welche von den feindlichen Kugeln bestrichen wurde. Ich glaube gehört zu haben, daß diese Anordnung später gerügt wurde. Aber die Batterieen eröffneten glücklicherweise kein Feuer; ein Feuer, das in unsern dichtgedrängten Massen furchtbar würde gewüthet haben.

Es ward tief stille. Auch um deswillen, weil unser immer weniger wurden. Rechts und links ab schlich Einer, Zwei, Drei, und warf sich hin. Es gab kein Mittel sie zu hindern. Die Commandirenden waren zufrieden, nur ein letztes Häuflein an ihren Bestimmungsort zu bringen.

Ich gelangte nicht mehr dahin. In einem verwüsteten, ehemaligen Kloster, das ich späterhin sehr genau kennen lernen sollte, stand ein äußerster Vorposten, wenigstens des Nachts hindurch. Er war diesmal von Magdeburger Landwehr besetzt. Es waren gutmüthige Leute; ein verstecktes Feuer brannte hinter einer Mauer. Auch sie ermahnten uns zur größten Stille und Vorsicht, denn es sei in der Festung nicht richtig; aber sie boten uns freundlich ein Nachtlager an. Wie viel von uns dort zurückblieben, und wer, das weiß ich nicht mehr. Nur das weiß ich, ich war darunter. Ich sank an der Mauer nieder, die Besinnung war mir vergangen. Nach einer Weile weckte mich ein Landwehrmann. Er führte mich in eine zerstörte Halle, wo sie Heu für uns geschüttet hatten. Im großen Kamine prasselte ein Feuer und einige meiner Kameraden kochten. Der Landwehrmann bot auch mir von seinem Mehl an. Ich war viel zu müde zum Kochen, vielleicht auch zum Essen. Ich lechzte nur nach einem Trunke. Er führte mich durch eine Seitenpforte in den Garten. Ein Wasserbassin war mit hohen Bäumen umstanden. Ich wollte mich am Rande niederwerfen, er hielt mich aber am Arm und sagte, das Wasser sei grün und zeigte auf eine Fontaine, die in der Mitte des Bassins plätscherte. Auf einem übergelegten Brete kroch ich dahin, und trank und füllte meine Flasche. Wie gern hätte ich auf dem kühlen Brete geschlafen. Die Fontaine plauderte so verführerisch. Aber er zog mich zurück. Auf meinem Heulager war ich bald fest eingeschlafen; die prasselnden Flammen und das Plätschern der Fontaine hörte ich noch lange im Schlaf.

Ich höre die Fontaine noch jetzt. Vierzehn Jahre später, im Jahre 1829, habe ich sie, bei einer Reise nach Frankreich, wieder aufgesucht, und noch ein Mal von dem Wasser getrunken, welches mir damals wie ein Lebensquell erschien. Sie plätscherte noch, aber sehr dürftig. Das Bassin umher war ein grüner Sumpf geworden, auf dem Enten schwammen.

Eine Stunde vor Mitternacht ungefähr war ich hier umgesunken. Um 3 Uhr Morgens wurden wir geweckt. Die Landwehr zog von dem Vorposten ab, und wir machten uns auf den Weg nach unserem Lager. —

(Fortsetzung folgt.)

Trutzlied.

Um alles in der Welt nur nit zurück! —
Mag auch das Roß im Zügel schäumen,
Sich gegen seinen Meister bäumen, —
Ich gebe die Sporen dem schnaubenden Glück!
Und vorwärts muß es, — muß es mich tragen!
Ich mag nicht warten, ich kann nicht zagen,
Ich will nicht ängstlich zaudern und bangen . . .
Glücksrenner lauf! — o säume nicht!
Dort ist mein Ziel . . .
Ich wills erlangen, —
Und wenn auch das Rößlein zusammenbricht!

Hans Müller-Irminger.

Gedichte von Vincenzo Podestà.

Aus dem Italienischen übersetzt von Paul Heyse.

Der Sardellenfang.

Wenn Sonne geht zur Rüste
Und Einsamkeit und Stille
Herabsinkt auf die Küste,
Fahren die Schiffer weit ins Meer hinaus.
Und blickst du dann nach Westen, siehst du dort
Der kleinen Schiffe Reihe wie ein Heer
Zur Schlacht bereit, und durch den Wogenbraus
Glaubst Stimmen du zu hören,
Die sich von Furcht und Hoffnungen erzählen
Des nahen Fischzugs, wie's die Wellen sagen,
Wenn Schiffer sie befragen.

Ihr aber, arme Frauen,
Die an den Fenstern des verschlossnen Hauses
Ihr steht mit euren Kindern
Den Vätern nachzuschauen,
Von ihnen redend und Gebete sprechend,
Wie offenbart mir euer fromm Vertrauen
Des Glaubens schlichte Kraft!
Denn Alles hier zeigt immer nur dem Blick:
„Armut, und dennoch Glück!"

Der Wind im Frührotschimmer
Bringt mit den Fischern an den Strand, der jetzt
Stumm und verlassen liegt, zurück das Leben,
Den frohen Lärm, der immer
Begleiten muß die Mühen,
Wenn man die Netze wäscht und sonnt am Strand
Oder die Fischlein aus den Maschen lös't
Zu dem Gesang, dem hellen:
„Ihr silbernen Sardellen!" *)

Beglückter Meeresstrand,
Wo Glaub' und Arbeit und die reinen Lüfte
Ein wackres Volk erziehn, dem unbekannt
Die trostlos irre Lehre
Des Lüstlings, der verscherzt des Himmels Gnade,
Empörung pred'gend und ein blindes Schicksal.
Halt' fern die neuen Sitten,
Mein heimatlich Gestade!
Hör auf mein Lied, das Heil dir fleht und Segen,
Mich selbst bestärkend auf der Väter Wegen!

*) Ein vielgesungenes, vielvariiertes Ritornell, das die Fischer singen:
„Ihr silbernen Sardellchen,
Die ganze Nacht wart' ich, um euch zu haschen.
Kommt doch, ihr Meeresblumen,
Ins Netz mit goldnen Maschen,
Ihr silbernen Sardellchen!"

Der Winter.

Wie freundlich wiegt uns ein in heitre Träume
Die Blütenzeit der Erde! Jetzt erbraus't
Vom alten Wald her schon der eis'ge Nordwind,
Und traurig auf dem felsigen Gipfel schüttelt
Gegen den Regensturm ihr sträubend Haar
Einsam die Pinie dort. Vom alten Meerstrand
Wandern die Vögel weg in langer Reihe,
Mit rauhem, trübem Sang stets wiederholend
Ihr Abschiedslied.

Ich wandle still umher
Unter dem Lieblingsbaum, an den sich hing
Der erste Reif. Und die gefallnen Blätter,
Auf die mein Fuß tritt, geben einen Laut,
Dem in der Tiefe der bewegten Brust
Geheimnißvoll antwortet mein Gedanke.
Und doch — wer soll' es glauben! — find' ich in
Des Himmels und der Erde dumpfer Trauer
Friedensgefühle. Schöner meinem Blick
Stellt die verwitwete Natur sich dar,
Und diese Halden, kürzlich noch so lachend,
Mit weichem Gras und Blumen, auch vom Winde
Verwüstet reden sie im Dichterherzen
Worte der Freude, unbekannt der Menge.
Ihr Menschenkinder, hört! Ringsum von Himmel
Und Erd' und Meer antwortet feierlich
Im Schweigen auch Natur auf unsre Fragen.

Das Lied vom Glück.

Durch die Lande, über die Erde weit,
Klingt ein Lied aus alter, alter Zeit,
Wenn der Frühling kommt und wieder geht,
Wenn im Silberschmuck der Hochwald steht:

„Glück, wo wohnst du? Wo bist du zu Haus?
Alle Menschen ludest du zum Schmaus.
Alle sagten, leichtbetört, dir zu;
Aber, Glück, nun sag, wo wohnest du?"

Durch die Lande, über die Erde weit,
Antwort giebt das Lied aus alter Zeit:
„Lebe, unbekümmert um das Glück,
Und es kehrt zur Welt, zu dir zurück!"

Hans M. Grüninger.

Abendbrausen.

Durch die Lüfte dröhnt ein tiefes dunkles Sausen,
Ewige Wellen wirft ein Wald dem andern zu;
Weht ihr Winde alles Erdenweh zur Ruh,
Wälder, löst es auf in euer großes Brausen!

Singe, sause Sturm! Mit unsichtbarer Hand
Rühre du der Riesenharfe dunkle Saiten!
Füll mit Urgesängen Berg und Thal und alle Weiten,
Treib die feuchten Wolken übers trübe Land!

Sing die Welt in Schlaf mit deinem dunkeln Liede,
Dröhne durch die Nacht den einen ewigen Ton!
Meine müde Seele lauscht, — sie schläfert schon —
Wind, Wald, Weh schläft ein — still fächelt Morgenfriede.

Fritz Koegel.

Da war's . . .

Da war's, als alle Himmel schwiegen
Und meine Last so riesengroß,
Da legt' ich meine müde Seele
In deinen sanften Liebesschoß.
Aus Kinderaugen träumtest du mir zu
So wundermild, so voller Scham,
Daß mich ein Hoffen überkam
Und eine märchensüße Ruh.

Wie ist die Welt nun still und weiß,
So voll von Blütenschnee!
Gärten, Paläste und blauer Mond,
Wohin ich seh'.
Wie ist die Welt nun weiß und still,
So friederein!
Wie du es fühlst, wie ich es will,
So muß es sein.

Alexander Engels.

Lawn tennis.

Müder wurde der Sonnenschein,
Länger wurden die Schatten,
Dämmernd brach das Spätlicht herein
Über die grünenden Matten.
Und wir spielten ein fröhliches Spiel,
Mochten nicht enden das Scherzen —
Der Abend war still und die Liebe ist still
Und wir spielten mit Bällen und Herzen.

Tiefbraune Locken zauste der Wind,
Färbte rosig die Wangen,
Durch die Seele, du herziges Kind,
Ging mir ein seltsames Bangen.
Und nun spiel ich ein ernstes Spiel,
Mag ich auch tändeln und scherzen —
Der Abend war still und die Liebe ist still
Und wir spielten mit Bällen und Herzen.

Hans Merten.

Am Abend.

Die müden Blätter neigen
Sich still dem Moose zu,
Es bebet in den Zweigen
Nach einer süßen Ruh —
Und jetzt ist Schweigen . . .

So ferne alles Bangen,
Das leise Lied verhallt,
Das letzte Vöglein sangen,
Als wäre durch den Wald
Das Glück gegangen . . .

Stephan Zweig.

Die Sanggeister.

Wo seid ihr, heitere Gespielen,
Die einst in mir gescherzt, getobt,
Die ihr den Blick zu hohen Zielen,
Das feuchte Aug' zur Sonne hobt?

Vergeblich sich nach euch zu sehnen,
Ihr schwebt im freien Sonnenlicht,
Ihr jauchzt in hellen Himmelstönen
Und haßt das finstre Reich der Pflicht!

P. G. Söhr.

Kavalkade.

Das graue Stadtthor mit dem morschen Wappen
Liegt still im Licht. Da jagt's auf schmucken Rossen
Durchs dröhnende Gewölb in bunten Kappen,
Die Faust um Bügel und Rappier geschlossen.

Sechs, sieben Hunde, die nach Atem schnappen,
Umdrängen stolz die rollenden Karossen.
Ein Staubgewölk stürzt sich auf Fuchs und Rappen,
Und stille liegt das Thor, von Licht umflossen.

Otto Oppermann.

Aufschwung.

Draußen alles still, erstorben,
Wintersonne matt und bleich,
Tod hat die Natur geworben
Für sein kaltes, dunkles Reich.

Doch im Herzen regt sich Leben,
Hoffnung auf den Frühlingstag,
Sehnsucht kann dir Wonnen geben,
Die kein Tod dir rauben mag.

Sehnend siehst du Blumen blühen,
Wo jetzt kahl sind Strauch und Beet,
Fühlst der Sonne heißes Glühen,
Die so blaß am Himmel steht.

Sehnsucht läßt dir Vögel singen,
Ob verstummt gleich Busch und Hain,
Läßt durch deine Seele klingen
Tausendfache Melodein.

Nach des Liebsten Kuß dich sehnend,
Fühlst du seiner Lippen Glut,
Und in seinem Arm dich wähnend,
Spürst du, wie die Liebe thut.

Sehnsucht kann dir all das schenken,
Was das Leben dir geraubt,
Will noch reicher dich bedenken,
Als du hoffend je geglaubt.

Sehnsucht kann dir Wonnen geben,
Die kein Tod dir rauben mag:
In der Sehnsucht liegt das Leben,
Und die Sehnsucht ist der Tag. —

E. von Wildenfels.

Die Nächste.

Es zieh'n vorüber mir die Stunden;
So viele schreiten stumm und kalt,
Mit ernsten Zügen, wie gebunden
Von eines Trauerchors Gewalt.

Wohl wiegt den ros'gen Leib im Tanze
Die Ein' und And're aus der Schar,
Und unter'm blütenbunten Kranze
Verheißend lockt ein Augenpaar.

Und mich umfängt ein duftig Wehen,
Ich streife noch ihr weich Gewand,
Da — seh' ich Eine vor mir stehen,
Die faßt mich an mit frost'ger Hand . . .

Paul Klie.

Die Silberpappel.

Silberpappel im flatternden Kleide,
Lachendes, lebenumwobenes Kind!
Holder Fremdling auf nordischer Heide,
Traut sich gesellend zu Birke und Weide,
Gerne im Spiel mit dem neckischen Wind.

Schwingst dich mit ihm bei der Maienfeier
Hebend und schwebend im wirbelnden Tanz,
Und es entfesselt der stürmische Freier
Heimlichen Schmuck, deine silbernen Schleier,
Bis du erstrahlest in all deinem Glanz.

Wenn er dich fliehet, der Buhle, der lose,
Hältst du die Silberpracht schmollend versteckt,
Bis er vom Tändeln mit Lilie und Rose
Zu dir zurückkehrt, und Liebesgekose
Wieder von neuem den Zauber weckt.

Rosa Rübsaamen.

Der Redner.

Die Stimme machtvoll, an Gestalt ein Hüne,
Ein Balmungstreich ein jeder seiner Sätze,
Vor sich gebreitet der Erfahrung Schätze,
So donnert er, ein Held, von der Tribüne.

Der weite Saal erbebt, zerreißt der Kühne
Den Flor des Dunkels, des Betruges Netze,
Und wacht, daß man das Volksrecht nicht verletze,
Und sorgt, daß frisch der Baum der Freiheit grüne.

Schlagworte flammen auf wie Meteore,
Und die Genossen, ihn umringend, spenden
Ihm Beifall laut in wohlgeübtem Chore.

Und er spricht tönend fort und mag nicht enden:
So wohl thut ihm der eigne Klang im Ohre
Und mächtig kommt der Nachhall von den Wänden.

Friedrich Adler.

Gedichte von Paul Verlaine.

Aus dem Französischen übersetzt von Otto Hauser.

Des Jagdhorns Ton . . .

Des Jagdhorns Ton verhallt den Hain entlang
So schmerzdurchbebt, als hauchte eine Waise
In dieses Windes kurzes Atmen leise
Den letzten Seufzer dort am Waldeshang.

Des Wolfes Seele weint in diesem Klang,
Der mit der Sonne aufglänzt, doch im Eise
Der Luft erstirbt in immer weiterm Kreise,
So wunderschön und doch so todesbang.

Und daß noch schöner diese Klage werde,
Fällt Schnee in Flocken langsam auf die Erde,
Die blutigrot bestrahlt der Abendschein.

Als ob ein Herbstesseufzer ihr noch eigen,
Ist jetzt die Luft, und in dem tiefen Schweigen
Wie traumversunken dehnt sich Flur und Hain.

Stille.

Der Himmel dehnt sich überm Dach
In blauem Schweigen;
Ein Baum erhebt sich übers Dach
Mit schwanken Zweigen.

Im fernen Himmel werden wach
Die Glocken wieder,
Und hier im Baume werden wach
Der Vögel Lieder.

Mein Gott, mein Gott, wie still ist hier,
Wie schlicht das Leben!
Der Stadt Geräusch verzittert hier
Im Windesweben.

O sag', warum entströmen dir,
So bittre Thränen?
Wohin entschwand die Jugend dir,
Wohin dein Wähnen?

Wiedersehn.

Ich sah mein einzig Kind. Mir war's, als öffne sich
In meinem Herzen jäh die allerletzte Wunde;
Mich mahnt' ihr heißer Schmerz an die ersehnte Stunde,
Da Tod in Schlummer küßt mein nun getröstet Ich.

Wie schmerzt der gute Pfeil in meinem Herzensgrunde!
In diesem Augenblick erwachte neu für mich
So mancher Reuetraum, der in mein Hirn sich schlich,
Ich sang das reine Lied mit gottgeweihtem Munde.

Ich hör' und sehe noch. O Pflicht, wie süß du bist!
Jetzt endlich weiß ich erst, was sehn und hören ist.
Ich hör' und sehe stets! O Frieden ohne Ende,

O Reinheit, o das Blut, das nun besänftigt fließt! —
Ich preßt' euch flüchtig nur, ihr lieben kleinen Hände;
Wie lieb' ich euch, die ihr uns einst die Augen schließt!

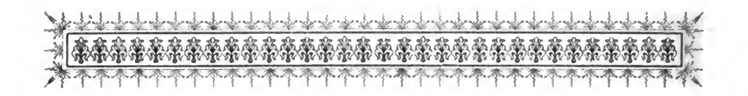
Brüssel.

Grünlichgrau und rosig schimmern
Dort die hügeligen Fernen
In dem Halbtag der Laternen,
Die den Nebel matt durchflimmern.

Und des Himmels goldne Säume
Röten sich so tief, so eigen;
Kleine, herbstentlaubte Bäume,
Vögel singen in den Zweigen.

Allgemach verschwimmen trüber
Hier die Bäume, dort die Lehnen,
Und es geht in Träumen über,
Von der Luft gewiegt, mein Sehnen.





Heine und Kuranda.

Von Prof. Dr. **Ernst Elster.**

„Un auteur allemand qui avait autrefois une certaine réputation, M. Henri Heine" — mit diesen Worten glaubte im Jahre 1840 ein jetzt längst verschollener Tagesschriftsteller, Herr Adalbert von Bornstädt, den Dichter des „Buchs der Lieder" charakterisieren zu dürfen; wir müssen lachen über den Kommentar voll beißender Ironie, den die Geschichte diesen Worten hinzugefügt hat. Über denselben Dichter, der damals, 1840, schon zum alten Eisen geworfen werden sollte, wogt noch jetzt der Kampf der Meinungen hin und her; er wird von den Einen, keineswegs nur aus ästhetischen Gründen, sondern aus Parteirücksichten, ebenso unsinnig vergöttert, wie er von den andern unsinnig geschmäht wird. Ein ruhig abwägendes Urteil verhallt im Winde, und sein Bild wird von Haß und Gunst verzerrt, als ob er noch unter uns lebte. Aber in eben jenem Jahre 1840 schien das wegwerfende Wort Bornstädts, das der Pariser „Commerce" sich nicht zu verbreiten scheute, zur Wahrheit werden zu sollen. Es wurde im Juni veröffentlicht: Ende Juli erschien Heines Buch über Börne, und dieses erregte überall einen solchen Sturm der Entrüstung, vor allem auch im liberalen Lager und in den Kreisen der Juden, daß es den Anschein hatte, als habe der einst so gefeierte Schriftsteller in der That ausgespielt.

Dieser kritischen Lage von Heines Ruf müssen wir eingedenk bleiben, wenn wir die Mitteilungen über ihn aus der Feder eines jüngeren Schriftstellers richtig würdigen wollen, die mir ein Zufall in die Hände gespielt hat, und die durch ihren vertraulichen Charakter und die Zuverlässigkeit des Gewährsmanns als beachtenswerte Beiträge zur Lebensgeschichte des Dichters angesehen werden dürfen. In einer längst vergessenen Wochenschrift, die auch auf Bibliotheken nur noch selten anzutreffen ist, „Ost und West, Blätter für Kunst, Litteratur und geselliges Leben" redigiert und herausgegeben von Rudolf Glaser, findet sich im 4. Jahrgang von 1840, in Nr. 90, vom 7. November (S. 421), ein Aufsatz, der folgendermaßen beginnt:

> Brief aus Paris.
>
> Preßburg, Oktober.
>
> Die wunderliche Aufschrift darf Sie, geehrter Freund, nicht in Staunen versetzen; es ist dies auch eine Erscheinung der Neuzeit, die, obwohl bizarr, doch einen triftigen Grund hat. Sie wissen, daß unser Landsmann und Freund Kuranda nach Frankreich gereist ist, und in der Meinung, daß Excerpte aus den Briefen, die er mir schickt, gerade in Ihrem Journale theilnehmende Leser finden dürften, sende ich Ihnen einige Bruchstücke aus dem letzten Schreiben. Allein noch muß ich bevorworten, daß diese Privatbriefe ohne Hinblick auf öffentliche Bekanntmachung geschrieben sind; mein Freund Kuranda wird nichts gegen den Abdruck derselben haben, aber ich bin genöthigt, Lücken zu lassen, und aufmerksam zu machen, daß man keinen geregelten Aufsatz erwarte. Vielleicht hat dieses Buntdurcheinander, nach augenblicklicher Geistes- und Herzens-Stimmung an einen Vertrauten niedergeschrieben, gerade deßhalb einen höhern Werth. Adolf Neustadt.

Wohl sehr wenige Leser unserer Zeit werden wissen, wer Adolf Neustadt, und auch nicht viele werden wissen, wer Kuranda war; der Beziehungen des letzteren zu Heine ist in den Lebensbeschreibungen des Dichters nicht gedacht worden; in Heines Briefen wird er nur ein paar Mal flüchtig erwähnt; aber stets geschieht es in freundlicher Gesinnung, und gerade bei solch guten Beziehungen beider Männer haben Kurandas vertrauliche Äußerungen über Heine Wert.

Ignaz Kuranda war der Sohn eines unbemittelten israelitischen Antiquariatsbuchhändlers in Prag, er wurde am 1. Mai 1812 geboren, entschied sich früh für die schriftstellerische Laufbahn, studierte seit 1834 in Wien Philosophie und schrieb daselbst seit 1836 für Lemberts „Telegraphen" talentvolle Berichte über die Leistungen des Burgtheaters und Skizzen aus dem Wiener Leben. Auch als Dichter versuchte er sich durch ein Drama „Die letzte weiße Rose", in dem er Schillers Fragment des „Warbeck" benutzte, und das dann an mehreren Bühnen mit Beifall über die Bretter ging. Seit 1838 verweilte er abwechselnd in Stuttgart und Tübingen, wo er seine Studien fortsetzte; nach Paris, dem damaligen Eldorado deutscher Schriftsteller, begab er sich 1840, überbrachte Empfehlungen an Victor Cousin und gewann bald ein freundschaftliches Verhältnis zu Heinrich Heine, der dem jugendlichen Stammesgenossen, wie es scheint, mit herzlichem Vertrauen entgegenkam. Aber nicht lange blieb Kuranda in der französischen Hauptstadt. Er siedelte nach Brüssel über, wo er in der allmählich ansteigenden vlämischen Bewegung eine Erscheinung begrüßte, in deren Dienst er für sich selbst schriftstellerische Vorteile hoffte erringen zu können, und er faßte hier bald den Plan, eine Zeitschrift zu begründen, die Deutschland und Belgien näher mit einander verknüpfen sollte. Er betitelte die Blätter seiner Wochenschrift, die als Boten deutscher Kultur über die Grenze ziehen sollten, „Die Grenzboten" — Kuranda war es, der 1841 die bekannten grünen Blätter zuerst in die Welt sandte, deren Titel dem heutigen Leser unverständlich und befremdlich erscheint. (Unter den Mitarbeitern wird auch Heine genannt.) Leider fand jedoch das neue, in Brüssel, geleitete Unternehmen gerade auf dem Weg über die Grenze große Schwierigkeiten: die meisten Nummern wurden in Aachen durch die preußischen Behörden mit Beschlag gelegt, sodaß sich Kuranda entschloß, mit der Redaktion nach Leipzig überzusiedeln. Hier schuf er aus seiner Zeitschrift ein Organ, das in den politischen Kreisen Oesterreichs Aufsehen erregte. Die Eindrücke der Brüsseler Jahre verarbeitete Kuranda in einem größeren, lebendig geschriebenen liberalen Werke „Belgien seit seiner Revolution" (Leipzig 1846), und diente fortan ausschließlich den österreichischen Interessen. Von Leipzig, wo ihm die philosophische Fakultät den Doktorhut aufs Haupt gesetzt, und wo er sich auch als Leiter eines „Novellen-Albums" (Leipzig 1842, 3 Bände) bekannt gemacht hatte, kehrte er nach Ausbruch der Revolution im März 1848

in die Heimat zurück, freilich, um nur kurze Zeit hier zu verweilen: er wurde im Mai als Abgeordneter von Teplitz in die Deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt gesandt, doch eilte er bereits im September wieder nach Wien, um eine neue Zeitung, die „Ostdeutsche Post" zu begründen, die er bis 1866 erfolgreich leitete. 1861 wurde er in den niederösterreichischen Landtag, sowie in das Abgeordnetenhaus des Reichsrats gewählt, und auch in dieser Thätigkeit machte er sich durch Charakter, Kenntnisse und gewandte Handhabung des Wortes selbst bei den Gegnern geachtet. Kuranda, der seinem jüdischen Glauben treu blieb und lange Jahre Präsident der Wiener jüdischen Kultusgemeinde war, wurde wiederholt in den Wiener Gemeinderat gewählt. Er starb am 4. April 1884.

Weit geringeren Anteil können wir dem Freunde Kurandas, Adolf Neustadt, oder, wie er eigentlich hieß, Adolf Neustadtl, schenken. Auch er war der Sohn eines Antiquariatsbuchhändlers in Prag und entstammte ebenfalls einer israelitischen Familie; er war wie Kuranda 1812 geboren. Betriebsam und beweglichen Geistes, wie zum Tagesschriftsteller geschaffen, frühzeitig Verbindungen mit bekannten und einflußreichen Männern anknüpfend, erregte er zuerst Aufsehen durch kritisch-satirische Studien, die er 1837 gemeinschaftlich mit Ignaz Jeitteles (Julius Seidlitz) unter dem Titel „Die Poesie und die Poeten in Österreich" herausgab, und die den beiden viele Anfeindungen eintrugen. Im selben Jahre siedelte er nach Wien über, wo Kuranda sein Zimmergenosse war. Durch Saphir kam er 1839 zu Pest in der Redaktion des „Tagblattes" unter, aber schon nach kurzer Frist gewann er in Preßburg als Leiter der „Preßburger Zeitung" und der mit ihr verbundenen belletristischen „Pannonia" ein ungleich vorteilhafteres Amt, das ihm zugleich einen bedeutenden Einfluß in den deutschen Kreisen der Stadt sicherte. Als aber im Gefolge der Bewegung von 1848 die Judenstadt Preßburgs vom Pöbel geplündert wurde, mußte Neustadt, der bekannteste Vorkämpfer der israelitischen Interessen, die Stätte achtjähriger rastloser Thätigkeit als Flüchtling verlassen. In Prag veröffentlichte er 1848 eine scharf-liberale Wochenschrift „Politische Briefe", in Wien 1849 die „Wiener Blätter", eine Zeitschrift für jüdische Angelegenheiten, und als er nach dem Sieg der Reaktion abermals ausgewiesen wurde, ging er nach Triest, machte im Auftrage des Lloyd eine Reise nach der Levante zum Studium der dortigen Handelsverhältnisse und kam weiter bis nach Jerusalem. Nach einer Reise in Frankreich und England konnte er sich 1854 wieder in Wien ansiedeln, wo er sich an Wertheimers Wiener Geschäftsbericht beteiligte, nach einiger Zeit aber auch für auswärtige Blätter wieder politisch zu schriftstellern begann. Nach der Februar-Verfassung von 1861 begründete er ein neues Blatt, die „Österreichische Zeitung", die er aber 1865, als das Sistierungsministerium zur Herrschaft gelangt war, veräußerte, um sich fortan allein der volkswirtschaftlichen Schriftstellerei zu widmen. Eine gewisse Freude am politischen, sozialen und litterarischen Gezänk scheint dem Manne eigen gewesen zu sein, und dieser Zug verrät sich auch in den indiskreten Veröffentlichungen aus Kurandas Schreiben, die der „Brief aus Paris" in „Ost und West" enthält, und die uns wegen der Beziehungen zu Heine der Wiedergabe wert erscheinen.

Nachdem Neustadt aus dem vom 18. September 1840 datierten Briefe manches Belanglose über die französischen und Pariser Zustände angeführt hat, läßt er den Freund weiter berichten (in Nr. 92, vom 14. November; S. 433):

Am 19. Nachmittags um 5 Uhr.

Heine sitzt in diesem Augenblick an meinem Schreibepult und schreibt einen schnellen Bericht über die Damasker Judengeschichte für die Allgemeine Zeitung; ich habe mir diese Blätter vom Kasten genommen und schreibe Dir die Fortsetzung, während Heine's Feder hinter meinem Rücken knistert. Heine war nicht hier in den ersten Tagen meiner Ankunft; als er von seiner Reise zurückkam, erzählte ihm der kleine Weill von meinem Hiersein. Er ließ mich einladen; ich ließ ihn jedoch wissen, daß ich nicht wohl ihn besuchen könnte, da er einmal drucken ließ, wie sehr er erschrecke, so oft ihm ein deutscher Literator einen Besuch abstattet.*) Darauf war Heine so liebenswürdig, mich zuerst zu besuchen. Seitdem sind wir fast täglich mehre Stunden beisammen. Er ist anders, als wir ihn gedacht; ich hätte ihn sogar etwas stolzer gewünscht. Man hat überhaupt in Deutschland nicht den rechten Begriff von ihm. Heine ist ein corpulenter hübscher Mann in der Gestalt von Ludwig Löwe in Wien und in einem Alter von 40 Jahren, mit etwas schwachgrauen Haaren und salopper Toilette. Im Charakter einige Aehnlichkeit mit —, versteht er doch nicht, sich das rechte Air zu geben, und hat hier nichts weniger als Freunde. Er lebt das Leben eines Journalisten, der nicht Redakteur ist! Herzzerschneidend ist es, zu sehen, wie ein so großer Poet — — — —. Er ist mit der oft erwähnten Mathilde verheirathet, eine angenehme corpulente Französin. Ein deutscher Dichter bedarf eines deutschen Weibes; was deutsche Frauen aber sind, das lernt man erst in Paris kennen. Der Begriff Familienleben, wie wir ihn in Deutschland haben, ist hier nicht zu übersetzen. Erst jetzt verstehe ich die Georg Sand'schen Confusionen von dem freien Weibe; solche Gedanken können in Paris wohl aufkeimen, ohne unnatürlich zu sein, aber Gott sei Dank, in Deutschland sind sie Frazze. Nun denke Dir einen deutschen Dichter mit seinen Träumen und Bestrebungen, der eine Frau zur Seite hat, die kein Wort von seiner Sprache versteht, der er nichts vorlesen kann, die ihn nicht auf die Auswüchse, in die jeder Dichter sich bisweilen verirrt, mit seinem Sinne aufmerksam macht, und Du wirst begreifen, wie Heine sich bisweilen so grob vergreifen kann, wie dies wieder in seinem letzten Buch geschehen ist, wo die Anzahl herrlicher Stellen kaum die Flecken, die darin sind, verstecken können. Dazu kömmt noch die Entfernung vom Druckort und vor Allem die Entfernung von dem Lande, für das man schreibt. Heine kennt noch immer nur das Deutschland von 1830; was in diesen zehn Jahren in unsrer Anschauungsweise sich geändert, hat sich zwar auch bei ihm geändert, aber auf französische Weise, und dieses ist eine unglückliche Quelle von Mißtönen zwischen dem Dichter und seiner Nation. Heine ist in diesem Augenblicke fieberisch aufgeregt durch die — — — —. Er war heiß damit beschäftigt, eine Broschüre gegen — zu schreiben, — — — — ich habe das Verdienst, daß ich ihn von dieser Idee zurückgebracht habe. Ich glaube, ein

*) Eben solche Rückhaltung verbietet mir, die vertraulichen Mittheilungen meines Freundes über Heine ganz der Oeffentlichkeit zu übergeben, obwohl sie nicht blos das Interesse des Lesers, sondern auch dessen herzlichste Theilnahme erwecken, und viele Irrthümer des Dichters, wenn nicht entschuldigen, doch in ein günstigeres Licht stellen würden. Neustadt.

gutes Werk gethan zu haben. Ich sagte ihm, daß er, statt eine Streitschrift zu schreiben, lieber etwas Neues produzieren soll, und daß er seine Feinde dadurch eher auf den Mund schlagen wird. Er will; aber er hat zu viel Sorgen, um die Ruhe dazu zu gewinnen. Der Arme! — Es erscheint nächstens ein neuer Band „Salon" bei Campe, der nebst dem Abdruck einiger bereits erschienenen Gedichte und Aufsätze eine Judennovelle enthalten wird, wie nur Heine sie schreiben kann.

Der in diesem Brief erwähnte kleine Weill ist der bekannte deutsch-französische Schriftsteller Alexander Weill; Ludwig Löwe, dessen Äußeres Kuranda mit demjenigen Heines vergleicht, war Schauspieler und, seit 1838, Regisseur am Burgtheater in Wien; das „letzte Buch" Heines ist natürlich die Schrift über Börne; der vierte Band des „Salon" erschien im Oktober 1840, und die „Judennovelle" darin ist der „Rabbi von Bacharach" (Werke, Band 4, Seite 447 ff.). —

(Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

— Italienische Dichter der Gegenwart. Studien und Uebertragungen von Valerie Matthes. Berlin, Carl Dunckers Verlag, 1899. Ein sauber und gewissenhaft gearbeitetes, wohl orientierendes Buch, das Empfehlung verdient. Was wir ungern vermissen, ist nur eine zusammenfassende Uebersicht über den Wert und die Strömungen der italienischen Lyrik der Gegenwart; auch hätten wir die Tonart der einzelnen Studien, die das Werk vereinigt, gern etwas minder panegyrisch gehalten gesehen. Dies ist aber auch das Einzige, was wir einzuwenden haben; die Uebertragungen sind vortrefflich, treu und wohllautend zugleich, so daß man nur ab und zu durch den Inhalt, nicht durch die Form daran erinnert wird, Uebersetzungen vor sich zu haben; gewiß ein starkes Lob, aber kein unverdientes, dessen Berechtigung übrigens ja die Leser der „Deutschen Dichtung" aus eigener Kenntnis nachprüfen können, da ein beträchtlicher Teil dieser Nachdichtungen in unserer Zeitschrift erschienen ist. Aber auch die Studien bieten neben authentischem, von den Autoren selbst eingeholtem Material Würdigungen, die, wie gesagt, vielleicht etwas zu liebevoll ausgefallen sind, aber doch des Charakteristischen nicht ermangeln. Freilich könnte uns die Verfasserin einwenden, daß sie nur Dichter übersetzt habe, die auch in Deutschland bekannt zu werden verdienen, und da wäre ihr nicht zu widersprechen. Es sind die folgenden: Giosuè Carducci, Ramiro Barbaro di San Giorgio, Enrico Panzacchi, Maria Alinda Bonacci-Brunamonti, Lorenzo Stecchetti, Gabriele d'Annunzio, Edoardo Giacomo Boner und Annie Vivanti. Daß die letztgenannte, allerdings nicht allein durch ihr Talent, sondern auch die Kühnheit ihrer Tonart bemerkenswerte Dichterin von deutschem Blute, eine Nichte von Paul und Rudolf Lindau ist, war uns bisher nicht bekannt gewesen. Auch die Ausstattung des gehaltvollen Buches ist zu loben. Fr.

— Ueber einen seltsamen Prozeß macht uns der Vorstand des „Deutschen Lehrer- und Schriftstellerbundes" mit der Bitte um Abdruck Mitteilung. Diese Bitte scheint in der Tagespresse, soweit wir sie haben verfolgen können, wenig Berücksichtigung gefunden zu haben; wir finden dies begreiflich, da der Vorstand des genannten Bundes seiner Mitteilung höchst überflüssiger Weise eine sehr aggressive Färbung gegeben hat. Hingegen scheint uns eine kurze, objektive Darstellung des Sachverhalts geboten. Ein Dramatiker, der in seinem bürgerlichen Beruf Volksschullehrer ist, ließ im verflossenen Winter auf einer Berliner Bühne ein Stück aufführen und wurde vom Publikum am ersten Abend wiederholt gerufen. Der Kritiker einer angesehenen Berliner Zeitung fand das Stück nicht gut und äußerte in seiner Besprechung u. A.: „Es war eigentümlich ihn zu sehen, wie er vors Publikum trat, dieser etwa 30jährige Schulmeister aus dem Marschland: ein klobiger bebrillter Bauer. Das Bebrillte und das Bäurisch-Ungeschlachte zeigte sich auch in seinem Werk eigentümlich verbunden. — Seine starke Volkskraft ist nicht durch Bildung emporgehoben, sondern durch Schulmeisterei plattgedrückt." Die Sprache des Werkes wurde als „Sprachmüll", „durchgeläutes Zeug" bezeichnet. Darin nun erblickte der Vorstand des genannten Lehrerbundes einen Angriff auf die „Standesehre" und richtete ein Schreiben an die Redaction der Zeitung, in welchem Genugthuung gefordert wurde. Die Redaktion gab keinerlei Antwort, was gewiß jedem Unbefangenen viel begreiflicher sein wird, als der Protest des Bundes. Denn wie jene Aeußerungen gegen den Einzelnen den ganzen Stand beleidigt haben sollten, wird man schwer einsehen können. Ist „Schulmeister" ein Schimpfwort? Haben sich alle Volksschullehrer beleidigt zu fühlen, wenn einem von ihnen nachgesagt wird, er sehe so aus wie der Dichter dem Kritiker erschienen ist? Auch daß in einem Einzelnen die „Volkskraft" durch Schulmeisterei plattgedrückt erscheint, geht doch eigentlich nicht gegen den ganzen Stand, und ebenso wenig daß dieser Einzelne „Sprachmüll" geleistet haben soll. Nun, der Bund dachte anders, er veranlaßte die beschimpften Dichter, gegen den Kritiker den Weg der Klage zu beschreiten und erbot sich, den Prozeß für ihn zu führen. Das erscheint uns, wiederholen wir, als der Ausfluß einer zu weit getriebenen Empfindlichkeit; anders aber erscheint uns die Sache vom Standpunkt des Einzelnen, des Dichters. Er durfte sich mit Recht beleidigt fühlen, denn die Kritik schlägt eine Tonart gegen seine Person an, die nach den Gesetzen des litterarischen Anstands so verpönt sein sollte, daß sich Niemand herausnehmen dürfte, sie anzuschlagen. Ob eine Beleidigung im Sinne des Strafgesetzes vorlag, ist eine andere Frage; das Schöffengericht wies die Klage ab, weil dem Kritiker der Schutz des § 193 (Wahrnehmung berechtigter Interessen) zur Seite stehe; das Landgericht hingegen verurteilte den Beklagten zu einer Strafe von 30 Mk. und Veröffentlichung des Urteils in seiner Zeitung; außerdem hatte er natürlich die Kosten des Verfahrens zu tragen. Wir möchten meinen, daß sich die Auffassung beider Instanzen rechtfertigen läßt, und lassen dahingestellt, welche von ihnen das juristisch zutreffendere Urtheil gefällt hat. Zweierlei aber erscheint uns zweifellos: daß derlei Kritiken, nicht aus Furcht vor dem Strafrichter, sondern aus Selbstachtung verpönt sein sollten, und ferner, daß da, wo ein Kritiker solcher Würze für seine Aufsätze zu bedürfen glaubt, das Schöffen- und Landgericht doch nicht die richtigen Fora sind. Litterarische Unsitten sind durch sie noch nie beseitigt worden, und die Frage, wie weit das Recht der Kritik geht, sehen wir ungern zur Entscheidung einer anderen Instanz überlassen, als der öffentlichen Meinung. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Matthes, Valerie. Italienische Dichter der Gegenwart. Studien und Uebertragungen. Berlin. Carl Duncker. 1899.

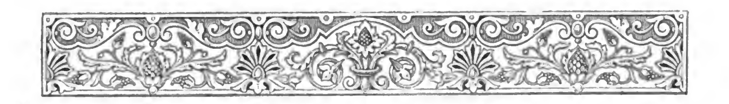
Scholz, Wilhelm von. Der Besiegte. Mystisches Drama in einem Aufzuge. München. Caesar Fritsch (H. Plach). 1899.

Erbrich, E. Metzer Bilder und Lieder. Dichtungen. Metz. G. Scriba. 1899.

Romocki, L. v. Fair gewonnen. Geschichten vom Turf und Salon. Leipzig. G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung. o. J.

Nagel, Siegfried Robert. Drollige Geschichten. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1899.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von F. Cynamon in Berlin N, Chausseestr. 2e



Sonntagskinder.

Novellen von Ernst Behrend.

(Fortsetzung.)

Wilm Birkenstock der Traumwandler.

(Fortsetzung.)

Erklärlicher Schrecken hemmte den Fuß des in solchen Dingen Unerfahrenen, als er das Ungetüm erkannte und ihm die Mordlust aus den Augen leuchten sah. Das Beil hatte er zum Bahnbrechen noch immer in der Rechten, mit der Linken hatte er den eschenen Stock grade einen guten Schritt weit vorgesetzt. Einen Augenblick verharrten Mensch und Tier regungslos. Als dann jener den Arm mit der blankgeschliffenen Waffe unwillkürlich erhob, schlug der Luchs die Krallen der rechten Vorderpfote knallend in das harte Holz des Astes, daß Splitter abflogen; es klang wie sein Angriffssignal; drauf warf er sich mit Blitzesschnelle durch die Luft nach dem Kopf des Feindes herüber; der aber hatte kräftigen Schwunges das Beil gerade so hoch gebracht, daß das Untier mit dem Unterkiefer in die scharfe Schneide fuhr und sich den Rachen von unten bis zwischen die Lichter aufklöbte. Gleichwohl ward die Wucht seines Sprunges dadurch nicht vermindert und Wilm von ihr zu Boden gerissen, doch fürchterlicher Schmerz schnellte den Luchs, ehe er die Krallen in den Leib des Niedergebrochenen schlagen konnte, in die Höhe, wobei er sich überschlug, um dann vor seinem Überwinder, der mit wunderbarer Geistesgegenwart und Geschicklichkeit wieder auf die Beine gesprungen war, platt hinzuklatschen. Flugs holte Wilm mit dem Beil, dessen Stiel er beim Hinstürzen krampfhaft umklammert hatte, zum zweiten Schlage aus und spaltete vollends den Schädel der Bestie, die fortan kein Glied mehr rührte.

Der Kampf hatte alle seine Muskeln und Fibern bis aufs Äußerste gespannt gehabt. Jetzt, als er den grimmigen Waldkater verendet sah und sich der überstandenen Gefahr bewußt ward, befiel ihn heftiges Zittern und er mußte ein paar Schritte zurücktreten, um sich auf einen moosbewachsenen Stein niederzulassen. Von dort aus betrachtete er mit einer gewissen Scheu den Leichnam des erschlagenen Wegelagerers und dankte dann innig betend für die glückliche Errettung. Der kurze Anfall von Schwäche war vorüber, Freude und Stolz erfüllten ihm das Herz und er nahm die Wanderung wieder auf mit dem erhebenden Bewußtsein eines tapfer bestandenen wirklichen Abenteuer.

Mit peinlicher Vorsicht drang er nun weiter hinein in den unwirtsamen düstern Wald. Unablässig boten sich dem Fuß Hindernisse. Oft war's dichtes Gestrüpp von unabsehbarer Ausdehnung in die Breite, durch das sich Wilm, wollt' er die Richtung nicht verlieren, mühsam unter häufiger Benutzung des Beils durchzuschlagen hatte; dann wieder mußte er über mächtige Stämme steigen, die, vom Sturm entwurzelt oder aus Altersschwäche umgestürzt, zum Teil schon der Vermoderung anheimgefallen und glatt und schlüpfrig geworden waren; jetzt zwang ihn ein Bach oder irgend ein Bodenspalt zu klafterndem Sprung, jetzt geriet er in Sumpf und Moor und mußte alle Kraft aufwenden, um nicht stecken zu bleiben und die eben verlassene feste Stelle wiederzugewinnen, von wo dann ein ärgerlicher Umweg zu machen war.

Endlich lichtete sich der Hochwald, niedrigeres Gehölz folgte, das zuletzt in einen wilden Hag kraus am Boden kriechender Föhren überging. Und siehe, drüber hinaus ragte, von dünnem Florgespinnst umgeben, das Ziel der Fahrt. Das war ja wie Dornröschens Burg hinter der undurchdringlichen Rosenhecke und rosig schimmerte es auch hier aus dem Hag hervor, das kam von den Blüten des üppig auf der hohen Bergwildnis gedeihenden roten Fingerhuts. Das Herz pochte dem Wanderer laut vor wundersamer Erregung, als er das gewaltige Gefüge des verrufenen und dennoch jetzt wie ein Thron himmlischen Friedens erscheinenden Berggipfels gleichsam handgreiflich vor sich sah. Stehend rastete er eine Weile. Erst mußte er der durcheinanderstürmenden Gemütsregungen Herr werden, des Erstaunens und der Verzagtheit, der

Bewunderung und des Übermuts, der Andacht und der Wagelust, ehe er das Reich überirdischer Geister, mochten's nun in Wahrheit schlimme oder verbannte gute sein, als harmlos vertrauender Gast betrat.

Nun hatte er sich wieder gesammelt und schickte sich zum letzten, wie er meinte kurzen Aufstieg an. Doch er hatte sich über die Entfernung bis zum Gipfel sehr getäuscht und ward dessen mit zunehmender Bangigkeit inne, als er sich mit nicht geringer Mühsal durch die tückische Knieholzwirrnis durcharbeitete. Es schien ja, als sollt' er trotz alles Stampfens und Springens und Beilgebrauchs kaum vorwärts kommen. Aber endlich hatte er auch den verwünschten Knüppelhag hinter sich — und dennoch dänchte ihm die Bergkuppe nicht näher als vom Saum des Hochwalds aus. Ein weites, sanft ansteigendes Feld mit tausenden von Steinblöcken besät, lag noch vor ihm. War das Hexenwerk und querer Zauber, der das Ziel dem näher Schreitenden entzog? Verzagtheit gewann die Oberhand über Wagemut und Wilm blickte sich ratlos um. Als er dabei den tiefen Stand der Sonne gewahrte und die dunkeln Linien des fernen Waldes, durch den er sich tapfer durchgekämpft hatte, da schalt er sich einen Feigherzigen, den es nach Abenteuer gelüstete und der bei eingebildeter Gefahr aus Reißausnehmen dächte, sagte sich, daß er keine Zeit zu verlieren habe, wenn er noch vor Anbruch der Nacht oben sein wollte, und ging wieder fürbaß.

Jetzt wurde das Ausschreiten leichter, wenn auch die vielen Felstrümmer, die moosüberzogen zwischen dem weichen Wollgras, den Binsen und Rispen, zwerghaften Birken und Weiden und buschigem Heidelbeerkraut umherlagen, ihn zu häufigen Zickzackgängen nötigten. Endlich, endlich, gerade als völlige Dunkelheit einbrach, langte er auf der Höhe des Berggipfels an, über den ein schwacher kühler Wind hinwegstrich. Erreicht das Ziel! Ungefährdet von Spuk und Gespenstern auf dem als Reich der Schrecken, als Heimstatt von Sagen und wilden Mären berüchtigten Brocken! Hoch über der Erde und ihrem Alltagsgewühl! Wie weggeblasen war die Mattigkeit, die ihn zuletzt befallen hatte, vergessen alle Mühe des fünfzehnstündigen Aufstiegs! Nur ein Gefühl erfüllte ihn, die Freude an dem Abenteuer, das ihn durch Gefahr und Kampf mit dem wilden Untier auf die Zinnen der hochragenden Geisterburg geführt. Aber guter Geister! Das verkündete ihm die heilige Stille ringsum, das der lichte Glanz, der jetzt am östlichen Himmel auftauchte, das die Andacht, der sich seine Seele ungestört erschloß und die ihm die schlichten Worte des Vaterunsers auf die Lippen legte.

Der Mond war jetzt aufgegangen, in seinem Schein suchte Wilm einen Platz, wo es sich nächtigen ließe und fand ihn unter einem Stapel von Felsblöcken. Hier, vor Wind einigermaßen geschützt, verminderte er die Last seines Ranzens wieder um ein Erhebliches und erquickte sich an Speise nicht minder als an einem feurigen Tränklein, das ein wackrer Mitbürger, Namens Peter, kunstvoll aus der Stärke des Korns destilliert hatte. Fest in das Wams aus gefilztem Stoff gehüllt, lehnte er sich mit dem Rücken an einen der Steine und gab dem inhaltsreichen Tage Valet. Noch ein paarmal öffnete er die Augen und gewahrte zarte weiße Nebel, die im Mondlicht aufstiegen; ihm war's, als winkten Elfenhände ihm mit leichten Schleiern, ein schier unmerkliches Lächeln umspielte seine Lippen, da, ehe der Schlummer ihn mit der letzten Fessel band, trat ein seltsames Ereignis ein.

Aus unbeträchtlicher Ferne schlug Gesang an sein Ohr. Es war eine Frauenstimme von süßem Klang, die in der weltentrückten nächtlichen Einsamkeit ertönte:

„Nun weiß ich nichts von Herzbeschwerde,
Seitdem mein sündig Auge schaut
Das schöne Land, die heil'ge Erde,
So man mit Ehren preiset laut.
Nun ist geschehn, um was ich bat,
Ich bin gekommen zu der Statt,
Da Gott als Mensch gewandelt hat."

Feierlich nach der Melodie eines Chorals erklang das Lied, eine uralte Hymne, die einst ein frommer Kreuzfahrer beim Anblick des gelobten Landes gedichtet und ein Anhänger der Reformation für den Gemeindegesang in die Sprache seiner Zeit übertragen haben mochte. Wilm verstand deutlich jedes Wort. Tief ging ihm der Sang zu Herzen und ihm war's, als hätte sich eines Engels Stimme erhoben, Sühne verheißend für alles heidnische Wesen, das je hier oben geherrscht haben mochte, lobsingend diesem hehren Bau der Schöpfung, den Menschenirrwahn als Tempel Gottes verkannt und als einen Tummelplatz des Teufels und seines Gesindes verschrien hatte.

Bei den ersten Tönen war er verwundert aufgesprungen, weiter rührte er sich nicht vom Fleck, um nichts vom Klang und Sinn des Liedes zu verlieren. Als es zu Ende war, lag er mit gefalteten Händen auf den Knieen. Nun wieder tiefe Stille überall. Wie verstört strich er sich mit der Hand über Stirn und Augen und nahm dann seine Ruhestätte wieder ein. Hatte er geträumt? so

fragte er sich. Es mußte wohl so gewesen sein, auf den Augenlidern verspürte er noch etwas von der Schwere des verscheuchten Schlafs. Jetzt überwand der ihn von Neuem, doch ehe Wilm ganz in sein Reich hinüber war; hörte er von fernher eine Männerstimme: „Elisabeth, wo bleibst du?“ und eine zarte, auch ferne, die zur Antwort gab: „Herzvater, ich komme!“ —

Gleich schmetterndem Finkenschlag klang es, was ihn am folgenden Morgen weckte, doch kam's aus eines Menschenkindes Kehle und war nichts anderes, als ein übermütig Lachen über den Langschläfer auf felsigem Lager. Und als er die Augen aufschlug, stand eine gar seltsame Erscheinung vor ihm, eingehüllt in die lange schwarze pelzbesetzte Schaube eines professionierten Gelehrten, doch war's ein Mägdlein, was sich an den zierlichen Schuhen, die unter dem Manneshabit hervorsahen und an dem vom Pelzkragen eingerahmten Köpfchen erkennen ließ. Goldblondes Haar quoll widerspenstig aus der netzartigen Kalotte heraus, über der ein federgeschmücktes Barett saß. Das Gesicht hatte feine Züge und zeigte in richtiger Verteilung gesunde Farben, Rot auf den Wangen und Lippen im Übrigen schneeiges Weiß. Eine reine fröhliche Seele sprach aus den Augen, der frische weiche Mund erschien gleich wohl gebildet für ernste Rede wie für Scherz und unschuldiges Lachen.

„Elisabeth!“ flüsterte Wilm, sich langsam aufrichtend.

„Ah! Ihr kennt mich?“ fragte leicht erschrocken das Mädchen. „Glaubt' ich doch, Ihr wärt ein Bewohner dieser Bergwildnis!“

„Ein Schrat und Schreckgespenst!“ rief Wilm, nachdem ein kurzer Blick ihn von erklärlicher Verwahrlosung seines Äußern überzeugt hatte. Als das Mägdlein gegen diese Benennung, die so gar nicht zu dem schmucken Antlitz des jungen Mannes paßte, mit Kopfschütteln und Lachen protestierte, wußte Wilm nichts besseres anzufangen, als in ihre Munterkeit einzustimmen und, eigentlich ohne tristigen Grund, mitzulachen. Dabei streifte sein Auge ihr sonderbares Gewand, worauf sie in der Meinung, er mache sich über sie lustig, errötete und mit wiedergewonnenem Ernst sagte:

„Ja, ja, Ihr habt recht, mich wegen meines unschicklichen Anzuges zu verspotten, wenn Ihr aber, wie mir jetzt scheint, nicht hier oben ansässig, sondern auch aus dem Lande auf diesen Wolkensitz heraufgestiegen seid, dann werdet Ihr meine Verwahrung gegen die Kälte mit dem geeignetesten Stücke, dessen ich vorhin habhaft wurde, begreiflich finden.“ Sie zog mit beiden Händen die Schaube über den Leib zusammen, wobei dessen Schlankheit deutlich hervortrat. Wilm, der sich infolge ihrer Rede über seinem Lachen wie ein Sünder ertappt und gleichfalls eine ernste Miene angenommen hatte, betrachtete nun mit stillem Wohlgefallen sein Gegenüber. Da fuhr sie fort:

„Aber nun sagt mir, ob Ihr mich kennt, da Ihr doch meinen Namen wißt.“

Auf Wilms Angesicht prägte sich eine kleine Befangenheit aus, er sah das Mädchen scheu an, strich sich mit der Rechten ein paarmal über die Augen und erwiderte zögernd:

„Ich glaub', ich habe die ganze Nacht von Euch geträumt, Fräulein, und doch ist mir Euer Antlitz bis zur Stunde völlig fremd gewesen. Doch Eure Stimme vermein' ich früher schon gehört zu haben. Fräulein, sagt —“ Wilm machte eine längere Pause, er wußte nicht, ob er mit einer Dummheit oder mit berechtigter Frage zu Raum kommen würde — „Fräulein, sagt, habt Ihr nächtens hier gesungen?“

Wieder errötete das schöne Kind und antwortete:

„So habt Ihr mich belauscht? Ich hätte hier nimmer einen andern Zuhörer vermutet, denn meinen Vater und unsre Knechte, die dort hinten im Lager hocken — Ihr könnt's von hier nicht sehen. Oh, wie seltsam ergriff mich's doch, als wir gestern Nachmittag die Höhe erklommen hatten und nun tief unter uns die Welt sahen. Da hätt' ich kein Wort sprechen können, so feierlich war mir zu Sinn. Und als ich da stand, nach allen Seiten ausschauend, und die fürchterliche Unendlichkeit gewahr wurde, da befiel mich große Angst, denn ich gedachte, wie der Teufel unsern Herrn Jesum versuchte, Matthäi im vierten Kapitel, da führte er ihn mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigete ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies Alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Und ich vermeinte, der Versucher habe auch uns auf den Berg geführt und heische von mir seine Anbetung. Da litt mich die Angst nicht weiter auf der Stelle und ich bat Herzvater, mich hinabzuführen an den Platz, den er schon vorher beim Heraufsteigen für die Nacht zur Rast erkoren hatte. Als wir uns von der Höhe wandten, fühlte ich mich im Herzen erleichtert und gelobte mir still mit Christo, Gott anzubeten, unsern Herrn, und ihm allein zu dienen. Da schickte der liebe Herrgott Frieden in mein Gemüt und ich erkannte, daß alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit sein Werk sind, daran wir

unser Auge demütiglich erfreuen sollen und mit keinem Gelüst nach ihrem Besitz. Als wir hernach um das Lagerfeuer saßen, nachdem wir uns eine gesegnete Abendmahlzeit gewünscht, da zog es mich auf den Gipfel des Berges zurück; nun war ich frei von jedem Zagen, denn der liebe Herrgott hatte mein Herz gestärkt. Da mußte ich das Lied singen, das Ihr gehört haben werdet. Und heute Morgen trieb es mich wieder herauf auf diese höchste Stelle. Der Vater ruht noch in dem Zelt, er ist ein alter Mann, den die Bergfahrt sehr angestrengt hat, die Knechte aber sitzen dabei und schüren das Feuer, daran ein Morgensüpplein gekocht werden soll. Kommt und schaut um Euch, ist es nicht herrliches heiliges Land, auf dem wir stehen, gleichwie auf weltentrückter Insel im Meere?"

Bei diesen Worten winkte sie dem jungen Mann, der ihr andächtig gelauscht hatte. Er trat aus dem Schutz seiner Felsenkammer heraus und folgte ihr einige Schritte bergaufwärts. Bis dahin hatte er seiner Umgebung keinen Blick geschenkt, jetzt sah er, daß er sich auf einem Raum befand, den der Nebel wie ein schier unendlich weißes Meer umwogte. Über ihm spannte sich blauer Himmel aus. Wo aber war die Welt, der er angehörte, mit ihren Städten und Burgen, Feldern und Wäldern? Der dichtbrauende Schwall hatte sie verschlungen und diesseits seiner Grenze war ein Wunderreich, in welchem eine Königin herrschte mit zwei Augen voll Widerscheins einer himmlisch reinen Seele und mit Lippen, von denen liebliche Weisheit troff, und ihr Volk war ein einziger Mann, doch der fühlte im Herzen die Seligkeit von vielen Tausenden.

Lange schauten Beide stumm in die Nebelmassen, die jetzt wie zu Schnee und Eis erstarrt in gewaltiger Ruhe den Berggipfel umlagerten, jetzt wieder in wilde Bewegung gerieten und in wirbelndem Taumel auf und nieder wallten und sich rechts und links hinschoben.

Endlich unterbrach Wilm das Schweigen: „Ihr habt recht, Fräulein Elisabeth, es ist hier wie auf einer heiligen Insel."

„Nun sagt mir doch endlich, woher Ihr meinen Namen wißt," begehrte die Jungfrau.

„Ei," antwortete Wilm, „hab' ich Euch nächtens singen hören, so wird's auch richtig sein, daß ich eine Stimme vernommen, die Euch Elisabeth rief. Ist's aber nicht an dem, so hat wohl dem Schlafenden ein guter Engel den süßen Namen verraten." Er sprach's mit einem Anflug von Lachen, doch das neue schöne Gefühl der Liebe war stärker als die Lust am Scherz und verwandelte das Lächeln in den Ausdruck der tiefen Herzenserregung. Als die Jungfrau dies bemerkte, blieb die scherzhafte Erwiderung, die ihr auf den Lippen schwebte, ungesprochen; sie errötete zum drittenmal vor dem Fremden, wandte sich leicht, wie zum Gehen, zur Seite und fragte schüchtern, zugleich ein wenig stolz:

„Wer aber seid Ihr, daß Ihr so zu mir redet?"

„Verzeiht, Fräulein, wenn ein Wort von mir Euch verletzt hat, ich hab's nimmer gegen Euch verfehlen wollen," entgegnete Wilm und gab nun geziemlich Aufschluß über Namen, Stand und Heimat, was die Maid, deren Unmut bei seiner Bitte um Verzeihung schnell verflogen war, aufmerksam anhörte. Als er sie dabei immer wieder mit Fräulein anredete, fiel sie ihm ins Wort:

„Ihr nennt mich Fräulein, doch irrt Ihr Euch, ich bin eines bürgerlichen Mannes Tochter, obwohl auf einem Schloß daheim — da hinten liegt's, weitab im Thal." Sie deutete mit dem Finger nach Osten, und wie auf ihr Geheiß riß dort plötzlich der Nebel auseinander und zeigte dem Blick eine sonnenbestrahlte anmutige Landschaft, Berge und Thäler, Wälder und Auen. „Seht, o seht!" rief das Mädchen, „da ist's, erkennt Ihr auf dem breiten Hügel die Mauern und den Bergfried darüber? Oh, jetzt ist es wieder im Nebel verschwunden. Das war unsere Burg Tuskulum."

Wilm konnte sich nicht ganz des Gefühls erwehren, als treibe die Jungfrau im schwarzen Talar vor seinen Augen Magie, war es doch einem Wunder gleich gewesen, daß die Nebel ihrem Wink gehorcht hatten, um ihr Schloß zu zeigen — ihr wenigstens, er selbst hatte in der Geschwindigkeit des Vorgangs keine Einzelheit des reichen Landschaftsbildes erfaßt.

„Ja, Meister Birkenstock," fuhr sie nach einigem Sinnen fort, „ein stattlicher Bau ist Burg Tuskulum, aber nicht sehr lustig drinnen. Viel lieber wohnte ich in einer Stadt, wo ich Gespielinnen fände und mancherlei zu sehen und zu hören bekäme, was mir in meinem Käfig entgeht."

„Ha!" brauste Wilm auf, „hält man Euch dort gefangen, edle Jungfrau?" Er lebte ja seit einer halben Stunde wieder in der Märchenwelt; da spiegelte ihm die eben vernommene Klage alle mögliche Bedrängnis vor, in die eine vornehme tugendsame Maid geraten konnte.

„Nicht doch!" erwiderte Elisabeth, die mit schnellem weiblichen Verständnis den tiefsten Grund seines Unwillens entdeckt hatte und hiervon be-

friedigt war, „eine Gefangene bin ich grade nicht, indessen hauf' ich recht einsam. Denn mein Vater, wißt, und Ritter Hans Oehme, der uns auf Burg Tuskulum Herberge giebt, sind ein paar alte Herren und disputieren vom Morgen bis zum Abend über allerlei gelehrte Dinge, für die ein thöricht Mägdlein, wie ich, wenig Sinn hat, Politika und Theologika, Astrologika und Mathematika."

„Uh je!" unterbrach sie Wilm mit gelindem Schaudern.

„Schrecklich, nicht wahr, Meister Birkenstock? Und noch manches Andere betreiben sie, was indessen vergnüglicher ist, wie sie denn in Zoologie und Botanik und Mineralogie absonderliche Kenntnisse haben vom Treiben der Tiere und dem geheimnisvollen Wesen der Natur. Was da von ihrem Tisch an Brosamen für mich abfällt, bereitet mir Ergötzung, und bei den ausgestopften Monstren, die Ritter Hans Oehme hält, sowie den getrockneten Pflanzen und bunten Steinen in Herzvaters Schränken läßt sich wohl unterhaltsam verweilen. Aber Alles in Allem ist es doch einsam um mich. Mutter und Geschwister sind mir frühzeitig gestorben und Ritter Hans Oehme ist ein Hagestolz gewesen sein Lebelang. Nicht einmal unterm Burggesinde wuchs mir eine Gespielin heran. Tag für Tag, jahrein, jahraus sitz' ich in dem alten Eulennest und werde schier selbst noch ein Eulenvogel. Da könnt Ihr Euch denken, Meister Birkenstock, wie sehr ich mich gefreut habe, als mir Herzvater neulich die Fahrt nach dem wilden Schreckensberg ankündigte, die wir vorgestern begonnen haben. Ja, seit vorgestern früh sind wir unterwegs und reisen wie die Abenteurer umher, von denen die Sagen erzählen. Vergangene Nacht war bereits die zweite, die ich nach der Landsknechte Weise im Feldlager unterm Zelt verbracht habe, denn nur langsam ging der Aufstieg von Statten. Ritter Hans Oehmes Knechte bahnten uns wohl den Weg und halfen uns über die beschwerlichen Stellen hinüber, doch überall an Felsen und Steinen mußte Herzvater herumpicken, und wo sich seltene Blumen zeigten, da pflückten wir sie, zerschnitten und zerrupften sie und verglichen sie mit der genauen Beschreibung, die der Vater mit sich führt. Er wechselt nämlich Briefe mit einem gelehrten Mann aus Nordhausen, der sich Dr. Thalius nennt und vergangenes Jahr den Brockensberg erstiegen zu haben behauptet, wobei er viele wunderliche Gebilde der Natur gesehen haben will; der Vater aber traut ihm nicht in allen Beschreibungen der Pflanzen und Minerale; daher hat es ihm keine Ruh' gelassen, die gefährliche Fahrt selbst zu unternehmen und sich davon zu überzeugen, ob Jener ihm die Wahrheit geschrieben. Ich aber erachte die Reise, auf die er mich mitgenommen hat, weil ich etwas von der Botanik verstehe, sowie von der Art und Weise, wie mit Pflanzen umzugehen ist, für ein garnicht so sehr mühvolles Abenteuer. Vielmehr ist es mir anmutig und ergötzlich erschienen. Und seid Ihr auch der Steine und Pflanzen wegen auf den Berg gestiegen, Meister Birkenstock? Oder was hat Euch heraufgetrieben aus dem sichern Schutz Eurer Stadt?"

„Das will ich Euch sogleich gern berichten, Jungfrau Elisabeth," erwiderte Wilm, dem die Zutraulichkeit des schönen Mädchens das Herz mit neuen Banden bestrickt hatte und der sich reicher an freiem Mut fühlte, als je. „Hört an, doch zürnt mir nicht, wenn ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ihr wißt bereits, daß ich ein zünftiger Meister der edlen Goldschmiedekunst bin, die ich daheim und auf der Wanderschaft erlernt habe. Aber daneben gehör' ich noch einer andern Zunft an, der bin ich zugeschrieben worden am Tage meiner Geburt. Viel Zunftgenossen hab' ich, doch kenn' ich ihrer keinen, und wüßt' ich einen außer mir zu nennen, so würde ich ihm doch kaum gleiches Recht und gleiche Tüchtigkeit zugestehen, denn in dieser Zunft dünkt sich jeder als den ersten und obersten. Ein Meisterstück braucht Niemand zu machen, um Meister der Zunft zu werden; durch die Geburt allein wird man es, wie andre durch die Geburt Grafen und Fürsten werden. Wer ihr angehört, dem gelingt Alles und jede Arbeit geht ihm gut von der Hand, er mag sich groß Mühe drum geben oder nicht; wer nicht dazu gehört, dem schlägt Mißgeschick zum Leid aus und Leid zum Verderben, dem Zünftigen aber wendet sich Unheil zum Heil und aus der Sorge blüht ihm Freude. Ihm allein wird in der Hand das Blei zum Silber, nur ein Zunftgenoß findet alle hundert Jahre in der Johannisnacht die blaue Blume, vor der sich tief im Bergesinnern versteckte Schätze erschließen, und wer dieselben zu heben vermag, muß erst recht einer sein. Regeln und Gesetze kennt man in dieser Zunft nicht, wer aber Mißbrauch treibt mit ihren Gaben, dem verwandelt sich alle Speise vorm Mund in Gold, so daß er elendiglich verhungern muß. Das ist die glückselige Zunft der Sonntagskinder, deren Lade in keinem Rathaus und keiner Innungsstube zu finden ist und die doch Geltung hat, soweit Menschen auf der Erde wohnen. Und ihr gehör' ich an. Daher hab' ich ohne weiteres Verdienst

viel Preisenswertes erlebt vor andern Irdischen. Zwar hat auch in mein Leben das Schicksal mit wilder Faust eingegriffen, aber auf Wunden, die Mancheinem tötlich gewesen wären, hat es mir lindernden Balsam gegossen, so daß ich in Frieden mit mir selbst und aller Welt lebe. Meine Kindheit hab' ich wie in einem anmutigen Garten Eden verlebt, und wo ich mit dem gemeinen Leben in Berührung kam, sind mir weniger Nackenschläge zuteil geworden, als ich nach Fug und Recht für diesen oder jenen dummen Streich hätte kriegen müssen. Als Jüngling bin ich einem Handwerk zugeschrieben worden, das überall eine Kunst genannt wird, und diese Kunst ernährt nicht nur den Leib, sondern labt Herz und Gemüt. Was ich der Sonntagskindschaft weiter verdanke, ist, daß ich zu unzähligen Malen meinen Fuß in das überirdische Reich setzen durfte, davon dem gewöhnlichen Sterblichen nur Märchen und Sagen erzählen. Als ein Sonntagskind hab' ich neulich eine Stelle im einsamen Bergwald gefunden, wo sich mir der Brocken, der allerwärts als ein Berg der Schrecken und Gespenster verrufen ist, in solcher Majestät zeigte, daß ich zweifelhaft ward an dem schlimmen Urteil über ihn und in mir die Sehnsucht entstand, seine stille Höhe zu ersteigen. Als Sonntagskind hab' ich durch Waldesdickicht und Lebensgefahr den Weg hier herauf gefunden und statt böser Geister das Urbild aller Tugend und Schönheit angetroffen, so wie ich's von je im Herzen geahnt, doch nimmer auf Erden erblickt hatte. Elisabeth, holdeste Maid, da knie ich und küsse den Saum Eures Gewandes in Ehrfurcht, nun neigt Euch gnädig zu mir und werdet mein ehelich Weib in Minne, die da zweier Herzen Wonne ist!"

Also flossen die Worte der Begeisterung von Wilms Lippen und sein offener feuriger Blick bezeugte die Ehrlichkeit seiner Meinung.

Zuerst mit Neugier, dann mit warmer Teilnahme, zuletzt mit süßem Schrecken hatte ihm die Jungfrau zugehört. Auch in ihr Herz hatte die Wonne, die ihn zur ungestümen Werbung trieb, schnell den Weg gefunden. Aber Scham und Verwirrung machten sie stumm. Da, als Wilm noch vor ihr kniete und sie in holdseliger Ratlosigkeit das Antlitz von ihm ab und wie hilfesuchend gegen die Ferne wandte, da erscholl es plötzlich aus der Tiefe des Nebelmeers, gerade wie gestern Abend: „Elisabeth, wo bleibst du?"

Bei dem vertrauten Klang dieser Stimme löste sich der Bann ihres Gemüts. „Ich komm', ich komme," rief sie ins Thal hinab und eilte derselben Richtung nach. Ein Dutzend Schritte, dann hielt sie an, streckte die Rechte zum Gruß gegen den wilden Bestürmer ihres Herzens aus und verschwand dann schnell seinen Blicken im Nebel.

Von ihrer jähen Flucht bestürzt, war Wilm alsbald auf die Beine gesprungen, einen Augenblick trieb es ihn, ihr nachzusetzen, doch die Erscheinung eines Engels in ernstem schwarzen Gewande, der die Hand zur Abwehr gegen ihn gerichtet hielt, trat zwischen den Gedanken und die That. Noch lange stand er auf derselben Stelle und bohrte die Blicke in den undurchdringlichen weißen Schwall. Dann rangen sich von seinem Munde die Worte: „Und führte ihn mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit; aber wir sollen unser Auge daran in Demut erfreuen und nicht soll es uns nach ihrem Besitz gelüsten."

* * *

Wenn man vom Ostrande des Gebirges eine Stunde gen Morgen geht, so stößt man auf einen niedrigen Hügel mit den Trümmern einer Burg, in der im Mittelalter durch mehrere Jahrhunderte Vögte eines mächtigen geistlichen Stifts gesessen hatten. Hernach war sie in den Besitz der Vorfahren des Ritters Hans Oehme gelangt, der dort als letzter seines Geschlechts gemeinsam mit dem Doktor Ludovikus Leander, vormaligem Professor der wittenbergischen Hochschule, das zur Neige gehende Leben beschaulich genoß. Er hatte sich, bis er grau geworden, als Kriegsmann und Politikus an den Händeln der Reichsfürsten beteiligt und war dann erst, äußerlich und innerlich etwas zermürbt, auf den guten Gedanken verfallen, der schlimmen Welt den Rücken zu kehren und den seit langem verwahrlosten Erbsitz wieder wohnlich zu machen.

Nachdem der alte Hagestolz dort ein paar Jahre mit wenigem Gesinde gehaust, erfuhr er von schwerem Ungemach seines Jugendfreundes, des besagten Doktors Leander. Dieser hatte sich zu Wittenberg in dem leidigen Streit, der nach dem Tode der großen Kirchenverbesserer Luther und Melanchthon zwischen ihren Schülern ausgebrochen war, durch hitziges Temperament und gar zu schroffe Parteistellung viel Feinde gemacht und großen Ärger verschafft und zuletzt, als er sich nach allen Seiten zu wehren gezwungen war, die liebe Hausfrau, die Vermittlerin bei manchem Zerwürfnis, durch den Tod verloren. Da gab ihm der alte Kriegsmann und Freund anheim, es ihm nachzumachen, das Amtskleid an den Nagel zu hängen und in seinem Burgfrieden den Frieden des Ge-

müts wieder zu gewinnen. Der Professor ging erleichtert auf das herzliche Anerbieten ein und nahm mit seinem einzigen Kinde, einem damals achtjährigen Töchterlein, Namens Elisabeth, dauernde Herberg beim Ritter Hans Oehme. Den letzteren Namen führte dieser dazumal noch nicht, den legte ihm das Mägdlein erst bei, als sie Zutrauen zu ihm gewann, wie zu einem guten Ohm, aber außer ihr hätte es Niemandem einfallen dürfen, ihn so zu nennen. War die Kleine dem Vater in allen Widerwärtigkeiten, die er mit eigener Schuld oder ohne solche zu bestehen gehabt, immer ein Augentrost gewesen, so ward sie nun dazu des alten Kriegshauptmanns Herzkäfer, und beide Grauköpfe verdankten ihr den festen Bestand des Friedens, den sie sich bei ihrer angeborenen Neigung zum Krakehlen ohne den sanften Zwang ihrer Gemüter durch den bittenden Blick der Kindesaugen wohl bald einmal aufgekündigt haben würden. Daher kam es, daß ihre alltägliche Beschäftigung, Politisieren und Disputieren über tausenderlei Dinge und noch mehr, niemals in ernstliche Zwietracht mündete und beide allzeit froh sein durften über den Einfall des Ritters, durch den er seinen alten Freund aus zusammenstürzendem Hause zu einem sicheren Dach verholfen und sich selbst aus trübseliger Vereinsamung errettet hatte. Das Mägdlein Elisabeth war dadurch allerdings aus dem bunten Treiben der Stadt in ein stilles Nest geraten, wo sie keine Gespielin fand, aber nur selten schweifte ihre Sehnsucht über die Mauern und die Feld- und Waldgehege des Schlosses hinaus. Dort aber bot sich für sie des Ergötzlichen so mancherlei. Im Sommer durfte sie nach Herzenslust draußen herumspringen und die blühende, duftende, klingende und singende Gotteswelt bewundern; im Winter dagegen unterwies sie der Vater in vielen wissenswerten Dingen auf seine ernste Weise und Hans Oehme füllte die Lücken ihrer Bildung, die seines Erachtens jener offen ließ, durch die krause Lebensweisheit aus, die er in den Fürstenkanzleien und auf dem Sattel seines Kriegskleppers gesammelt hatte. Jedenfalls war das Dasein, welches die drei auf der alten Burg führten, von Langeweile nur selten berührt, so daß der Professor emeritus durchaus Recht hatte, wenn er die Stätte ihrer freundlichen Weltabgeschiedenheit in Erinnerung an den Lieblingsaufenthalt Ciceros ein wahres Tuskulum nannte.

Einmal war Elisabeth, als sie bereits zu einer anmutigen Jungfrau erwachsen, auf mehrere Tage aus der Burg herausgekommen. Mit dem zunehmenden Frieden in seiner Brust hatte der Vater den Gefallen an unerquicklichen Streitfragen der großen Welt verloren und Freude gewonnen am Erforschen der sichtbaren Erscheinungen der größeren Natur. Insbesondere hatte er sich mit der Botanik und Mineralogie befreundet, zumal soweit, als die neue Heimat die erforderlichen Beispiele zeigte. Infolge solcher Beschäftigung, für die Ritter Hans Oehme weniger Sinn hatte, war er zufällig mit dem Doktor Johannes Thalius aus Nordhausen, einem Liebhaber derselben Wissenschaft, in Berührung gekommen und in Briefwechsel getreten. Als dieser ihm einst geschrieben hatte, er sei als erster unter allen Jüngern ihrer gemeinsamen Göttin, wenn nicht gar als erster unter allen Menschenkindern, in die Schreckensgefilde des Brockensberges vorgedrungen und habe dort eine Fülle sonst nirgends vorkommender Pflanzen, dazu auch auf dem Hin- und Rückweg wunderbare Versteinerungen gefunden, da hatten den Gelehrten von Burg Tuskulum Zweifel an der Genauigkeit des Berichts und einiger Neid erfaßt und ihn auf den Gedanken gebracht, sich gleichfalls auf das verrufene Gebiet behufs wissenschaftlicher Ausbeutung zu begeben. Zwar hatte Ritter Hans Oehme ihm ernstlich abgeraten, weil der Brockensberg ein Lustsitz des Teufels und unsauberer Geister sei, denen ein Christ sich nicht tollkühn nähern dürfe, ohne Schaden zu nehmen an Leib und Seele, der alte Melanchthonianer aber war freieren Sinnes, es gefiel ihm auch, zu beweisen, daß das schwache Rüstzeug der Wissenschaft sich weniger vor Tod und Teufel fürchte als ruhmrediges Kriegsvolk und so trat er denn die zu jener Zeit nicht unbedenkliche Fahrt an. Elisabeth, die ihn bei seinen botanischen und mineralogischen Untersuchungen wacker zu unterstützen verstand, begleitete ihn. Ritter Hans gab ihnen mehrere tüchtige Knechte als Zeltträger, Bahnbrecher und Beschützer mit.

Aber der Erfolg der Reise entsprach nicht allen Erwartungen. Wohl brachte der Professor mancherlei Kuriositäten heim und hinreichenden Stoff zu fernerem Briefwechsel mit dem Doktor aus Nordhausen, allein sein Töchterlein hatte die Luft des Teufelsberges schlimm angeblasen. Frisch und fröhlich war sie hinaufgestiegen, als eine ganz andre kam sie zurück. Was den beiden Alten zunächst an ihr auffiel, war unerklärliche Veränderlichkeit ihrer Laune. Bald war sie still in sich gekehrt, bald heftigen Wesens, dann wieder trübselig und heiter kurz hintereinander, heut wich sie aber den Grauköpfen scheu aus, andern Tages war sie ungewöhnlich zärtlich gegen den Vater und von de-

mütiger Fürsorglichkeit für Hans Oehme. Allmählich verlor sie ihr gesundes Aussehen, die Wangen wurden blaß, die Augen matt, der Gang müde. An der bisherigen Beschäftigung fand sie nur noch die halbe Freude, das Hauswesen kam durch ihre Schuld hin und wieder aus dem gewohnten Geleise. Sie selbst vermochte keinen Grund dieser Veränderung anzugeben und wollte solche überhaupt ihren beiden Hegern und Pflegern nicht wahr haben. Die Alten errieten die Ursach erst recht nicht. Der Befürchtung Hans Oehmes, daß böse Geister ihr auf dem Brocken einen Schaden angethan hätten, widersprach der Professor kurzweg, als jener sie ihm einmal unter vier Augen mitteilte. Sie sannen und sannen nach und verfielen weder auf erklärlichen Grund noch auf ein Heilmittel. Zuletzt schickten sie sich geduldig in den Umstand und trösteten sich, so gut es gehn wollte, mit dem Gedanken, daß sie wohl zu schwarz sehen möchten und falls dennoch ihre Wahrnehmung richtig wäre, die Zeit wohl Wandel schaffen würde. Einen Arzt aus solchem Anlaß zu befragen, war bei dem damaligen Stande der medizinischen Wissenschaft noch unerfunden. Man stellte den Lauf der Dinge also lediglich höherem Ermessen anheim. Danach aber blieb der besondere Sonnenschein, dessen sich Burg Tuskulum jahrelang erfreut hatte, verschwunden.

Eines Tages, während Vater und Tochter sich mit dem Ordnen und Beschreiben getrockneter Pflanzen beschäftigten, saß Ritter Hans in dem großen Flurzimmer der Burg über der Betrachtung der verschiedenartigsten Gegenstände des Gebrauchs und Schmucks, die ein nach Zeit- und Landessitte damit hausierender Händler vor ihm ausgebreitet hatte. Der Ritter brauchte nichts von all' den Sachen und war im Begriff, den Hebräer wegzuschicken, als dieser einen silbernen Becher vorzog, den er als ein ganz besondres Stück anpries. Es war ein Gefäßlein von geringem Rauminhalt, aber zierlicher Form, am Fuß mit einem zart ornamentierten Wulst versehen, der Rand war ein wenig übergekragt, dazwischen lag auf dem Rumpf ein ovaler Schild, der mit ähnlichen Zeichnungen, wie der Fuß des Bechers umrändert war. In die leicht ausgebauchte Fläche dieses Schildes war ein Frauenbildnis eingraviert, der Kopf eines jungen Mädchens, herausschauend aus breitem Pelzkragen und bedeckt mit federgeschmücktem Barett. Die Züge des anmutigen Gesichts, das Haar mit dem es zusammenhaltenden Netz, das Rauch- und Federwerk an Kragen und Barett, Alles das war von dem Verfertiger des Bechers mit wundervoller Feinheit behandelt, so daß das kleine Kunstwerk auch einem Nichtkenner gefallen mußte. Ritter Hans war aber von je Liebhaber derartiger Sachen gewesen und besaß an Geschmeide nicht nur das, was ihm einst Fürsten und Städte verehrt hatten, sondern auch noch manch andres Stück, dessen Wert ihm in die Augen gestochen und das er sich dann angehandelt hatte. Er griff nun auch nach dem Becher, dessen Gestalt ihm beim ersten Blick gelungen erschienen war, mit der Hast eines weniger schlauen als ungestümen Liebhabers, war aber noch mehr überrascht, als er in den Zügen des Mädchengesichts deutlich diejenigen Elisabeths, seines Herzkäfers, der in der Abgeschiedenheit von Burg Tuskulum Aufgewachsenen erkannte. Es war fast wie Schreck über die Entdeckung einer Heiligtumsentweihung, das den alten Kriegsmann dabei durchfuhr. Er faßte sich indessen schnell und fragte den Händler nach dem Künstler und wen das Bild vorstellen solle. Auf beide Fragen bekam er jedoch keine passende Antwort, dagegen forderte der Hebräer einen ansehnlichen Preis für das Gefäßlein. Ritter Hans mußte sich bei der unzulänglichen Auskunft zufrieden geben, zahlte willig die geforderte Summe und war nun der hocherfreute Eigentümer des hübschen Konterfeis seines Herzkäfers.

Zunächst dachte er daran, es seinem Freunde, dem Doktor Ludovikus Leander zu schenken. Er hatte ihn Tags zuvor bei einem Diskurs über Dinge, von denen er recht wenig, jedenfalls weniger als jener verstand, ein bischen hart vor den Kopf gestoßen und glaubte, ihm eine Versöhnungsgabe schuldig zu sein. Schon war er auf dem Fuß, ihm den Becher zu bringen, da fiel ihm ein, was wohl Elisabeth zu der seltsamen Abbildung ihres Antlitzes sagen würde. Er geriet mit sich ins Ungewisse, ob sie sich darüber freuen oder gegenteilig ärgern würde, schob sein Vorhaben auf und verwahrte den Becher, ohne den Andern etwas von dem Kauf mitzuteilen. Auch an den folgenden Tagen vermochte er den Zweifel nicht zu lösen und so begnügte er sich vorläufig weiter mit heimlicher Betrachtung des Schatzstückes. Je öfter er aber sich damit beschäftigte, desto genauer kam ihm die Ähnlichkeit des Bildnisses mit seiner holden Hausgenossin vor und es erschien ihm rätselhaft, wie Jemand ein Antlitz, ohne es gesehen zu haben, so naturgetreu abbilden konnte.

(Fortsetzung folgt.)



Gedichte von Alfredo Baccelli.

Aus dem Italienischen übersetzt von **Paul Heyse.**

In der Kirche.

Die weißen Schiffe stehn so ernst und düster
Mit langen Schatten. Ganz von Gold und Steinen
Erfunkelnd ragt der Hochaltar inmitten,
Wie triumphirend.

Die Kerzen brennen unter den Madonnen,
Durch bunte Scheiben auf die Beter nieder
Ergießt sich sanft und klar ein Strahlenbündel
Von blauem Lichte.

Und schwer und langsam tönt vom Orgelchore,
Wo abgestuft die blanken Pfeifen glänzen
Ein tiefer Ton. Aus Gold- und Silberschalen
Ziehn Weihrauchwolken.

Die Orgel summt, und aus der Menge, betend
Ins Knie gesunken, steigt empor ein mystisch
Gedämpftes Murmeln jener frommen Bitte:
Ave Maria!

Der teuren Toten denk' ich und der kalten
Schatten, des Schicksals, das auf Allen lastet,
Und aus dem Herzen bricht mir eine bange
Klagende Stimme.

Agro Romano.

Schwer hängt der Himmel wie ein ungeheures
Gewölb aus Blei herab. Von Lybien haucht ein
Schwüler Scirocco; rings dehnt sich die öde
Verbrannte Ebne.

Zur Rechten, fern, ob einem toten Sumpfe
Flattern und kreisen hin und her in Schwärmen
Raben und Krähen. Links, geschwärzt vom Rauche,
Steht eine Hütte.

Ein Campagnuole mit erblichnem Antlitz,
Darein das Fieber tiefe Furchen ätzte,
Zieht müd und mühevoll sich nach Maulesel
Und magre Pferde,

Mit schwerer Last beladen und die Mäuler
Zur Erde hangend. Ihm zur Seite trällert
Ein düstres Liedchen eine hagre Kleine
Mit stieren Augen.

So drückt die ehr'ne Hand des Fieberdämons
Auf ihnen Allen. Doch der Herr des Gutes,
Die Luft durchsausend in dem raschen Wagen,
Mustert den Pincio.

Vor seinem Geiste tanzen Irma, Clara,
Und Englands Renner. Wolken duft'gen Rauches
Aus der Havanna schweben von der Lippe
Des Vennslieblings.

Schmetterlinge.

Durch des Waldes kühle Schatten,
Während die Cicaden singen,
Schweift dahin ein Schwarm von bunten
Schmetterlingen.

Goldne Funken sät die Sonne
Blitzend durch das Laubgeschlinge,
Und am Boden zittern leuchtend
Blonde Ringe.

Und mit weichen Sammtreflexen
Rot und gelb in mannichfalter
Art gezeichnet, schwarzumrändert
Ziehn die Falter

Ohne Rast zu jenen weißen
Blumen, wiegend in den Lüften.
Welch ein Fest von Flügeln, Farben,
Süßen Düften!

Gleichen sie nicht, glanzentsprungen,
Eines Dichters Phantasieen,
Wie sie bunt und leicht und luftig
Nahn und fliehen?

Verklärung.

Des frühen Morgens frische, klare Luft,
Die steile wolkenlose Mittagsglut,
Das überreiche Licht des Nachmittags,
All der verschwenderische Überfluß
Von Glanz und Gold und Glück — mich macht er trüb.
In all der Sonnenfülle bangt das Herz
Vor unbekanntem Übel. —
Im Dunkel zittert ein geheimes Weh,
Das diesem kurzen Glück nicht glauben will.
Doch wenn des Abends tiefer Purpur glüht,
Bevor die blauen weichen Schatten ruhn,
Und wenn das dunkelrote Flammengold
Auf schweigsam schwarzen Wäldern scheidend brennt,
Dann löst sich alles. Was noch auf mir lag,
Erleidet einen leichten hellen Tod
Und sinkt verklärt hinunter in die Nacht.

Fritz Roegel.

Empor.

Noch schwankt der Zweig, auf dem der Vogel saß,
Bevor er seinen Hochflug nahm
Und in den Lüften, singend, längst vergaß,
Woher er kam.
So fliegt die Seele wol dem Himmel zu,
Derweilen noch, im Erdenleid,
Der Körper zittert vor der ewigen Ruh,
Der war ihr Kleid.

Hans M. Grüninger.

Sommerstunde.

Weltgeschieden weilten wir zu Zweien
In den alten, liebgeword'nen Räumen;
Ferner Zeiten heimlich trauter Schimmer
Spinnt uns ein in wundersames Träumen . . .

Alte Bilder schauen von den Wänden,
Wie ein Märchen winkend, auf uns nieder —
Durch die schmalen Fenster strömt der Sommer,
Draußen pfeifen Vögel ihre Lieder.

Aus geöffneter Veranda-Thüre
Dringen ein die feuchten Blumendüfte,
Und wir fühlen lässig uns umwehen —
Hand in Hand — die regenfrischen Lüfte . . .

Und es schlossen enger deine Finger
Um die meinen sich in heißem Klagen — —
Schien es nicht, als zitterten die Lüfte
Von des Herzens ungestümem Schlagen?

Meine Hand glitt über deine Stirne.
Deine Augen senkten sich in meine.
Ahnungsvoll fühlt' ich dein Sein erbeben,
Und du frugst mich leise, was ich weine?

Erna Ludwig.

Abendklänge.

Alles wird still;
Nur ferne rauscht
Der Wasserfall.
Die Erde, ehe sie schlafen will,
Träumt — und lauscht,
Und lauscht dem ewig gleichen Schall,
Der aus dem Tag in die Nacht
Und, wenn im Dunkel nichts mehr wacht,
Allein noch klingt. —
In die Ermattung der Seele dringt,
Vom Nachthauch umweht,
Ein heiliger Schauer,
Und eh' sie vergeht,
Hört sie weit, weit
Eintönig in göttlicher Dauer
Das Lied der Ewigkeit.

Johannes Grebling.

Notturno.

Das ist die Ruh': nun ziehn die Wolkenschatten
Schon still ins Thal, aus dem der Tag entschwand.
Im Feld kein Schwingenschlag. Mit leisen, matten
Schwebschritten streift der Abend durch das Land.
Im Dorfe drinnen poltert noch ein Karren.
Verdroßen trabt der Gaul und zupft das Gras;
Der Fuhrmann pfeift ein Lied, — und mit dem Knarren
Verhallend klingt's zu mir; — dann schweigt auch das.

Die Weidenbäume stehn in lichten Träumen.
Und wo der Mond die Zweige krönen will,
Ruht nun in goldnen Sommerdämmersäumen
Ein Knabe auf der Bank und schlummert still.

Richard Freund.

Glück.

Einen traulichen Herd
Und zwei schaffende Hände,
Eine Liebe, die währt
Bis an das Ende,

Ab und zu ein bischen Sonnenschein
Und ein stilles Gedicht
Nur für uns beide allein —
Mehr brauch' ich nicht.

Alexander Engels.

Unersättlich.

Du sagst: „Ich gab dir Alles hin!
Was willst du noch, daß ich dirs gebe?"
— Doch weil ich unersättlich bin,
Fleh' ich: „O bleibe mein, und lebe!"

In deiner Seele Tiefen ruhn
Von Perlen ungezählte Massen!
Ein Leben lang hab' ich zu thun,
Sie in der Dichtung Gold zu fassen!

Hans Müller-Irminger.

Abendbetrachtung.

Nichts that ich heut, was ich nicht täglich thäte,
Und nichts erlebt' ich als die Alltagsdinge.
Und dennoch, wenn ich näher einwärts dringe,
Ist's eine Welt von Freuden und von Schmerzen,
Die heute auch im stillverschwiegnen Herzen
Sich bunt erbaute und in Nichts zerwehte.

Paul Neumann.

Aus der Ferne.

Sanftes Feuer
In deiner Blauaugen Licht!
Was mir teuer,
Vereint mir dein lieb Gesicht.

Und alle Ferne
Verklärt. Drum leuchten uns auch
So schön die Sterne . . .
Stets umweht mich von dir ein Hauch . . .

Ob ich mit Beben
Durch die Dunkel des Daseins geh'
Oder dem Leben
In die sonnigen Augen seh' . . .

Rudolf Knussert.

Die gute alte Zeit.

Wer könnt' vergessen alter Treu',
Und läg' sie noch so weit?
Wer könnt' vergessen alter Treu'
Und guter alter Zeit?
Die gute alte Zeit, mein Freund,
Die gute alte Zeit —
Den Becher hier, den bringen wir
Der guten alten Zeit!

Wir brachen spielend auf den Höh'n
Die Blumen weit und breit,
Nun hat der Weg uns müd' gemacht,
Seit jener alten Zeit.
Die gute alte Zeit, mein Freund,
Die gute alte Zeit —
Den Becher hier, den bringen wir
Der guten alten Zeit.

Wir plätscherten im Bach umher
In Lust und Fröhlichkeit,
Nun rauschte zwischen uns ein Meer
Seit jener schönen Zeit.
Die gute alte Zeit, mein Freund
Die gute alte Zeit —
Den Becher hier, den bringen wir
Der guten alten Zeit.

Gieb mir die Hand, du trauter Freund,
Die meine ist bereit,
Stoß' an und denk' beim frohen Klang
Der guten alten Zeit.
Die gute alte Zeit, mein Freund,
Die gute alte Zeit —
Den Becher hier, den bringen wir
Der guten alten Zeit.

Ein voller Zug aus vollem Krug
Sei ihr zuletzt geweiht,
Aus vollem Krug ein voller Zug
Der guten alten Zeit!
Die gute alte Zeit, mein Freund,
Die gute alte Zeit —
Den Becher hier, den bringen wir
Der guten alten Zeit!

Aus dem Schottischen des Robert Burns von Georg Edward.

Cadenabbia im Mai.

An Lieschen.

Weiße, gelbe Azaleen,
Purpurfarbene, violette,
Blühen rings auf allen Höhen,
Rosen ranken um die Wette
Mit Clematis, mit Glycinen,
Um die Säulen, um die Palmen,
Duftig fern die grünen Almen,
Auf den Felsen weißer Schnee
Und in seinem stillen Bette
Blau der See. —
An dem weiten Himmelszelte
Keine Wolke,
Sonnenschein ob allem Volke,
Sonnenschein und laue Lüfte,
Vogelzwitschern, Blütendüfte,
Daß man meint, auf dieser Erde
Wär' nicht Leid mehr, noch Beschwerde,
Daß man wähnt, es gäb' kein Sterben,
Nirgends Not und kein Verderben,
Nur der Frieden
Sei uns Menschen hier beschieden,
Lieber, lichter Sonnenschein
Dräng' in jedes Herz hinein,
Brächte jedem dieses Schimmern,
Dieses Leuchten, Blühen, Flimmern.
Goldblau der See,
Blauweiß der Schnee,
Rosen, Rosen überall,
Amselschlag und Nachtigall,
In den Gärten, auf den Höhen,
Rote, weiße Azaleen!

Adalbert Meinhardt.

Thautropfen.

Die Silberblumen in der Nacht
Sind leise aus dem Schlaf erwacht,
Sie schliefen so süß und träumten so weich
Von einem sonnigen Märchenreich
Und neigen in friedensduftiger Ruh
Mit schwerem Schweigen einander zu
Und aus den bebenden Wimpern rollt
Ein Thränentropfen, klar wie Gold — —

Die Silberblumen sind leise erwacht
Und weinen still um den Traum der Nacht.

Stephan Zweig.

Ein Röslein auf dem Fensterbrett.

Im Maienglanz schritt ich hinaus,
Daß er mir Frühlingszauber spende;
Ein Mütterlein saß still im Haus
Und mühte seine welken Hände
Ums Röslein auf dem Fensterbrett.

Sie freut sich nicht, sie schaut es nicht,
Wie alles rings der Lenz umkleidet,
Was einzig ihr vom Frühling spricht,
Woran das alte Herz sich weidet,
Ist's Röslein auf dem Fensterbrett.

Sie atmet nicht den jungen Mai,
Der uns mit Blütenduft umfächelt,
In ihres Lebens Einerlei
Als matter Abglanz einzig lächelt
Ihr Röslein auf dem Fensterbrett.

Wie manches Herz wohl schlagen mag,
Das rings der schönen Welt nicht achtet,
Das auch am hellsten Sonnentag
Ein einsam Blümchen nur betrachtet,
Sein Röslein auf dem Fensterbrett.

Julius Koch.

Die Herrin von Zinne.

Nun wehe dir, Burg Zinne! Es naht der Torstenson,
Die schwedischen Karthaunen die geben dumpfen Ton,
Die haben wohl zerschossen viel Mauern noch so fest,
Die haben wohl zertrümmert manch trutzig Räubernest.

Die Schweden wettern draußen, die Burg hält tapfer stand,
Vergebens wird die Mauer beschossen und berannt.
Da trifft den Burgherrn selber ein feindliches Geschoß;
Wohl zagen seine Mannen, doch nicht sein Eh'genoß.

„Ihr Mägde, pflegt den Herren! Ihr Mannen, her zu mir!
Noch flattert unversehrt der Zinne Siegpanier."
Da fliegt aufs Dach ein Zunder, die Schindeln stehn in Brand,
Die Burg geht auf in Flammen, — nun hilft kein Widerstand.

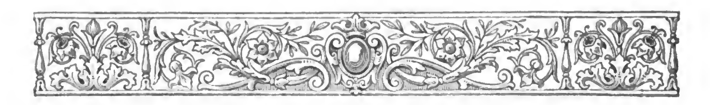
„Gewährt uns freien Abzug!" die wackre Herrin fleht,
„Weil ihr uns nicht bezwungen durch eure Waffen seht."—
„„Dir, Tapfre, sei zum Abzug ein Viertelstündlein Frist,
Und mit dir darfst du tragen, was dir am liebsten ist.""

Es dauert eine Weile, da öffnet sich das Thor;
Es wankt des Schlosses Herrin gebückt daraus hervor.
Was trägt sie auf dem Rücken? Das ist ihr Eh'gemahl
Mit Augen matt zum Sterben, mit Lippen leichenfahl.

Betroffen steh'n die Feinde, gerührt bei diesem Bild,
Und unter mancher Braue leis eine Thräne quillt.
„Die Treu' der Schwabenweiber ist männiglich bekannt,
Doch giebt's auch wackre Frauen im schönen Bergerland.*)"

*) Burg Zinne lag bei Gummersbach im Oberbergischen (Reg.-Bez. Köln).

Wilhelm Idel.



Erinnerungen

von

Willibald Alexis.

Mitgeteilt von Dr. Max Ewert.

Mein Marsch nach Frankreich.

(1815.)

(Fortsetzung.)

Der Name der Ardennen hatte zur romantischen Zeit einen wunderbaren Klang. Es war nicht gerade der Eber der Ardennen, den man 1815 noch nicht kannte, noch waren es Shakspeares phantastische Liebespaare, in ihren Schluchten verirrt, aber es war der dunkle unheimliche Wald, der Deutschland von Frankreich schied. Ich habe Tage, Wochen, Monden in ihm verlebt, die ich stets zu den denkwürdigsten in meinem Leben rechnen muß, eben weil es damit anfing, zu einem Bewußtsein überzugehen, wenn auch die Begebenheiten selbst an und für sich nicht mehr und nicht weniger waren, als was tausend Andern damals auch begegnet ist. So schauerlich düster als ihr Name sind die Ardennen nicht. In den Schluchten, wo die Eber und die Raubthiere gehaust, ist es dunkel, wenn es regnet, und hell, wenn die Sonne scheint. Frisches und dunkles Grün auf den geklüfteten Bergen, auch gelb und roth der Laubwald, wenn der Herbst ihn ansprenkelt, und so habe ich ihn durch alle Schattirungen dieser Farben gesehen. Ich streifte durch melancholisch düstere Gegenden; aber andere mögen desselben Weges gegangen sein, und ihnen sind sie heiter und lieblich erschienen, die Frühlingssonne schien durch die Buchen, als sie ins Thal gingen; und als ich berganstieg, streifte ein kalter Octoberwind durch die feuchten Nebel. Sie brachten die Lustigkeit mit in die Ardennen, ich eine Stimmung, die in einer gewissen Jugendzeit sehr beliebt ist, nur zu jeder Zeit in andern Formen. Man kokettirte damals weder mit dem trotzigen Selbstbewußtsein, noch mit der Zerrissenheit und Verzweiflung, aber mit einer süßsauren Wehmuth. Es waren noch die Nachläufer der Ossianischen Periode.

Und dazu paßten die Ardennen, wie ich sie kennen gelernt, diese schroffen Felsufer, diese tiefen Klüfte, das rieselnde Regenwetter, ein beschwerliches Wanderleben des Krieges ohne Krieg und Frieden, die Ungewißheit unserer Bestimmung. Auch die Einsamkeit. Es war hier, und ist jetzt gewiß auch viel Leben, nur nicht das, was wir poetisch nennen; aber die Hämmer und Eisenwerke und Mühlräder standen großentheils während der Invasion und der Belagerung der Festungen still.

Aber ein Waldgebirge kann keinen ganz düstern, menschenfeindlichen Eindruck hervorbringen, wenn ein großer lebendiger Fluß es durchströmt. Die Maasufer sind schön mit ihren grau, starr anstrebenden Felskuppen, von Wald gekrönt, von Buschwerk durchschlungen; und in den Biegungen, eingeklemmt zwischen Felswand und Fluß, liebliche Dörfer, alterthümliche Städte, Landhäuser und Schlösser. Die verwitterten Burgen des Rheins sah ich freilich nicht auf den Felskuppen über den Fluß ragen. Aber wo sich die Ufer erweiterten, blickte uns manches altehrwürdige Feudalschloß an; es hatte mit der Zeit fortgelebt, wie der belgische Adel, der durch so viele furchtbare Gewitterstürme sich leidlich wohl in der Anerkennung des Volkes erhalten hat. Man renovirte dies und jenes, man fügte sich in das Unvermeidliche, und die Stürme gingen über die stolzen Häupter vorüber, die sich etwas niedergeduckt, um sich desto stolzer wieder aufzurichten. Daher wurden auch ihre Schlösser keine Ruinen.

Am erhabensten erweitern sich die Maasufer bei der Gränzfestung Givet, mit ihren Felsencastellen zu beiden Seiten des Flusses, dem Charlemont links und rechts dem Mont d'or. Es war ein entzückender Anblick, diese malerisch aufeinander gethürmten Felsmassen, zu beiden Seiten des hellen Wasserspiegels, und auf ihrer Höhe die alten, verwitterten, moosbedeckten Mauern. Ich wünschte, wenn ich Abends auf einer Höhe stand, ein Maler zu sein, um das Schauspiel zu fesseln, wenn die Felsen violett sich färbten, die Bergspitzen, Thürme und Zinnen in Goldroth glühten, die starren Linien der Felsmassen in die blühende Landschaft ihre Schlagschatten warfen und die Maas silberhell aus der Tiefe heraufschimmerte. Dieser Eindruck blieb durch lange Jahre in mir lebendig; aber ich sagte mir doch, daß ich mich getäuscht finden würde, wenn der Zufall mich wieder herführen sollte; ich habe damals mit den Augen eines Knaben gesehen, und die Felsen, die Mauern, die Stadt zu Füßen mit ihrer Brücke, würden mir dann klein, die Landschaft gewöhnlich vorkommen. Vierzehn Jahr später, als ich auf der Rückkehr von Paris Givet und die Umgegend wieder

aufsuchte und einen Tag darauf verwandte, den Ort, wo unser Lager gestanden, die Vorposten, die verschlungenen Gänge, auf denen unsere Patrouillen streiften, wieder aufzusuchen, fand ich indeß Alles wieder; mancher lange Weg war freilich jetzt kurz geworden, weil man nicht mehr Krümmungen und Schluchten zu suchen brauchte, die vor den Augen der Wachtposten auf den Wällen Schutz boten, weil man über bequeme Brücken gehn konnte, wo wir über Bäche sprangen. Aber der Totaleindruck war hinreißend, überraschend. Ein majestätisches, weit ausgebreitetes Fels-, Wald- und Flußtheater, mit allem Licht, mit aller Dunkelheit, und allen Tinten, die beide verschmolzen, und zum Schmuck des landschaftlichen Charakters die behaglich eingeschachtelte Stadt in der Tiefe und oben, wie damals, unerweitert, unverändert, die verwitterten graubraunen Mauern. Aber die Werke von Menschenhand bleiben doch nur kleine Aufsätze auf dem großen, schönen Naturcharakter.

Was ich gelitten, was ich entbehrt, ausgestanden habe mitten in diesem romantischen Irrgarten von Felsen, Schluchten, Wäldern, Giesbächen und Ruinen, das ist die Errungenschaft, die im Alter bleibt. Wenn ich auch wieder auf die Felsspitze träte, die über die Maas gebeugt ist, und vergebens das Abendroth beschwörte, den Zauber von damals über die Gegend auszubreiten, wenn ein grauer Nebel der Gewöhnlichkeit sich darüber hinlagerte, Blitze würden doch hindurch zucken, die nur Scenen, Momente zeigten, bei denen die Seele auflacht. Es war ja die erste Romantik der Jugend! Ich sehe vor mir dieses Lagerleben, mit seinen Entbehrungen und Freuden, mit seiner Strenge und Freiheit, mit seinem bunten Wechsel und seiner Monotonie. Ich höre einen bangen Seufzer einer halb kindischen Verzweiflung über die Beschwerden, das geisttödtende Einerlei, über die trübe Aussicht, weil unsere Fernsicht nicht über das Nächste hinausging; und ich höre auch die ausgelassenen Laute der Freude über Dinge, Schauspiele, Ueberraschungen, von denen ich heute nicht begreife, wie einer sich darüber so ungemein freuen konnte. Ein vollständig organisirtes Lagerleben war es, dürftig, wie die Umstände es mit sich führten, voller Wechsel und Strapatzen, da der Dienst überaus beschwerlich war und doch so bewegt, so reich an Erscheinungen und so dauernd, so unendlich lange dauernd und langweilig, daß wir uns der kindischen Furcht hingeben konnten, es werde immer dauern. Wir maßen nicht nach Ellen, wir maßen nach Spannen. Ich habe schon so viel von dem Kleinleben in Feldlagern erzählt, daß ich Wiederholungen fürchten muß, wenn ich auch das von Givet schildere, und doch waren es nur flüchtige Vorläufer einer wirklichen Existenz. Das Federstäubchen im Sonnenschein hat für Den Werth, der einmal im Sonnenschein lag und seinen zitternden Flug mit seinen Gedankenspielen verfolgte. Ich will nicht alle diese Stäubchen sammeln, nur einzelne Momente, besonders helle, besonders dunkle; wer über meinen Sammlerfleiß lächelt, eile darüber hinweg, ich weiß doch Viele, die mir gern folgen.

Die starren Felsmassen des Montd'or auf dem rechten Maasufer werden von niedrigen Höhen und Felsen durch eine Schlucht getrennt, die jetzt nur ein kleiner Bach durchsickert, welcher sein spärliches Wasser dem Flusse zuführt. Er war dicht umwuchert von Eichen, Birken und wildem Gesträuch, aber mehr als die Vegetation mochten unsere Schöpfeimer, unsere Pferde, und unsere Wäschereien an seinem Wasser zehren. Stellenweis schien der Bach in den Abendstunden gänzlich erschöpft, und man stürzte des Morgens hinzu, um unter den ersten zu sein, welche von der angesammelten frischen Nachtfluth schöpften. Der kleine Bach mußte ein großes Belagerungsheer versorgen! Er windet sich durch die Felsmassen in vielen Krümmungen hier an nackten Wänden hin, dort hat er fruchtbares Erdreich weithin ausgespült, und in einem solchen Felskessel war das Hauptlager auf diesem Maasufer aufgeschlagen. Die Schlucht lernten wir durch das Gefühl mehr, als durch das Gesicht kennen, sie war der nächste Weg nach unsern Vorposten, konnte aber mit Sicherheit nur im Dunkel passirt werden. Ließen die Vorposten sich am Tage überraschen, oder sollte die Ablösung und Verstärkung früh ausrücken, so mußten wir einen vielstündigen Umweg durch die zerrissenen Gebirge machen.

Auf diesem Schluchtwege erreichten die Maroden, welche auf dem gastlichen Landwehrposten in der Nacht, den ich zuletzt schilderte, zurück geblieben waren, am frühen Morgen das Lager. Der Anblick war nicht tröstlich. Im düstern Felsenkessel auf einer bruchigten Wiese lagen unsere Cameraden hingestreckt. Selbst die Wachtposten schienen, die Büchse im Arm, schlaftrunken zu taumeln; es war der Anstrengung auf dem vorigen Tagesmarsche zu viel gewesen. Ein feiner Staubregen rieselte auf die im Freien schlafenden nieder. Die Dünste der Brüche stiegen auf, die Wachtfeuer flackerten nur noch, ohne Wärme zu verbreiten. Ich erinnere mich, daß am Abende dieses Tages die Geisteskräfte eines unserer Cameraden dem Andrang physischer Widerwärtigkeiten erlagen. Er hatte den Tag über stumm vor sich hingebrütet; am Abende gab er wunderliche Töne, zwischen Lachen und Weinen, von sich, und wollte mit lautem Aufschrei plötzlich ins Feuer springen. Der Unglückliche wurde als geistesverwirrt ins Lazareth gebracht. Der großen, täglichen Anstrengung, der Bewegung in der freien Bergluft verdankten wir, daß der ungesunde Aufenthalt in diesem Felsthal nicht schädlicher auf unsere jugendlichen Constitutionen eingewirkt hatte.

Der drei—vierstündige Schlaf auf dem Vorposten hatte nach dem vortägigen Marsche unsere Kräfte nicht zurückgegeben. Wir sanken ohne Gruß und Bewillkommnung neben unsere Cameraden hin, und träumten wahrscheinlich vom Schlaf, als das Horn schmetterte und man uns gewaltsam weckte. Es war kein Feind da, aber die im Kriege so nöthige ökonomische Sorge durfte unser Lager uns nicht gönnen. Es war von den

zuerst Angekommenen schnell requirirtes Heu. Heu ziemte sich für Pferde, nicht für Menschen. Wir mußten nicht allein selbst aufstehen, sondern das Heu zusammenraffen, binden und nach den Böden zurücktragen, für — eine Anweisung auf Stroh, welches aber so spärlich ankam, daß wir auch vor Givet einige Tage in Hütten ohne Obdach liegen mußten, und vom Himmel goß es drei Tage lang.

Aber auch zu Hütten, wie unsere, gehören Pfosten, Sparren, Stäbe. Von Latten, Brettern, Holz, war nichts geliefert. Man wies uns auf die Felsen umher. Dort holt Euch, was Ihr braucht. Steile Felsen, achtzig bis hundert Fuß hoch, vielleicht auch noch höher, mußten wir hinanklettern, um mit unsern Hirschfängern in einem jungen Walde unsern Bedarf zu schlagen. Unsere Vorgänger hatten bereits die besten Stämme, wahrscheinlich auch mit bessern Werkzeugen, gefällt, uns blieb der junge, krüppelichte Aufwuchs, der unsere Klingen schartig machte, und unsere Hütten krumm und schief. Wir waren darauf angewiesen, den Robinson noch einmal praktisch zu studiren. Wäre es nur mit der sauern Arbeit gethan gewesen; aber nachdem das Bauholz nothdürftig gefällt war, waren wir genöthigt, uns auf demselben Wege Tag um Tag auch unser Brennholz zu holen. Der mächtigste Zwang war da — der Hunger.

Stroh, Holz, ein Obdach und selbst die Lebensmittel fehlten in den ersten Tagen. Da erinnerte ich mich eines Schatzes, den ich von Berlin in meinem Tornister unberührt bis an die Ufer der Maas getragen, und er erquickte mich und einige Cameraden, ein Stück Tafelbouillon, welches uns eine kräftige Brühe und — Muth für das Weitere gab. Ob ich durch diese frühen Strapazen den Kern zu einer spätern Gesundheit legte, laß ich dahin gestellt, aber die Schule war in anderer Beziehung von Segen. Den Muth, der aus dem Geringfügigsten wieder erwächst, der, nach der tiefsten Niedergeschlagenheit, die Nerven wieder stählt und die ganze, lange Plage hinter uns, unter der der Geist zu erliegen drohte, im Augenblick vergessen machte, möchte ich aus dieser frühen und ungewohnten Lebensschule herschreiben. Im Uebrigen machte sich das Feldlager mit der Zeit erträglicher. Zwar hatte ich das Unglück, zu einer Corporalschaft zu gehören, welche wenig oder gar keine architectonische Studien gemacht hatte, und unsere Hütte war und blieb die schlechteste und unbequemste, aber außer der Hütte ward es bunt und lustig im Lager, und mancher Comfort, an den man am wenigsten hätte denken sollen, stellte sich unerwartet ein. Hatte der Regen durch unser Dach einen Eingang gefunden, oder, was schlimmer war, kam er von den höher gelegenen Theilen des Lagers und fand von unten einen Eingang, unser Lagerstroh durchnässend, so brannten dafür hundert Feuer im Lager, um sich daran am Morgen zu wärmen. Aus allen vier Winden waren Marketender gekommen, Deutsche und Französische, und hatten ihre Buden aufgeschlagen. Ich fand es bequemer, in einer derselben meinen Kaffee zu trinken, als Holz vom Felsen zu holen, Wasser vom Brunnen und eine Stunde lang eine Suppe zu kochen. Hier gab es Unterhaltung, etwas von Politik, etwas von Aesthetik, selbst ein Blatt der Vossischen Zeitung hatte sich dahin verirrt. Eines Morgens fand ich unter denjenigen meiner Cameraden über deren ästhetisch theatralische Bildung ich bereits gesprochen, eine allgemeine Betrübniß. Todt! Auch sie todt! — Wer? — Die Bethmann-Unzelmann. Die Nachricht lief durch unsere Reihen. Wer hatte nicht wenigstens ihren berühmten Namen gehört! Diesen Zoll der Theilnahme aus einer düstern Ardennenschlucht hatten ihre Verehrer in Berlin schwerlich erwartet.

Aber wichtiger war die Nachricht, die wenigstens in jeder Woche ein Mal auftauchte: es ist Ordre gekommen, wir marschiren nach Paris. Paris war genügend besetzt, hier bedurfte man unser. Es war nur die Sehnsucht, aus unserer drückenden Lage loszukommen, ein Wunsch, der zum Gerücht so leicht sich gestaltet. Daß er fehlschlug, daran waren wir gewöhnt, wir erwarteten es nicht anders. Aber diese immer von Neuem auftauchende Hoffnung gehörte dazu, uns mit unserm Loose zu versöhnen.

Ich könnte mich verlieren in die Robinsonaden unseres Küchenlebens. Dort habe ich Studien gemacht, ohne Magdeburger, ohne Scheibelsches Kochbuch, wie man das Fleisch sanft aufwallen läßt, wie man vor dem Ueberkochen sich wahrt, wie man abschäumt, in welchen Momenten man Wasser zugießt, um das Einkochen zu verhindern, wie man das Feuer in sanfter Gluth erhält, nicht zu schwach, nicht zu stark. Fleisch, Salz, Mehl, Reis, Speck, Erbsen fanden sich bald in der nöthigsten Fülle ein, und Milch, Eier, Butter, Zucker kamen als Handelsartikel auf den Markt. Es war die Uebergangsperiode im Jünglingsleben, wo man den Werth des Fleisches schätzen und den Milch- und Mehlspeisen vorziehen lernt. An ernsten Ermahnungen ließen es einige Cameraden nicht fehlen: Milchspeisen kitzeln nur den Gaumen, geben aber nicht Kraft und Saft, um die Strapazen zu ertragen; das Fleisch, wenn es dir auch nicht schmeckt, verschafft dir die Kraft, das zu ertragen, was dir unerträglich dünkt. — Und ich fügte mich, und erkannte die Bedeutung des Fleisches. Selbst Beefsteak muß ich, ohne den damals in Deutschland kaum gekannten Namen zu wissen, zu bereiten gelernt haben; denn in meinem Tagebuch steht: „Auch brieten wir Rindfleisch, ohne es vorher gekocht zu haben, in unsern Feldgeschirren.“ Als wesentliches Ingrediens kommt dabei die Zwiebel vor.

An wahrhaft kräftiger Speise fehlte es also nicht, um die Anstrengungen des Dienstes zu überstehen, aber — so ist der Mensch — und plötzlich im Vollgenuß der nöthigsten und besten, stieg die Sehnsucht in mir und meinen Reisecameraden nach einem heimathlichen, nach einem idyllischen Gerichte der guten alten deutschen Zeit auf, nach — Birnen und Klößen. Birnen und Klöße in Frankreich zu essen, welches nicht einmal den Namen

dieser gemüthlichen Speise kannte, war doch ein entzückender Gedanke! Klöße konnten wir täglich bereiten, und thaten es. Dazu bedurfte es, nach unserer damaligen Ansicht, nur des Mehles und der Butter, die man, gehörig gemischt, in kochendes Wasser oder in die kochende Fleischbrühe warf. Auf dem Erfahrungswege — denn, wie gesagt, bei unserer Koch-, wie bei unserer Baukunst, hatten wir mit der Theorie nichts zu schaffen — hatten wir die Entdeckung gemacht, daß das Mehl im Wasser quillt, und beim ersten Versuche zu unserm Erstaunen gesehen, daß die hinein geworfene Masse sich weit über das Niveau des Kessels erhob. Wir waren keine Geologen und Mineralogen, um etwa daraus Schlüsse auf die Hebungstheorie der Berge zu ziehen, aber den Schluß zogen wir doch, daß man weniger Mehl brauche, um viel Klöße zu erzielen, was für uns von großem praktischen Werth war. Aber die Birnen, das Backobst, fehlte, und war im Lager nicht zu beschaffen. Wir wollten nun ein Mal Birnen und Klöße essen, koste es, was es wolle, und sahen uns nach einem Surrogat für die ersteren um. Einige Cameraden hatten uns von der Fülle von Brombeeren erzählt, die sie bei einem Streifzuge in einer entfernten Gebirgsschlucht angetroffen. Die Brombeeren hatten für mich einen großen Werth, erstens, weil ich sie gern aß, und zweitens Falstaffs wegen, den ich schon kannte; aber noch hatte ich sie nirgend in der Fülle angetroffen, wie sie zu Falstaffs Zeit in England gewachsen sein müssen, daß er Gründe für so wohlfeil als Brombeeren erklären konnte. Wir gingen die französischen Marktleute an, Brombeeren zu pflücken und zu Markt zu bringen. Sie lachten uns aber geradezu aus; die seien zu schlecht und werthlos, um sich die Mühe ihretwegen zu nehmen. Dadurch stieg nun unser Verlangen um so mehr.

Die Schlucht war entfernt, in einem abgelegenen Theile des Gebirgs. Urlaub zu erhalten, daran war in der Zeit nicht zu denken, am wenigsten, wenn wir unsern Grund angaben. Aber das Verlangen, die Sehnsucht, stieg mit jedem Tage. Wieder war Einer von einem Streifzuge zurückgekommen, es war ein heißer Tag gewesen, und er konnte uns nicht genug erzählen, wie er seinen Durst in den Brombeeren der Zauberschlucht gelöscht. So dick ständen sie, daß man sie mit den Händen abstreifen könne. Nun war nicht länger zu widerstehen. Wir hatten an dem Tage keinen Dienst, erst am Abend war Appell. Bis dahin, wenn wir uns früh auf den Weg machten, mußten wir zurück sein; gute Freunde versprachen, für Ausreden zu sorgen, wenn inzwischen etwas vorfiele. Wir konnten nach Holz uns in die Berge verstiegen haben, auch zur Wäsche ausgegangen sein. Denn auch dies Geschäft erlernten wir in diesem Lager. Man warf sein Hemde in den Bach, rieb es etwas mit den Händen, auch mit Sand und Erde, warf es dann wieder hinein, ließ es von den Wellen lustig aufschwellen in allerhand lustigen Gestalten, zog es dann heraus und rang es mit einem Cameraden aus. Dann ward es auf einen Strauch gehängt, und wenn es trocken war, hieß es gewaschen. Das machte allerdings einige Mühe, aber auch einigen Spaß, und als Resultat fand ich, daß die Wäsche, welche die Marketenderinnen besorgten, nicht viel besser ausfiel. Doch vergaß ich, zu sagen, daß wir zuweilen uns auch dem Luxus hingaben, unsere Wäsche zu bügeln. Der Hirschfänger ward über dem Feuer warm angehaucht, und dann strichen wir über die Leinewand damit. Wenn diese Wäsche auch nicht gerade weiß und glatt machte, so befreite sie dieselbe doch von manchem Zuviel, dessen Schilderung ich den zarten Leserinnen ersparen will, was indessen von einem dreimonatlichen Lagerleben, in Strohhütten und in dieser Gesellschaft unzertrennlich ist. Im Simplicissimus finden wir eine andere Operation verzeichnet, durch welche eine freundliche Bauersfrau den Helden des Namens von diesem Uebel befreite. Sie warf seine ganze Kleidung, in einem Bündel, in den Backofen; es knisterte etwas, und in weniger als drei Minuten erhielt er seine vollständig gereinigte Wäsche zurück. Uns fehlte es an solchen Backöfen; sonst hat sich darin seit dem dreißigjährigen Kriege nichts geändert. Jeder Krieg hat seine traurigen Begleiter, und diese lebendigen sind nicht die schlimmsten.

Im Morgennebel schlichen wir uns, das Kochgeschirr unterm Mantel, über die Berge. Die Sonne ging auf, es ward ein herrlicher Tag. Der Weg war lang und es ward ein heißer Tag. Wir erreichten gerade zur rechten Zeit die Schlucht, nicht, um uns an der Schönheit der Lage zu freuen, sondern, um unsern Durst an den Brombeeren zu stillen. Die Beschreibung war keine lügnerische gewesen. Die Bergränder starrten von schwarzglänzenden Traubenbüscheln. Wir fuhren, wir wühlten hinein. Das Kochgeschirr war in kurzer Zeit gefüllt, um in noch kürzerer wieder geleert zu sein. Wir warfen uns in die Sträucher, um zu ruhen, und ruhten, um nur wieder aufzustehen und aufs Neue uns an die Arbeit zu machen. Die geritzten Hände und Gesichter, die aufgeschlitzten Kleider wurden nicht geachtet. Endlich war es genug; unser Durst war gestillt, unser Geschirr wieder gefüllt, die Sonne brannte nicht mehr auf unsern Scheitel, sie senkte sich schon gegen die Berggipfel und wir traten unsern Rückweg an. Aber unsere Zeitrechnung war unrichtig. Die Sonne senkte sich immer tiefer, und wie wir auch eilten, wir erreichten nicht mehr zur Appellzeit das Lager. Unsere Angst war nicht gering; denn durften wir auch nicht besorgen, als Deserteure vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, so war es doch höchst unangenehm, um einen Kessel voll Brombeeren in Arrest geschickt zu werden, oder auch nur nachexerciren zu müssen, unbeschadet des Hohngelächters unserer Cameraden. Und hatten wir denn wirklich einen Kessel mit Brombeeren erobert? Der Rückweg war auch heiß und lang, und die Angst und Eil machte uns noch durstiger. Wir mußten uns immer wieder erfrischen und brachten höchstens die Hälfte unserer letzten Sammlung ins Lager.

Der Appell war vorüber, aber zwei Cameraden

waren so freundlich gewesen, beim Namensaufruf, mit verstellter Stimme für uns zu antworten, und der Feldwebel noch freundlicher, in das rieselnde Gelächter mit einzustimmen und schnell zu andern Namen überzugehen. Wie hätten wir auch bei hellem Tageslicht vor der Fronte erscheinen sollen; mit zerfetzten Gesichtern, und vom Blut der Brombeeren roth gefärbt! Aber das Gericht Birnen und Klöße ward doch am folgenden Tage gekocht; denn die Erfahrung, daß die Klöße schwellen, also viel Raum einnehmen, führte uns auf den Schluß, daß der Kessel nicht ganz mit Brombeeren gefüllt sein durfte, um Platz für jene zu gewinnen. Eine andere Erfahrung, die wir machten, war, daß Brombeeren nicht Birnen sind. Sie zergingen beim Prozeß des Kochens, und lieferten nur eine blaue Sauce, in welcher die Klöße, wenn auch nicht einen besondern Geschmack, doch eine besondere, interessante Färbung annahmen. Ich und mein Camerad glaubten doch unser Ziel erreicht zu haben, wir hatten ein Gericht Birnen und Klöße uns verschafft. Mein Camerad war Theolog und verfiel nach dem Feldzuge in jene dumpfe Unthätigkeit, der sich leider, wie ich früher erzählte, so mancher Freiwillige später ergab. Man hielt ihn für einen verkommenen Menschen. Ein anderer Camerad, der später in eine glückliche, geehrte Lage versetzt wurde, nahm sich seiner in der humansten Weise an. Er führte lange Zeit ein anscheinend bewußtloses Bienenleben. Verschlossen, karg in Worten, arbeitete er, was man Besteln in Schlesien nennt. Er klebte, schnitt, ordnete in den Sammlungen, die man ihm übertrug, willig, folgsam jeder Weisung, ohne daß man einen Funken von eigenem Willen, von selbstschaffender Thätigkeit durch lange Jahre in ihm entdeckte. Da, plötzlich erklärte er, es dulde ihn länger nicht in diesem Dasein, der Geist sei erwacht, er müsse den Heiden predigen, und das Heil verkünden. Mit wunderbarem Ernste warf er sich in seinem vierzigsten Jahre wieder auf die Theologie, und ist in diesem Augenblicke als Missionsprediger in Amerika thätig und geachtet.

Trotz der anscheinenden Größe des Belagerungscorps war der Dienst doch schwer. An jedem dritten Tage ward auf Vorposten gezogen. Der romantische Sinn fand dabei volle Befriedigung, wenn wir in weiten Umwegen und in Todtenstille über Berg und Thal, Klipp auf, Klipp ab, nach dem Posten zogen. Bei den Abwechselungen, den Anweisungen, ward nur geflüstert, wir standen immer in Schußweite vom Feinde. Dann die Patrouillen, die sich bis an die äußern Schanzen der Grenzen schleichen mußten, den Hahn gespannt, den Athem angehalten, die verlornen Posten hinter einem Felsen, einem Busche, wenn viel uns fehlte, an Interessantem fehlte es nicht. Hier lagen wir in einem zerstörten Kloster, das Wachtfeuer brannte in der Mitte eines Refectoriums, und dem Rauch stand frei, ob er durch die Fenster, die Thüren oder die Mauerspalten den Ausweg suchen wollte. Dort in einem zerstörten Landhause mit zierlichem Garten, der auf schroffen Klippen über die Maas hing, mit der entzückenden Aussicht, die ich vorhin schilderte. Hier wieder unter einer jäh überhangenden Felswand, die von dem Wachtfeuer schauerlich angeleuchtet ward; wir stumm umherstehend, oder gelagert, Gruppen, wären wir nicht so sehr uniformirt gewesen, eines Salvator Rosa würdig.

Aber die Romantik fehlte auch sonst nicht. Denke man sich die zerrissene Felsgegend im Mondenschein, der hier verhüllte und dort aufdeckte. Ein solcher Wachtposten, auf einer freien Höhe, an einem mit hohen Laubbäumen umkränzten Teiche ist mir besonders erinnerlich. Wie der Mondenstrahl in den Wipfeln über unsern Häuptern spielte — auf solchen bedeutungsvollen Posten stand man immer zu zwei — und sein Licht sich in dem Wasserspiegel zu unsern Füßen zu sammeln schien, während es auf die weite Umgegend nur einen Dämmerschein warf. Die Sinne waren geschärft. Wer seinem Auge nicht ganz trauen durfte, mußte sich auf sein Ohr verlassen. Wir streckten uns abwechselnd auf die Erde, um zu horchen. Ein Geräusch ließ sich von der Festungsseite her vernehmen. Noch war nichts zu sehen, aber es ward deutlicher; mit angelegten Gewehren standen wir an unsere Bäume gelehnt, bis ich mehre Gestalten um die Felsecken springen sah. Ein lautes Werda? schwebte schon auf meinen Lippen, als mein Partner, ein gedienter Soldat, mir zuflüsterte: „Nicht laut gerufen, Jäger, es können Ueberläufer sein.“ Ein Schuß aus der Festung bestätigte die Vermuthung. Die Gestalten, ohne Gewehre, näherten sich scheu. Auf ein leises Werda? folgte die ebenso unterdrückte Antwort, die jene Vermuthung zur Wahrheit machte. Dennoch konnte es eine Kriegslist sein, obgleich es nicht wahrscheinlich war, also galt es Vorsicht. Das gewöhnliche Commando erfolgte unserseits: Ein Mann vor, die Andern kehrt! Man gehorchte, der Eine erschien und sagte uns, was wir wußten. Er ward nach dem Hauptposten escortirt und eine Patrouille holte dann die Uebrigen ab. Am Feuer unter der Felswand wurden die Ueberläufer examinirt, welche, des Krieges und der Belagerung überdrüssig, die ihnen so unnöthig erschien, als uns, und in der Festung gelangweilt, sich nach den Fleischtöpfen der Heimath sehnten. Das Schauspiel wiederholte sich mehrmals in dieser Nacht, wie es schon in früheren sich ereignet hatte, und die Gruppe nächtlicher Gestalten um das Feuer gewann immer mehr Mannigfaltigkeit. Den sogenannten Ueberläufern durfte man weder Verrath, noch Treulosigkeit oder Feigheit vorwerfen. Es waren meistens junge Recruten, die, rasch während der hundert Tage enrollirt, in die Festungen gesteckt waren. Waren sie Napoleonisten, was ich bezweifle, so war die Sache, welche ihre Commandanten angeblich verfochten, nicht mehr die ihre. Diese hatten, wie ich schon sagte, die Fahne der Bourbonen aufgesteckt, und behaupteten, für Ludwig XVIII. ihre Festungen zu halten. Royalisten waren die armen Burschen gewiß ebensowenig, und ihnen, wie jetzt eigentlich auch uns, dünkte es sehr überflüssig, noch Krieg zu

spielen, wo die Hauptfrage längst entschieden war. Truppweise wurden sie ins Hauptquartier escortirt, und mit welchem Jubel hörten sie die Verkündung ihrer Freiheit an! Ja, so überdrüssig waren sie des Soldatenseins, daß sie mit Vergnügen Alles, was daran erinnerte, für eine Kleinigkeit verkauften; ihr Czakots nicht ausgenommen, trotz der weißen Kokarde daran, und Einige unter uns waren so thörig, oder, wie nenne ich es, diese Kopfbedeckungen gegen ihre Mützen einzutauschen, weil, — ja weil man mit uns noch Soldaten spielen wollte! Das Putzen, Exerciren und Paradiren, was wir nach wie vor trieben, genügte noch nicht. Man wollte uns Freiwillige, einen Schritt vorm Ende, noch möglichst ganz in die militairischen Kamaschen knöpfen. Davon später mehr. Einstweilen mißfiel der militairischen Orthodoxie insbesondere unsere ungleiche Kopfbekleidung; die Mehrzahl trug nur mit Wachsleinwand überzogene Mützen. An Ermahnungen fehlte es nun nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, um uns Czakots anzuschaffen; diese machten den Soldaten! Fast dreißig Jahr hat diese Manie gedauert, bis endlich Geschmack, Vernunft und Gesundheitsrücksichten gesiegt und die barbarisch unnütze Erfindung, ungestaltet, wahrhafte Kopfdrücker, ohne praktischen Nutzen, zu verdrängen angefangen haben. — Mit den monströsen, hohen Commisczakots der französischen Infanterie, die sich auf Karikaturen vortrefflich ausnehmen, sah man nun viele unserer freiwilligen Jäger paradiren!

Auch in friedlicher, wenn gleich in anderer Weise, traf ich noch ein Mal mit dem Feinde zusammen. Ich stand wieder mit einem Musketier auf einem weit vorgeschobenen Doppelposten an der Maas. An der Landstraße, näher den Wällen zu, sahen wir den vorgeschobenen feindlichen Posten, an eine Pappel gelehnt. Er machte eine Bewegung, und der Musketier forderte mich auf, auch unserer Seits eine Bewegung zu machen. Die Feinde näherten sich bis auf etwa zwanzig Schritt, aber nicht in mörderischer Absicht. Der Franzos grüßte freundlich, und mein Camerad forderte mich auf, doch mit ihm zu sprechen. Es war nicht allein das Bedürfniß der Mittheilung, sondern eine Geschäftssache. Der Franzos fragte, ob wir Taback brächten? Morgen wolle er zwei Flaschen Branntwein schaffen. So erfuhr ich, was freilich officiell ein Geheimniß blieb, daß auf diesem Posten ein lebhafter Tauschhandel getrieben wurde, der so weit ging, daß die Unsern sich Effecten aus der Stadt bestellten, die auf dem Lande nicht zu haben waren, und auch richtig erhielten, wofür unsererseits Lebensmittel, die in der Stadt nicht zu haben waren, geliefert wurden. Sogar soll hier ein Mal ein Gewehrtausch stattgefunden haben. Ein friedlicher und unterhaltender Verkehr zwischen den Vorposten gehört nicht zu den Seltenheiten im Kriege, daß man aber auch Waffen tauscht, mochte an die homerischen Zeiten erinnern.

Ein Schuß aus der Festung trieb uns auseinander. Jeder der beiden Posten eilte, im Schatten der Pappeln, auf seinen Platz zurück. Der Schuß galt uns indessen nicht. Jenseits der Maas hatte ein Trupp Hessen, die zum Belagerungscorps gehörten, ich weiß nicht mehr, in welcher Absicht, sich den Außenwerken zu sehr genähert. Die Belagerten protestirten von ihren Schanzen dagegen. Es war ein schönes Schauspiel. Die Ufer jenseits der Maas waren niedriger. Die Sonne ging unter mit ihrem Zauberglanz, die ganze reiche Gegend beleuchtend; aber das Licht, welches sie auf den Kampfplatz warf, ward noch blendender durch die schwarze Wolkenschicht, die vom Westen aus sich erhob, und die ganze Scene zu verdunkeln drohte. Die Bajonette der Hessen glänzten silbern im Thale, und Pulverwolken stiegen von der Felsencitadelle und den äußern Grenzen auf, die Wolken weiß schattirend. Noch war es zu hell, als daß der Blitz der Kanonen eine Wirkung hervorgebracht hätte, aber ihr Krachen fand einen zehnfachen Wiederhall in den Bergen. Dazu das Pfeifen der Kugeln, ihr Niederschlagen in die Erde oder ihr Einschlagen in die einzelnen Häuser. Die Kanonade dauerte, bis die Hessen sich hinter die letztern zurückgezogen hatten und die Wolken den Himmel verdunkelten. Ein Krieg, zu Füßen des ruhigen Zuschauers gespielt.

Doch floß auch auf unserer Seite dann und wann Blut. Man glaubte sich daran erinnern zu müssen, daß man im Kriege war. Eine von den Belagerten verlassene Schanze ward in der Nacht erstiegen und schnell in Vertheidigungsstand gesetzt. Den Feinden dünkte dies eine zu nahe Nachbarschaft. Sie erklärten indeß zuerst höflich durch Parlamentaire, daß wir uns geirrt haben müßten, die Schanze gehöre ihnen und nicht uns. Wir haben vermuthlich wieder erklärt, daß wir sie für eine res derelicta angesehen, welche dem zufällt, der sie zuerst in Besitz nimmt. Da diese Debatten zu keinem Resultat führten, kam es zu einer Kanonade, in der einiges Blut floß und Einige von den Unsern fielen; die Schanze aber wurde behauptet, doch wohl nur der Ehre wegen, denn, wenn ich mich recht entsinne, gab man sie später als unnütz auf.

An einzelnen Neckereien fehlte es nicht. Die Ablösungen sollten, wie ich sagte, im Dunkel an- und im Dunkel abziehen. Indessen traten bei den weiten, beschwerlichen Wegen häufig Verspätungen ein. Man war dann zu noch größeren Umwegen gezwungen, und konnte es doch nicht immer vermeiden, einen Fleck, einen Weg zu passiren, wo man uns von den Wällen aus sehen und beschießen konnte. Es geschah schnell und geräuschlos, und die Feinde fanden selten Anlaß, uns zu beunruhigen. Aber ein dreister Jäger, der Spaßmacher der Compagnie, fand sich einst, vom Muthwillen getrieben, als die Patrouille rasch von einem Waldende zum andern über die Straße geflogen war, allein zurück zu bleiben und den Wachtposten auf dem Walle diejenige höhnische Bewegung zu machen, welche dem Ausdruck im Götz von Berlichingen entspricht, der nur in der ersten Auflage zum Abdruck gekommen ist. Solche Beleidigung konnte nicht ungerächt bleiben. Noch im Augenblick der Handlung fiel ein Musketenschuß, und

eine Kugel fuhr dem Spaßmacher in den Theil des Körpers, den er gut genug für den Feind hielt. Er mußte fortgetragen werden, und büßte im Lazareth seinen Muthwillen bis zu dem Augenblick, wo man, nach dem geschlossenen Frieden, seiner Dienste nicht mehr bedurfte. Das Lazareth galt als eine harte Strafe.

Romantik, wo ich hinblicke, Romantisches! Oder ist es das nicht, wenn Soldaten unter dem Befehl, dem unmittelbaren Commando eines Weibes stehen! Kommt es uns nicht wie ein Märchen aus dem Fabelreiche vor, wenn wir der Mädchen, Frauen gedenken, die, vom allgemeinen Feuer der Begeisterung ergriffen, sich Männerkleider anlegten und als Freiwillige muthig eintraten, muthig ausdauerten! Es sind nicht abzuleugnende, historische Thatsachen. Die Prohaska fiel in der lutzowschen Freischaar auf dem Felde der Ehren, und erst in ihrem Blute schwimmend, bekannte sie mit Erröthen das Geheimniß, was nicht länger zu verbergen war. Andere kehrten, nach dem Feldzuge, in ihre Familienkreise sittsam zurück. Im Jahre 1815 ist mir nicht bekannt, daß ein Weib unter den Freiwilligen eingetreten wäre. Aber eine wenigstens, die im großen Feldzuge gedient, sich ausgezeichnet und Ruhm erworben hatte, diente noch, oder war doch beim Ausbruch dieses Krieges wieder eingetreten, gewiß eine Freiwillige, aber nicht in der Schaar der Freiwilligen, sie war — Unterofficier unter den Grenadieren und trug das eiserne Kreuz auf der Brust!

Die Zeitungen haben den Ruhm der Unterofficier-Jungfrau Krüger verkündet; sie ward gefeiert, besungen, beschenkt. Nach diesem zweiten Feldzuge heirathete sie einen andern Unterofficier, und die Hochzeit zu einer Ehe, aus der man ein Geschlecht von Heldensohnen erwartete, wurde in Berlin unter den Auspicien höchster Gunst gefeiert. Eine der edelsten und zartesten Fürstinnen, welche damals in Preußen an der Spitze der patriotischen Bewegungen im ritterlichen Sinne stand, beehrte sie, entweder mit ihrer Gegenwart, oder war doch die huldreiche Gönnerin, welche die Gaben für die Heldenjungfrau spendete und weihte. Ob die Hoffnung in Erfüllung ging und diese Ehe Helden ins Leben gerufen, weiß ich nicht; die Zeit war nicht dazu geeignet, daß Helden sich zeigen konnten. Beim Regimente sah man indessen die Sache anders an, als in Berlin. Der romantische Duft fehlte hier durchaus, und man betrachtete den jungfräulichen Unterofficier eher wie eine Abnormität und Last, die zu tragen man nun einmal gezwungen ward. Wenn man sich fragte, warum die Jungfrau noch immer Unterofficier war, da 1815 so viel Männer beisammen waren, daß es der Waffenergreifung von Frauen zum Besten des Vaterlandes wirklich nicht bedurfte, so konnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß nicht die Begeisterung, sondern die Lust am umstreifenden Soldatenleben sie angetrieben. Auch ward diese Vermuthung nicht verscheucht, wenn man sie mit den Soldaten plaudern, scherzen, singen, zechen und bei solchen Vergnügungen sah, die Männer in der Regel allein aufsuchen. Sie war immer lustig und guter Dinge, aber unsere ältern Officiere hörte ich oft fluchen: Eine Schande, solcher Schürze einen Posten anvertrauen zu müssen! Einmal hatte auch ich die Bestimmung, unter ihrem Commando auf Wache zu ziehen. Sie war keine unangenehme Erscheinung, aber von dem „ewig Weiblichen“ ließ sich unter dem Commisrock wenig verspüren.

„C'était la Landiwer,“ sagte uns der Wirth in einem der Dörfer um Givet, die ich 1829 aufsuchte, um die Schauplätze unseres Kriegerlebens mir wieder anzusehen. Die Landwehr war es, sagte er beschönigend, als er über die furchtbaren Verwüstungen der Umgegend während der Belagerung klagte, und ich mich als einen damaligen Belagerer aus dem Jägercorps verrathen hatte. „Die Jäger waren junge gentile Leute.“ Ach, wir waren, wenn nicht ganz, doch beinah so schlimm, als die andern. Die Zerstörungswuth muß ansteckend sein. Wie zerschlugen wir, wie rissen wir nieder, oft aus bloßem Muthwillen, aus der Vorstellung, es müsse so im Kriege sein. Freilich geschah es immer nur in verlassenen Häusern und Orten, gleichsam zur Strafe dafür, daß ihre Bewohner sie ver- und uns nur die nackten Wände zurückgelassen hatten; aber es kommt mir vor, als wäre derselbe Trieb dabei thätig gewesen, der die Schulknaben antreibt, mit ihren Messern die Tische und Bänke zu zerschneiden. Erobern wollte man freilich auch, Beute machen. In jenem zerstörten Kloster, wo ich die erste Nacht vor Givet zubrachte, war ein kleines Thürmchen, auf dessen Dache eine Wetterfahne stand. Was gab man sich nicht Mühe, sie abzubrechen. Das verrostete Eisen, das Stückchen Blech war höchstens einige Sous werth, aber es ward zur Ehrensache für jede Wache, die hier aufzog, sich an die Arbeit des Abbrechens zu machen. Mit Lebensgefahr sah ich Landwehrleute auf das Dach klettern und hämmern, feilen, rütteln, aber die Stange wich nicht. Jede abziehende Wache hinterließ der sie ablösenden das weiter geführte Werk mit Neid, denn nun ward die Arbeit doch immer leichter, und am Ende gewann der den Lohn, der am wenigsten dafür gethan hatte. Doch will ich nicht behaupten, daß man wirklich zu dem Resultate kam; ich glaube vielmehr, daß, als wir von Givet abzogen, die alte Wetterfahne noch immer auf dem Thurme unser spottete. Der schöne Garten an der Maas, die entzückende Aussicht, flößte meinen Cameraden keinen pietätvollen Respect für das Landhaus ein. Die Tische und Bänke, die Fensterläden und Thürflügel wurden unbarmherzig zerschlagen zu Wacht- und Kochfeuern. In einem Dorfe, ich glaube Fromlianes, stand ein alterthümliches großes Herrenhaus, verlassen und verwüstet. Der industrielle Trieb einiger rohen Gesellen führte sie auf das Dach, und, um doch etwas zu erbeuten, hieben sie die bleiernen Dachrinnen mit den Hirschfängern ab. Als Niemand das Blei kaufen wollte, ward der erste beste Nachbar requirirt, der unfreiwillig, wenn gleich für ein Spottgeld, etwas kaufen mußte, von

dem er gar nicht begriff, wie die Soldaten zum Rechte kämen, es zu verkaufen. Jeder Krieg hat sein bestialisches Gefolge. Unsere Soldaten waren bei den Franzosen in die Schule gegangen, wenn sie auch das Gelernte etwas plumper und barocker dann und wann anwandten.

Der August verging, es war schon tief im September. Die Tage wurden kurzer, die Märsche, die Arbeit, die Stunden auf den Wachtposten blieben dieselben. Und die kalten Nächte auf Vorposten, auf den Vorposten, wo nur ein Mal, oder gar nicht während der Nacht abgelöst wurde! Auch im Lager selbst wurden diese Nächte sehr unbehaglich, besonders in unseren dünnen, schlecht verwahrten Hütten, in abgeriebenen, dünnen Uniformen und Mänteln. Man schichtete sich auf einander, um sich zu erwärmen. Und doch war die Kälte besser, als das Regenwetter, welches darauf eintrat. Doppelt beschwerlich wurden die langen Märsche nach und von den Vorposten, doppelt so lang auf den abschüssigen Hohlwegen, in den morastigen Tiefen. Wir kamen gewöhnlich erst um Mitternacht zurück; einst im furchtbaren Platzregen. Daß wir selbst bis auf die Haut durchnaßt kamen, war das geringere Uebel; unser Lager aber schwamm uns fast buchstäblich entgegen. In dem Felsenkessel hatten sich die Wolken zu einem Wolkenbruch gesackt, und Bäche, Ströme, Fluthen kamen durch unsere Zelte mit dem Lagerstroh, unsern Habseligkeiten und Vorräthen auf uns zu. Wir mußten über den angeschwollenen Bach springen, um zu retten, was zu retten war. Und welche Nacht, welch ein Morgen! Ein ander Mal riß uns der Ruf: Feuer! von unsern Kochkesseln, wo wir die Abendsuppe bereiteten. Eine Hütte brannte, mehre andre fingen Feuer. Man denke sich ein großes Lager von Strohhütten, ziemlich dicht aneinander, in einem Felsenthale, ein Windzug und eine Feuersbrunst! Alles war auf den Beinen, um zu greifen, zu retten, was zu retten war. Die Hörner schmetterten. Zuerst die geladenen Büchsen! Die Feuer aus! Die Lichter aus. Man stieß, drängte, trug ins Freie und rannte gegeneinander; die Verwirrung war groß. Die Magdeburger Landwehr schlug mit Kolben drein, und ihrer raschen Thätigkeit gelang es, die brennenden Hütten niederzuwerfen und das Feuer zu dämpfen. In drei Hütten, welche den Jägern einer andern Compagnie gehörten, waren alle Habseligkeiten derselben verbrannt.

Sechs Wochen schon in diesem Zustande und noch keine Aussicht auf Erlösung. Givet sollte bombardirt werden, aber ein Tag verstrich um den andern. Es sollte Friede sein; aber keine Taube mit dem Oelzweig kam über die Berge geflogen. Da hieß es, Napoleon ist den Engländern entflohen und nach Amerika entkommen. Der Krieg bricht wieder an, er wird ein andrer, man behält uns zurück, es wird wenigstens ein Stammcorps der freiwilligen Jäger errichtet, wo die Jäger bleiben, aber die Freiwilligkeit aufhört. Es hätte mich nicht gewundert, wenn unsere Phantasie in dem dunstigen Felsenkessel noch thörigtere Hirngespinnste zu Tage gebracht hätte. Die Strapatzen ließen keinen freien Gedankenproceß zu; und die Gedanken, die sich entwickelten, wurden von dem ewigen Einerlei, von dem trüben Herbsthimmel beherrscht. Das eine Gefühl, was uns klar wurde, war, wir sind nur noch Maschinen, unsere militairische Dressur erinnerte uns täglich daran, und der lebhafteste Wunsch war — nicht nach Ruhm und Kriegsthaten, diese Aussicht war vorüber, wir spielten ja nur noch Krieg — es war kein anderer, als einmal doch in ein Quartier zu kommen.

Nun doch schien er erreicht! Das Bombardement fand nicht statt, die Stadt Givet ergab sich. Wir rückten ein; welches Wonnegefühl, den Preis unserer Ausdauer mit Augen zu sehen! Eine wohlerhaltene Stadt, klein, aber uns kam sie so groß, so wunderbar vor. Kaum wird Paris einem Kleinstädter anders erscheinen, ob wir doch Alle aus großern Städten, zum Theil selbst aus Berlin kamen; aber das Lager in den Felsen mußte magisch auf unsere Sinne gewirkt haben. Wie fest die Häuser waren, wie regelmäßig die Thüren und Fenster, wie breit die Straßen, wie majestätisch die Brücke, der Markt, die herrlichen Kaufläden, die Cafés und Restaurationen; gewiß ein Klein-Paris! Wie mußte ich lächeln über jene Erinnerung, als ich 1829 diese sehr unbedeutende Landstadt wieder sah, die in ihren städtischen Einrichtungen nicht einmal, wie so manche andere, den Anspruch macht, dem stolzen Paris gleichen zu wollen. Nur etwas erschien mir auch damals grandios, die himmelhohen, die Stadt überragenden Felsen der Citadelle und ihre Mauern. Die Schildwachen darauf konnten uns in den Straßen mit Kieselsteinen tödten.

Givet, die Stadt und Festung, war übergeben, aber die Citadelle Charlemont, wohin sich der Gouverneur mit der Garnison zurückgezogen, blieb unerobert und ließ das drapeau blanc auf ihren Mauern stolz flattern. Was hatten wir für uns erobert? Das Vergnügen, mit Sack und Pack in die eroberte Stadt einzuziehen, Parade zu machen, und matt und hungrig am Abende in unser Lager zurück zu marschiren. Die Citadelle ward nun an der Stelle der Stadt belagert, und Alles blieb beim Alten. Wir mußten putzen, exerciren, paradiren, auf Wache und auf Vorposten ziehen. Nur durch besondere Gunst ward Einzelnen die Erlaubniß, auf Urlaub sich in die Stadt zu begeben, um dort sich zu erholen, oder Ankäufe zur nöthigsten Reparatur ihrer Kleidungsstücke zu machen.

Endlich nahte die Erlösung. Die Bergfestung ward nach wie vor belagert, aber am 23. September ward uns der Paradebefehl verlesen, daß unsere Brigade abziehen und Cantonirungsquartiere zwischen den Städten Rocroy und Vervins beziehen solle. Noch Cantonirungen, und doch ward uns zugleich verkündet, daß der Friede abgeschlossen sei. Warum nicht gleich zurück?

In der Nacht zum 26. September schlug endlich die Stunde der wirklichen Erlösung. Es war eine regnerische, stockfinstre Nacht, als um 3 Uhr die Hornisten uns weckten. Um 4 Uhr sollte aufgebrochen

werden; in solcher Dunkelheit, in diesem Wetter sollten wir den Felsen und Schlünden Lebewohl sagen, in denen wir ein und einen halben Monat verzaubert waren. Das Verlangen wurde laut: sehen mußten wir doch noch ein Mal den Ort. Eine wahnsinnige Lust schien sich der Freiwilligen zu bemächtigen. Licht! Feuer! rief es. Von allen Seiten trug man Stangen, Bretter herbei, die uns als Tische und Bänke gedient, und die früher, im Schweiße unseres Angesichts, meilenweit herbeigeschleppt worden; alles auf einen Haufen. Es ward angezündet. Wir wollten sehen und uns wärmen und dem Wetter trotzen. Die Feuer loderten, die Flamme wirbelte auf, der Regen verlor seine Macht vor solcher Gluth. Unser Aller bemächtigte sich eine wahre Raserei. Wir rissen unsere Hütten nieder, wir rüttelten an den Pfählen, alles, was fest stand, mußte heraus, und manche Cameradschaft trug ihr ganzes festes Haus, wie es da war, und das ihnen sechs Wochen lang Schutz und Wärme gegeben, in die Flammen. Es war ein wilder, furchtbar schöner Anblick, die nackten Felsen ringsum von der hellen Gluth angeröthet, und der Flammenschein stieg in den Himmel, daß man in der Citadelle die Lärmtrommel rührte. Man billigte, soweit ich mich entsinne, diesen Akt unserer freiwilligen Freude nicht; aber die Inhibitionen aus dem Hauptquartier kamen zu spät. —

Wie oft ich die Maas passirt, kann ich mich nicht mehr entsinnen. Außer der Spree, die Berlin scheidet, giebt es indeß keinen Fluß, den ich von Rechtswegen so genau kennen müßte, von Lüttich hinauf bis beinahe Verdun. Denn obgleich Friede war, und wir nur Freiwillige für den Krieg, behielt man uns nicht allein noch Monate lang im Dienst und in Frankreich, sondern schob uns aus einer Cantonirung in die andere, immer die Maasufer hinauf, bis wir endlich im Flecken Dun, einige Meilen von Verdun entfernt, den südlichsten Punkt erreicht hatten, um nachher noch ein Mal das Vergnügen zu haben, wieder in nördlicher Richtung bis über Givet hinaus zurück zu marschiren.

Wir waren vom Lagerleben erlöst, aber nur, um ein neues, beschwerlicheres Wanderleben anzutreten. Es hatte viele Tage lang geregnet, und regnete immer fort, wie im Englischen Liede. Die Wege waren furchtbar, und es war nicht märkischer Sand! Wir waren schon bis an die Knie im Koth der Hohlwege gewatet, als wir, südlich von Givet, über die Maas setzten, um nach Fumay zu marschiren. Ein malerisch in die Kalkfelsen der Maas eingeklemmtes Städtchen, von mittelalterlicher Architectur; aber, todtmüde wie wir waren, von Naßkalte schauernd, mußten wir durch die freundlichen Straßen, an den gastlichen Häusern vorüber, wieder in eine Fähre uns einpferchen lassen, um jenseits, ein Paar Meilen weiter, in einem elenden Dorfe endlich Quartiere zu finden, im Vergleich zu welchen unsere verbrannten Strohhütten uns noch comfortable erschienen. Der Unwille unter den Jägern war allgemein, da hier, wie es oft geschah, die Soldaten von der Linie in der Stadt selbst blieben. „Man braucht uns nicht mehr, man läßt es uns fühlen, daß wir überflüssig sind! Warum entläßt man uns dann nicht ganz und gar?“ Wie oft noch wiederholten sich diese Klagen! In der That entsinne ich mich aus dem ganzen Feldzuge keines schlechteren Quartiers als in diesem Dorfe Revin, wo wir uns Alles, selbst Stroh und Brod, ertrotzen mußten. Die Wirthin, ein widerwärtiges Weib, gab uns indeß Anlaß zu manchen Beobachtungen. Bei jeder Forderung schrak sie zusammen, schlug die Hände über den Kopf, seufzte und — klagte. Nicht beim Capitain, wozu die französischen Bauern immer weit schneller bereit waren, als die unsern, sondern bei ihrer Heiligen! Und wer war diese Heilige? In einer Laterne auf einem Küchenschrank, die Himmelskönigin aus dem Bilderladen war an die Stelle der fehlenden Glasscheibe geklebt. Die fromme Frau warf sich jedes Mal zu Füßen des Schrankes nieder und murmelte ihre unverständlichen Gebete, daß die Jungfrau die unverschämten Forderungen der Ketzer gnädig abwende. Wir waren in großem Irrthum, als wir meinten, die Revolution habe mit der Religion auch den Bigottismus und Aberglauben in Frankreich ausgetilgt. Auch in den nördlichen Provinzen fanden wir ihn nur zu oft, und in seiner crassesten Gestalt wieder.

Abermals ward am Morgen über die Maas gesetzt, in Regengüssen, und der Marsch ging über die Ardennen nach Aubenton. Diesmal sollten wir sie in ihrem finstersten Gebirgscharakter kennen lernen. Aber diese Schluchten, diese Wege und Hohlwege! Wer hatte Augen für die schauerlichen Reize dieses Gebirges, wenn er, mit dem halben Beine im Koth, bergan steigen mußte! Wir schlugen Nebenpfade ein, um auf dem kürzesten Wege das Gebirge zu kreuzen; es ging durch Dornen, steile Klippen wurden erklommen, Wege, auf denen es uns wahrscheinlich mit allem unsern Gepäck fortzukommen unmöglich geworden wäre. In dieser Voraussicht hatte man einige Ochsenwagen requirirt, die unsere Tornister nachführen; uns dafür aber erst drei Tage später ablieferten. Einer zog den andern, und doch wie viele glitten aus, und küßten die mütterliche Erde des feindlichen Landes. Zuweilen sahen wir uns verwundert an, daß nach solchen Strapatzen noch so viel von uns selbst und unsern Kleidungsstücken übrig geblieben war.

Auch in dem freundlichen Fabrikstädtchen Aubenton, wo man uns Cantonnirungen versprochen, blieben wir in guten Quartieren nur eine Nacht. Wenigstens lernten wir wieder das Quartierleben von der freundlichen Seite kennen. Die Gegend schien noch nicht ausgezehrt. Reinlichkeit und Fülle der natürlichen Lebensmittel, schönes weißes Brod, ein vortrefflicher Käse und ein kräftiges Bier stärkte uns wieder für eine Cantonnirung in den Dörfern, die von diesen Behaglichkeiten wenig oder nichts darbot.

Wir waren wenigstens in dem Dorfe Besmont wieder im flachen Lande. Daß dadurch ein Wunsch

erreicht werden könne, hatte ich mir früher in meiner romantischen Stimmung nicht träumen lassen. Aber es war ein Dorf, welches mich an unsere westphälischen erinnerte. Die Gehöfte lagen im weiten Umkreis zerstreut, durch feuchte Wiesen, Hügel, Buschwerk, Seen und Gräben von einander getrennt. Zum Appellplatz mußte mancher eine Stunde lang gehen, und ich hatte, wie gewöhnlich, das Unglück, nicht allein bei einer der ärmsten Familien, sondern auch am aller entferntesten von den andern einquartirt zu sein. Wäre es ein Vendeedorf gewesen und seine Bewohner fanatisirte Feinde, so wäre es ein leichtes gewesen, in dieser Abgeschiedenheit einen und den andern verschwinden zu lassen, ohne daß es nur bemerkt wäre. Kaum wußten wir, wo wir uns gegenseitig aufsuchen konnten; es waren Reisen und über zitternde Wiesen, durch Busche und labyrinthische Hecken. Aber die Leute waren friedlich und freundlich; sie waren des Krieges satt und matt wie wir. Wir verlangten nur nach Ruhe und fanden sie, und sie gaben, was sie hatten; es entsprach zwar nicht unsern Wünschen, und den Verheißungen, die man uns von guten Quartieren gemacht, aber doch den nöthigsten Bedürfnissen.

Für die Melancholie, für die Ossianische Stimmung war hier reichliche Nahrung. Ringsum gelbes, abfallendes Laub, ein grauer Novemberhimmel, Nebelstreifen und Sträucher, Bäume, Felder, Wiesen und Wege von den Perlentropfen des ewigen, andauernden Regens bedeckt. Während der Wochen, die ich in dieser Einsiedelei lag, sah ich nicht ein Mal die Sonne scheinen; es fiel kein Schuß, es wieherte kein Pferd, keine Kuh brüllte, nur die Hennen gackerten, wenn sie Eier legten.

Ein mährchenhaftes Stillleben führte ich, und doch steht es mir in allen seinen Einzelheiten so klar vor Augen, als wäre es erst gestern. „Wir haben nie Einquartierungen gehabt," sagte die Alte, als sie meinen Zettel empfing. Aber im Hause war doch nicht die Armuth, welche entmuthigt und den Sinn niederdrückt. Vielleicht war kein Geldstück vom Dach bis zum Keller aufzutreiben, aber was bedurften diese Leute des Geldes! Zwei fette Kühe gaben Milch, Butter und Käse ausreichend für die Wirthschaft. An einen Verkauf, oder an ein zur Marktwaaremachen dieser Producte schien hier Niemand zu denken. An weißem Mehl und Weißbrod fehlte es nicht; eigene Erzeugnisse, wenn für mich gleich der Umstand sehr unangenehm war, daß dieses Brod nur alle vierzehn Tage gebacken wurde, dem zufolge man während dreizehn Tagen, was wir alte Semmel nennen, essen mußte! Aber in Scheiben am Feuer geröstet, mit frischer Butter und Käse darauf, schmeckte es vortrefflich. Die Gärten voll Obstbäume. Nur zu schütteln brauchten sie, und goldene Aepfel waren in Fülle da. Auch Kartoffeln waren im Keller. Bedurfte es mehr zu einer Idylle? Und doch gackerten noch achtzehn Hühner im Stalle, zu Zeiten die einzige Melodie, der einzige Laut in meiner Einsiedelei.

Die Hausfrau, etwa eine hohe Fünfzigerin, sprach ein Patois, das ich nicht verstand, aber sie war keine üble Frau; geschwätzig, reinlich, thätig. Ein junger Bursch war da, etwa von 10 bis 11 Jahren, ob ihr Sohn oder Enkel laß ich dahin gestellt, wahrscheinlich der künftige Erbe, und ein junges, hochgewachsenes, hübsches Mädchen, von außerordentlich weißem Teint, ihre Tochter. Sie ächzte viel, und es hieß, sie wäre krank; wie es mit dieser Krankheit beschaffen, und ob sie nicht vielleicht eine nur fingirte war, laß ich auch dahin gestellt; denn es gab noch mehr Räthselhaftes in dieser Familie.

Ein täglicher Besucher fand sich dort ein, ein Mann, etwa in den Dreißigen, von nicht eben schönem, imponirenden Aeußeren; sein ganzes Wesen aber sagte, daß er schon mehr in der Welt gesehen und in andern Verhältnissen zuhause wäre, als in dieser kleinen Bauernhütte an den Ardennen. Er trug eine blaue Blouse, Holzschuhe wie die Uebrigen, aber wenn er meine Büchse aufnahm, blitzte ein eigenes Feuer aus seinen Augen. Es war ihm keine ungewohnte Arbeit. Es lag kein Grund mehr vor, zu verbergen, daß dieser tägliche Gast kein Bauer, sondern ein Militär war, ein Napoleonischer Capitain, von den Bourbonen auf Halbsold oder ganz ohne Sold entlassen. Wie er in den letzten Zeiten thätig gewesen, ob er die Rolle der Ney und Labedoyere etwa im Kleinen gespielt und deshalb für gut befunden, sich in die Herbstnebel der Ardennendörfer zu verlieren, selbst ob er bei Waterloo mit gefochten, oder ob ich in ihm einen Feind wieder sah, den ich zum letzten Male auf einem der Festungswälle vor mir erblickt, blieb der Vermuthung überlassen. Jetzt war er nicht mehr und nicht weniger als ein Knecht, ein freiwilliger Bauernknecht. Er besorgte die Geschäfte der Familie, die aber im Herbst, nach der Erndte, wahrscheinlich nicht bedeutend waren. Denn er konnte Stunden lang im Hause sitzen, Morgens, Mittags und Abends noch länger, und, die Hände auf den Knieen, plaudern.

Seine Firma hier war nicht Capitain, noch Knecht, sondern Bräutigam, Verlobter der Tochter. Ob das nur ein vorübergehender Bräutigamstand sein sollte, faute de mieux, ob er ernstlicher daran dachte, mit dem jungen Mädchen in den Besitz des Hofes einst zu kommen und den Officier mit dem Bauer zu vertauschen, oder ob er noch auf einen Umschwung der Dinge hoffte, und hier nur die Zeit abwarten wollte, alles das hätte ich muthmaßlich erfahren, wenn mich die Sache näher interessirt, und ich älter als siebzehn Jahre gewesen wäre. Stoff, nicht allein zur Romantik, sondern sogar zum Romane. Aber, siehe da, ich war durch alles Romantische vorher gesättigt; es war mir gleichgültig geworden. Ich wollte Ruhe, und dann fort, hinaus, zurück ins alltägliche Leben. Der Capitain mochte lieben oder hassen, lauern oder hoffen, mich ging es nicht an.

Uebrigens war er ein ganz angenehmer Mann und Gesellschafter, wenigstens für die Lage hier. Es ver-

steht sich von selbst, daß er an Bildung weit über den Andern stand; er machte ihren Lehrmeister, einen praktischen Lehrmeister. Wie weit seine Kenntnisse gingen, konnte ich allerdings nicht beurtheilen, aber er schien doch weit mehr zurückzuhalten, als er ausgab. Er war weit in Deutschland umher gewesen, auch längere Zeit in Berlin; er kannte unsere Sitten und sprach etwas Deutsch. Seinen Stand hatte er für den Augenblick ganz aufgegeben und vergessen, wie das eben nur einem Franzosen möglich ist. Nur ein Mal erwähnte er mit einem spöttischen Zug um den Mund, daß er Ludwig XVIII. nicht besonders lieben könne, da er ihm seine Pension entzöge. Paris liebte er auch nicht, und fürchtete von daher. Er versicherte: für 5 Sous könne dort jeder seinen Feind von einem Diener der geheimen Polizei ermorden lassen! Ja, einst entfiel ihm ein merkwürdiges Wort: es wäre für Frankreich nicht gut, wenn die Heere der Verbündeten ohne weiteres herausgezogen würden. Die Partheien würden sich augenblicklich in die Haare gerathen, und die Dinge noch schlimmer werden. Sonst schien er blasiert, gleichgültig gegen alles, und recht geflissentlich bedacht, in kleinen Dingen und Beschäftigungen sich zu fesseln. Er half mir bereitwillig meine Sachen putzen und lehrte mich Kunstgriffe.

Es war ein eigenes Verhältniß, ich war Sieger, und er der Besiegte, ich im Recht des einquartirten Soldaten, was ein furchtbares Recht sein kann, und er im Verhältniß des scheuen, geplagten Wirthes, der hergeben soll, was man fordert. Aber ich war ein Soldat und ein halbes Kind, und er Officier, ein Mann in Jahren und von reicher Erfahrung. Ein deutscher Officier hätte sich in ähnlichen Verhältnissen schwer dazu hergegeben, einem jungen französischen Volontair das Riemenzeug zu putzen, ja ihn so zu bedienen, wie der Franzose that. Aber in seinen Adern rann kein aristokratisches Blut; er war ein Mann aus dem Volke und wollte es nicht verleugnen. „Ich bin Alles gewesen,“ sagte er ein Mal lächelnd, „Soldat, Corporal, Sergeant, Fourier, Sergeant-Major, dann Lieutenant, zwei Jahre Capitain, und jetzt bin ich wieder Bauer.“

Im Sommer müßte das hier ein herrliches Stillleben gewesen sein. Welchen Spielraum umher! War doch jedes Gehöft ein kleines abgeschiedenes Gut für sich, so herrliche, grüne Plätze, mit den schönsten, wilden und Fruchtbäumen, mit Büschen und Hecken umpflanzt, und der Wald nahe, in den man sich verlieren konnte. Aber der October rückte schon weit vor, kein October, welcher den schönen milden Altenweibersommer Norddeutschlands mit sich führt. Keine seidenen Fäden flogen durch reine weiche Luft. Sie schwitzte aus ihrem ununterbrochen grauen Ueberzuge nur den ewigen Perlregen. Wir waren an das Haus, in die Stube gebannt. In eine einzige Stube. Doch war sie nicht zu eng, und nicht von Unreinlichkeit starrend. Es machte sich so eben! In meinen Briefen finde ich eben eine Stelle, die ich bis jetzt übersehen hatte. „Meine Gesellschaft besteht aus der Hausfrau, einer erwachsenen Tochter, einem Kinde, drei Katzen, achtzehn Hühnern, zwei Kühen, einem Ferkel, zahlreichen Fliegen, und noch einem Franzosen, der Hauptmann gewesen sein soll.“ Es muß das wohl in einer ersten, übeln Laune niedergeschrieben sein, denn meine Erinnerung an den Hausstand und das Leben dort ist weit freundlicher. Wenn nicht geputzt, geschrieben oder geplaudert ward, vertrieb ich mir wieder die Zeit mit dem idyllischen Kochen. Für die Lectüre der Nibelungen muß meine Stimmung damals nicht getaugt haben. Der Sinn war früh zum Praktischen angeleitet worden, nur durch die Noth. Ich rechne es aber doch zum Glück, daß diese Noth wieder aufhörte, um das Praktische wieder auf lange Jahre in den Hintergrund zu drängen. Möchten wir Alle, auf dem guten Wege, auf dem wir uns jetzt befinden, fortgehen und eine praktische und industrielle Nation werden, aber dabei nie die Wohlthat verkennen, daß wir zuvor eine lange historische Erziehung genossen, welche uns andere Güter schätzen gelehrt, die wir, um zu werden, was wir wünschen, nie aus dem Sinne lassen sollten.

Die Thüre stand gewöhnlich offen, ich meine die Stubenthür, sie war aber auch zugleich die Hausthür. Es geschah vermuthlich der Katzen, der Fliegen, der Menschen und der frischen Luft wegen. Wenn etwas Kälte und Regen eindrang, so brannte ja dafür beständig das Feuer im Kamin. An Holz fehlte es der Armuth nicht. Der Kamin war die allgemeine Küche. Eine große eiserne Marmite schwebte beständig über dem Feuer. Immer kochte etwas darin; zuerst für Ferkel und Kühe, dann, wenn diese befriedigt waren, für die Menschen. Die Soupe de légumes war die Hauptmahlzeit. Ich habe in Frankreich so viel Soupe de légumes einschlucken müssen, daß mich schon der Name anwiderte; und doch ist sie, gut bereitet, die natürliche Kost, welche, für Reiche und Arme gleich zuträglich, nahrhaft, selbst von Rumohr anempfohlen wird. Der Kessel siedet über dem Feuer mit Wasser, und nun kommt es nur darauf an, was man in das Wasser hineinthut, so kann man die köstlichste Suppe erhalten. In diesen Bauerwirthschaften wird hineingeworfen, was gerade vorräthig, oder besser, was der Tag gebracht und überflüssig ist: Kohlstrünke und Blätter, Zwiebeln, Rüben, Erbsen, Kartoffeln, möglicherweise Mehl, Salz, vielleicht Butter; ist das Glück gut, ein Stück Speck, in außerordentlichen Fällen sogar ein Stück Fleisch. Zwei Ingredienzien machen das Gebräu aber erst zum Gericht, Pfeffer und Schnitte Weißbrod. Wie man sie nun haben will, ist die Soupe de légumes entweder eine Suppe oder ein consistentes Gericht. Fleisch kam allerdings in dem Dorfe Besmont nur hinein, wenn ich etwas beim Appell geliefert erhielt. Soupe de légumes und Salat waren abwechselnd unser Mittagbrod. Unsere Landwehrleute schüttelten den Kopf, woher der französische paysan zur Arbeit Kraft nehme?

Die französischen Bauern schüttelten den Kopf, wenn sie hörten, was ein deutscher Bauer an dicker Grütze, Erbsen, Speck und Schwarzbrod verzehre!

Dieser ewigen Suppe satt, experimentirte ich, zur Verwunderung meiner Wirthe, in allerhand Gerichten von Aepfeln, Kartoffeln, Zwiebeln, Milch und Eiern. Meine Milch- und Mehlsuppe, zum Frühstück, hatte mir vortrefflich geschmeckt, aber dann erwachte mit einem Male die Lust zum Kaffee. Vermuthlich nur deshalb, weil ich keinen hatte. Bei unserer Versammlung waren wir vom Hauptmann, im Namen des Maire, ersucht worden, keinen Kaffee zu fordern, weil die guten Leute im Dorfe das Ding kaum dem Namen nach kennten, und es ihnen unmöglich wäre, es zu beschaffen. Aber der Trieb in mir nach Kaffee war unwiderstehlich erwacht. Ich kaufte mir Kaffee und wollte ihn kochen. Aber eine Kaffeekanne war in unserer Wirthschaft eben so unbekannt, als der Kaffee selbst. Töpfe und Näpfe gab es gar nicht, und das einzige, eigentliche Kochgeschirr war die Marmite, in welcher allenfalls ein ziemliches Schwein gesotten werden konnte. Was war in der Noth zu thun? — Es gab eine Eierkuchenpfanne. In dieser ward der mit der Reibkeule gestampfte Kaffee übers Feuer gebracht, und das bräunlich gefärbte Wasser alsdann in eine flache Schüssel gegossen und mit zinnernen Suppenlöffeln gegessen. Tassen waren hier so wenig als Teller bekannt. Die vortreffliche Milch, geröstet Brod und Butter machten vielleicht das Getränk genießbar, welches sonst mit einer Tasse Kaffee wenig Aehnlichkeit hatte.

Die Abendunterhaltung am Kamin! Sehe ich doch noch die Flammen aufblitzen, höre ich doch noch die Bratäpfel zischen! Wie wir so traulich um das Feuer saßen, ein freundliches Familienbild. Wenn die Unterhaltung einsylbig war, sprachen für uns die Aepfel. Jeder hatte einen an die Kohlen gelegt; wessen Apfel zuerst aufzischte, war der König für den Abend. Wie artig, zuvorkommend, die Leute gegen mich waren. Ich erhielt immer den mürbesten, schönsten Apfel.

In solcher Idylle sich liebenswürdig zu bewegen, ist auch nur eben den Franzosen, und zwar nur denen der alten Zeit gegeben. Aber unsere Conversation konnte auch lebhaft sein. Wenn ich von den großen steinernen Häusern der Stadt Berlin sprach, wie sahen sie mich verwundert an, und der Capitain bestätigte Alles, was ich sagte, und wußte noch viel mehr von der großen Königsstadt zu erzählen, Dinge, von denen der Gymnasiast nichts wußte. Er war zwei Jahr dort gewesen. Das Merkwürdigste, so viel ich mich entsinne, waren für ihn die stuckernden Charlottenburger Wagen und die hohen Hüte der Damen. Aber das allerunglaublichste für seine Geliebte und deren Mutter war, daß ich behauptete, alle Menschen, nicht in Berlin allein, sondern auch in unseren Provinzstädten, ja sogar in den Dörfern, trügen Schuhe oder Stiefeln von Leder. Doch nur Festtags! rief das junge Mädchen, ihre Sabots anblickend. Der Capitain bestätigte meine Angabe, daß, wer bei uns nicht barfuß geht, lederne Schuhe trägt, daß die Holzschuhe zu den Seltenheiten gehörten und die eigentlichen Sabots der Bauern in Frankreich bei uns gar nicht vorkommen. Dies glauben zu sollen, schien zu viel gefordert. Sie hätte eher geglaubt, daß bei uns ewige Nacht ist, als daß unsere Bauernmädchen lederne Schuhe tragen. Wie können sie denn Schuhe bezahlen! So fühlten wir uns denn doch in etwas reicher, in der Cultur fortgeschritten, in unserm Barbarenlande; denn so betrachtete der Franzose es damals noch. Diese Ansicht über die Schuhe ist übrigens nicht auf diesen Winkel der Picardie eingeschränkt.

Wenn die Aepfel ausgedampft, das Feuer in Asche sank, die Unterhaltung stockte, und Einer um den Andern auf dem Schemel nickte, stand ich auf, um nebenan in die Aepfelkammer zu gehen, wo mein Bette stand. Einen Abend um den Andern entspann sich alsdann folgendes Gespräch, dessen Monotonie in dieses Mährchenstillleben gehörte:

Ich: „La lampe, si vous plait.“

Die Wirthin: „Ah vous voulez vous coucher, monsieur. Voila!“

Ich: „Bon soir!“

Alle: „Bon soir, monsieur!

Wenn ich mich auf meine Strohmatratze von ungebleichter Leinewand gelegt und behaglich gestreckt, rief ich: „Ne voulez vous pas prendre la lampe?“

Darauf antwortete des Capitains Stimme: „Oui, monsieur.“ Er erscheint, fragt noch höflich: „Est ce que vous êtes assez couvert?“

Ich: „Oui, monsieur.“

Der Capitain: „Bon soir, monsieur.“

Die Thür geht zu, die Lampe verschwindet, die Aepfel duften süß und lieblich und ein noch süßerer Schlaf läßt mich bald die Unterhaltung, die Ardennen, die Cantonirung, Strapatzen und Krieg vergessen. So einen, so alle Tage.

Der Tagesanbruch konnte mich nicht wecken, denn der Tag brach in meiner Kammer nicht an. Gewöhnlich war es das Geräusch des Tropfenfalls vom Dache, was mich weckte. Ich hatte dann meine bestimmten Zeichen, die mich ans Aufstehen mahnten. Durch jenes Astloch mußte das Licht dann nun den Fleck berühren, der Dämmerschein durch die Spalte mußte den größten rothen Apfel anhauchen. Das Spinnrad schwirrte dann so und so, der Capitain schlug einen Nagel in die Wand, oder hämmerte an den Sabots seiner Braut, und der kleine Junge lehrte seine Lieblingskatze oui sagen. Dann war es 6 oder 7, und ich sprang auf.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Paul Verlaine.

Aus dem Französischen übersetzt von Otto Hauser.

Warum?

Wüßt' ich doch, warum,
Elend immerdar,
Übers Meer mein Geist sich schwingt mit irrem Flügelpaar!
Was je lieb mir war,
Deckt erschreckt und stumm
Meine Liebe mit den Wogen zu. Warum, warum?

Einer Möwe gleich in irrem Fluge,
Folgt den Wogen immer mein Gedanke;
Folgt, ob unter ihm die Flut auch schwanke,
Stets vom Wind umspielt auf seinem Zuge,
Einer Möwe gleich in irrem Fluge.

Ein geheimer Drang
Führt ihn weit, o weit
Freiheitstrunken, sonnenfroh durch die Unendlichkeit.
Warme Sommerszeit
Und der Winde Sang
Wiegt ihn ein zu halbem Schlummer, vorm Erwachen bang.

Manchmal aber tönt sein Schrei so traurig,
Daß die Schiffer in der Ferne beben;
Und, dem wilden Wind anheimgegeben,
Kämpft er flügelmatt und todesschaurig,
Weithin aber tönt sein Schrei so traurig.

Wüßt' ich doch, warum,
Elend immerdar,
Übers Meer mein Geist sich schwingt mit irrem Flügelpaar!
Was je lieb mir war,
Deckt erschreckt und stumm
Meine Liebe mit den Wogen zu. Warum, warum?

Sonntagmorgen.

Weit ins Unermeßne kräuselt
Stufenartig sich das Meer,
Leichtumnebelt wogt es her,
Und ein feuchter Wind umsäuselt

Dort die Füllen flink und kühn,
Ohne Zügel, ohne Zäume.
Dunkel heben Mühlen, Bäume
Ab sich von dem lichten Grün.

In der frischen Sonntagshelle,
Kühl umweht vom feuchten Hauch,
Spielen große Lämmer auch,
Schimmernd weiß wie jene Welle,

Die sich nun am Strande bricht,
Überschäumt von weißen Flocken.
Fernher tönen Morgenglocken
Durch des Himmels weißes Licht.

Ein Witwer spricht:

Was seh' ich plötzlich auf dem Meer,
Dem Meer, wo meine Thränen Wogen?
In dieser Nacht, so bang und schwer,
Sind meine Augen, sturmumflogen,
Zwei feuchte Sterne überm Meer.

Es ist ein junges Weib im Boote,
Bei ihr ein Knabe (schon so groß?)
Es jagt das Boot, das sturmbedrohte,
Mit ihnen mast- und ruderlos . . .
Ein Knab', ein junges Weib im Boote!

Es jagt dahin im Sturmgebraus!
Bang schmiegt sich an das Weib der Knabe,
Sie starrt ins wilde Meer hinaus . . .
So ziehn sie ob dem Riesengrabe
Nun hoffnungslos im Sturmgebraus.

O glaub' auf Gott, du müdgehetzte,
An unsern Vater glaub, o Kind!
Der wilde Sturm, der euch entsetzte,
O glaub mir, wird zum Säuselwind!
O glaub mir du, du müdgehetzte!

Und auf der guten Thränen Meer
Ist Ruhe, die es lang gemieden,
Die Nacht ist nicht mehr bang und schwer,
Und meine Augen sind, voll Frieden,
Zwei gute Engel überm Meer.

Glück.

Dein alt Habit, wie Nebelrauch so leicht,
Bespöttelt jeder,
Doch, guter Armer, ist dein Herz auch leicht
Wie eine Feder.

Gefallen braucht es einzig deinem Gott,
Nichts ist es schuldig
Den Menschen rings um dich, und ihren Spott
Trägst du geduldig.

Du hast dich mancher unbequemen Last
Damit entledigt,
Und durch ein ungestört Gewissen hast
Du dich entschädigt.
Durch dein Gewissen vor dem Mißgeschick
Bist du geborgen
Und bist befreit, — das sagt dein heller Blick —
Von allen Sorgen.

Dein Trunk ist karg, du issest kaum dich satt,
Wirst doch nicht hadern.
Ich glaube fest, dein schwacher Körper hat
In seinen Adern
Geheime Wunderkräfte zum Verzicht
Und zum Entsagen,
Und Flügel, welche auf zum Himmelslicht
Dich heimlich tragen . . .

Eine Allegorie.

Auf gelbem Berge ragt ein alter Dom,
Zerfallen, einem König zu vergleichen,
Der einsam weint, verjagt aus seinen Reichen,
Und spiegelt sich im grauen, trägen Strom.

Bei einer Erle, häßlich wie ein Gnom,
Ein Faun; der lächelt, wie mit Rutenstreichen
Ihn die Bajade neckt und wohl zum Zeichen
Der Liebe „Väterchen" ihn nennt und „Ohm." —

Oft sah ich dargestellt die gleiche Scene,
Und dennoch tritt ins Auge mir die Thräne?
Verschoßner Gobelin, wer mochte sie,

Sein eigen Weh verspottend, in dich weben,
Banal wie eine Opernscenerie
Und voller Unnatur so wie mein Leben?

Ballade vom Leben im Rot.

Der Eine sieht im Rosenschimmer
In steter Jugend weit und breit
Das Leben, komme da was immer;
Er kennt nicht Wunsch und kennt nicht Neid,
Gleichgültig ist ihm aller Streit,
So läßt man ihm auch sein Bestreben;
Die Welt ist sein, — er ist gescheit.
Ich aber seh' in Rot das Leben.

Ein Andrer denkt im dumpfen Zimmer,
Hat eine Deutung stets bereit,
Und ob's ihm vor den Augen flimmer',
Er wägt und wägt in Ewigkeit.
Er bleibt die ganze Lebenszeit
Bei Bücherstaub und Spinngeweben,
Ihm trägt die Welt ein graues Kleid.
Ich aber seh' in Rot das Leben.

Des Dritten Blick doch rastet nimmer,
Kennen zu lernen Lust und Leid, —
Doch alles sieht er doppelt schlimmer
Und alles schon vermaledeit,
Den Wein, die Menschen, Dirne, Maid;
Wohin nur seine Blicke schweben
Ist alles schwarz, beschwört sein Eid.
Ich aber seh' in Rot das Leben.

Zueignung.

Zieht hin, die ihr erkoren seid,
O Fürst und Fürstin, ohne Beben
Den Weg, den ich schon zog so weit!
Ich aber seh' in Rot das Leben.

Früher Tod.

Glücklich, wen im Jugendwahn
Sanft ein Gott der Erd' entrückte,
Da des Lebens Dornenbahn
Blühnder Rosenflor noch schmückte;

Wem das Auge schloß der Tod,
Das noch keine Sorge kannte,
Und die Lippen jugendrot,
Drauf der erste Kuß noch brannte;

Da um hohe Minne rang
Heilig unentweihtes Streben,
Da noch froher Lerchensang,
Noch ein Eden war das Leben.

Glücklich, wer von hinnen schied
In der Jugend heißem Drange,
Wem das erste Liebeslied
Ward zum frühen Schwanensange!

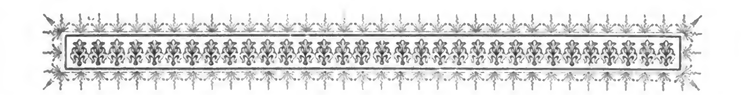
P. G. Söhr.

Was wars nur . . .

Was wars nur, daß sie am Brunnen
So schweigsam und einsam stund —
Was wars, daß ihr heute morgen
So eigen bebte der Mund — —

Was schlägt sie die Augen zu Boden
Und nestelt an ihrem Kleid —
Will sie eine Schande verbergen
Oder eine Seligkeit?! . . .

Hermann Schridde



Heine und Kuranda.

Von Prof. Dr. **Ernst Elster.**

(Schluß.)

Man wird kaum den Eindruck gewonnen haben, daß Kurandas Brief von gehässiger Gesinnung erfüllt sei; und dennoch war der gewissenhafte Mann erschrocken, ja außer sich über Neustadts Veröffentlichung, wovon der folgende Brief Zeugnis ablegt, der mir vor Jahren von dem Besitzer der Handschrift, Herrn Martin Breslauer in Berlin, gütigst zur Verfügung gestellt wurde, und der mich allein zu den Nachforschungen und Mitteilungen über das Verhältnis Heines zu Kuranda angeregt hat. Er lautet:

Lieber Adolf! Noch bin ich zu keinem Resultate in der langen u. traurigen Überlegung gekommen was Dich zu der unglücklichen Idee bewogen meinen Brief in dieser Gestalt fast wörtlich abdrucken zu lassen? In den zwei aufgeregten Nächten die seit der Lesung der Blätter von Ost und West mir verflossen sind — ist mir unter andren quälenden Gedanken auch der gekommen, ob nicht etwa irgend ein Ereigniß zwischen mir u. Dir getreten sei und unser Verhältniß gestört hat. Dein Stillschweigen seit so langer Zeit hatte für die so unglückselige Idee etwas Nährendes. Daß ich dieselbe bald unterdrückte, sei überzeugt um so mehr als ein Brief von Betty mir von Deiner Aufforderung an sie erzählte. Eine Tröstung in meiner peinlichen Lage ist es wenigstens daß ich Dich nicht verloren habe. Was aber soll ich davon denken daß Du meine Mittheilungen über Heine die ich wie ein Bruder dem andern in der vollsten vertraulichsten Sprache gab so abdrucken ließest? Es ist mir unmöglich Dir so wenig Verstand zuzutrauen daß Du nicht eingesehen haben solltest, daß Du durch eine solche Veroffentlichung nicht nur mir sondern auch Dir den schlimsten Dienst erweisest. Es waren in meinem Briefe genug der Mittheilungen die Du veröffentlichen konntest wie Du wolltest. Was aber wird man von dem Charakter eines Menschen sagen der während ein ihm befreundeter Mann an seinem Tische sitzt und schreibt hinter seinen Rücken ihn verräth und der Welt die innersten Geheimnisse seines Hauswesen und seines Privatlebens erzählt; daß er Sorgen hat, daß er keine Freunde hat, daß er gegen seinen Feind Rachepläne hegle, daß er zu neuen Produktionen nicht gelangen kann etc. Solche Dinge kann man seinem Bruder mittheilen aber der Welt gegenüber, wird es alle Welt für eine infame Verrätherei halten. Und mit Recht, mit zehnfachem Recht. Hast Du denn das nicht überlegt? Kein Mensch wird glauben daß diese Stellen ohne mein Wissen veröffentlicht worden, und die Wenigen die es vielleicht glauben — wie werden Sie über Dich urtheilen, der Du solche Vertraulichkeiten rücksichtlos Preis giebst? was wird man von mir urtheilen, daß ich einem solchen Freunde, solche Mittheilungen mache? Ich verlange darüber Rechenschaft u. offnes Bekenntniß! Ich kenne Dein Herz u. weiß welche edle Empfindungen darin wohnen: hat Dir dieses Herz nicht gesagt daß Du mich durch die Veröffentlichung dieses Briefes zum Schurken gegen Heine machst? Oder solltest Du durch Heines Buch über Börne gegen Ersteren so erbittert sein, daß Du absichtlich meine Worte mittheiltest um ihn noch mehr zu drücken. Eine Note die Du zu dem Briefe hinzufügtest bestärkte mich fast in diesem Gedanken, um so mehr als die Exaltation die Dich in gewissen Dingen überkömmt kenne. Aber andererseits ist es mir unglaublich daß Du Deinem persönlichen Gefühle einen Freund opfern könntest, und unbekümmert um seine Verhältnisse zu anderen, Deine Augenblickliche Aufregung auf seine Kosten befriedigst. Ich wiederhole es, unglaublich ist es mir daß Mangel an Verstand Dich zu diesem Schritte verleitete, unglaublich daß es Mangel an Gefühl war. Ein Drittes muß da sein, welches ich nicht kenne u. über dieses, bitte, verlange, fordre ich Aufschluß u. Erklärung. Ich werde Deine Antwort an Heine senden, damit er meinen Standpunkt in dieser Sache kenne. An Ost und West muß ich offenbar eine Erklärung schicken. Welcher Art soll diese aber sein ohne Dir nahe zu treten? Ich bin hier so ganz allein, ohne Rath ohne Vertrauten in solcher Angelegenheit. **Schreibe mir umgehend!**

Kuranda.

Der Beschluß des abgedruckten Briefes ist mir noch nicht zu Gesichte gekommen.

Adresse: Herrn Adolf Neustadt pr. Adresse der löbl.
Redaction der Panonia
in
Presburg.

Der Schluß des Artikels, der Kuranda damals noch nicht vorlag, erschien in Nr. 93, vom 18. November 1840 (S. 437) und trägt Kurandas volle Unterschrift; er enthält noch die Bemerkung: „Künftige Woche führt mich Heine bei George Sand auf“, bezieht sich aber im übrigen nur auf für uns gleichgültige Dinge. Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir annehmen, daß der vorstehende undatierte Brief Kurandas an Neustadt nicht nach dem 22. November geschrieben worden ist. Die von dem Schreiber angekündigte Erklärung scheint nicht von Stapel gegangen zu sein, wenigstens ist sie in dem Jahrgang 1840 von „Ost und West“ nicht zum Abdruck gelangt. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß Heine, der an Schlimmeres gewohnt war und gerade damals solche verhältnismäßig geringfügige Unbilden milde beurteilen mochte, durch eine persönliche Entschuldigung vollauf befriedigt war.

Jedesfalls blieb das gute Verhältnis zwischen ihm und Kuranda ungetrübt. Als Heine zu Anfang des Jahres 1845 den bedenklichen Preßfeldzug gegen seinen knickerigen Vetter Karl eröffnete, erbat er auch Kurandas Hülfe nicht vergeblich. „Mr. Weill“, so schreibt er an Laube, den 1. Februar 1845, „sagt mir, er habe an Kuranda einen

Artikel geschickt. Ist er zu grell, so mag Kuranda die Ausdrücke mildern . . . Aber drucken soll Kuranda den Artikel so schnell als möglich, und ich bitte Sie, ihn, wenn er gedruckt, unter Kreuzkouvert an Karl Heine nach Hamburg durch die Redaktion zuzuschicken." In einem Brief an Laube vom 24. Mai 1845 heißt es dann: „Grüßen Sie mir Kuranda, dem ich ebenfalls herzlich danke für seinen Liebeseifer." Noch am 16. September 1854 bittet Heine seinen Verleger, an Kuranda für die „Ost-Post" — er meint die „Ostdeutsche Post" — ein Rezensionsexemplar der „Vermischten Schriften" zu senden: „Dieser ist ein alter Freund von mir, und ich kann auf ihn zählen." Aber Campe war über diesen Freund wenig erbaut. Kuranda hatte nämlich in seiner Zeitung mit Recht darüber Klage erhoben, daß der berühmte Dichter auf seinem Totenbette in finanziellen Nöten seufze, während die gewaltigen Einnahmen aus Heines Werken — namentlich der „Romancero" fand reißenden Absatz — vorwiegend in die große Geldtasche des Buchhändlers flossen. Heine antwortete auf Campes Lamento am 8. November 1854: „Da ich doch einmal ins Schwatzen gerate, so bitte ich Sie um des Himmels willen, mir nicht mehr von der ‚Ostdeutschen Post' zu sprechen. Ich hatte von Kuranda seit acht Jahren nichts erfahren, und daß er in Bezug auf mich etwas gegen Sie in seinem Journale druckte, erfuhr ich erst durch Sie selbst, als ich, unschuldig wie ein Kind, Sie anging, ihm ein Exemplar zu schicken." So blieben die Beziehungen zwischen dem Dichter und dem österreichischen Politiker bis zuletzt freundschaftlich und ungetrübt, und es ist erfreulich zu sehen, daß Kuranda auch in dieser Lebenslage sein sicheres Augenmaß und seinen achtbaren Charakter bewährt hat.

Litterarische Notizen.

– Am 24. April d. J. feierten weite und breite Kreise, und, was noch schwerer wiegt, auch diejenigen Freunde unserer Dichtung, die nicht jedem Jubilar zujauchzen und wohl wissen, daß Lob entwertet wird, wenn man es Jedermann spendet, Klaus Groth's 80. Geburtstag; kaum fünf Wochen später, in der Nacht vom 1. zum 2. Juni, ist der Greis sanft, fast kampflos dahingegangen. Auch darin also war er ein Glücklicher dieser Erde, wie fast in jeder anderen Hinsicht, weil es ein Glück ist, sich sein Ziel der Kraft gemäß abzustecken und dann auch ganz zu erreichen. Mit ihm ist einer der wenigen bedeutenden deutschen Dichter dahingestorben, die volkstümlich geworden sind, ein vortrefflicher Poet, der sich Alles selbst geschaffen, selbst seine Sprache, ein Bahnbrecher für Andere und ein äußerlich knorriger aber innerlich feinbesaiteter, grundtüchtiger Mann. Was Klaus Groth, der Verfasser des „Quickborn", für die Entwicklung unserer Dialektdichtung, was er als Poet an sich bedeutet, brauchen wir unseren Lesern wahrlich nicht erst zu sagen, aber auch jenen Zoll, den eine Zeitschrift, wie die unsrige einem Dichter von seiner Bedeutung schuldet, den Zoll warmer, liebevoller und zugleich sorglich abwägender Beschäftigung mit seinem Schaffen, haben wir ihm bereits vor mehr als zehn Jahren gern und freudig entrichtet; ein Essay über Groth, der ihm, obwohl er nicht panegyrisch war, doch volle Freude machte, steht in Band VI, Seite 21 ff. dieser Zeitschrift; wir können uns begnügen, darauf zu verweisen; die Jahre, die seither vergangen sind, haben naturgemäß dem litterarischen Portrait, das Alfred Biese damals von ihm entwarf, keine neuen Züge einfügen können. Aber voll gilt auch, was dort von seiner Popularität gesagt ist; er gehörte zu Jenen, denen es erspart war, ihren Ruhm welken zu sehen und für seine plattdeutschen Stammesgenossen darf er, mit dem Maß unserer Zeiten gemessen, als ein Unsterblicher gelten, den sie nie verlieren werden, wie er sie nie verlieren wird. Auch einige Beiträge hat ihm diese Zeitschrift zu danken, nicht viele, aber wertvolle. Es ist der „Deutschen Dichtung" mit Groth eigen ergangen; wir dürfen es heute getrost erzählen. Als im Frühling 1886 an die Dichter Deutschlands die Werbebriefe für diese Zeitschrift ausgingen, war selbstverständlich auch Groth unter den Geladenen; er war unter den etwa fünfzig Dichtern, an welche die Bitte um Beiträge erging, der einzige, der kurz, schroff, sichtlich geärgert ablehnte. Den Grund haben wir viele Jahre später und ohne unser Zuthun erfahren; ein in Kiel lebender Herr, der sich u. A. mit der Abfassung litterar-historischer Essays beschäftigt, hatte sich auf die erste Mitteilung hin, welche die Zeitungen über die neue Zeitschrift brachten, an uns gewendet und seine Mitarbeit freundlich angeboten; aus sachlichen Gründen wurde ihm ebenso freundlich der Verzicht auf seine Mitwirkung mitgeteilt. Da nahm er denn seine kleine, private Genugthuung, indem er Groth versicherte, bei dieser Zeitschrift würde gewiß kein Mann von Namen mitthun. Nun, der Herr irrte, wir konnten auch Groths Ausbleiben ertragen, thaten keinen Schritt, ihn umzustimmen, waren aber auch selbstverständlich von der Kleinlichkeit — wenn es nur eine solche, und nicht Schlimmeres gewesen wäre — fern, einen Dichter von seiner Bedeutung ungewürdigt zu lassen. Demgemäß sollte zu seinem 70. Geburtstag, dem 24. April 1889, der damaligen Einrichtung der Zeitschrift entsprechend, ein Klaus Groth-Heft erscheinen. Als der Dichter davon erfuhr, schrieb er dem Herausgeber einen Brief, den hier im Wortlaut mitzuteilen nicht geschmackvoll wäre; der Sinn aber war der, daß er freudig überrascht sei, auch einmal eine solche Erfahrung mit einer Zeitschrift zu machen; er sei nach dem, was er bisher im Leben mit angesehen, seitens der „Deutschen Dichtung" auf altes Andere eher gefaßt gewesen, als auf einen Fest-Artikel; nun bitte er aber auch, auf ihn zählen zu dürfen, soweit seine Kraft noch reiche. Es wurde ihm geantwortet, wir hätten nur unsere Pflicht gethan, wie wir sie auffaßten; im Uebrigen werde uns sein Mitthun natürlich eine wahre Freude sein. So spendete er seither von dem Wenigen, was ihm die Muse noch bescheerte, auch dieser Zeitschrift; in ihren Spalten erschien das schöne, seiner Gattin gewidmete Gedicht: Düsternbrok (Band VI, Seite 61) und der charakteristische Spruch:

„Nu freu di an de schöne Welt
Un wes' nich to vernünftig.
Lat ehr man lopen, as se löppt:
Rund blift so ok inskünftig."

Zuletzt konnten wir noch (Band XXIII, Seite 16) eines der innigsten und schönsten Lieder bringen, die ihm sein Lebensabend gebracht hat, das Lied vom „lieben Sonnenschein":

Es kommt der liebe Sonnenschein,
Er dringt mir bis ins Haus,
Er dringt mir bis ins Herz hinein
Und lockt mich froh hinaus.

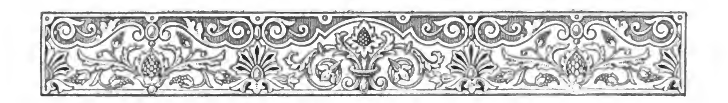
Und wie ich komm', und wie ich schau —
Ich frage nicht, woher?
Der Lenz ist da, die Luft ist lau —
Mein Herz, was willst du mehr?

Dann schildert der Dichter in Tönen, die fast so schlicht und schön sind, wie die Natur selbst, wie ihm der Lenz auch Wunsch und Wehe im Herzen wachruft, bis er sich zur Entsagung, zum Einssein mit der Natur durchringt:

Nun freue dich, nun lausche du
Und frage nicht, woher?
Es fliegt ein Blatt im Lenz dir zu —
Sag' an, was willst du mehr?

Im Lenz überströmte den Dichter die Liebe seines Volkes und im selben Lenz ist er dahingegangen. Fr.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von J. Cynamon in Berlin N, Chausseestr. 2e



Sonntagskinder.

Novellen von Ernst Behrend.

(Fortsetzung.)

Wilm Birkenstock der Traumwandler.

(Schluß.)

Ein paar Wochen darauf sollte er von Neuem stark erstaunen. Derselbe Händler suchte ihn wieder auf und zeigte ihm ein noch schöneres Stück der Edelschmiedekunst. Es war eine silberne Halskette mit einem Anhänger in Münzenform, der in erhabener Arbeit ein Frauenbildnis zeigte, wiederum den Kopf Elisabeths mit Kalotte, Barett und Pelzkragen. Die Figur war aus dem Metall stark herausgetrieben, so daß das leicht zur Seite gewendete Gesicht vollständig aus der Fläche der Schaumünze vorragte; die Einzelheiten waren wundervoll fein ciseliert, das Ganze das Werk eines sehr geschickten Künstlers. Das war dem Ritter keinen Augenblick verhohlen, seine Neugier nach dem Verfertiger so sprechend ähnlicher Bildnisse seines Lieblings war aufs höchste gespannt und er drang mit Strenge in den Hausierer, ihm auf der Stelle den Namen des Goldschmiedes zu nennen. Da bekannte jener nach anscheinendem Besinnen, den Halsschmuck gleichwie früher den Becher von einem jungen Meister Namens Birkenstock, dessen Wohnort er dem Ritter auch nicht länger verschwieg, erstanden zu haben. Ohne zu feilschen, kaufte Hans Oehme ihm auch das neue Kunstwerk ab und legte es in die Truhe, die das erste Geheimnis barg.

Auf den Gedanken, der Künstler könne eine der Maid Elisabeth ungemein ähnliche Person abgebildet haben, verfiel der Ritter nicht, doch konnte er sich das Wunder auch sonst nicht erklären. Daher beschloß er denn, der Sache, die ihn nunmehr unablässig beschäftigte, auf den Grund zu gehen und den Zauberkünstler selbst aufzusuchen.

* * *

Derweile hantierte in der alten Reichsstadt im Haus zur goldnen Amsel Meister Wilm Birkenstock, fröhlich und wohlgemut wie der Vogel, der am Giebel nachgebildet war. Er schaffte fleißig vom frühen Morgen bis zum späten Abend und sang lustige Lieder dazu, nicht selten aber auch ein trauriges, doch nicht etwa aus gleichartiger Gemütsstimmung, sondern nur der Sitte deutscher Leute gemäß, die auch für die wohligste innere Verfassung einen trübseligen Ausdruck im Gesang zu finden vermögen. Sehr geläufig war ihm das alte weitbekannte Lied:

> Ach Elslein, liebes Elselein,
> Wie gern wär' ich bei dir!
> So sind zwei tiefe Wasser
> Wohl zwischen dir und mir.
>
> Das bringt mir große Schmerzen,
> Herzallerliebste Maid,
> Nun brennt in meinem Herzen
> Das bitterböse Leid.
>
> Hoff', Zeit werd' es wohl enden,
> Hoff', Glück werd' kommen drein,
> Sich Alles gut noch wenden,
> Herzliebstes Elselein!

Er sang das Lied wohl im Gedenken an ein lieb Elselein, doch keineswegs in der Meinung und Hoffnung, daß er über das tiefe Wasser zu diesem Elselein gelangen könne. Denn das stand bei ihm fest, daß die Elisabeth, deren Gestalt ihm allzeit vor Augen schwebte, das Geschöpf eines anmutigen Traumes war, ja noch mehr, daß er nur von einer wundersamen Begegnung mit ihr geträumt, hingegen ihr Bild von Anbeginn seines Denkens im Geiste getragen habe.

Als er vor Jahr und Tag auf dem Gespensterberg das Herrliche erlebt, da hatte er eine kurze Stunde an die Wirklichkeit geglaubt. Er hatte das holde Mädchen doch leibhaftig mit Augen gesehen, ihre süße Stimme mit Ohren gehört, ihr Liebreiz hatte ihm das Herz erwärmt, die lautere Glückseligkeit hatte ihn doch zu dreister Liebeserklärung hingerissen — kaum aber hatte er dem nebelumwallten Gipfel den Rücken gekehrt und wieder Fuß gewonnen auf Stätten, die von Menschen betreten wurden, da kam ihm alles Jenes so

überirdisch vor, daß er sich dreimal vor den Kopf schlug, um zu erwachen, falls er etwa noch in den höheren Regionen wandelte. Ja, daß er jetzt wachte, davon überzeugte er sich nach der Möglichkeit, aber wie war's dort oben gewesen? Hatte er dort nicht wieder, wie so oft im Leben, die Herrlichkeit nur im Traum geschaut? Hatte er überhaupt auf dem Gebiet der Geister verweilt, oder auch das nur geträumt? Um ihn war lichter Tag geworden, hier war ein Durchblick durch den Wald in die Ebene mit ihren Dörfern, dort qualmte ein Meiler, der Köhler grüßte ihn laut und er hörte im Gegengruß seine eigene menschliche Stimme, aber wenn er sich umsah, dann war hinter ihm in der hohen Ferne der Thronsitz des Teufels mit dicken Wolken verhängt — am Ende war er gar nicht soweit gekommen, hatten ihn unsichtbare Geister vorher betäubt und erst jetzt, da er die Grenze des verrufenen Reiches überschritten, um in die Menschenheimat zurückzukehren, aus der Umnachtung wieder freigegeben! Er hatte davon vernommen, daß in der oberen Bergesgegend eine Beere, die Rausch- oder Affenbeere wachsen sollte, nach deren Genuß man von Tollheit und Sinnverwirrung befallen würde. Gestern hatte er bei dem Aufstieg ein paar Beeren, vermeintlich Heidelbeeren, gepflückt und gegessen — waren's vielleicht solche Rauschbeeren gewesen? Aber wenn er nur geträumt hatte, so war das Traumgesicht doch zu schön gewesen, um ein Erzeugnis giftiger Früchte oder ein Werk böser Geister zu sein! Wie hätten diese ihm die süße Stimme und das sinnige Lied vorzaubern können oder gar die fromme Rede, daß der Mensch sein Auge demütig an der Weltherrlichkeit erfreuen, nicht aber nach deren Besitz trachten solle! Wilm Birkenstock geriet, je weiter er sich von dem alten Gespenstertummelplatz entfernte, je mehr auf die Drehscheibe des Zweifels.

Nun fiel ihm das Abenteuer mit dem Luchs ein. War das auch nur geträumt? Er sah nach der Schneide des Beils, bemerkte aber nicht den geringsten Blutflecken; hatten die Hiebe ins Dickicht jede Spur davon verwischt oder hatte der Kampf garnicht stattgefunden? Rührten die Risse in seinem Wams nur von den Zacken der Äste im dichten Wald her anstatt zum Teil von dem Anprall des krallenbewehrten Ungetüms? Wilm ward unsicher, ob nicht auch jenes Abenteuer nichts als eine Ausgeburt seiner Phantasie gewesen war.

Nach Hause gekommen, legte er sich schlafen, ohne der Mutter Andrießen zu verraten, wohin er gewandert war. Am nächsten Morgen plagte ihn ein wüster Traum. Vor seinen Augen duckte sich ein Luchs zu hinterlistigem Sprung auf ein zartes Mädchen mit den Zügen Elisabeths; er wollte mit dem Handbeil das Ungetüm zerschmettern, aber fühlte seinen Arm mitten im Schwung gelähmt, da schnellte sich das Tier hoch, Wilm schrie in der Not dem Mädchen zu, nun fuhr er vom Lager empor und sah verwundert die wohlbekannten Wände seiner Schlafkammer. Das war doch sicher ein Traum gewesen — sollt' er auf nebliger Bergeshöhe nicht grade so lebhaft von dem Waldkater und hernach von der liebreizenden Jungfrau geträumt haben? Wär's eine wirkliche Begegnung gewesen, so hätte er die Maid doch wohl nicht ziehen lassen und sie nach dem Zelt des Vaters geleitet!

Wilm stand auf und ging in die Werkstatt hinunter. Hier aß er sein Morgensüpplein in Gemeinschaft mit der verständigen Alten, die ihm von dieser und jener Angelegenheit des kleinen Haushalts berichtete, und ging alsdann an die Arbeit. Die Alltagswirklichkeit sah ihn mit langweiligen Augen an, er kam in überlegendem Geist auf seine Zweifel zurück, er beobachtete mit der Ruhe eines Arztes sein Inneres und erkannte die Nüchternheit, in der sich sein Denken grade wieder befand — er war überzeugt, daß ihm seine Einbildungskraft wieder einmal einen tüchtigen Possen gespielt hatte. Doch keinen schlimmen! Konnte das vom Übel sein, daß ihm nun vom Traum her das Bild eines süßen reinen Angesichts im Gedächtnis haftete, daß ihm heilige Andacht die Seele ergriff, sobald er sich des Liedes, dessen Worte er behalten, und der Rede erinnerte, die er aus dem Munde der holden Traumgestalt vernommen hatte? Nein, diese Vision, die sein Inneres mit Glückseligkeit erfüllt hatte und noch erfüllte, war keine Gabe böser Geister, sondern kam vom guten Engel seines Lebens!

So legte er sich die Sache zurecht und bei dieser Meinung beharrte er fortan. Hin und wieder tauchte noch einmal leiser Wunsch in ihm auf, die holde Begegnung auf dem Brocken möchte doch in Wahrheit stattgefunden haben, und aus solchem Wunsch heraus erkundigte Wilm sich einmal bei einem Mann aus dem Stiftsgebiet jenseits des Gebirges, der in Handelsgeschäften nach der Reichsstadt gekommen war, nach Burg Tuskulum und dem Ritter Hans Oehme; aber der Fremde erklärte ihm lachend, daß ein Ort mit so seltsamem Namen im ganzen deutschen Reich, das er durchzogen habe, nicht zu finden sei und es einen Ritter Oehme seines Wissens nicht gebe, soweit sich das Land

vom Gebirge bis nach Schlesien und Polen erstrecke. Die Antwort hatte Wilm befürchtet. Übrigens hütete er sich, irgend einer Menschenseele von seiner Fahrt ins Hochgebirge etwas zu erzählen, geschweige denn von seinem Traumerlebnis. Dies war sein innerstes süßes Geheimnis. Das abenteuerliche Unternehmen, wen ging's was an? Vielleicht hätt's ihm nur Spott und Schaden gebracht, so er sich der Nachfolge des alten Weibleins Grethe Wroithe aus Elbingerode gerühmt hätte, die für ihre vorgebliche Fahrt mit Folter und Feuertod gestraft worden war.

Bedachte er aber, wie ihm das Schönste und Beste, das er je im ahnenden Sinn getragen, auf dem verrufenen Berge oder dessen weiterem Gebiet erschienen war, dann bat er ihm im Stillen seinen eigenen bisherigen Anteil am allgemeinen Aberglauben ab und pries ihn als eine Stätte des Segens. Nur das blieb ihm ein Rätsel, wie es möglich war, daß ihm das herrliche Traumgesicht so fest im Gedächtnis haftete und ihm immerwährend so leibhaftig vor Augen stand, wogegen ihm der fürchterliche Vorgang bei seiner Heimkehr von der Wanderschaft stets wie ein wüster Traum vorgekommen war.

Wie sehr aber das seiner Überzeugung nach rein innerliche Erlebnis auf sein Wesen eingewirkt hatte, offenbarte sich jetzt an seinem ganzen Thun und Treiben. Es war plötzlich ein Drang zum Schaffen in ihn gefahren, vor dem die Faulenzerei, der er in den Monaten vorher gefröhnt hatte, sich ängstlich zusammenduckte und wie ein jämmerlicher Unhold zum Schornstein hinausfuhr. Wilm schämte sich des Drohnenlebens, dem zu verfallen er auf dem besten Wege gewesen war und widmete sich seiner Kunst mit allem Eifer der Reue. Infolgedessen war die bestellte Arbeit immer bald gethan und Zeit für Beschäftigung nach eignem Gutdünken reichlich vorhanden. So entstand allmählich ein hübscher Vorrat an Schmuck- und sonstigen Gebrauchsgegenständen, den hausierende Händler weitweg im Lande bei Liebhabern von dergleichen anbringen konnten.

Bei aller Hantierung schwebte ihm solange das liebe Antlitz seiner Traumelfe vor, bis die Lust in ihm rege ward, mit den Mitteln seiner Kunst ein Bildnis von ihr zu schaffen. Da formte er denn ein Figürchen, das sie von Kopf zu Fuß in der Gestalt vorstellte, die ihm erschienen war, im langen Talar, mit krämpigem Barett, den rechten Arm weit vorgestreckt, als wiese sie auf etwas hin. Er hatte viel Freude an der Arbeit, doch als er nichts mehr zu ciselieren fand, gefiel das winzige Standbild ihm doch nicht so recht; er hatte die Gesichtszüge noch lange nicht so fein und ähnlich herausgearbeitet, wie er sie im Geiste trug. Kurz entschlossen schmolz er die Figur ein und machte sich von Neuem an die Ausführung des Gedankens. Auch das zweite Mal gelang ihm das Werk nicht nach Willen, er vernichtete es wieder, und so auch ein drittes Mal. Aber er hatte unaussprechlichen Genuß an dieser heimlichen, keinem gewöhnlichen Zwecke dienenden Beschäftigung. Als er in der Nachbildung des Antlitzes sicherer geworden war, stellte er den Becher und bald darauf den Anhänger her, die ein Handelsmann ihm mit nicht geringem Aufgebot an Überredungskunst abkaufte und die danach in den Besitz des alten Ritters auf Burg Tuskulum übergingen. Zunächst hatte Wilm solche Gegenstände mit dem Bild seiner Traumelfe nur für sich angefertigt, es widerstand ihm, sie in andern Händen zu wissen, als aber der Hebräer, der zufällig den Becher zu sehen bekam, das Bild als eine gelungene Nachahmung italienischer Münzenschnitte erklärte, ward Wilm der Meinung, daß er mit ruhigem Gewissen das in ihm lebende Vorbild der Schönheit im Dienste seiner Kunst verwerten dürfe, ja daß er die Pflicht habe, mit seinem Pfunde zu wuchern und deshalb seine Vorstellung eines anmutigen Wesens der Welt, die sich daran erfreuen könne, nicht vorenthalten dürfe. Und als ihn der Händler für den Halsschmuck mit dem kunstvoll getriebenen Bildnis einen bei weitem höheren Preis bot, als er selbst gefordert haben würde, erhielt er einen klaren Beweis für seine Wertschätzung als Künstler, der ihn mit gerechtem Stolz erfüllte.

Wenn er danach das Ergebnis seines abenteuerlichen Unternehmens erwog, so dünchte es ihm immerhin als ein reiches, denn der liebliche Traum, den er in wilder Einsamkeit geträumt, wie er's sich nun auslegte, hatte ihn aus der Gefahr, unrühmlich in Verdrossenheit, Kopfhängerei und Faulenzerei zu versinken, befreit und ihm Freude am Leben, an der Arbeit und an seinen Werken zurückgegeben. Das erkannte er mit Dank gegen die Vorsehung und mehr als je war er nun von seiner Sonntagskindschaft überzeugt. Und stieg er jetzt einmal zur Erholung von angestrengter Thätigkeit auf jenen Berg, von dem er einst den Brocken in seiner ganzen Mächtigkeit bewundert hatte, so überschlug er fröhlich den Gewinn, den jene Stunde der Saat gezeitigt hatte, und vergaß dabei nicht des Abschiedswortes seines Freundes, des weiland

Sekretarius Ulrich Hammenstede, daß es gleichgültig sei, ob gut Werk im letzten Grunde in der Wirklichkeit oder in der Traumwelt wurzele.

* * *

Ritter Hans Oehme stand, nachdem er im Gasthof Knecht und Pferde untergebracht hatte, vor dem Haus zur goldnen Amsel, mit zerstreuten Gedanken die Holzschnitzerei des Giebels, sowie die Sauberkeit der Wände und des Bürgersteigs betrachtend. Nun war er im Begriff einzutreten, um den jungen Meister kennen zu lernen, von dem die so wohlgelungenen Abbildungen seines Herzkäfers herrührten. Da hörte er eine Männerstimme drinnen singen. Trotzdem das Fenster nach der Straße zu offen war, unterschied er zunächst keine Worte, der Sänger schien sich in einer Hinterstube zu befinden, dann aber nach vorn zu gehen und jetzt verstand Hans Oehme die Worte des Liedes:

Hoff', Zeit werd' es wohl enden,
Hoff', Glück werd' kommen drein,
Sich Alles gut noch wenden,
Herzliebstes Elselein.

Hans Oehme hatte auf der Reise hierher kaum an etwas anderes gedacht, als an das Geheimnis in seiner Truhe und das Urbild der schönen Abkonterfeiungen. Wie war das Mädchen ehemals doch so frisch und heiter gewesen; gestern Morgen beim Abschied, den er von ihr genommen, ohne ihr und dem Vater Zweck und Ziel seines Ausritts anzugeben, hatte sie ihn von Herzen gedauert in ihrer blassen und matten Erscheinung. Würde der unerklärliche, unleidige Zustand, der nun schon mindestens ein Jahr gedauert, sich noch einmal ändern? Diese Frage hatte er sich unterwegs die Dutzende von Malen vorgelegt — jetzt fuhr ihm bei dem Lied, das aus des Goldschmieds Hause erscholl, freudiger Schreck in die Glieder. Das klang ja genau wie Antwort auf jene Frage, sogar an ein Wesen mit dem Namen seines Lieblings war der Trostspruch gerichtet!

„In Gottes Namen denn!" sprach der alte Kriegshauptmann und betrat festen Schritts die Werkstatt Wilm Birkenstocks, noch ehe dieser dem Anklopfenden „Herein" hatte zurufen können.

„Meister Birkenstock — ich nehme an, Ihr seid es —," begann Hans Oehme seine Rede, „ich hab' von Euch als einem tüchtigen Goldschmied gehört und habe auch Sachen gesehen, die Ihr gemacht habt, hübsche Sachen — wahrhaftig, hübsche Sachen."

Wilm verbeugte sich, verlegen errötend.

„Ja, Meister," fuhr der Ritter fort, „Sachen, die mir gefallen haben. Weil ich nun ein Liebhaber guter Goldschmiedearbeit bin, so frag' ich Euch, ob Ihr mir ein ansehnlich Stück aus Gold oder Silber anfertigen wollt, das ich einem alten Freunde als Angedenken verehren kann. Auf den Preis wird's mir nicht ankommen, sofern er dem Wert der Waare angemessen ist."

„Dazu bin ich gern bereit, edler Herr," erwiderte Wilm, „dieweil ich Zeit und Lust zu einem guten Werkstück habe. Was soll's denn sein?"

„Was habt Ihr da in der Hand, Meister? Einen Löffel? Nein, einen Löffel will ich nicht. Ratet mir selbst!"

„Für einen alten Herrn ist's bestimmt?" fragte Wilm.

„Wohl! Er ist in meinem Alter und ein gelahrter Herr, Professor der Gottesgelahrtheit."

„Hm, hm!" Wilm überlegte ein Weilchen. „Wie wär's mit einem Kruzifix auf ein Börtlein überm Bett?"

„Beileibe nicht! Was Weltliches soll's sein!"

„Nun denn, mit einem Humpen? Seht hier diese Zeichnung, breite und reiche Form, ein Bacchus auf dem Deckel!"

„Bacchus, Bacchus?" meinte der Ritter, „nein, das ist nicht die richtige Figur, die für ihn paßt — wie wär's," fragte er dann mit lauerndem Blick — „wie wär's mit einem Pokal und einer hübschen Mädchengestalt darauf?"

„Alter Herr? Gottesgelahrter? Mädchengestalt?" fragte Wilm erstaunt wieder.

„Versteht mich recht, Meister, es könnte ja eine Muse sein, oder 'ne Göttin, oder 'ne Heilige — doch nein, wir sind gut lutherisch, da ist's nichts mit 'ner Heiligen, — aber ein Engel oder dergleichen."

Wilm sah nachdenklich vor sich hin. Als er dem Ritter zu lange schwieg, fuhr dieser fort:

„Nun, ich will ohne viel Umschweif sagen, was ich möchte. Ihr habt vor einiger Zeit einen silbernen Becher angefertigt und von gleichem Metall auch ein Kettlein nebst Anhänger, womit der Hebräer Leib ben Ascher hausieren gegangen ist. Auf beiden Stücken befand sich ein Frauenbildnis, das mir wohlgefallen hat. Wen stellt das Konterfei dar?"

Wilm lächelte. Nach kurzem Zögern antwortete er: „Ich glaube zu wissen, welche Gegenstände Ihr meint. Das Bild darauf stellt die Göttin der Schönheit dar, aber nicht, wie sie einst dem Griechenjüngling Paris erschienen ist, noch

später den großen Meistern der freien Künste, sondern wie sie einem schlichten Zunft- und Handwerksmeister in glücklicher Stunde genaht ist."

„Ihr wollt mich nicht verstehen, oder mir ausweichen, Meister Birkenstock. Ich verlang' zu wissen, welche leibhaftige Person Euch zum Vorbild gedient hat."

Der Ritter hatte die Worte mit einiger Erregung gesprochen. Mit großer Ruhe entgegnete ihm Wilm:

„Ich weiß nicht, wer Ihr seid, edler Herr, aber wärt Ihr auch so hoch gestellt, wie Kaiser und König, wenn ich auf diese Frage nicht antworten wollte, so müßtet Ihr's auch zufrieden sein. Ich will aber ein Übriges thun und Euch nochmals versichern, daß den kleinen Bildnissen, die Ihr erwähntet, nur das Urbild der Holdseligkeit, wie es in meinem Innern entstanden ist und fortlebt, zu Grunde liegt."

Der Ritter sah ihm eine Weile ernst und prüfend ins Gesicht. Dann sprach er:

„Ihr gefallt mir durch Euren Freimut, Meister; so will ich denn auch gegen Euch aufrichtig sein und Euch nicht verhehlen, was mich hergetrieben hat. Ich weiß ein Mägdlein, es steht dem Herzen des greisen Mannes nah, denn es ist die Tochter meines einzigen guten Freundes und lebt bei mir auf meinem Schloß. Seitdem sie die Kinderschuhe verschleppt hat, ist Jungfrau Elisabeth kaum jemals aus dem Schloßfrieden hinausgekommen. Ihr könnt sie also niemals und nirgendwo gesehen haben und doch habt Ihr in den beiden Abbildungen die Züge ihres Antlitzes aufs Getreuste wiedergegeben; ja selbst Äußerliches, wie ihre gewöhnliche Kopfbedeckung, ist genau nachgebildet; daß letztere das in Eurem Innern lebende Vorbild von Haarnetz und Barett sein sollte, wäre doch mehr als wunderbar. Seht, — hierüber Aufklärung zu erhalten, ist der Zweck, der mich hergeführt hat."

Wilm war durch die Worte des Ritters aufs Höchste überrascht. Es gab also ein Wesen, das seiner Traumelse so ganz und gar glich! Sollte sie am Ende doch existieren? Er fragte schnell:

„Wie heißt Ihr, edler Herr, wie Eure Burg?"

„Ich bin der Ritter von Fröbitz, vormaliger kurfürstlicher Feldhauptmann und Geheimer Rat, und bin daheim auf Burg Warnrode. Und, daß ich weiter aufrichtig sei gegen Euch, dort hab' ich in meiner Truhe die beiden Gegenstände zu liegen, von denen wir sprachen."

Wilm war bei Nennung der Namen wieder ruhig geworden. Er bat den Ritter, sich zu setzen und einen Willkommenstrunk anzunehmen, den er sofort bei Mutter Andrießen bestellte.

„Herr Ritter von Fröbitz," sagte er dann, „Ihr spracht vorhin die Absicht aus, bei mir einen Pokal mit einer weiblichen Figur auf dem Deckel zu bestellen. War's Euch damit Ernst? Und meintet Ihr, die Gestalt solle dieselben Züge haben, wie die beiden Köpfe auf Becher und Anhänger?"

„Nun ja!" erwiderte Hans Oehme. „Ich hab' Euch durch die Bestellung verleiten wollen, mir die dargestellte Person zu benennen. Ihr habt mir ehrlich Auskunft gegeben, wenn auch nicht nach meinem Sinn. Wie sollt' ich mein Wort nun nicht gelten lassen? Stellt mir den Pokal nach Eurem Belieben her, aber daß die Figur dem bewußten Vorbild in Mienen und Beiwerk genau gleiche! Seid Ihr damit einverstanden?"

Wilm war's. Sie besprachen beim kühlen Trunk die Einzelheiten des Geschäfts und kamen dann auf andre Dinge. Das Vertrauen, das einer dem andern schnell geschenkt hatte, war die Grundlage gegenseitigen Wohlgefallens. Der Ritter kam noch einmal auf Wilms Ideal weiblicher Anmut zurück und fragte, ob er es schon häufiger dargestellt habe.

„Das wohl," gab Wilm zur Antwort, „doch es ist noch nicht lange her, daß ich der holden Züge, die ich den kleinen Bildnissen gegeben habe, bewußt geworden bin; sie sind mir erst auf einer Fahrt, die ich mutterseelenallein ins Hochgebirge unternommen hatte, scharf zur inneren Erscheinung gekommen. Es war an einem herrlichen Tage. Goldigster Sonnenschein war über die Welt ausgebreitet, über Berge und Thäler, dichte Wälder und kahle Gehänge, und in erhabener Pracht überragte sie alle der Brockensberg."

„Der Teufelsberg!" rief Hans Oehme dazwischen, von heftigem Zorn erfüllt. „Er sei vermaledeit, der schlimme Pesterzeuger! Wer den Fuß in seine Bannmeile gesetzt hat, kehrt an Geist und Gliedern siech zurück!"

„Mit nichten, Herr Ritter! Das bestreit' ich Euch!" entgegnete Wilm, gleichfalls erregt. „Nur bei solchen, die ihn nicht kennen, ist der Berg verrufen als böse Stätte, doch vermag ein Christ auf ihm wohl zu verweilen, sich zum Heil und Segen!"

„Oho! junger Freund! Was wißt Ihr von dem Gespensterhag!"

„Herr Ritter, auf diesem Gespensterhag bin ich selbst gewesen. Als ein trübseliger Mann bin

ich dorthingekommen, aber von aller Kopfhängerei und Schaffensunlust bin ich durch ein Rezeptum kuriert worden, das ich von dort mitgebracht habe."

„Das wäre! Teilt mir Euer Rezeptum mit, Meister, ich bitt' Euch drum!"

Wilm errötete. „Das kann ich nicht, Herr Ritter von Fröbitz, das ist mein eigenstes Geheimnis."

„Ich weiß ein Menschenkind," begann der Ritter wieder, nachdem beide eine Zeitlang geschwiegen hatten, „ein liebes Menschenkind, dem das Rezeptum helfen möcht' aus demselben unseligen Zustand von Kopfhängerei und Schaffensunlust, an dem Ihr gelitten haben wollt und von dem es seit Jahr und Tag befallen ist. Viel gäb' ich drum, wenn ich das Mittel wüßt' und dadurch meinem Herzkäfer den verlorenen Frohsinn wiedergeben könnte. — Meister Birkenstock! Wenn Ihr es mir nicht verraten wollt, seid Ihr dann vielleicht geneigt, es der Ärmsten selbst zu verabreichen? Es ist Elisabeth, die ich meine, das Mägdlein, dessen Antlitz Euch, wie Ihr gesagt habt, als das Urbild aller Holdseligkeit vorschwebt. Ihr thätet ein christlich Werk und wäret ungemessenen Dankes zweier Greise sicher, die um ihr Liebstes auf Erden schwer besorgt sind. Hier meine Hand! Schlaget ein und kommt mit mir nach Warnrode!"

Wilm Birkenstock war von seinem Stuhl aufgesprungen. Eine Schar mächtiger Gefühle drehte sich wie im Wirbel in seiner Brust: Scham — — er sollte seine heimliche Entdeckung, daß die Liebe, die er im Traum kennen gelernt, ihn mit Lebenskraft gestärkt und daß Arbeit und Fleiß ihn zum neuen Menschen gemacht hatten, dies zarte Geheimnis sollte er preisgeben? Und tiefes Mitleid war unter jener Schar von Herzensregungen, Mitleid mit dem flehenden Graukopf und dem gemütssiechen Mägdlein; und endlich der heiße Wunsch, die süßen Züge seiner Traumelse in Wirklichkeit zu sehen. Wieder durchzuckte ihn der Gedanke, sie könne doch eins sein mit der Jungfrau auf Burg Warnrode. Hastig legte er die Hand auf den Arm, den der Ritter noch gegen ihn ausgestreckt hielt.

„Herr Ritter, erst sagt mir noch dies Eine: Ihr schaltet vorhin den Brocken als eine Stätte, wo man krank wird an Leib und Gliedern. Was gab Euch den heftigen Zorn ein?"

Der Ritter blickte dem Fragenden scharf ins Auge. Als er nichts von Tücke und Hinterlist drin las, erwiderte er mit gedämpfter Stimme:

„Meister, Ihr habt heut schon viel Vertrauen von mir erfahren, so mögt Ihr denn auch das letzte, was mein Herz bedrückt, vernehmen. Ihr glaubt nicht an die schlimme Eigenschaft, die man dem Brockensberg nachsagt, daß er dem Teufel und seinen Unholden geweiht ist. Aber wer außer Euch ist ganz frei von dieser Meinung? Und wenn die Menschen erführen, daß wir, Elisabeths Vater und ich, die stille Wahrnehmung gemacht haben, daß es um den Gemütszustand und offenbar auch um das leibliche Befinden unseres Lieblings schlecht bestellt ist, seitdem sie den Vater auf einer Fahrt begleitet hat, die er aus Wißbegier auf den übelberüchtigten Berg unternommen, glaubt Ihr nicht, daß sich dann leicht Einer finden möchte, der zum Schuft an ihr würde und die Sache an den hochnotpeinlichen Hexenrichterstuhl brächte? Doch was ist Euch, Meister Birkenstock?"

Der aber stand wie ein Verzückter da mit hoch emporgehobenen Armen und wollte reden oder rufen, doch die Stimme versagte ihm ein paar Mal, dann aber strömten die Worte von seinen Lippen:

„Oh, es ist also doch wahr! Elisabeth lebt leibhaftig und das holdeste Ereignis meines Lebens ist kein Traum gewesen, sondern liebliche Wahrheit! Dank dir, mein Herr und himmlischer Vater!"

„Was ist Euch, Meister?" wiederholte der Ritter.

„Was mir ist?" jubelte Wilm, „das Glück ist bei mir eingekehrt, in Eurer Gestalt, Ritter Hans Oehme, denn so heißt Ihr doch auch, und es hat mir Heilung gebracht von langem, närrischem, liebem, bösem Wahn! Und wenn ich nicht von Stund' an der vernünftigste Mensch auf Erden sein sollte, so würd' ich der närrischste sein vor diesem Glück! Und hier schlag' ich ein, Ritter Hans Oehme, und reit' mit Euch nach Eurer Burg — Tuskulum nenn' ich sie. Und nun zürnt mir nicht, Ihr wißt noch gar nicht, was für Segen Ihr mir gebracht habt mit einem einzigen Wort!"

* * *

Wieder sind ein paar Jahre vergangen. —

In der alten Reichsstadt im Haus zur goldnen Amsel erschallt Tag für Tag fröhlicher Gesang des Goldschmiedemeisters Wilm Birkenstock, des weithin wegen seiner Kunstfertigkeit Berühmten. Seine Mitbürger sprechen oft von ihm in erklärlichem Stolz. Über wen aber weit weniger geredet wird, grade nur soviel, als es über eine gute Hausfrau sein soll, das ist Frau Elisabeth, des Meisters Eheliebste, die in seinem Hause still und freundlich waltet.

Und daß er sie heimgeführt hat, ist so gekommen: Während er mit dem Ritter Hans von Fröbitz, dem Hans Oehme, damals nach dessen Burg ritt, erzählte er ihm die ganze Geschichte

seines Lebens mit all' ihren Vergnüglichkeiten und Thorheiten, insbesondre aber das Erlebnis auf dem Brockensberge und stellte anschaulich dar, wie ihm die plötzliche Beseligung durch die Liebe so wunderbar erschienen, daß er nach dem Verschwinden der holden Erscheinung gleich einem Schlaftrunkenen umhergewandelt sei und sie für ein Traumgesicht gehalten habe; dennoch habe er gerade daraus reicheren innerlichen Gewinn gezogen, als aus der Fülle seiner wirklichen Erlebnisse. Und gar nichts anderes, als die solchermaßen entstandene Überzeugung, daß dem Menschen Heil und Segen vornehmlich aus fleißigem, auf fröhlicher Stimmung des Herzens beruhendem Schaffen erwachse, sei das Rezeptum, das er von der Fahrt auf den wilden Berg mitgebracht habe. Nun sei er allerdings recht besorgt, ob dies Rezeptum auch auf den Fall der Jungfrau Elisabeth passe, aber — hierbei lächelte er verschämt — er sei ein Sonntagskind, was er jetzt für sich ja wieder erfahren habe, und möglicherweise finde er deswegen noch das richtige Kräutlein, das der Leidenden helfe. „Und nun, Herr Ritter," schloß er seinen Bericht, „nun ist mir auch klar, weshalb ich ungeachtet des Wahns, daß die Geliebte meiner Seele nicht von dieser irdischen Welt sei, gar häufig das Lied habe singen müssen:

Ach Elslein, liebes Elselein,
Wie gern wär' ich bei dir!
So sind zwei tiefe Wasser
Wohl zwischen dir und mir.

Das bringt mir große Schmerzen,
Herzallerliebste Maid,
Nun brennt in meinem Herzen
Das bitterböse Leid.

Hoff', Zeit werd' es wohl enden,
Hoff', Glück werd' kommen drein,
Sich Alles gut noch wenden,
Herzliebstes Elselein!"

„Und das hoff' ich mit Euch, Meister Birkenstock, mein junger Freund," setzte Ritter Hans Oehme mit herzlichem Ausdruck hinzu.

Wilms Sonntagskindschaft bewährte sich in der That, wie er geahnt, auch diesmal wieder vorzüglich, denn er besaß bereits unbewußt das rechte Kräutlein und brachte es mit nach Burg Tuskulum. Es war im Flursaal des Schlosses, wo Hans Oehme der Jungfrau den schmucken Meister zuführte — der Vater saß indes in seiner Stube über emsigem Studium — und sich über den Anfang des Endes ihres verworrenen Zustandes vergewisserte. Heftiger Schrecken machte sie wie zu Tode erbleichen, sie starrte den Gast mit weitgeöffneten Augen an, dann, als sie den Ausdruck inniger Liebe und zugleich zärtlichen Mitleids gewahrte, mit dem Wilm sie betrachtete, trat das Blut ihr vom Herzen zurück und ihre Wangen röteten sich lieblich, wie in der Zeit vor ihrer langen Trübsal. Da erkannte Hans Oehme, daß heimliche Liebe und Sehnsucht ihre Krankheit war und sein junger Freund das rechte Heilmittel bei sich trug. Doch er schwieg fein still dazu und ging hinaus, um den Vater zu holen und auch ihn des Anblickes der ihrem Liebling wiederkehrenden Genesung teilhaftig werden zu lassen.

Als Wilm nach einer Woche von den Bewohnern der Burg Tuskulum Urlaub nahm, war die Heilung des Mägdleins vollendet und die Neuerblühte hatte ihm unter Zustimmung der beiden Grauköpfe auf die Frage, die er einstmals auf der weltentrückten Insel im Nebelmeer und jetzt von Neuem an sie gerichtet hatte, die Antwort erteilt, sie wolle sein ehelich Weib werden in Minne, die da zweier Herzen Wonne ist.

Wie er den Mut zur Wiederholung der Werbung gefunden, war ihm hernach eigentlich selbst nicht ganz klar. Er hat sich später gegen seine Liebste öfters dahin geäußert, daß ihm die Frage droben in Gottes herrlicher freier Natur viel leichter über die Lippen gegangen sei, als innerhalb der doch gewiß recht traulichen vier Wände des Burgsaales. Daraus schließe er, so fügte er neckisch hinzu, daß seine Else dem ungestümen Wildfremden damals mehr von der Geneigtheit ihres Herzens gezeigt, als es ihr hernach dem zahmen Gaste ihres Hauses gegenüber zu verraten beliebt habe, und hätte sie dann nicht durch die Freude an den beiden ihr aus Hans Oehmes Schatztruhe zugewendeten Bildnissen etwas Anteilnahme an der Person des Künstlers hindurchblicken lassen, so würde dieser wohl noch immer darüber klagen müssen, daß zwischen ihm und seinem Elselein zwei tiefe trennende Wasser seien. Dann gab sie ihm wohl einen leichten Schlag auf den Mund oder auch einen Kuß und befahl dem närrischen Manne, artig zu sein, sonst könne er's noch erleben, daß sich seines Elseleins Leibhaftigkeit ihm wieder zur Traumgestalt verwandle. Er aber lachte dann glücklich dazu und sprach:

„Nur zu, lieb Elselein! Kennst du doch meinen Wahlspruch: Bedenke dein Werk mit Ernst und führ' es fröhlich aus, dann kann's dir gleich sein, ob du die goldene Frucht in greifbarer Wirklichkeit pflückst oder dahinwandelnd in seligem Traum."

Quempas und Liebesleier.

In der Marienkirche der ehemals durch den Reimspruch:

> Der bernauische heiße Brei
> Macht die Mark hussitenfrei!

zugleich als eine hervorragende Braustätte und als die Besiegerin der Koskaschen Hussitenhorde gefeierten Stadt Bernau hängt an einem Pfeiler das mit Ölfarben gemalte Brustbild des Propstes Martin Strömann, der während des dreißigjährigen Krieges die Seelsorge für die Bernauer in rühmenswerter Weise ausgeübt hat, und dessen Gebeine unter dem Hochaltar der Kirche ruhen.

Das Bild zeigt einen stattlichen Mann in vorgerückten Jahren und von ernsten Gesichtszügen und läßt bei genauer Betrachtung erkennen, daß der Maler an der rechten Hand des Konterfeis nachträglich eine Änderung vorgenommen hat. Hierüber berichtet der bernauische Chronist Seiler also: Der Maler habe dem seligen Manne erstlich eine sogenannte Plattmütze in der rechten Hand gemalt von der Art, die damals unter den Predigern aufgekommen sei; die Frau Witwe aber habe die Mütze, die sie für eine neue stolze Mode gehalten, aus dem Grunde, weil ihr Eheherr bei seinem Leben kein sonderbarer Patron solcher Mützlein gewesen sei, ausstreichen und ihm eine Blume in die Hand malen lassen.

Beider Eheleute Sinn ist hierdurch artig gekennzeichnet: er ein ernsthafter Mann, altmodischem Krimskrams abhold, sie ein blumenfreundliches Wesen voll Verständnis für die Eigenart des Gatten. —

Martin Strömann, der Sohn eines bernauischen Bürgermeisters, war in dem jugendlichen Alter von fünfundzwanzig Jahren kurz nach Beginn des großen Krieges, doch noch bevor der schreckliche Sturm über die märkischen Fluren hereinbrach, in das wichtige und für damalige Verhältnisse recht einträgliche Amt des Propstes seiner Vaterstadt berufen worden und hatte bald nach Neujahr 1620 Dorothea Gaster, eines Stettiner Ratsverwandten Tochter, ehelich heimgeführt. Dies vermeldet ebenfalls der Chronist, der mir noch manches andere von dem, was ich erzählen will, anvertraut hat, wennschon ich wegen des Hauptbegebnisses in dem jungen pröpstlichen Ehestande auf diejenigen Quellen angewiesen war, die gemeiniglich den Poeten allein zugänglich sind, und die sie aus Handwerksrücksicht nicht verraten sollen. — — —

Der erste Advent des Jahres 1620 stand vor der Thür. Noch einmal, ehe die Natur dem alljährlichen großen Sterben verfiel, das von den Posaunenstößen der Novemberstürme voraus verkündigt worden war, gab es milde Tage mit blauem Himmel und tröstlichem Sonnenschein, umhüllte Dämmerduft die Gegenstände der Ferne und spielte zitternder Glanz auf den wenigen vergilbten Blättern, die der Wind der alten Linde vorm lateinischen Schulhause nächst dem Marienkirchhof gelassen hatte.

Aus dem Brauhaus der gleichfalls an diesem Kirchplatz gelegenen Propstei, aus dem der Rauch kerzengerade hochstieg, verkündend, daß neuer Sud des vielbegehrten Priesterbräus in der Pfanne kochte, war die junge Herrin des Pfarrhofes in den anstoßenden Garten getreten. Es war kein sehr erfreuliches Bild, das sich ihren Augen bot: umgegrabene Beete und längs des Zaunes sowie der Steige dürftige blattlose Stämmchen. Die Bäume, die vormals der Stolz des Gartens gewesen waren, hatte die noch unverblühte Witib des Amtsvorgängers Strömanns, die sich auf letzteren Hoffnung gemacht, aus Ärger über deren Fehlschlagen vor ihrem Abzug aus der Propstei niederhauen lassen. Ihre Nachfolgerin im Regiment hatte sich beeilt, auf der Stätte der Verwüstung neue Ordnung zu schaffen, und im Frühling und Sommer allerlei bunte und wohlriechende Blumen auf den Beeten gezüchtet, im Spätherbst aber an die hundert Stämmchen von Obstbäumen mit dem Wunsch auf fröhliches Gedeihen und einstige dankbare Vergeltung eingepflanzt. Nun war sie heute, wie seither täglich, herausgekommen, um nach ihren Pfleglingen zu sehen, obwohl der schärfste Blick keine Veränderung an ihnen wahrzunehmen vermochte. Doch wessen sich die Pröpstin einmal angenommen hatte, verlor für sie nimmer an Interesse, sofern es ihr eine gute und gewinnbringende Sache deuchte.

Die schlanke Gestalt in ein züchtig anliegendes blaues Wollengewand gehüllt, im Schmuck ihres hellblonden Haares, das am Hinterhaupt in einen Kranz geflochten war, während zu beiden Seiten des frischen Antlitzes gelockte Strähnen auf den breiten gestickten Halskragen herabfielen, ging sie jetzt mit leichten Schritten die Steige entlang, hin und wieder aber blieb sie stehen, um ein Stämmlein fester an seine Stütze zu binden oder auch nur die Spitze schmeichelnd mit der Hand zu streicheln.

So hätte sie ihrem Eheherrn, der in der klassischen Mythologie stark beschlagen war, als eine liebliche Verkörperung der die Erde zu reichlichem

Wachstum von Bäumen und Kräutern segnenden Göttin Ceres erscheinen können, wenn er aus dem Fenster seiner Studierstube nach dem Garten hinausgeschaut hätte. Das jedoch that er zu eignem Schaden nicht; er saß jetzt wieder, wie so viele Stunden des Tages und der Nacht über verzwickten Berechnungen des Laufes und der Begegnung der Gestirne; denn neben seinem Amte erfüllte ihm die Astrologie Herz und Sinn. Und das war der Wermut, den seine junge Gattin tagaus tagein aus güldenem Becher schlürfen mußte.

Auch zu dieser Stunde, als sie am Ende des Gartens umgekehrt war und fast bangsam nach dem Fenster der Studierstube sah, dachte sie schmerzlich daran, wie anders, als sie einst geträumt, gehofft, gewollt, ihr die Wirklichkeit mitspielte. Mit tiefem Seufzer trat sie einen Schritt zurück, lehnte sich an den Gartenzaun, kreuzte die Arme übereinander und behielt den Blick unverwandt nach jenem Fenster gerichtet. Allmählich verschwand der Umriß des Hauses vor ihrem Gesicht und ferne Welt, ferne Zeit tauchte auf.

Sie sah sich selbst als lustig umhertollendes Kind im Elternhause an der Oder und dann als knapp erblühtes Jungfräulein, das nach dem plötzlichen Tode der Mutter die Sorge für ein halb Dutzend jüngere Geschwister und umfangreichen Haushalt übernehmen mußte, das sich redlich abmühte, fleißig schaffte und die Verblichene, dem Vater zu Freud' und Dank, in vielen Dingen zu ersetzen vermochte, trotz aller Arbeit und Plage stets heiteren Sinnes und guter Laune.

Dann war einmal eine liebliche Maienzeit gekommen, in der sie der Vater zum Lohn für all ihre Gutthat nach Köln an der Spree hatte reisen lassen zur Hochzeit ihrer vertrautesten Freundin mit einem kurfürstlich brandenburgischen Hofmedikus. Auf dem Hin- und Rückweg hatte sie Obdach und Gastfreundschaft bei dem Bürgermeister Strömann in Bernau, einem guten Kameraden ihres Vaters von Jugendzeiten her, in Anspruch genommen. In dem wohlgeachteten bernauischen Hause war ihr der Sohn, den der Rat eben erst in die oberste Pfarrstelle vociert, entgegengetreten, im frischen Glanze der rühmlichen Auszeichnung strahlend, und hatte durch seine Wohlgestalt, seine schönen Gesichtszüge, durch Leutseligkeit und den Ruf der Weisheit, sowie lautersten Wandels sofort ihr Herz gewonnen. Auch sie schien vor seinen im allgemeinen nur auf hohe Dinge gerichteten Augen Gnade gefunden zu haben. Es wäre aber wohl bei der flüchtigen freundlichen Begegnung geblieben, hätte nicht alsbald die gescheite, in weltlichen Angelegenheiten weitsichtige und thatkräftige Bürgermeisterin die Fäden des Geschickes in die Hand genommen und mit Hilfe der beiden Väter für die jungen Leute das Band des Verlöbnisses gewirkt. Das Mägdlein hatte mit verschämten Mienen eingewilligt, der geistliche Herr dagegen mit ungestörtem Gleichgewicht der Seele, im Vertrauen auf die weise mütterliche Lenkung und unter Berufung auf das Wort des Apostels Paulus an Timotheum: ein Bischof soll eines Weibes Mann sein.

Der Brautstand war nur ein kurzer gewesen, und die Verlobten hatten sich während der Trennung nicht näher kennen gelernt, zumal das Schreiben von Briefen unter Brautleuten derzeitig nicht Mode war. Noch ein Christfest hatte die Maid im Kreise der Geschwister verleben dürfen, dann war sie abermals nach Bernau gezogen, wo der Archidiakon der Marienkirche die christliche Ehe des ehrwürdigen Präpositus Martin Strömann mit der ehr- und tugendsamen Jungfrau Dorothea Gasterin einsegnete. Hernach aber fand im Rathaus unter großem Zuspruch von beiderseitigen Verwandten und Freunden, sowie achtbaren Bürgern eine geziemende Hochzeitsfeier statt, wobei der neue Rektor der lateinischen Schule, Matthias Reimann, ein in deutscher Sprache verfaßtes Hochzeitscarmen vortrug und in seinen Versen der errötenden Braut allerlei Süßigkeiten des Ehestandes vorzukosten gab. Ein abscheulicher Mensch, dieser Schulmeister! Die Pröpstin stampfte mit dem zierlich beschuhten Fuß kräftig auf die Erde, als sie dessen gedachte.

Da war es mit dem Spiel der Erinnerung vorbei und sie merkte, daß sie geraume Zeit von demselben Fleck nach dem Fenster ihres Herrn ausgeschaut hatte. Darüber errötete sie, wie einst über die Späße des Rektors, und lief flugs in die Brauerei zurück, wo sie den Knecht antraf, wie sie ihn verlassen hatte, unter eintönigem Singsang die süße, mit duftigem Hopfen versetzte schäumende Malzwürze in der Pfanne mit einer Stange umrührend.

„Daß du mir den Brei nicht anbrennen läßt, Brose Hampe!“ rief sie, mit dem Finger drohend, „du liebst, im Stehen zu schlafen, ich aber muß sorgen, daß ich allen Bestellungen auf unser Bier aus dem Barnim und von weiter her gerecht werde!“

Alsdann ging sie ins Wohnhaus, überzeugte sich in der Küche davon, daß die Mägde ihre Schuldigkeit thaten, und trug demnächst in der geräumigen, nach dem Kirchplatz hinaus gelegenen

Stube ihren Spinnrocken ans Fenster, wo sie bei dem geheimnisfreundlichen Schnurren des Rades von neuem träumerischer Erinnerung verfiel.

Der Stern auf dem hohen Dachreiter der Kirche blinkte hell in der Sonne, wie vor zehn Monaten der Morgenstern ihrer Ehe. Aber Eisblumen hatten an den Fensterscheiben geblüht, da sie in die Propstei eingezogen war, und kühl und frostig war ihr Ehestand ausgefallen von Anbeginn bis auf den heutigen Tag. Daran war sie selbst, beim Herrgott! nicht schuld!

Und ihr Eheherr? — Ja — und nein! — Nicht daß er sich in irgend einer Weise gegen sie verfehlt hätte, worüber sie Klage vor den Menschen führen dürfte! Im Gegenteil, er hatte sie von vornherein als seine Hausehre geachtet und ihr die Herrschaft in allen weltlichen Dingen vertrauensvoll übertragen, er war mild und gütig gegen sie, er zeigte sich als treuer Berater, wenn sie ihn um Rat anging, und heischte solchen von ihr, wenn er selbst einmal genötigt war, sich mit häuslichen Angelegenheiten zu befassen; auch hatte er schon wiederholt danach getrachtet, sie in ernst- und lehrhafte Disputation hineinzuziehen und solchergestalt sie in den werk- und sonntäglichen Feierstunden zu unterhalten.

Aber sie hatte nach Mehrerem gedürstet und er darin ihre Sehnsucht nicht gestillt. Von trauten und heimlichen Huldigungen hatte sie einst geträumt, die ihr der Eheliebste erweisen sollte, doch er hatte sich als ein gerecht wandelnder, gleichwohl nimmer zu zärtlicher Liebesbezeugung aufgelegter Herr gezeigt. Wenn sie ihm innig ins Auge geschaut, hatte er wie in unfaßbare Weite gesehen auf der Gedankenjagd nach Hohem, Herrlichem, nicht aber nach Lieblichem, Herzlichem, Erreichbarem. Ihr Spieglein sagte es ihr oft, ohne daß sie eitel geworden wäre, wie anmutig sie von Gestalt und Mienen war — wie hätte es sie beglückt, wenn er sich dieser Gottesgabe gefreut und aus solcher Freude dann in stillen Stunden traulichen Beisammenseins oder auch nur beim flüchtigen Blick von Aug' zu Auge kein Hehl gemacht hätte! Wie wäre sie mit Wonne erfüllt worden, hätte er ihr nur einmal kosend die Hand auf die goldene Pracht ihres Haares gelegt, ihr nur einmal zu anderer Zeit, als wenn's den Morgen- oder Nachtgruß galt, die Lippen geküßt und in anderer Weise, als dem alten guten Ohm gleich, der vom Munde der Kindlein schuldigen Dank entgegennimmt! Er ein junger, stattlicher Mann, mit sehenden Augen im Kopfe und richtig schlagendem Herzen in der Brust — solch' steinerner Roland!

Hatte ihm das viele Studieren den Blick getrübt? Hatte ihn das Bewußtsein der früh erlangten hohen Stellung zu einem Heiligen gemacht, wie ihn die Päpstlichen sich nicht besser und — thörichter wünschen konnten? Hatte er sie nur gefreit, um eine tüchtige Schaffnerin für seinen Haushalt zu gewinnen? —

Und doch! War es nicht ein Zeichen reiner Liebe gewesen, daß er sie hatte teilnehmen lassen wollen an den Freuden, die außer seinem heiligen, mit Treue wahrgenommenen Amte sein Herz erfüllten? Daß er ihr die Wunder des nächtlichen Himmels gewiesen und erklärt, und dann, nachdem sie sich hierüber augenscheinlich gefreut, den Sinn für die erhabene Kunst der astronomischen Rechnung hatte erschließen wollen, ihr, die froh war, die Rechnungen über die Einkünfte der Propstei aus der eigenen Landwirtschaft und Schäferei, der zins- und accisefreien Bierbrauerei, dem Weinberg, den Deputaten, Beichtpfennigen, Quartal- und sonstigen Opfern führen zu können? In jenem Punkte hatte er schier Unmögliches verlangt und sie sein Ansinnen nach ihrer lustigen, lachenden Art abgewiesen.

Hatte er sie nicht an sein Herz ziehen wollen, wenn er ihr die aus langer ermüdender Arbeit am Himmelsglobus und Astrolabium hervorgegangenen Prophezeiungen großen Unheils, schwerer Kriegsläufte, schrecklicher Krankheiten und grauser Hungersnöte mitgeteilt? Sie aber hatte sich bei all' dem Greuel, den er aus den Aspekten der grimmigen Planeten Saturn und Mars herausgerechnet, geschüttelt, sein Treiben als unchristliches Werk, als unvereinbar mit seinem geistlichen Amte bezeichnend.

Hätte sie nicht eingehen sollen auf seine Schrullen und Sonderbarkeiten? Würde sie ihn nicht durch deutlich bewiesenen Anteil an seiner Erlustigung erfreut und dadurch für ihre innersten Herzenswünsche empfänglich gemacht haben? — Vielleicht! —

Doch wie die Sache jetzt stand, war er nur noch weitergeflüchtet aus dem Zauberkreis, den ihre Jugend und Schönheit um die ihr Nahenden zog. Nun bekam sie ihn nur noch zu den täglichen Mahlzeiten und vorangehenden häuslichen Andachten oder in der Kirche zu sehen, sonst saß er in seiner Studierstube, das leibliche Auge nur für Buchstaben, Zahlen und Sterne, das Auge der Seele nur für die erhabenen Geheimnisse der Gottes-

gelahrtheit und der astrologischen Wissenschaft geöffnet. —

Solche Gedanken waren's, die der einsamen Spinnerin das Herz bedrückten, das in heißer, süßer, reiner und treuer Liebe für den unnahbaren, heiligen und gerechten Gatten pochte. —

Die drei tiefen Schläge der Beteglocke auf dem Marienturm hatten den Bernauern die Mittagsstunde verkündigt. In der Probstei setzte die Magd den dampfenden, mit bräunlicher Bratwurst umkränzten Grützbrei auf den Tisch und die Hausfrau ging, den fleißigen Gemahl zum Essen zu rufen. Beim Eintritt in sein Zimmer fand sie ihn im Gespräch mit Matz Reimann, dem Rektor und Versschmied, einem geborenen Thüringer, dessen lebhaftes Wesen und sonderbare Redeweise, denn er gehörte zu den Neuerern, welche die deutsche Sprache unbarmherzig von jedem Fremdwort reinigen wollten, in auffälligem Gegensatz zu der gemessenen Haltung und der sich in den Grenzen des Herkömmlichen bewegenden Sprechart des Propstes standen. Sonst glich er ihm einigermaßen an Gestalt und Antlitz und war nur wenig älter.

Als der Schulmeister die junge Frau gewahrte, begrüßte er sie mit tiefer Verbeugung und wohlgesetzter Rede, dann wandte er sich wieder an den Propst, der der lateinischen Schule als Inspektor übergeordnet war.

„Ew. Ehrwürden," versicherte er, „sollen bald zu mehrerer Gunst für dero untergebensten Lernanstaltslenker davon überzeugt sein, daß die Böcklein meiner Herde, wie ich die Lernbuben mit gnädiger Erlaubnis dero hier anwesender wertgeschätzter Gemahlin bildlich zu nennen wage, unter meiner Selbstherrschaft, ohnerachtet der strengeren Unterweisung in denen Wissenschaften, dennoch in der Kunst anmutiger Buchstabenritzung keineswegs zurückgekommen sind, vielmehr einen Quempas stabritzen können, wie ihn der ehrwürdige Herr Lernanstaltsbeschauer und dero liebwerte Frau Beschauerin nicht zierlicher von Federführung und Ausmalung gesehen haben mögen — Doch ich verstehe der fürtrefflich sorgenden Hausherrin Anwesenheit, wenn ich selbige mit dem Läuten der Bürgerbeteglocke zusammenreime, und wünsche aus sothanem Grunde allerseits untergebenst eine gesegnete Mahlzeit!"

Ein paar artige Bücklinge, und der Lernanstaltslenker, wie der Sprachreiniger seinen eigenen Titel Schulrektor übersetzte, war draußen. Noch bevor die Gatten am Eßtische saßen, fragte die Schulinspektorin — auf Reimannisch Beschauerin — was es mit dem Quempas und dem Stabritzen, welche Worte sie eben zum ersten Male gehört, für Bewandtnis habe; der Gatte sprach das Tischgebet, und froh, ein wenig dozieren zu können erklärte er:

„Es ist eine alte und fürwahr sehr schöne Sitte in unserer lieben Kirchengemeinde, daß alljährlich in der heiligen Nacht die Geburt des Christkindes durch die Stimmlein von Kindern verkündigt wird, indem sie ein lateinisch Lied singen, das also anhebt:

> Quem pastores laudavere,
> Quibus angeli dixere —
> Absit vobis jam timere! —
> Natus est Rex gloriae!

Zu deutsch: Den die Hirten auf dem Felde priesen, als ihn die Engel verkündet hatten, siehe, dein König der Ehren ist geboren, nun hat all' Angst und Not ein Ende! Diesen Hymnus also singen die Kinder, sowohl die älteren Lateinschüler als auch etliche eifrige Mägdlein aus des Küsters Peter Seeger Jungfernschule, in der Christmette, wobei sie glänzende Lichtlein vor sich halten. Nach den Anfangssilben aber nennen sie ihn den Quempas und ferner ist es hergebracht, daß sie etwelche Wochen vor Weihnachten an diesem Quempas sich in der Kalligraphia üben, indem sie denselben, in preiswertem Wetteifer, mit zierlicher Fraktura in ein Büchlein schreiben, oder, nach des Rektors sonderbarer Verdeutschung, stabritzen, die Initiales der Verse künstlich kolorieren und allerlei Bilder daneben malen, die sich auf die Erscheinung des Christs, als des Königs der Ehren, beziehen. Und es ist jedem Bernauer Stadtkind ein Stolz, noch in späteren Jahren seinen Quempas aufweisen zu können, wie es selbigen einstmals mit wohlgefälligem Fleiß kalligraphieret hat."

„Auch mein Gemahl hat in der Schulzeit dieses Lied abgeschrieben und die Schönschrift aufbewahrt?" fragte die Pröpstin.

„Gewiß, Dorothea!" erwiderte der Gatte. „Ich will dir nachher mein Lehrlingsstück zeigen, da ich es unter meinen Skripturis sorglich aufbewahrt halte."

Und das that er nach dem Essen. Der Stolz bernauischer Stadtkinder auf ihr Quempasschreiben war bei ihm wieder erwacht und belebte seine Mienen, was die Pröpstin mit solchem Gefallen bemerkte, daß sie mehr nach dem Angesicht des Mannes, als nach dem Heftlein schaute, ein Umstand, auf den er selbst nicht achtete, weil er nur Augen für sein Machwerk zu haben schien. Bald

darauf begab er sich wieder ans Studieren und die Pröbstin an die Ordnung des Haushaltes.

Ein paar Stunden später, als sie von ihrer Stube den Lärm der Schüler hörte, die für heute dem Zwang der Klassen entliefen, schickte sie eine Magd hinüber, um den Rektor, der als unbeweibter Mann mit den ledigen Schulgesellen im Schulhaus wohnte, zu bitten, daß er sich auf ein weniges zu ihr bemühen möge. Matz Reimann ließ nicht lange auf sich warten und erschien beim Anbruch der Dämmerung vor der Hausehre seines gestrengen Inspektors.

„Herr Rektor," sagte sie, nachdem sie seine höflichen Verbeugungen mit der durch die Sitte der Zeit vorgeschriebenen Umständlichkeit erwidert hatte, „Ihr habt Euch heute dessen berühmt, daß unter Eurer Schulherrschaft die bernauischen Knaben sich im Quempasschreiben auszeichnen würden. Nun bitt' ich Euch, so Ihr Zeit dazu habt, mich heimlich in solcher Kalligraphia zu unterweisen, da ich meinem Herrn und Gemahl mit eigner Abschrift dieses mir bisher unbekannt gewesenen Liedes eine Freude zu machen gedenke. Wollt Ihr das thun? Aber es ist, wie gesagt, eine Heimlichkeit, von der mein Herr vorerst nichts erfahren darf."

Die Blicke des Schulmeisters hatten sich verklärt.

„Poscimur!" rief er, „poscimur! Man heischet uns! Also singt der erhabene lateinische Leierer Horatius, wohlehr- und tugendsame Frau Beschauerin, und weiter singt er dann:

Du süßes Labsal du und traute Arzenei
Der Müh'n, ich grüße dich! Itzt mach' und komm herbei!

womit er sein Schafsdarmspiel meinet, das ihn, sobald er's zupfet, mit feinem Geräusch und lieblichem Zusammenklang erquickt. Ich aber, obwohl auch ich mich zu den Reimfindern und Klangleimern zähle und manches Gedicht erklügelt habe, vormals in lateinischer, doch seit einigem in teutscher Sprache, da diese in der Wiedergeburt lieget und herrlicher Auferstehung entgegensieht, ich aber meine: komm' herbei, du vornehme Kunst Schönrunenritzung, und diene der holdseligen Frau Beschauerin zu rechtschaffener Ergötzlichkeit! Ich will dich zu ihr führen, denn poscimur! man heischet uns!"

„Ihr geht also, wie ich Euch verstehe, auf meine Bitte ein, Herr Rektor?" äußerte die Pröpstin auf seine begeisterte Apostrophe. „Dann laßt uns aber bald beginnen!"

„Carpe diem!" deklamierte jener, „pflücke den Tag! wie derselbe Leierer Horatius singt und was ich also verdolmetsche:

Was heute man vermag mit Emsigkeit zu thun,
Bleib nit bis andern Tag auf ihme selbst beruhn!"

Der Pröpstin war das carpe diem ganz recht, aber sie nahm den gereimten Rat des Magisters nicht wörtlich, indem sie ihn gerade auf den anderen Tag verwies, damit sie sich erst ein Heftlein zusammennähe, wie es sich für das Quempasschreiben schicke. Und dann begann die heimliche Arbeit, die der Schülerin wohl von statten ging, da sie in der Kalligraphie, insbesondere der Frakturschrift, auch im Zeichnen einfacher Bilder nicht unbewandert war und neben dem sorgfältig instruierenden und korrigierenden Lehrer Matthias Reimann noch eine unsichtbare, fürtreffliche Lehrmeisterin hatte, nämlich die Liebe.

Als sie wahrgenommen, mit welchem Behagen der Gatte sein Quempasheftlein betrachtet, da war ihr der Gedanke aufgestiegen, es könne ihn freuen, wenn sie, nun auch eine Bernauerin, ihm ihren eignen Quempas zeige und beweise, daß sie an seinen kleinen Liebhabereien regen Anteil nehme. Ob er ihr dafür nicht Dank wissen und ob ihn solche, auf dem Grunde artiger Spielerei entstehende Beziehung der Gattin nicht innerlich näher bringen, nicht zutraulicher machen würde? In astrologicis konnte sie nun einmal nicht dem Fluge seiner Gedanken folgen und ihm selbstschaffend eine Freude bereiten; was sie ihm in häuslichen Dingen Gutes erwies, nahm der von Kind an Verwöhnte als schuldigen Dienst und pflichtmäßige Aufmerksamkeit hin; jetzt vermochte sie ihm etwas Außergewöhnliches zu bieten — das mußte doch sein Herz rühren, ihn doch einmal zu einer zärtlichen Regung zwingen infolge deren ihm die Augen aufgethan und die Anmut, sowie das süße Begehren der jungen Frau nach liebevoller, zärtlicher Behandlung offenbar würden! In solcher Glückeshoffnung schwelgte Dorothea Strömann fortan und daher nahm ihre Arbeit fröhlichen und gedeihlichen Verlauf.

Als wenige Tage vor der Christmette der Propst die ihm ins Haus gebrachten Quempasschriften der kalligraphierenden Jugend aus der lateinischen und der Jungfernschule durchsah, trat seine Hausfrau an den Tisch, auf dem die Heftlein in wohlgeordneten Reihen lagen, und überreichte ihm, knirend und schelmisch lächelnd, ihr eignes Machwerk.

„Bin zwar kein Bernauer Stadtkind, wie mein trauter Gemahl," sprach sie dabei, „und habe in meiner Vaterstadt nur mäßige Unterweisung in der hiesigenorts mit ausnehmendem Erfolg geübten

Kalligraphia erhalten, doch ich wollte als eines bernauischen Bürgersohns Gattin nicht hinter den Einheimischen zurückstehn, weshalb ich mich auf meine alten Tage bemüht habe, durch eigenhändige Abschrift des Quempasliedes bernauische Stadtkindespflicht nachzuholen. Hier, mein Gemahl, ist der Versuch, den Ihr als eine Dedikation nachsichtig annehmen wollet."

Sie sah ihn dabei in holdseliger Schamhaftigkeit an, und als er das Heftlein in die Hand nahm, beobachtete sie, den Busen von Stolz und Ängstlichkeit und Liebe erfüllt, die in schnellem Wechsel durcheinander wogten, den kühlen Ernst, mit dem er ihr Opus prüfte. Nach einiger Weile nickte er mehrmals gravitätisch mit dem Kopf.

„Nicht gar übel," meinte er, die Blicke unverwandt auf das Blatt gerichtet, „der Duktus ist frei, von kräftiger und rascher Hand zeugend, dennoch zierlich, was auf guten Geschmack in den schönen Künsten hinweist; die Schnörkel sind fein und sauber gerissen und die Farben schreien nicht. Du hast einen guten Lehrmeister gehabt, Dorothea; wer mag's gewesen sein?"

Das also war der Dank, daß er sie nach dem Lehrer fragte! Die Pröpstin fuhr mit der Hand zum Herzen und trat einen Schritt zurück. Ihr erstickte vor Gram und Ärger der Name des Rektors in der Kehle. Aber ehe sie antworten konnte, fuhr der Propst fort:

„Und die Schülerin hat sich fast als eine Meisterin gezeigt, so sehr gefällt mir das Schriftstück. Eine Dedikation an mich soll's sein?" Erst jetzt sah er nach der Gattin, auf seinem Gesicht war Wohlgefallen zu lesen, wie er es sonst nur bei seinen Studien empfand. „Da muß ich wohl für liebliche Vergeltung sorgen? Was wünscht sich meine Dorothea? Ein kunstvolles Ringlein vom Meister Goldschmied oder weiches Rauchwerk vom Kürschner an das winterliche Feitgewand?"

„Du Thor!" antwortete das junge Weib, aber still bei sich. „Du Thor! Einen Mann wünsch' ich mir, der nicht wie ein Eiszapfen vor mir steht und der nicht vergißt, die Rosen von meinen Lippen zu pflücken, solange der Lenz währt." Doch laut erwiderte sie ein wenig schroff: „Meines Herrn Zufriedenheit ist der einzige Lohn, den ich begehre." Und als er wiederum ernsthaft mit dem Kopfe nickte, sprach sie mit etwas höhnischem Ausdruck: „Diesen Lohn aber muß ich mit Herrn Magister Reimann teilen, der mich zu solchem Ergebnis im Quempasschreiben unterwiesen hat."

„Ja, ja," sagte der Probst, „ich sehe, daß der Schulmeister auch in dieser Kunst erfahren ist, obwohl seine eigentliche Kraft in den Wissenschaften beruht, zumal er trotz alamodischer Fremdwörterhatz ein vorzüglicher Lateiner ist. Dorothea, hat er dich auch den Sinn und die Bedeutung der lateinischen Wörter, die im Quempas enthalten sind, gelehret, so daß du diese Hymne correcte zu übersetzen vermöchtest?"

Die Pröpstin schüttelte das Köpfchen und antwortete: „Also nicht, doch hat er mir das Lied in Versen verdeutscht, die ich sorglich im Gedächtnis behalten habe."

„Dorothea," sagte der Gatte nach einigem Besinnen, „es würde mich freuen, so du dich der Kenntnis der lateinischen Sprache befleißigtest, da sich solche Wissenschaft für die Gesponsin eines studierten Herrn ziemet und ihr, will sie neben ihm mit Ehren bestehen, durchaus not thut. Ich gedenke, den Schulmeister zu bitten, daß er dich in lateinischer Grammatik und Syntax unterrichte; es wird ihm lieb sein, dafür eine kleine Gratifikation zu erhalten, sintemalen sein sonstiges Einkommen nicht allzu reichlich ist."

Es hatte der Pröpstin einen Stich durchs Herz gegeben, als sie erfuhr, sie könne ohne Kenntnis der lateinischen Sprache neben ihrem Gemahl nicht mit vollen Ehren bestehen. Das hätte sie sich nimmer einfallen lassen, als sie sich mit ihm verlobte! Doch nun wußte sie's, er schämte sich ihrer und darum war er so kalt und frostig gegen sie! Es war also Übereilung gewesen, daß er sie zu seiner christlichen Ehehälfte erwählt hatte! Doch Gott sei Dank! Er hatte ihr selbst das Mittel angegeben, durch das sie ihm gleichberechtigt und werter als bisher zu werden vermochte. Noch ließ sich alles zum Guten an, drum wollte sie nun die fleißigste Lateinerin werden und sich seine volle Zufriedenheit erwerben! O wie selig fühlte sie sich nach all dem Leid, so selig in der gewissen Hoffnung auf endliches Glück, daß sie dem Gatten fast um den Hals gefallen wäre! Doch er sah zu ernst und würdevoll aus, da wagte sie's nicht und ging zaghaft aus dem Heiligtum des weisen und gerechten Mannes. —

Der Rektor Reimann hatte es jetzt nicht mehr nötig, sich wie ein Dieb in die Wohnung seines gestrengen Inspektors zu schleichen, um dessen Gattin in Heimlichkeit zu unterrichten; dies durfte er fürder offenkundig thun, gleichwohl bemerkte ihn jener bei solchem Vorhaben ebensowenig wie früher, zumal gerade in der Weltgeschichte so manche unerhörte Dinge vorgingen und neue Personen in

den Staats- und Kriegsaktionen auftraten, deren Folgen und Schicksale aus den himmlischen Konstellationen vorausberechnet werden mußten, was die ganze amtsfreie Zeit des sternkundigen Geistlichen in Anspruch nahm. Ihn kümmerte es nicht, wie die Gattin sich in den Schulstunden mit Deklinieren und Konjugieren, mit Genus- und Kasusregeln, mit modis und temporibus abquälte und dicke Hefte mit Exerzitien anfüllte, alles um seinen Beifall zu erlangen. So oft sie ihm von ihren Fortschritten Bericht erstattete oder das Geschriebene vorwies, nickte er kühl, sie zu weiterem Fleiß ermahnend. Da ließ sie nicht nach in der Mühe, deren Preis ihr immerfort vor Augen schwebte. —

Bald nach der Hochzeit hatte der Propst seiner jungen Gattin das Horoskop gestellt und da bei ihrer Geburt Jupiter und Venus sich in günstiger Stellung im Zodiakus angeschaut hatten, so unterlag es ihm keinem Zweifel, daß er ein durch viele Tugenden ausgezeichnetes Wesen erwählt habe, dessen Dasein infolge dieser herrlichen Eigenschaften gesegnet und in Zufriedenheit verlaufen würde, abgesehen von einigen Störungen, die durch spätere Konstellationen verursacht werden müßten. Das hatte Frau Dorothea sich gemerkt, und wenn sie auch sonst die Liebhaberei ihres Mannes für eitel Abgötterei hielt, trotzdem er ihr wiederholt versichert hatte, der teure Gottesmann Philippus Melanchthon sei ein hervorragender Astrologus gewesen, so glaubte sie doch an ihre Nativität und die darin verkündigte schließliche Beseitigung der notwendigen Störungen ihrer Seelenruhe. Indessen war sie auch in diesem Punkte weltlich genug gesinnt, um ihr Glück nicht ganz dem Belieben der Sterne zu überlassen, sondern deswegen selbst ein bißchen in das Räderwerk des himmlischen Getriebes einzugreifen.

Daher lag sie mit größter Gewissenhaftigkeit den Studien ob, von deren Ergebnis sich eine günstige Wirkung auf Herz und Sinn des Gatten versprechen ließ. Magister Reimann hatte seine helle Freude an der gelehrigen Schülerin. Aber noch mehr! Und wäre Frau Dorothea nicht so überaus lerneifrig gewesen, dann hätte sie schon längst die etwas unziemliche Andacht wahrnehmen müssen, mit welcher der Schulmeister gar häufig sich in ihren Anblick versenkte.

Matthias Reimann hatte sich bereits in der Heimlichkeit des ersten Unterrichts in seine holde Schülerin verliebt und sie mit dem feurigen Ungestüm des Poeten zu seiner ganz besonderen Muse — Kluginne, wie er sich ausdrückte — erkoren. Das ihr zu gestehen, wagte er nun freilich nicht, dazu war seine Scheu vor der edlen, züchtigen Frau und in zweiter Linie vor dem gestrengen Herrn Lernanstaltsbeschauer zu groß, aber in der Wonne seines Herzens rühmte er sich häufig vor ihr des himmlischen Talents, das ihm in die Wiege gelegt worden sei, so daß sein Name Reim — mann der ihm innewohnenden wunderbaren Fähigkeit, allezeit Worte zu reimen und Klänge zu leimen, entspreche; er rühmte sich seiner vertrauten Bekanntschaft mit den lebenden und toten Dichtmeistern, vornehmlich dem sinnigen Leierer Horatius, seiner eignen Dichtlinge und der Bestrebungen, durch die er noch einmal die Augen der Welt auf sich zu lenken hoffte.

Es war ein richtiges, in vielerlei Glanz strahlendes Pfauenrad, das er vor der Angebeteten schlug, obschon er nicht ahnte, daß er damit nur ihren stillen Spott hervorrief. Insonderheit, wenn er triumphierend versicherte, seine Bemühungen um der teutschen Sprache Reinigung würden ihm demnächst die Mitgliedschaft des vor etlichen Jahren von vielen hoch- und höchstgeborenen Herrn gestifteten Palmenordens oder der fruchtbringenden Gesellschaft, die das reine Mehl der Sprache von der Kleie der Fremdwörter zu säubern wisse, eintragen, und ihn zum hochgeachteten Genossen der Herzöge von Anhalt machen, Ludwigs, mit dem Gesellschaftsbeinamen der Nährende, und Hansjürgens, des Wohlriechenden, sowie auch des obersten Sprachreinigers, des Geheimbden Rats Kaspar von Teutleben, genannt der Mehlreiche. Wie herrlich sich dann das Ordenskleinod, der in Gold geschmelzte Gesellschaftspfennig am sittichgrünen Bande auf seiner Brust ausnehmen würde! Ganz Bernau würde durch solche Auszeichnung seines nunmehrigen Mitbürgers geehrt werden! Ob der Rat ihm dann nicht ein Festmahl im hohen Hause drüben geben müsse und ob er es annehmen dürfe oder in geziemender Bescheidenheit ablehnen solle? Ersterenfalls würde ihm doch die holdselige Frau Beschauerin nicht die Ehre versagen, sie an den Prunktisch zu führen?

(Fortsetzung folgt.)



Das Fieber.

Ein still Gewölk, von Rosen überfäumt.
Ein stilles, tiefes, schwarzes Wasser träumt.
Und Birken, die im Abendwind erschauern
Und auf die finstern Fluten niedertrauern,
Und rot und blaue Blumen, hohes Gras
Bespiegeln sich gleich wie in schwarzem Glas.
Hoch überwölbt verwittertes Gemäuer
Den Wasserspiegel, schwer wie schwarzer Sammt,
Der kupfern schillert, wenn ein letztes Feuer
Der Abendröte durch die Zweige flammt.
Gelbgrüne Flechten schwimmen träg und tragen
Weißsternige Blumen, Wasserspinnen jagen.
Und Fäulnisdünste, wie aus schwarzen Särgen,
Entwehn den dunkeln Tiefen, die da bergen
Schlingkräuter, Algen, Tang und Wucherpflanzen.
Die Birken spiegeln sich . . . Goldmücken tanzen . . .
Hoch auf dem Berge liegt im Abendglanz
Die alte Stadt mit Turm und Mauerkranz.
Rings an den Hängen blühen rote Rosen.

Und aus den Algen windet sich ein Weib
Und streicht wie irr, sich durch die langen, losen
Blauschwarzen Haare. Wachsgelb ist ihr Leib,
Die Glieder welk und schlaff, die Brüste hangen.
Doch eine Röte glüht auf ihren Wangen,
Die sie verjüngt und in den großen, feuchten
Verträumten Augen ist ein fremdes Leuchten,
Ein Schimmer, der nicht von der Erde flammt.
Ihr hagrer Körper friert, ihr Atem flammt . . .
Ein Tropfen Blutes glüht wie ein Rubin
Auf ihrem Mund . . . Und langsam schwebt sie hin . . .

Und langsam schwebt sie aufwärts die Gelände.
Blutrosen pflücken ihre welken Hände . . .

Und wie durch Nebel schwebt sie durch die Wände . . .

Rudolf Knussert.

Das Gebet.

Aus frühlingsgrünen Kastanien
Mit weißen Blütenkegeln
Hebt sich ein Hügel
Und trägt
Auf weißem Treppenbau
Die mächtigen Marmorsäulen,
Und diese die Kuppel des Tempels.
Auf purpurnem Teppich
In Mitten der Halle,
Dicht vor dem Altar
Mit der goldenen Schale,
Seh' ich mich knieen
In glänzender Rüstung
Und weißem, wallendem Mantel.
Meine zerrissene Seele
Lege ich nieder
Auf dem Altar;
Und eine Flamme steigt empor,
Und leichter violetter Rauch
Erfüllt die Kuppel.
Ich aber weine
Und ringe die Hände
Und hebe in Reue
Die Augen empor.
Da dringt durch die Kuppel
Ein goldenes Strahlen
Und fließt hernieder an mir
Und badet mein Auge
In seligem Glanz;
Und an den Säulen
Von unten wachsend
Winden sich Ranken
Mit Rosen hinauf;
Von oben ertönen
Die hellen Stimmen
Reiner Kinder
Und mischen sich
Mit dem Duft der Rosen. —
Ich höre die Lieder
Die, aus den Schmerzen
Der eigenen Seele geboren,
Nun über mir — über mir! — schallen.
Und blicke lächelnd
Zurück ins Leben
Und schreite die Stufen
Wieder herab
Unter die frühlingsgrünen Kastanien.

Johannes Grebling.

Mövenflug.

Es schneit ganz leise.
Dort auf dem Wasser im Sonnenschein,
Durch Nebel silberweiß und fein
Ziehn ihre Kreise
Scharen von Möwen, sie flattern geschwind,
Segeln vorüber, lautlos und lind,
Nach ihrer Weise.
Die weiten Flügel, sie blitzen so weiß,
Sie sinken hinab auf die Wasser so leis,
Müd' von der Reise.
Durch silbrigen Nebel im sonnigen Licht,
Sind's Vögel, sind's Flocken? Du weißt es nicht.
In gleichem Gleise
Heben sie wieder sich, tanzen und flieh'n,
Weiß blinken die Flügel, — sie ziehen, sie zieh'n . . .
Es schneit ganz leise. —

Adalbert Meinhardt.

Valeska.

„Valeska, stolze Königin,
Du gabest deine Fürstenkrone,
Dein Land mit deinem Herzen hin —
Was giebt der Christ, dein Gatte, dir zu Lohne?

Du legtest ihm das gold'ne Band
Um seine bleiche glatte Stirne.
Spielzeug für eine weiße Hand,
Für deine Magd, die blonde Christendirne!

Die ihn umspann mit Liebesmacht,
Unköniglich auf leisen Sohlen
Schleicht er zu ihr um Mitternacht.
Sag' an, wer ist die Königin der Polen?

Willst du sie seh'n? Ich weiß den Ort,
Geheimen Pfad will ich dich führen.
Ruf' uns're Götter und dein Wort
Wird zur Empörung alle Herzen rühren.

Geleiten will ich eine Schar,
Sie unentrinnbar zu umgeben.
Dann zahlt das buhlerische Paar
Dir seine schwere Schuld mit seinem Leben.

„„Nenn' mir den Ort. Ich geh' allein.““
„So folge mir aus dem Palaste.
Den Weg zeigt dir der Mondenschein
Zum Bergschloß dort. Da ist er jetzt zu Gaste.

Dein gutes Roß trägt schnell dich hin
Zu jenes Felsens schroffem Rande.
Dort dienet einer Dienerin
Der große König aller dieser Lande.

Tief unten braust das wilde Meer,
Von oben sehen's nur die Sterne.
So steht die Wahl: du oder er!
Und Nixen auch sind blond und buhlen gerne.“

Wie durch die helle Nacht sie jagt!
Von Blut beströmt die Spur der Sporen.
„O Grimm und Schmach! Um eine Magd
Des Gatten, des Geliebten Herz verloren!

Ich hob den kriegsgefang'nen Knecht
Empor zur höchsten Erdengröße.
Ich brach das uralt heilige Recht
Und mit dem Purpur deckt' ich seine Blöße.

Ihn liebt das Volk. Er ist so mild,
Blutloser Sieg ist ihm beschieden.
Sein Wort ist Speer, sein Blick ist Schild.
Ich zünde Krieg, er bringt den süßen Frieden.

Undankbar ist gemeine Not.
Und wenn in dieser Nacht ich sterbe,
So lebet er von meinem Tod,
Mit meinem Fluch bleibt ihm mein Reich zum Erbe.

Ich — sterben? Warum ich? Wie kommt
Dies in mein Herz? Ich will ja Rache!
Was denk' ich, wie mein Tod ihm frommt?
Valeska, Polenkönigin, erwache!

Er oder ich! Vom Königssitz
Stürzt Eines jetzt ins Flutenbette
Und seinen Scheitel trifft der Blitz,
Er fällt — wenn ich ihn nicht vor mir errette!“ . . .

Jetzt auf den Gipfel sprengt das Roß.
Hält es? Spornt sie's zum Tod hinüber? —
Im Mondlicht schweigend liegt das Schloß.
Der König schläft. Die Königin ritt vorüber —

Max Bernstein.

Eala frea Fresena!*)

Kein Name klingt dem Herzen so lieblich und vertraut
Wie deiner, du mein Friesland, der Nordsee starke Braut,
Du herrliche Brunhilde, von Gliedern hünenhaft,
So reich an Frauenmilde und alter deutscher Heldenkraft!

Bezwingerin des Meeres, das rastlos tobt und grollt,
Dein Stärkegürtel schimmert in höherm Glanz als Gold:
Das ist der Ring der Deiche, mit dem du dich umschlangst,
Als mit der wütenden Brandung jahrhundertlang du heldisch rangst.

Nicht reich an üpp'gen Reizen, bist du nicht schmuckberaubt:
Voll keuscher, strenger Schönheit erhebst du ernst dein Haupt.
Braun sind die stillen Heiden, grün ist das Marschenland,
Von weißen Inseln schlingst du um dich ein leuchtend Perlenband.

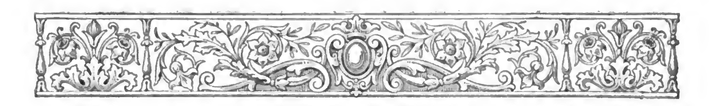
Frisch streicht dir um die Wangen der kräft'ge Wind aus Nord,
Der Atemzug des Meeres umhaucht dich fort und fort;
Drum sind auch deine Söhne ein stark und stolz Geschlecht,
Voll Mark und Lebensfülle, im Reden und Handeln schlicht und echt.

Wohl tief ist Friesentreue, wohl hoch ist Friesenmut,
Doch höher noch als beide preis' ich dein höchstes Gut:
Der alten Väter Erbe, den stolzen Freiheitssinn,
Den kämpfend du bewährtest, du schlachtgestählte Kriegerin!

O, schütze dieses Kleinod, o bleibe lebenslang
Frei auch vor Fürstenthronen und frei von Geisteszwang!
In freier Friesenerde, umweht von Nordseeluft,
Gieb, wenn er heimgefunden, du deinem Sänger einst die Gruft!

*) Eala frea Fresena! Heil, freie Friesen! war der Überlieferung nach der Ruf, mit dem im frühen Mittelalter die zur Volksversammlung am „Upstallsboom“ bei Aurich zusammenkommenden friesischen Edlen und Bauern sich begrüßten.

Wilhelm Gittermann.



Erinnerungen

von

Willibald Alexis.

Mitgeteilt von Dr. Max Ewert.

Mein Marsch nach Frankreich.

(1815.)

(Schluß.)

Heute kam es mir vor, als hätte der Tropfenfall schon sehr lange gedauert, aber ich hörte noch nicht das Spinnrad, noch nicht den Nagel, noch nicht die Sabots. Auch die Katze quälte sich noch nicht oui zu sagen, aber sie miaute kläglich mit den andern beiden Katzen. Das Licht aus dem Astloch war schon weit über den Fleck hinaus und der rothe Apfel schon wieder dunkel. Ich sprang auf und in die Kleider, aber es blieb still wie vorher. Ich trat in die Stube. Da stand das Spinnrad ruhig an der Wand. Kein Capitain und seine Braut, nicht der Knabe, nicht die Wirthin waren zu sehen. Die Thüre war zugemacht, das Feuer im Kamin schwankte langsam hin, und in der Marmite kochten nur die Rüben- und Kartoffelabzüge für Kühe und Ferkel. Ich rief; keine Antwort. Was war das? Ich suchte, und fand keine Spuren. Die Ausgehröcke waren von den Nägeln fort. Hatten meine Wirthe mich verlassen? Konnten sie es nicht mehr aushalten von der Einquartirung? War eine Verschwörung im Werke, eine Sicilianische Vesper? — So grau, so einformig grau war der Tag noch nie gewesen. Ich öffnete die Thüre; es stäubte mir naß entgegen, ringsum nichts als gelbe Blätter, dürre Aeste, in der Ferne rothe Wipfel, die ihr Laub abschüttelten. Ich schrie hinaus. Nur die Hühner im dampfenden Stalle antworteten.

Ein, zwei Stunden vergingen in diesem lautlosen grauen Gemählde. Ich hatte glücklicherweise Milch in der Kammer und Brod gefunden, das Feuer war angemacht und ich hatte mein Frühstück mit den Katzen getheilt, die eben so verlassen schienen als ich. Sie müssen wieder kommen. Ich schlug inzwischen die Nibelungen auf, die ich so lange außer Acht gelassen. Aber, war es der französische Boden, oder das Milchfrühstück, oder der Nebel, die körnigen Gestalten der alten Sage paßten nicht hierher. Sie vermehrten nur meine Ungeduld. Ich legte mich aufs Horchen, etwa wie König Günther in der verhängnißvollen Nacht. Jedes Rauschen in den Sträuchern, jedes Blatt im Winde erregte meine Aufmerksamkeit. Ich schlich zu den Hühnern, zu den Kühen, zum Ferkel. Wenigstens hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, daß diesen Thieren nichts von dem Schauer der Mährcheneinsamkeit beiwohnte. Sie krähten, wühlten, streckten sich und flatterten, gerade wie sie es thaten, wenn die Bauerfamilie im Hause war. Nur die Katzen nicht so. In ihnen war etwas Unheimliches. Wie wann! — wir, vom damaligen jungen Deutschland, ich meine den ästhetischen Nachwuchs der Romantiker, gaben uns alle Mühe, als Beihülfe zum Patriotismus, die nüchterne Vernunft unserer Väter zu Schanden zu machen, und im Alltäglichen wunderbare Sympathieen aufzusuchen. In manchen Dingen hatten wir es schon weit gebracht, wie leicht wäre es meiner Phantasie geworden, das Mährchen vollständig zu construiren, die Katzen für verzaubert zu halten, und warum sollte dann meine Wirthsfamilie nicht eine Hexenfamilie sein, die an einem gewissen Monatstage ihre natürliche oder unnatürliche Gestalt als Katzen annahm! Es stimmte so vieles, die einsame Lage des Gehöftes, Niemand besuchte sie, Niemand sprach von ihnen, sie lebten in den Tag hinein, ohne Arbeit. Ihre Unterhaltung war so sonderbarer Art. Die Alte spann, nicht allein am Rade, sondern auch wenn sie sprach, mit den Lippen; der weiße Teint ihrer Tochter, einer Bauerdirne, ihre sonderbare Krankheit, und — wenn nicht ein verwünschter Prinz, doch ein verbannter, verzauberter Capitain der großen Armee als Knecht in der Hütte!

Aber, weiß der Himmel, ich konnte mich nicht zu diesen kühnen Schlüssen erheben. Die Wirklichkeit, das Putzen, das Marschiren, das Exerciren, das Hungern und das Kochen hatten mich, wider Willen, ganz rationell gemacht. Ich schämte mich bisweilen, daß ich der Vernunft so viel Rechte einräumte über Ahnung, Phantasie und Glauben. Aber es ging mir damals, wie so manchem Jungdeutschen von heute, welcher sich oft in der Seele schämt, daß ihm noch so viele mittelalterliche Vorstellungen ankleben, und er kann sie nicht los werden. Dennoch blieben die Katzen für mich ordinäre Katzen, und meine fatale Vernunft suchte immer fort nach neuen Gründen, weshalb die Leute konnten fortgegangen sein, ohne daß ich doch den rechten fand.

Einmal hatte ich mich in meinen Mantel gehüllt und wollte meinen nächst wohnenden Cameraden auf-

suchen, um mit ihm zu besprechen, was in dem Falle zu thun sei. Vielleicht war auch er verlassen; dann war es ein angelegter Plan, und unsere Pflicht war es, uns dem Könige und dem Vaterlande zu retten, und mit Sack und Pack ins Hauptquartier zu marschiren, nämlich in unseres. Aber der Nebel war so stark, daß ich das Gehöft nicht finden konnte, und zufrieden war, nach dem Umherirren von einer Stunde in Regen und Nässe meine eigene Hütte wieder zu finden. Nun mahnte der Hunger. Die Mittagszeit war längst vorüber, aber in meiner Wohnung alles beim Alten, nämlich nichts zu finden, als Zwiebeln und Brod. Ich verzehrte dieses Spanische Guerillamittagbrod und — war unversehens eingeschlafen. — Die hellprasselnden Flammen des Kamins und das Aufsieden der Marmite weckten mich endlich, als es schon ganz finster war. Da war alles, als wäre nichts geschehen, als sei meine Einsamkeit wirklich ein Mährchentraum gewesen. Die Alte saß am Kamin und rührte in der Marmite, der Capitain hämmerte und seine Braut deckte den Tisch.

„Monsieur ist wohl hungrig? Wir sind etwas spät zurückgekommen," sagte die Alte lächelnd. Ich wollte auffahren; ich hatte Lust zu zürnen. Der Capitain wußte durch einen freundlichen Scherz das Unwetter abzuleiten. Die Soupe de légumes war sehr warm und heute besonders gerathen; ich schlürfte den Unwillen hinunter. Die Familie war nur in den Buchenwald gegangen, um Faines, Buchnüsse zu sammeln. Was wir, so viel ich weiß, den Schweinen überlassen, ward hier gesammelt, um Oel daraus zu pressen. Ich wollte doch noch ungehalten sein, daß man mich allein und ohne Speise und Trank zurückgelassen. Man bot mir an, das nächste Mal mit in den Wald zu gehen; das wäre ein sehr hübsches Vergnügen. Möglich, im Mai und Juni; aber im späten October durch nasses Laub zu streifen, um vom Morgen bis Abend Buchnüsse zu raffen, dazu war ich nicht in Frankreich.

Wozu war ich denn überhaupt in Frankreich, ich meine jetzt noch? Diese Frage, an der wir Alle laborirten, sollte uns bald beantwortet werden, aber nicht zu unserer Zufriedenheit. Thor, daß ich über die Einsamkeit, die thatenlose Ruhe nur einen stillen Stoßseufzer verloren! Der Mährchentraum war in einer Woche vorüber. Wir mußten wieder putzen, exerciren, marschiren, paradiren, früh bis Abends. Es war eine Lust, dieses Exerciren auf den quellenden Wiesen, im aufgeweichten fetten Boden, um uns vorzubereiten, zum Kriege — nein, zur Rückkehr in die Heimath. Sieben starke Stunden lag die Festung Rocroy, wo das Hauptquartier unseres Regiments war, von unserm Dorfe entfernt. Es gefiel dem Commandirenden, daß wir wieder ein Mal dort Parade spielen sollten. Ein rechtes Wetter zur Parade, denn die Regengüsse strömten Tag und Nacht. Und auf den Morgen um 9 Uhr war sie angesetzt. Nur die Nacht durch brauchten wir im Sturmschritt zu marschiren und Alles war gut, vorausgesetzt, daß wir gut vorher geputzt hatten! Wo blieb der Putz, als wir uns endlich um 1 Uhr in der Nacht auf dem Versammlungsplatze einfanden. Ueber Gräben und Hecken, durch einsinkende Wiesen, in stockfinsterer Nacht brauchten Viele von uns, statt einer Stunde, zwei, um nur bis dahin zu gelangen, und Viele hatten den vollständigen Abdruck ihrer Figur im Koth der abschüssigen Wege zurückgelassen. Aber diesen Nachtmarsch darauf! Ueber geackertes Land und nasse Wiesen, denn die hohlen Wege unserer Bocage waren gar nicht zu passiren. Wenigstens wäre es besser gewesen, im festen Bette eines mäßigen Flusses zu marschiren, als in dem glitschernden Wasser mit aufgeweichtem Lehmboden. Im ganzen Feldzuge erinnerten wir uns keines ähnlichen Marsches; aber, was erträgt man nicht, wenn es zu einem Zwecke dient, wogegen dieselben Anstrengungen zu einer leeren Spielerei mit dem Körper auch den Geist erschlaffen. Natürlich verspäteten wir uns, wurden heftig gerügt, angewiesen, das Versäumte nachzuholen, häufiger zu exerciren, besser zu putzen u. dgl. Unsere Officiere traf der nächste Vorwurf, und daß sie ihn nicht auf sich sitzen ließen, sondern weiter gaben, liegt in der Natur des Menschen. So, todtmüde, in Koth starrend, von Nässe durchschüttelt, ward eine große Parade abgehalten, dann einer Feldpredigt beigewohnt — entsinne ich mich recht, so war es ein Friedensfest; ein schöner Friedensanfang für uns! — und dann zurückmarschirt; in denselben Wegen, aber in einer zweiten Nacht! Zwei Nächte und einen Tag in grundlosen Wegen marschirt, einen Tag über exercirt und paradirt und nichts zu essen und zu trinken, als was wir im Brodsack und der Flasche mitgebracht.

Der Tag von Rocroy blieb uns Allen in furchtbarem Gedächtniß. Waffen, Uniform und Schuhe, noch bis da gehalten, saßen sie jetzt in den letzten Zügen. Der Unwille war allgemein. Wozu diese Quälerei? Noch entlud er sich nicht, auch als Viele, welche beim nächtlichen Rückmarsch sich verspätet hatten, zur Strafe nachexerciren mußten, ertrug man es mit Geduld; als aber eine eben solche Parade zur Feier der Leipziger Schlacht am 18. October, ebenfalls in Rocroy, angesetzt war, und ein noch furchtbareres Wetter die schrecklichste Aussicht bot, ging schon ein dumpfes Gemurmel durch die Reihen. Ob man sich vor der Stimmung fürchtete? Ich bezweifle es. Das Wetter wurde zu schlecht; deshalb ward officiell die Parade abgesagt. Der Jubel, der durch unsere Reihen scholl, war ein unermeßlicher; er sprach deutlicher, als das Gemurmel wie unsere Stimmung ward. In meinem Tagebuche steht: „Eine größere Freude haben wir im ganzen Feldzuge nicht erlebt —" Freude darüber, daß wir nicht die Schlacht bei Leipzig feierten!! Ein bedenkliches Zeichen, wenn man die beste Stimmung, die unter uns herrschte, so schlecht zu nutzen verstand.

Aber es geschah in der That jetzt alles mögliche, um diese Stimmung zu verderben, uns fühlen zu lassen, daß man auf unser Freiwilligenthum nichts gäbe. Um dem alten Preußischen Unterofficierstriebe noch in den

letzten Augenblicken zu frohnen, wollte man keinen vorübergehen lassen, wo wir noch unter militairischer Disciplin standen, uns den ganzen Ballast des Kamaschendienstes auf die Schultern zu laden. Von wem dies ausging, ich weiß es nicht. Vielleicht, wie ich schon früher anführte, war es die politische Fröhnung von auswärts aus den höheren Regionen herab, damit das Gefühl der Freiwilligen, mit Vaterlandsretter gewesen zu sein, gedämpft werde. Möglicherweise war es aber auch nur eben jener subalterne Trieb des militairischen Zunftgeistes, der nicht von seiner Art lassen konnte. Man mochte fürchten, daß die gefürchtete Freiheit uns zu Excessen, zum Uebermuth verleiten könne. Eine sehr thörige Furcht in unsrer Lage und in unsern Cantonnirungen!

Da wurden neue Eintheilungen gemacht, neue Gefreite gewählt, neue Posten errichtet, nur, um uns zu beschäftigen. Unsre Compagnie war in zwei Dörfern einquartirt. Da stellte man auf einem hohen Felde zwischen beiden in der Nacht eine Schildwacht, die durchaus nicht wußte, was sie bewachen sollte. Denn wenn sich ein Feind, eine verdächtige Bewegung zeigte, mußte sie eine halbe Stunde bis zur Wache zurücklaufen, um zu rapportiren. Bei einer wirklichen Gefahr wäre sie vom Feinde augenblicklich weggenommen worden, ehe es ihr gelang, zu entfliehen; denn sie stand allein auf einer hellen, weitgesehenen Höhe, und rings umher in der Tiefe war Buschwerk. Um der Sache einen Namen zu geben, sagte man, sie solle auf etwaiges Feuer Acht haben. Ein solcher Nachtwächterposten kam uns aber erst recht ehrenrührig und zugleich sinnlos vor, da einzelne Gehöfte vom Posten mehrere Stunden entfernt lagen, und ein Hof völlig niedergebrannt sein mochte, bis die Schildwacht darüber nur auf der Hauptwache berichtet hatte. Die Kritik über Anordnungen der Art ward auch gar nicht mehr im Stillen geflüstert, sondern ging laut von Mund zu Munde. Jenes Vexirpostens spottete man so, daß die ganze Ablösung desselben in heitern Nächten sich hinauf begab, und in einer duftenden Heumiethe eine Höhle grub. Während die Uebrigen vortrefflich ruhten, stand der Eine Wache, nicht nach Feuer und Feind, sondern ausschauend, ob kein Lauscherauge sich nähere.

Die Unzufriedenheit fand auch in mancherlei Anderem Nahrung. Man hatte uns zum Lohne für unsern schweren Dienst besonders gute Cantonnirungsquartiere verheißen. Das waren auch die bessern in diesen Dörfern nicht. Wir sollten Wein geliefert erhalten; es geschah ein einzigesmal am Tage der Leipziger Schlacht. Aber diese halbe Flasche war die erste und letzte in Frankreich, das uns für das Vaterland des Weines galt. Allerhand von Veruntreuungen und Einverständnissen ward gemunkelt. Ich habe es vergessen. Einzelne Erinnerungen aus jenen Cantonnirungen in den Ardennendörfern sind in eine meiner frühern Novellen „Iblou“ übergegangen. Da hat sich denn Manches im poetischen Gewande erhalten, über dessen Echtheit ich heute kein Zeugniß mehr ablegen kann. Auch eine dunkle Tradition von einem Liebesverhältniß eines unserer Officiere mit einer Französin und einem bösen Maire jenes Namens, welcher nachher von seinen eigenen Leuten im Walde erschossen worden. Solche Verdächtigungen sind immer ein übles Zeichen, weniger der Thatsache, die man argwöhnt, oft irrthümlich, als des unglücklichen Geistes des Mistrauens, der sich in eine Gemeinschaft eingeschlichen hat. Auch hieß es, daß man den Freiwilligen versprochen, sie nach Paris zu schaffen; ehe sie Frankreich verließen, sollten sie die eroberte und gedemüthigte Hauptstadt gesehen haben. Allerdings erging ein solcher Antrag an uns; aber mit solchen Clauseln, daß Niemand davon Gebrauch machen konnte. Eine jener halben Maßregeln, durch welche man ganze Schritte wieder halb zurück that. Der Antrag wurde beim Verlesen satirisch commentirt und höhnisch verlacht.

Alles das war geringfügig gegen das Kamaschenspiel, das man mit uns trieb. Wer glaubt es heut, daß man uns den ganzen Krieg durch ließ, wie wir uns selbst und auf eigne Kosten equipirt hatten; aber nun er vorbei war, wollte man uns uniformiren und dressiren! Absolut sollten wir uns Czakots anschaffen; wer, wie ich, trotzig bis zuletzt bei seiner Mütze verharrte, ward in Reih und Glied immer tiefer hinabgedrängt. Auch andere Hosen sollten uns geliefert werden, stramme, eng anschließende graue Commishosen, die zugleich in Kamaschen ausliefen, jene unglückselige Bekleidung, welche bis ehegestern den preußischen Infanteristen zu einer Puppe machte und den Körper an jeder freien Bewegung hinderte. Sie hat sich im Felde nicht mehr bewährt, oder vielmehr ihre ganze Unzweckmäßigkeit nicht mehr an den Tag legen können. Das Einschnüren versuchte man freilich bei uns nicht; aber wir sahen doch täglich das Beispiel vor Augen, und wer seine Taille recht schmal zusammenpreßte, gehörte zu den „Adretten“ und ward vor den „Malpropren“ bevorzugt.

Mit unsern Bärten konnte man nicht spielen, da wir keine hatten, wenigstens der größere Theil. Dafür richtete man sein Augenmerk auf unsere Haare. Wie in Tiecks Fortunat, ward uns ein Normalkopf gezeigt, der kurz hinten abgeschnitten war: und diese kurzen Haare starrten wieder, wie die Borsten einer Bürste in die Höhe. Wie aber das bewerkstelligen? Bürsten und Kämmen allein thut es nicht, sagte unser Hauptmann in vertraulichem Ernst; es gehört noch etwas Anderes dazu. Starch is the thing! Diese goldene Erbschaft hinterließ bekanntlich der große Brommel seinem undankbaren Vaterlande, als er dasselbe, in die Verbannung gehend, verließ; und seitdem trägt man in England steife Halsbinden. Aber Stärke war nicht das Ding hier, sondern Bier. Mit Bier, das wir übrigens nicht einmal zum Trinken geliefert erhielten, wie uns verheißen worden, mit Bier sollten wir jeden Abend unsern Hinterkopf waschen, dann das Haar seitwärts schräg in die Höhe kämmen und bürsten, und endlich, wenn es in

die rechte Lage gebracht, ein Tuch darum schlagen, es fest um den Kopf binden, und so die Nacht schlafen. Das würde unsern Kopf preußisch normalmäßig zurecht setzen!

Ich muß unserm Hauptmann das Zeugniß geben, daß er hierin nicht als Despot auftrat, daß er diese Manipulation nicht befahl, sondern als aufrichtiger Freund nur anempfahl. Von der Masse es zu erwarten, wäre zu viel gefordert gewesen; aber er hoffte von den Erwählteren, daß der bessere innere Trieb sie antreiben werde, sich über die Andern zu erheben, das heißt, ihre Haare. Ich, mit Mehren, empfand eine herzliche Verachtung gegen die Jämmerlichkeiten; und doch — wer erklärt diese Irrung der Natur — ich fing an, mein Haar naturwidrig zu Berge zu streichen, ja, wenn ich Bier zur Hand hatte, feuchtete ich es wohl damit an, still erfreut, wenn es gut stand. Es hat lange Jahre gedauert, bis ich zu den Gesetzen der Natur zurückgekehrt bin; es war, meinte ich, eine unschuldige militairische Erinnerung. Ja, noch jetzt betreffe ich mich zuweilen, daß ich unwillkührlich das Haar in die Höhe bürste!

Kurz vor dem Ende dieses Feldzugs war noch eine wichtige Entdeckung entweder gemacht, oder doch vervollkommt, es war die neue Art, die Mäntel zu rollen und zusammen zu schnallen, dergestalt, daß sie wie eine dralle runde Wurst kranzförmig um die Schultern gehängt werden konnten; der Tornister darüber, oder darunter; hierüber schwankte noch die Theorie. Es war etwas unbequem, sollte aber sehr gut aussehen. Fünf, sechs, wo nicht mehr Cameraden, waren jedesmal nöthig, um den Mantel, der wie ein Prelltuch in der Luft ausgebreitet wurde, auf diese Weise zusammen zu rollen. Das gab viel Beschäftigung, Sorge und Kritik; doch forderte es den Gemeingeist, der Einzelne konnte für sich nichts thun. Was wetteiferten die Cameradschaften, durch Zerren, Pressen, im Schweiß ihres Angesichts, die schlanksten Mantelwürste zu produciren; daß das Tuch selbst darunter litt und faserdünn wurde, darauf konnte es natürlicherweise nicht ankommen, wenn der Hauptmann dafür mit Vergnügen hinter den Reihen schritt und die glattesten und dünnsten Mantelschlangen mit eigner Hand befühlte und theilnehmend darauf klopfte.

Der Winter kam an. Das helle Wasser stand auf den Wiesen, daß wir dem Augenblick entgegen sahen, wo wir zu Kahn zum Appell fahren würden, aber noch verlautete nichts von Entlassung oder Rückmarsch; nur von neuen Paraden! Ich träumte von einer, die im Städtchen Aubenton angesetzt war, als es in der Nacht heftig an die Thürladen pochte. Eines Cameraden Stimme rief meinen Namen mit lautem Hallo: Er stürzte durch die erbrochene Thür; mit Sack und Pack, mit Wehr und Waffen. Der Generalmarsch wird geblasen! Wir rücken aus! Es ist kein Augenblick zu verlieren! — Wohin? — Das wußte Niemand. Hatte der Camerad doch selbst nur von einem Bauer die Nachricht erhalten, das Signalhorn nur in der Ferne gehört, durch Nacht und Nebel schmettern. So zerstreut lagen wir, daß in der Eil kein Umlauf zu bewirken war. Aufspringen, nach Licht rufen, Feuer anmachen, suchen, die zerstreuten Sachen zusammenwerfen, packen, war das Werk eines Augenblicks, während mein Camerad mit dem Büchsenkolben auf die Schwelle stampfte, um mich und meine Wirthin zur Eil anzutreiben. Ein erschreckender Gedanke: allein zurückbleiben zu müssen. Ein Stück Brod, einen Apfel in der Tasche, mit einem Händedruck für meine gutwilligen Wirthe, stürzte ich ins Dunkel und den Regen hinaus, um die Hütte, in der ich vier Wochen gelegen, nicht wieder zu sehen.

Die Eil war unnöthig, diesmal waren wir die ersten auf dem Platze, und mußten zwei Stunden im Regen warten, bis abmarschirt ward. Doch mit einigem Troste. Nicht nach Metz, wie das Gerücht sagte, sondern nach der Maasfestung Mezières ging der Marsch, und von dort nach der Stadt Sedan, wo wir mit unserm Regimente eine neue, letzte Cantonnirung beziehen sollten, um nach Hause entlassen zu werden.

Mit den Fatalitäten dieser Märsche will ich meine Leser, die mir bis hier gefolgt, nicht unterhalten. Die französischen Chausseen waren mit den unseren jener Zeit nicht zu vergleichen; aber im regnerischen October- und Novemberwetter, und von Heereszügen und Artillerietrains aufgewühlt, waren sie nicht viel besser, als die durchweichten Landwege, welche wir bis dahin und wieder von den Chausseen herab bis in die entferntgelegenen Dörfer zu machen hatten. Dazu fast immer Nachtmärsche, nur zu Ausgang eines trüben Octobers, zuweilen unter Fackelbegleitung, weil es durchaus unmöglich war, den Weg zu finden.

Wir marschirten in Parade durch Charleville und Mezières, eine traurige Parade, wo wir an uns wirklich nichts mehr hatten, um zu paradiren. Ein grauer Regenhimmel hängte seinen schützenden Mantel über unsere Blößen oder unser Zuviel. Die durch Bayards Vertheidigung berühmt gewordene Festung soll in ihrem Innern noch manche Erinnerungen an jene Zeit aufzuweisen haben; im Aeußern sieht man nichts vom edlen Rost des Alterthums. Noch weniger sahen wir im Felde umher etwas von den berühmten Schanzen, welche Franz von Sickingen gegen den Helden ohne Furcht und Tadel aufwarf. Der Umstand selbst, daß wir hier auf einem, auch für Deutschland classischen Boden standen, war wohl keinem unter uns bekannt.

In Sedan zogen wir mit Spiel und Klang ein, um des Glückes zum ersten Mal theilhaftig zu werden, in einer größeren, französischen Stadt Quartier zu beziehen. Sie waren leidlich, und wurden durch den Umgang mit freundlichen Wirthen selbst angenehm. Wie manches kam uns nach dem langen Bivouakiren und den Quartieren in armen Gebirgsdörfern sogar als Luxus vor, was uns zu Hause eine alltägliche Erscheinung war. Ein Bett, ein servirter Tisch, sauber wenigstens angerichtete Speisen und dazu französische

Höflichkeit. Die Stadt ist verhältnißmäßig groß, heiter, und trägt noch einige Spuren ihres ehemaligen mittelalterlichen Charakters, als sie die Residenz und Hauptstadt nicht unmächtiger Dynastengeschlechter an der Grenze zwischen Frankreich und Deutschland war. Hier herrschten die Bouillons, die einst die Krone von Jerusalem eroberten und trugen, hier die Herren von der Mark, denen Walter Scott durch seine carrikirte Schilderung des Ebers der Ardennen nicht geschmeichelt hat, Fürsten, zu Zeiten wohl geeignet, ihr Schwert in die Wagschaale zu legen, die zwischen Deutschland und Frankreich schwankte. Franz von Sickingen war lange Zeit noch mit ihnen verbündet, und seine letzte Hoffnung auf Landstuhl war auf Robert von der Mark gerichtet. Sie versagte. Mit der consolidirten Macht des französischen Thrones ward die unabhängige Stellung dieser Grenzherren immer precairer. Noch versuchten sie in den Reibungen der Feudalherren mit der Krone unter Ludwig XIII. sie zu retten, und nicht ohne Klugheit mischten sie sich in die Kämpfe der Prinzen von Geblüt mit dem allmächtigen Minister; aber Richelieus Klugheit war überwältigender, und Sedan, so oft der Waffenplatz der Mißvergnügten an der Gränze, ward der französischen Regierung unmittelbar unterworfen.

Von dem alten Feudalrecht steht noch ein gewaltiger Stengel inmitten der Stadt, die Burg mit ihren colossalen verwitterten, graubraunen Mauern, ehrwürdig, zerrissen, hinfällig vom Alter, und doch ein imposanter Anblick, trotz seiner wankenden Thürme. Ich sah Sedan seitdem nicht wieder, aber entzückt ruft der siebzehnjährige Romantiker in seinen Briefen: „Ein ungeheures Riesenwerk, von Stein und Menschenhänden aufgeführt; keine erhabenere Ritterburg habe ich je gesehen.“ Kanonen waren noch auf den Mauern aufgepflanzt. Unter der Thür zu einer verfallenen Kammer stand mit goldenen Buchstaben: „Ici naquit Turenne.“ Die Bewohner von Sedan lassen sich noch heute gern „fils de Turenne“ nennen. Aber nach unsern Begriffen achteten sie die Wiege des Helden nicht besonders, indem sie die Bequemlichkeiten, welche man in den hoflosen, engen Häusern vermißt, unter den Mauern seiner Burg aufsuchen. In demselben naiven Sinn, wie jener Italiener den Reisenden anrief: „Non qui e palazzo,“ wies uns die Tochter unseres Wirthes, als wir im Hofe suchten, nach dem alten Schlosse.

Das gute Mädchen fragte mich einst in vollem Ernste, ob denn der Boden bei uns bebaut würde? Ich „ärgerte mich furchtbar darüber,“ steht in meinem Briefe. Die Sünde der Unwissenheit dieses armen Mädchens theilen viele ihrer Landsleute. Noch eines andern naiven Ausdrucks entsinne ich mich. Sedan ist eine betriebsame Fabrikstadt. Ein Theil der Bevölkerung gehört der reformirten Kirche an. Auf unsere Frage, ob auch ihr Vater reformirt sei? antwortete die Tochter mit einem bescheidenen Erröthen: „Ach nein, mein Herr, mein Vater ist nur ein Schlosser. Nur die reichen Einwohner, die großen Fabrikanten sind reformirt; wir Handwerker sind katholisch.“ Es kam beinahe heraus, als wollte sie auch das „nur“ sagen. Wenn das gute Kind sich sehnte, reformirt zu sein, so war es nur ein stiller Wunsch, auch, wie die geputzten Frauen und Töchter der reichen Fabrikherren, in die helle reformirte Kirche zu gehen. Aber ein seiden Kleid trug sie trotzdem, daß sie nur katholisch war. Der bigotte Sinn des Landvolks war hier nicht eingedrungen.

Es gab auch ein Theater in Sedan. Tragödien und Lustspiele wurden abwechselnd aufgeführt; das Haus war mehr durch die Besatzung, als die Einwohner gefüllt. Ich sah des unsterblichen Corneille Nicomedes über die Bretter schreiten, welcher, nach des großen Voltaire Urtheil, die vorzüglichste Tragödie desselben war, und die Einwohner von Sedan sollten zum ersten Male das Vergnügen und die Ehre haben, dieses Meisterwerk auf ihrer Bühne zu bewundern. So sagte ein ellenlanger, rother Zettel an den Ecken; aber die Söhne Turennes schienen wenig auf diese Ehre zu geben. Bei jeder Ankündigung eines neuen Stückes verfehlte der Director nicht, den Einwohnern im Voraus zu sagen, wie außerordentlich dieses Stück den Parisern gefallen; also, stand hinter den Zeilen, hätten sie wohl darnach zu achten, und, wenn sie nicht jeden Anspruchs auf Geschmack sich begeben wollten, ebenfalls entzückt zu sein. Mich verdroß diese offene Darlegung der Geschmackstyrannei einer Hauptstadt; die Tragödien langweilten mich, natürlich schon um deswillen, weil ich als guter deutscher Romantiker an classischen Tragödien der Franzosen keinen Geschmack finden durfte, und die Lustspiele, die, wie von allen französischen Truppen, mit Lebhaftigkeit und Grazie gespielt wurden, verstand ich nicht. Dennoch besuchte ich gern dieses Theater. Es war ein zu wunderbarer Gegensatz gegen die Ardennenhütten und das Lagerleben. Einige Cameraden gingen in der Bewunderung so weit, daß sie mitspielten. Da es mit unserm Freiwilligenthum aus war, wurden sie freiwillige Römer und Griechen; nur aus unüberwindlicher Theaterlust. Statisten hier, wie dort. Auch die in Deutschland als Oper einst so beliebt gewordene partie de chasse de Henry IV. ward hier wiedergegeben. Im Parterre erhob sich die Bourbonen- und Friedenspartei und stimmte mit vollem Jubel in das „Vive Henry quatre!“ ein. Vielleicht ein Schaustück für uns.

Am 25. October waren wir in Sedan eingerückt, um von dort aus in die Heimath entlassen zu werden. Am 9. November marschirten wir aus, noch nicht entlassen, um noch einige zehn Meilen tiefer in Frankreich hinein zu marschiren. Nur der Ordnung wegen! Vom 3. October war der Cabinetsbefehl, daß man uns entlassen sollte! Aber nicht Alle konnten mit einem Male entlassen werden, und an uns kam die Reihe zuletzt. Wie viel hundert Listen mußten vorher geschrieben und unterschrieben, und abgeschrieben und collationirt werden! Eine Compagnie, die entlassen werden soll, ist wie eine Baurechnung, die oft noch nicht ganz erledigt und revidirt ist, wenn das Haus schon anfängt, einzu-

fallen. Aber anstatt uns zu lassen, wo wir waren, mußten wir unserm Regimente in dessen neu angewiesenen Cantonnirungen — es sollte auf 5 Jahre unter den Besatzungstruppen bleiben — nachfolgen. Zu welchem Zwecke diese mühsamen, unnützen, kostspieligen Märsche! Um noch etwas zu exerciren, -putzen, paradiren? Um nicht aus der Gewohnheit zu kommen!

Die Gewohnheit, d. h. das Beispiel vom vorigen Kriege, forderte, daß aus der Zahl der Freiwilligen Einige als Officiere entlassen würden. Die letzten Spielereien hatten uns aber gegen das fernere Soldatensein einen solchen Widerwillen eingeimpft, daß unter uns dazu Aufgeforderten die Mehrzahl die Erklärung abgab, sie danke, es sei damit genug, und mache auf den Ehrentitel keinen Anspruch. Die zweite Frage war, wer weiter dienen wolle? Nur wenige, denen die Aussichten zum bürgerlichen Fortkommen, durch Verhältnisse oder eigene Schuld, versperrt schienen, meldeten sich dazu. Die Mehrzahl rief protestirend: „Wir wollen keine Czakots, keine neuen Hosen, wir wollen nur nach Hause!"

Ungern schied ich, nach einem längern als vierzehntägigen Aufenthalt von Sedan. Es war mir dort wohl ergangen, meine Wirthe hatten sich von Tag zu Tage freundlicher bewiesen, mich, als ich krank war, gepflegt, selbst Wein angeboten — etwas, wozu sich der französische Wirth in diesen Gegenden sehr schwer entschloß — selbst freundlich waren sie geblieben, als ich eine große Delicatesse, welche die Töchter mir bereitet, ausschlug — ein Gericht Froschkeulen! Ich konnte mich nicht überwinden. Und nun aus dem gastlichen, freundlichen Stadtaufenthalt wieder die Maas hinauf in Dörfer und Hütten, ohne ein Ziel! Nur etwas tröstete, der Frost und der Sonnenschein. Ich fror lieber in meiner abgeriebenen, dünnen Kleidung, als dies ewige, nasse Nebelwetter mit den Straßen, deren Koth wir an Schuh und Kleidern mitschleppen mußten.

Zehn Tage nach dem Ausmarsch aus Sedan finde ich mich endlich, wonach das Herz so lange sich gesehnt, bei dem alten Dun, in einem Weindorfe, dem ersten und letzten in Frankreich. Aber grade mein Wirth behauptet, keinen Wein zu haben, er sei ganz arm und der Wein theuer. Da entdeckten wir im Keller auf dem Boden eine große Anzahl Fässer, Kufen. Nun muß er geben; die gewöhnliche Ausrede, daß er nie zu Napoleon gehalten, hilft ihm nicht. Aber der Wein ist herzlich schlecht, und unsere Aerzte lassen uns warnen, davon zu trinken, da er Haut- und Eingeweidekrankheiten veranlasse. Den Becher an der so lange dürstenden Lippe, müssen wir ihn absetzen. Aber wir sind doch im Weinlande gewesen und haben Weinberge, vom Novembersonnenschein angeröthet, gesehen. Und hier die ersten warmen Oefen. Wie das an die Heimath mahnte!

Aber auch in dem Weindorfe bei Dun noch keine Erlösung. In der Nacht hatte es unerwartet geschneit, fußhoch, und wir brachen auf, wieder westlich in die Gebirge, in eine neue, vierte Cantonnirung. Auch im Schneekleide, von der Sonne angeglänzt, nahmen sich die Ardennen schön aus. Hier lagen wir bis gegen Ende November, und noch immer waren unsere Listen nicht fertig, unsere Marschroute nicht bestimmt. Noch ein Mal mußten wir wieder nördlich die Maas hinaufmarschiren, heute auf festgefrornem Boden, morgen hatte es gethaut, und am Tage darauf hatten wir wieder grundlose Wege, bis an die Kniee versinkend, bis ans Kinn bespritzt, zu durchwaten. Elende Quartiere, hier in Hütten, dort gelegentlich in einem alten Herrenhause mit allem Luxus aufgenommen. Wenigstens sollten wir diesen Theil von Frankreich in allen Classen seiner Bewohner kennen lernen. Aber wir waren müde, wir hatten genug, kein moralischer Impuls trieb uns mehr; wir wollten nichts mehr lernen.

Und doch muß ich Manches da gelernt haben. Es taucht vieles aus der Erinnerung auf, was ich in meinen Briefen nicht notirt finde. Wäre ich nur älter als siebzehn Jahr gewesen, welche Studien des französischen Bauerncharakters hätte ich machen, ich hätte „Dorfgeschichten aus der Picardie" schreiben können. Wie ward ich oft als Wunder angestaunt wegen meiner Gelehrtheit, und welche Schulmeister lernte ich kennen und ward, dieser meiner außerordentlichen Eigenschaft wegen, zu ihnen geführt, ohne, es thut mir leid, es zu sagen, ihnen das Compliment wiedergeben zu können. Da sollte ich lateinisch mit einem sprechen. Der Schulmeister hielt es für angemessener, mir ein Glas Cider vorzusetzen, und mich zum Trinken aufzufordern. Wenn ich heute an des Schulmeisters Stelle wäre, machte ich es eben so. — Aber in einem entlegenen Dorfe in den Ardennen wuchs dies Erstaunen zu einem gespensterhaften Ausdruck. Wir saßen am Kaminfeuer, als mein Zeltgenoß in den Winkeln umherstöberte und einen alten schweinsledernen Band auffand, welcher, der Himmel weiß wie, dahin gerathen war. Es waren Ovids Metamorphosen. Er schlug lachend mit der Hand auf den Fund, und begann den ersten Vers zu recitiren, als ich, der noch etwa fünf bis sechs Monat vorher in Secunda meinen Ovid wohl durchpflügt und wenigstens die ersten Verse im Kopfe hatte, einfiel:

In nova fert animus mutatas dicere formas
Corpora.

So respondirten wir Beide. Die Blicke der guten picardischen Bauern und Bäuerinnen zu schildern, ist mir nicht möglich. Einer schrie dem Andern das Wunder zu: „Il sait par coeur, ce qu' aucun dans tout le village ne peut lire." — Ein gemeiner Soldat, ein Soldat aus dem Barbarenlande, und er weiß ein Buch auswendig, was selbst der Pfarrer nicht recht kannte! Man kam, mich zu sehen, als ein halbes Wunderthier oder einen Zauberer. Dann sollte ich dem Pfarrer vorgestellt werden. Ich weiß nicht, warum es unterblieb. Der Cider des Herrn Pfarrer war vermuthlich nicht süß genug. Endlich siegte der industrielle Sinn über das Mährchenhafte. Man berechnete, daß ein solches Buch, welches wir in der Barbarei auswendig wußten,

außerordentlichen Werth haben müsse, und bot es mir zum Kauf an. Ich dankte dafür, weil es jeder bei uns besäße.

In Givet sollten wir förmlich entlassen werden, dorthin waren die Jägerdetachements aller Regimenter beordert, um gemeinschaftlich den Rückmarsch anzutreten. So waren wir schon von unserm Regimente getrennt, und der Commandeur desselben ließ uns schriftlich sein Bedauern ausdrücken, nicht mehr uns wieder zu sehen und persönlich von uns Abschied nehmen zu können. Er war ein strenger Ehrenmann, wenn er uns gleich, nach unserer Meinung, ohne Noth zu sehr gequält hatte. Zu Byfanei in den Ardennen entließ uns ein anderer General nach einer Parade mit den Worten: „Na, Jäger, nun werdet Ihr nach Hause gehen. Ich danke Ihnen im Namen des Königs. Na, und wenn's wieder losgeht, so kommen Sie doch wieder?“ Nur einige Stimmen antworteten; fort war er geritten. Der General ist jetzt todt; er war erst seit Kurzem ein Preuße geworden.

Auch der November war verstrichen, und ein regnerischer, unfreundlicher December sah uns noch immer in Frankreich. Am 1. December standen wir, von einem Marsche durch Wasser und Schmutz bis über die Ohren bespritzt, in einem großen Kasernenhofe zu Sedan, viele tausend freiwillige Jäger um einen freien Mittelpunct, wo der General von Ziethen zu Pferde eine Entlassungsanrede an uns hielt. Es stäubte vom Himmel. Der Tag, die Rede sind mir unvergeßlich. Der Sinn der Rede war: nun sei es aus. Wir sollten uns nicht einbilden, mehr gethan zu haben, als unsre Schuldigkeit wäre; wir hätten gethan, was wir thun müssen, und weil es nun vorbei sei, schicke uns der König nach Hause. Aber doch sollten wir darum nicht denken, daß es aus wäre, denn wenn Seine Majestät der König beföhle, müßten wir wiederkommen, und dann ginge es wieder an. Danach hätten wir uns zu richten. —

Also darum — Freiwilliger! Der Regen war nicht kalt, aber die Rede wirkte wie ein Glas kaltes Wasser. Wenn ich später den seligen Professor und Geheimrath Schmalz hörte und Friedrich von Gentz Artikel über die Freiwilligen las, dachte ich an den General Ziethen und den Kasernenhof in Sedan.

Ein anderer General sprach nach Ziethen. Ich glaubte, es sollte ein Zuckerpulver werden auf den harten Teig, den wir zu verdauen hatten; aber es war Pfeffer, auf Wunden gestreut. Dieser General sollte den Rückmarsch der heimziehenden Jäger befehligen; er hielt es deshalb für nöthig, die strenge Seite in Voraus herauszukehren; seine Worte waren Drohungen, von in die zweite Classe versetzen, Stockschlägen und von Gensdarmerie zurück bringen lassen. Sah er uns denn an, daß wir Marodeure waren? Er konnte uns höchstens unser Misvergnügen ansehen.

Von diesem Augenblicke an war mein und mehrer Anderer Entschluß gefaßt, die uns schon früher angebotene Entlassung zu nehmen, um auf eigene Kosten zurückzukehren. Obgleich diese Anordnung nicht von unsern unmittelbaren Vorgesetzten herrührte, sondern aus höherer Quelle kam, stellte man uns doch alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg, und es gehörte Geduld, Ausdauer und ein so fest gewordener Entschluß dazu, um endlich unsern Paß zu ertrotzen.

Ich wollte nicht länger Soldat spielen, ich wollte nicht einen Czakot auf meinen Kopf drücken, und meine Haare nicht länger in die Höhe pressen. Es giebt Augenblicke, wo die willigste, geduldsamste Natur die Grenze des Duldens erreicht hat, und zu einem Widerstande, vor dem sie sonst erschrocken wäre, fähig ist. Ueberdem war es eine traurige Aussicht, auf der großen Heeresstraße, im Gefolge von 4000 Jägern, die zugleich entlassen wurden, in langsamen Märschen, und im Winter, nach der Heimath zu kehren; während es mir sehr poetisch vorkam, mit wenigen Befreundeten, und nach Muße durch das südliche Deutschland, über altberühmte Städte, dem Vaterlande als ein freier Mann zuzueilen. Wir wollten über Luxemburg, Trier, Mainz und Frankfurt reisen. Mit dem „auf eigene Kosten“ ward es in solchen Fällen nicht zu streng genommen, da es ein ganz ungewöhnlicher Fall war, daß Soldaten, die vom Feldzuge zurückkehrten, nicht einquartirt würden; auch hätte unsere Baarschaft allein wohl schwerlich noch zu dieser Reise ausgereicht.

Noch abermals zehn Tage zog man uns hin. Noch einmal marschirten wir zurück in die Gebirge, noch einmal kehrten wir nach Givet zurück, und erst am Abende des 13. December kehrten wir mit unsern Pässen in das schon früher genannte Dorf Fromlianes zurück, einst während der Belagerung der Sitz eines der Vorposten, um zum letzten Male mit unserm Detachement daselbst zu übernachten. Es war ein seeliges Gefühl, als wir uns auf das elendeste Strohlager niederwarfen, denn wir waren frei. O diese Nacht, wo wir ausschlafen konnten, Herren über unser Geschick! Und als am Morgen das Horn weckte und rief, und Alles fortstürzte, uns ging es nicht mehr an, wir konnten uns umwenden, strecken, die Augen wieder schließen. Nein, wir sprangen doch auf, nur später, und doch zeitig genug, um an den Reihen unserer nicht so glücklichen Cameraden vorüberzugehen, die Hände mit ihnen zu schütteln und, als das Horn wieder schmetterte, die Commandoworte erschallten, ein fröhliches Wiedersehen im Vaterlande uns zuzurufen. Es war ein bewegter Abschied.

Warum war es nur der Abschied der Zeltgenossen, warum nicht der ganze Ausgang eines glücklichen Krieges? Weil — der Jammer schon anbrach, der jedem aufgeregten Zustande folgt. Weil man schon anfing, es zu bereuen, aus dem alten Geleise gewichen zu sein, weil der todte Organismus unbemerkt Herr ward über den lebendigen Geist. Noch wußte man es nicht, daß man einen Schritt zu weit gegangen war, aber das Gefühl, der Instinct war schon da, daß man Kräfte aufgerufen, die man weiter führen oder zurückdrängen

mußte. Ein Stillstand war nicht möglich. Dieses unbewußte Gefühl arbeitete in den Trägern der alten Ordnung. Ich breche hier ab; ich wollte eine mir werthe Erinnerung an die letzten Ausläufe einer großen Zeit niederschreiben, nicht Epigramme, wie die Halbheit scheuer Bewachung den Sieg davon trug über rückhaltloses Vertrauen und zu volle gläubige Begeisterung.

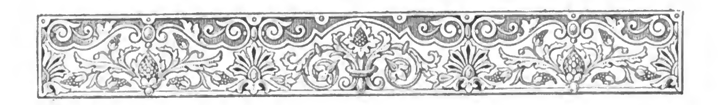
Unsere Rückreise war nicht ohne Abentheuer, Fährlichkeiten und angenehme Erlebnisse. Von den Vieren, welche sie zusammen antraten, vom schönsten Winterwetter begünstigt, ist mir der Eine aus den Augen verschwunden, der Zweite ist ein namhafter Arzt und glücklicher Dirigent einer berühmten Irrenanstalt, und der Vierte, der sich nicht zu retten wußte vor den Nachwirkungen und Versuchungen des Soldatenlebens ist wahrscheinlich in Amerika verkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Das lyrische Wien. Eine moderne Lese. Herausgegeben von Dr. August Renner. Wien. Georg Szelinski 1899. Der kleinen Anthologie läßt sich trotz besten Willens zum Guten nur nachsagen, daß sie ganz geschmackvoll ausgestattet ist; im Uebrigen ist sie die schiefe schlechte Ausführung eines an sich nicht eben gerade stehenden Gedankens. Herr Dr. Renner wollte „keine umfassende Uebersicht über die lyrische Kunst der zweitgrößten deutschen Stadt geben", sondern nur „die Führenden in einem kleinen Kreis einen, Proben derjenigen bringen, welche eine solche prägnante Eigenart besitzen, daß sie ihnen in der ganzen neueren Litteratur eine vornehme, feste und bleibende Stellung gesichert hat." Angenommen, daß der Herausgeber dies Programm thatsächlich zur Erfüllung gebracht hätte, so wäre damit auch noch nicht oiel anzufangen gewesen. Selbst ein Wiener Dichterbuch, das aus Original-Beiträgen bestünde, hätte eventuell nur durch den Inhalt der einzelnen Beiträge Wert, nicht litterarhistorisch als Gesamtbild, denn Wien ist nie litterarisch eine in sich geschlossene Provinz im Reiche des deutschen Geistes gewesen, wie es Deutsch-Oesterreich unbestritten war; es hat nie eine Zeit gegeben, wo man sich, um Deutsch-Oesterreich zu charakterisieren, auf die Wiener hätte beschränken können und heute vollends könnte dies keinem Verständigen beifallen. Die „lyrische Kunst" eines der deutschen Stämme darstellen zu wollen, ist gewiß nicht unberechtigt, aber die einer einzelnen Stadt, auch wenn es die „zweitgrößte deutsche Stadt" ist?! Also, Herrn Dr. Renners Programm war von vornherein ein solches, das arges Mißtrauen gegen seine Eignung zu derlei Arbeiten einflößen muß, und die Art, wie er es ausgeführt hat, läßt vollends jeden Zweifel daran schwinden, daß er dem selbstgewählten Amt nicht gewachsen war. Zunächst hat er sich zum Grundsatz gemacht, durchweg nur bereits Gedrucktes zu bieten, was im vorliegenden Falle, wo es sich größtenteils um junge, in der Entwickelung begriffene Talente handelte, oon denen obendrein Vielen eine Gelegenheit, gedruckt zu werden, noch recht erwünscht sein muß, glattweg unbegreiflich ist. Noch viel unbegreiflicher ist aber ein anderer Grundsatz: er hat die Autoren überhaupt nicht gefragt, weder um ihre Genehmigung an sich, noch um ihre Ansicht, durch welche ihrer Gedichte sie vertreten sein wollten. Denn, meint er, „Einladungen zur Mitarbeiterschaft führen leicht zu Verhandlungen über Mitarbeiter und Beiträge." Sehr richtig bemerkt, Herr Doktor, das ist nämlich auch der Zweck solcher Einladungen, und was in der Welt wäre daran auch tadelnswerth?! O, sehr viel, derlei ist nämlich nach der Ansicht dieses seltsamsten aller Herausgeber geradezu „nicht anständig". Man traut seinen Augen nicht, aber so steht es im Vorwort schwarz auf weiß zu lesen: „Und das (die Verhandlungen nämlich) scheint mir bei einer wissenschaftlichen Arbeit in Uebereinstimmung mit dem Geiste des Preßgesetzes nicht anständig, da ein möglichst objektioes litterarisches Bild geboten werden soll". Wir kennen Herrn Doktor Renner nicht persönlich und wollen ihn daher auch gewiß nicht persönlich treffen, aber der eine Satz giebt den ganzen Menschen: den heillosen Nichtswisser und Nichtskönner, dem das Bewußtsein, auch einmal ein „Buch" zu machen, zu Kopfe gestiegen ist. Eine Anthologie von 58 Seiten mit einem Vorwort von 2, schreibe zwei Seiten eine „wissenschaftliche" Arbeit!! Und hört man die Ansicht eines Dichters, welche seiner Gedichte er selbst zu den für seine Art bezeichnendsten zählt, so ist das Bild kein „objektives" mehr! Hätte der Herr auch nur eine Ahnung von dem, worauf es bei einer solchen Arbeit ankommt, so wüßte er auch, wie nützlich es ist, die Poeten selbst zu befragen und wie viel man von ihnen lernen kann. Und ferner: auch daß österreichische Preßgesetz verbietet, wie das deutsche, nicht, Anthologien ohne Genehmigung der Autoren zusammenzustellen, aber deshalb gilt es doch mit Recht für anständig, diese Genehmigung einzuholen, und wer es nicht thut, darf sich nur vor dem Staatsanwalt auf das Preßgesetz berufen, nicht aber das Preßgesetz citieren, um einen Verstoß gegen den litterarischen Anstand durch einen Hieb auf jene, die anständig handeln zu maskieren. Was nun aber hat Herr Dr. Aug Renner in Triest aus eigener Kraft zu Stande gebracht?! Ein Sammelsurium von wenigen guten und vielen schlechten Gedichten aller erdenklichen Tonarten und Schulen. Hätte er Jemand gefragt, so würde er ihm geantwortet haben: „Herr was soll das Zeug?! Sie nennen es eine „moderne Lese" — was denken Sie sich unter dem Wort „modern"?! Für Sie sind Leute wie Saar und Hango, David und Levetzow, Wilhelm und Dörmann allesamt „modern" – wer wäre dann unmodern und was hieße dann die „Moderne"?? Auch haben Sie ja keinen Geschmack, denn Ihre Auswahl giebt ja ganz erbärmliche, geradezu lächerliche Reimereien, und selbst von jenen Dichtern, die nichts Erbärmliches gemacht haben, geben Sie eben Schwaches, während Sie Schönes in Hülle und Fülle hätten! Auch sind Sie ja zudem litterarisch völlig unorientiert, wie könnten Sie denn sonst den Satz wagen, daß Leute wie Josef Kitir, Arnold Hagenauer, oder gar der famose Freiherr Carl von Levetzow Dichter sind, „denen ihre prägnante Eigenart in der ganzen neueren Litteratur eine vornehme, feste und bleibende Stellung gesichert hat." Das ist ja Unsinn, Herr, das glauben hoffentlich doch die Levetzow und Consorten selber nicht; jedenfalls aber glaubt es Ihnen sonst kein Mensch!" Und hätte Herr Dr. Renner einem Verständigen vollends seine zwei Seitchen Einleitung gezeigt, so wäre ihm die Antwort geworden: „Wollen Sie der Welt beweisen, wie oiel Mangel an Geschmack, wie viel kritisches Unvermögen, welche Unfähigkeit des Charakterisierens in einem einzigen Individuum beisammen sein kann, so lassen Sie das Zeug drucken — aber das ist auch der einzige Zweck, den Sie dadurch erreichen können!" Aber Herr Dr. Renner hat bei seiner „wissenschaftlichen" Arbeit eben Niemand gefragt. . . Das Buch ist nicht bloß schlecht, es ist auch schädlich, weil es den Dichtern Abbruch thut, die darin vertreten sind, und seine Existenz ist uns ein Rätsel. Es sei denn, daß Herr Dr. Renner selbst den Druck bezahlt hat, dann wärs kein Rätsel. Dann wäre das Buch aber auch ein Unikum, denn ein litterarischer Mensch, der die Verse Anderer, der eine Anthologie auf seine eigenen Kosten drucken läßt, ist trotz des alten Ben-Akiba noch nicht dagewesen. K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von F. Cynamon in Berlin N, Chausseestr. 2e



Sonntagskinder.

Novellen von **Ernst Behrend**.

(Fortsetzung.)

Quempas und Liebesleier.

(Schluß.)

„Gewiß nicht," schaltete die Pröpstin ein und fachte die Flamme seiner Glückseligkeit zu heller Lohe an. Nun, bat er, möge sie ihm raten, welchen Sinnspruch er als fruchtbringender Gesellschafter wählen und welchen Namen er sich beilegen solle. Da riet sie ihm nach kurzem Bedenken, sich Matz den Honigsüßen zu nennen und auf den Ordenspfennig am papageyengrünen Bande den alten schönen Spruch vom bernanischen Brei zu setzen, wogegen er unterthänigst Verwahrung einlegte, weil darin keine Beziehung zu ihm selbst zu finden sei; den Vorschlag wegen des Namens wolle er indes in Erwägung ziehen.

Hatte er dann eine Weile als Reiniger der Muttersprache und Palmenordensritter vor ihr gegleißt, so brachte ihn der nächste Schritt Frau Dorotheens in lateinischer Sprachübung auf den erhabenen römischen Lyriker oder vielmehr Leierer Horatius, den Freund des Mäcenas, eines Förderers der Dichtkunst, desgleichen er, Matz Reimann, leider noch nicht gefunden habe, und er pries mit aufrichtiger Begeisterung den alten Dichter als den glutvollen Verehrer der holdseligen Mägdlein Lyde und Lydia, Chloë und Neobule, Pyrrha und Lalage, von welcher letzteren es in einem Dichtling heiße:

Wo ich nur geh' und steh', wohin mein Blick sich richt't,
Ich liebe Lalage, die süßlich lacht und spricht.

Und als Frau Dorothea einmal einwandte, der Verehrer so vieler Damen, Lyde und Lydia u. s. w. sei wohl ein arg lüderlicher Gesell gewesen, rief Matz der Honigsüße emphatisch aus, eines Dichters Herz sei geräumig für das süßeste der Gefühle wie ein Orhoft, das des süßesten Trankes ungeheure Menge zu fassen vermöge, doch wem der Palmenorden winke und wer reines Mehl von gemeiner Kleie zu trennen wisse, der diene nur einer einzigen Huldinne, nur derjenigen, die ihm als eine Gottesgabe, auf griechisch Dorothea, vom Himmel selber beschieden sei. Da erschrak sie förmlich nicht minder vor seiner Erregung, als vor der Anspielung auf ihren Namen und geistesgegenwärtig rief sie ihm zu:

„Nun muß ich mich beeilen, meinem lieben Herrn, Eurem wohlgesinnten Inspektor, das Mittagsmahl anzurichten. Ihr aber, Herr Rektor, mögt mir morgen das heutige Diktat aus des Julius Cäsars gallischer Kriegsgeschichte mit Fleiß grammatice explizieren!"

Also goß sie ein wenig Wasser auf den Herzensbrand des verliebten Reimfinders und Klangleimers.

Inzwischen war der Frühling ins Land gefahren und die Pröpstin vermochte sich wieder auf trockenen Steigen des Gartens zu ergehen, um ihre Baumschule zu inspizieren. Als sie das eines Tages that, während nebenan im Propstbrauhause wiederum duftige Würze siedete, hörte sie, wie der Knecht Brose Hampe ein Lied sang, nach dessen Takt sich die Rührstange gut schwingen ließ. Es waren rauhe Verse, wie sie das Volk zu singen pflegt, und handelten von einem verschmähten Liebhaber:

Und willst du nicht mein Schätzken sein,
Muß ich 'ne andre nehmen.
Ich find' wohl eine, zwei und drei,
Die sich nach mir thun sehnen.

Diese Worte verstand die Pröpstin deutlich und sie lachte darüber. Als sie aber nach dem Studierstubenfenster ihres Gatten hinsah und bedachte, daß er trotz des Frühlings in der Welt kalt gleich einem Schneemann gegen sie blieb, da überkam es sie wie Trotz und Tücke und, eine kleine Faust gegen das Haus ausstreckend, summte sie jene Worte des Volksliedes mit geringer Abänderung durch die Lippen:

Und willst du nicht mein Liebster sein,
Muß ich 'nen andern nehmen.
Ich find' wohl einen, zwei und drei,
Die sich nach mir thun sehnen.

Da fiel ihr Matz Reimann ein, wie der sich gewaltig nach ihr sehnte, sie lachte laut auf und dann ärgerte sie sich über ihren Singsang, der ihr allerdings nur dumm erschien und nicht besonders sträflich, weil sie die Drohung, einen andern zu nehmen, doch nimmer ernsthaft gemeint hatte.

Plötzlich aber zuckte sie zusammen, freudiger Schreck hemmte ihren Schritt, ihre Gesichtszüge waren einen Augenblick wie versteinert vor dem Erstaunen über eine wichtige Entdeckung oder Erfindung, dann rief sie halb fragend, halb jubelnd: „Ei — sollt' es wohl?" und mit hurtigeren Sätzen, als eigentlich für die Hausehre des Bernauer geistlichen Oberhirten schicklich war, eilte sie in die Wohnung zurück.

Als demnächst Matz Reimann zum Unterricht kam, redete sie ihn gar freundlich an und bat ihn, weil sie sich an den vielen Exercitien und dem gallischen Kriege übersättigt habe, mit ihr seinen geliebten Lyriker Horatium zu traktieren, insonderheit die Carmina, die derselbe an die römischen Jüngferlein gedichtet; sie wolle kennen lernen, mit welchen Flausen und leichtfertigen Späßen der Herr Rektor sich die Zeit zu vertreiben pflege; vor dem Anhören aber fürchte sie sich keineswegs, da sie eines Schulinspektors eheliche Gattin und eine Frau von höheren Jahren sei. Gegen letztere Behauptung protestierte der ganz verwunderte Schulmeister mit heiligstem Ernste, aber es half ihm nicht, die Pröpstin schnitt ihm weitere Rede mit den kurzen, scharfen Worten ab:

„Ihr seid im Unrecht, Herr Magister, und wenn wir gute Freunde bleiben sollen, so respektiert gebührlich meine Worte und, nochmals sei's gesagt, meine Jahre!"

Ein paar Tage darauf trat sie vor ihren Gatten und sagte:

„Schau her, mein Martin, da habe ich eine Ode des Horatius aus des Rektors Buch abgeschrieben und daneben die Übersetzung ins Deutsche verfertigt. So weit bin ich nun schon in der Kenntnis des Lateinischen gelangt, auch hat mir der Magister sorgfältig den Sinn der Ode erklärt. An Lydia ist sie gerichtet und eine Art von Klagelied. Mein Herr hätte nur sehen sollen, mit wie trübseligem Gesicht, als ginge die Sache ihn selbst an, der Rektor mir die Ode vordeklamierte, namentlich die Stelle:

> Me tuo longas pereunte noctes.
> Lydia, dormis —?

Du schläfst, o Lydia, derweil ich die langen Nächte nach dir schmachte?"

Der Probst sah verdutzt seine Gattin an, die sich, wie in leichtem Schrecken, von ihm abwandte.

„Hm," sagte er, „die Latinität des Horatius ist eine vortreffliche, aber — — nun, es freut mich, daß du in der Wissenschaft rüstig fortschreitest. Doch jetzt laß mich, da ich dringliche Arbeit vor mir habe."

Die junge Frau ging hinaus und es wäre ihr zu gönnen gewesen, nach einiger Weile den Gatten bei der dringlichen Arbeit zu beobachten, wie er öfters unruhig den Kopf schüttelte, für sich murmelnd: Du schläfst, o Lydia, während ich die langen Nächte nach dir schmachte? —

In der nächsten Woche teilte die Pröpstin ihrem Gatten freudestrahlend mit, nun habe ihr der Schulmeister eine neue Ode des Horatius explizieret, an Neobule: jammervolles Schicksal erleiden die Mägdlein, die weder mit der Liebe ihr Spiel treiben, noch ihr Leid deswegen mit süßem Wein wegspülen dürfen, aus Angst und Scheu vor des Oheims Scheltworten. Wie kläglich habe der Magister sich dabei gebärdet, so daß sie einen richtigen Geschmack von solchem Herzensweh ihrer armen Mitschwestern bekommen habe!

„Thorheit!" erwiderte der Propst darauf, „der Magister hätte besser gethan, seiner Schülerin den Sinn für des Poeten zierlichen Satzbau und das köstliche ionische Metrum zu erschließen, als solche Exegese des Inhaltes zu treiben."

„Diese aber ist es vornehmlich," wandte die Pröpstin tapfer ein, „was mir an dem alten heidnischen, sowie an dem ihn mir vertraut machenden leibhaftigen christlichen Hagestolz gefällt."

Alsbald ließ sie den Gatten in gesteigerter Unruhe unter seinen Büchern und Instrumenten zurück, wo er statt an christliche Exegese oder astrologische Horoskopie an die ihm rätselhafte Sinnesveränderung seiner tugendlichen Hausfrau denken mußte.

Das waren Gedanken, die ihm ehedem ganz fremd gewesen, jetzt jedoch mit einer gewissen Aufdringlichkeit immer wiederkehrten, so oft er sich auch ihrer zu entschlagen versuchte; sie summten und brummten und stachen gleich den Fliegen im August und jagten ihn vom Schreibtisch weg, wenn er wußte, daß in der Wohnstube Matz Reimann mit seiner Gattin den Horatius traktierte. Dann maß er das Zimmer mit langen Schritten und hielt er in der Unrast einmal an, so geschah's nur, um vom Bücherbrett das alte, seit der Schulzeit außer Gebrauch gewesene Horazexemplar herunterzulangen und selbst einmal nachzulesen, was der

lateinische Leichtfuß an seine Schätzlein gedichtet hatte. Wenn er die Scharteke wieder an ihren Platz gestellt, so fragte er sich wohl, weshalb all die Unruh' und Besorgnis? Es sei doch nicht Gefährliches, daß der Schulmeister seines Vorgesetzten Ehefrau in der lateinischen Litteratura unterrichte, deren Kenntnis gar viele edle Frauen der Länder Italia und Frankreich ziere. Er selber habe sie ja zu diesem Unterricht gedrängt, jetzt möge er sich doch ihres Eifers freuen! —

Das war ein guter Vorsatz, doch hielt er nur so lange stand, bis die nächste Unterrichtsstunde kam oder Frau Dorothea dem Gemahl mit auffälliger Fröhlichkeit ihre Bekanntschaft mit einer neuen Ode des großen Klassikers kund that. Dann fing seine Unruhe von frischem an, er fragte sich, ob die längst verjährte Verliebtheit des römischen Dichters nicht jetzt noch den Schulmeister anzustecken vermöge und ob nicht dieser und die gelehrige Schülerin sich allzu natürlich in die Rolle des Sängers und der jeweilig von ihm besungenen Lyde oder Chloë hineinfinden könnten. Doch mit Unmut über sich selbst wies er dann solchen Zweifel an der lauteren Gesinnung seiner Pröpstin zurück.

Frau Dorothea nahm inzwischen mit aufkeimender Hoffnung wahr, wie oft jetzt, während sie sich bei den Mahlzeiten gegenüber saßen, seine Augen auf ihr ruhten, wie er aber sofort, wenn sie ihm ins Angesicht blickte, gleich einem ertappten Sünder wegschielte. Sollte das wohl, so fragte sie sich, ein schüchternes Spiel des erwachenden Amor sein, des glühenden Knaben, wie Horatius ihn nannte? Solch Gedanke war dann allemal die Ursache jähen Errötens ihrer Wangen und dem ernsten Gelehrten, der dies bemerkte, stieg dabei selbst das Blut ins Antlitz; er redete ein paar Worte, deren Sinn ziemlich konfus war, und begab sich schleunigst an seine Studien mit dem Gefühl eines Scholaren, der sich durch Allotria von der gehörigen Präparation hat abwendig machen lassen. —

Bald danach vermochte Frau Dorothea ihren Herrn durch die Ode an Chloë zu beunruhigen, die ihr der Lernanstaltslenker also verteutscht hatte:

Du fliehest, Chloë, mich, wie vor dem Säuselwind
Und vor des Wald's Geräusch ein junges Reh geschwind,
Das auf dem Bergeshang die scheue Mutter sucht,
Erschreckt sich wendet ab und eilends nimmt die Flucht.
Ich folge dir ja nicht mit wilder Gier nach Blut,
Wie solches wohl ein Leu und grimmer Tiger thut;
Drum fleuch nit, wie das Kitz, das seine Mutter sucht,
Und fall' dem Manne zu als eine reife Frucht!

So gutherzig Frau Dorothea war, dennoch genoß sie, als sie diese Übersetzung ihrem Gatten aufsagte, ein klein weniges von der Wonne des Folterknechts, der dem armen Sünder mit der peinlichen Frage scharf zu Leibe rückt. Sie sah mit Wohlbehagen, daß die kalte Seele ihres geliebten Martinus etwas von brennendem Feuer empfand, während die Verse oder Dichtlinge des Klangleimerpaares Horatius Flaccus und Matthias Reimann an sein Ohr schlugen.

Doch der Gepeinigte hielt der Folter still und begann erst zu stöhnen, nachdem ihn die grausame Holde verlassen hatte. Er warf sich in den hohen Lehnstuhl am Ofen, in welchem er über den schwierigsten Problemen zu brüten pflegte, und da überkam es ihn wie einen Menschen, in dessen Händen bei langer anstrengender Wanderung das Gefühl abgestorben ist, so daß es ihm wohlthut, wenn er sie an Dornen ritzen und das Gefühl wiedererwecken kann. Die unaufhörliche Schwelgerei Frau Dorotheas in den horazischen Liebeskundgebungen ritzte seine Seele, daß sie den Schmerz der Eifersucht kennen lernte, gleichzeitig aber zu dem süßen Empfinden der Schönheit des jungen Weibes erwachte, die er in all dem gelehrten, nur mit den höchsten Dingen der Welt und Überwelt befaßten Treiben seines bisherigen Lebens schier mißachtet hatte. Doch es sollte noch einige Zeit dauern, bis aus dieser Knospe die Blüte aufbrach, die der Mann zu ahnen anfing und nach der das Herz der Holdseligen aus dem besseren Verständnis der Dinge dieser Welt heraus bewußt verlangte.

Magister Reimann setzte derweile den Unterricht mit geziemender Ehrfurcht fort. Die energische Forderung der anmutigen Schülerin, ihre hohen Jahre zu respektieren, deuchte ihm zwar ein unbegreiflicher Scherz, dagegen hatte der Ernst, der sich auf ihren Zügen aussprach, Öl auf die Wogen seiner Gefühle gegossen, so daß er die Horazischen Liebeslieder nunmehr mit weniger Verzückung als früher, dafür aber mit desto abgeklärterer Schulweisheit explizierte.

Indessen zerbrach er sich den Kopf darüber, weshalb jene so eifrig nach der Bekanntschaft mit allen Liebesverhältnissen des großen Leierers trachtete, selbst aber die Kälte und Unnahbarkeit einer Keuschinne, vulgo Vestalin, zeigte. Was war das nun wieder für ein Einfall von ihr, daß sie ihn fragte, woher die Poeten sämtlich so verliebter Natur seien und ob sie nicht der Natur durch etwelche Studien in Liebessachen zu Hilfe kämen; es müsse doch in dieser wie in allen Erscheinungen

des Lebens Erfahrung gesammelt worden sein und von den späteren Geschlechtern ausgenützt werden. Darauf vermochte er sie denn mit wiederaufflackerndem Herzensfeuer und gleichzeitig mit schulmeisterlichem Stolze zu belehren, daß ein echter Dichtmeister zwar völlig aus ihm selber in Glut gerate, wenn ihm ein irdisches Abbild der herrlichen schaumgeborenen Göttin begegne, gleichwohl habe zu Nutz und Frommen aller, die dann in Verlegenheit seien, wie sie das süße Geschäft der Liebe zu betreiben hätten, der lustige Dichter Ovidius Naso ein lehrhaftes Buch geschrieben, die ars amandi, zu teutsch: die Kunst zu lieben.

„Das Buch müßt Ihr mir bringen!“ rief die Pröpstin erfreut aus. „Die Kunst müßt Ihr mich lehren! Wie heißt sie doch?“

„Ars amandi, holdseligste Frau Dorothea! Und ich will Euch ein gewissenhafter Lehrer dieser Kunst sein!“ beteuerte der Lernanstaltslenker, bei dem die Flut der Gefühle von Neuem über das Ufer zu schlagen drohte.

„Das will ich meinen! Ein gewissenhafter Lehrer!“ war die ernste Antwort der Pröpstin. — —

An einem schönen Maimorgen trat die Strömannin, selbst einem jungen Maientag vergleichbar, in das Zimmer des studierenden Gatten. Er hatte lange über einer verzwickten Rechnung gesessen, plötzlich war ein Strahl der vorrückenden Sonne auf sein Schreibwerk gefallen und hatte den fleißigen Mann aus seinem Brüten aufgeweckt. Es kam ihm mit einem Mal so beklemmend im Zimmer vor, er riß das Fenster auf und atmete in vollen Zügen die milde Luft, die ihm allerlei würzigen Geruch von Frühlingsblumen zuführte. Seine Brust dehnte sich, und der Mann schien aus der immerhin stattlichen, aber leicht nach vorn gebeugten Figur des Stubengelehrten in die stolze, kraftstrotzende Gestalt eines feld- und walddurchschreitenden Rittersmannes hineinzuwachsen. Da wurde hinter ihm die Thür aufgeklinkt und rosigen Antlitzes trat Frau Dorothea herein. Mit weitgeöffneten Augen, als nahe ihm eine fremde, wunderbare Erscheinung, begrüßte sie der Gatte. Doch es folgte kein zärtliches Wort und er blieb regungslos am Fenster stehen.

„Nun?“ fragte er nach einem Weilchen.

„Verzeih' mir mein Herr die Störung,“ gab Frau Dorothea leis zur Antwort. „Wollt' nur vermelden, daß der Rektor Reimann eines verstauchten Fußes halber auf seinem Stüblein sitzt, so daß ich selbst ins Schulhaus hinüber muß, um meine Studia nicht zu unterbrechen.“

Dem Propst schoß vor Unwillen das Blut in die Schläfen. „Ist dir denn,“ rief er leidenschaftlich aus, „der — der —“ er hätte beinah Schulmeister gesagt, besann sich aber und fuhr fort: „der alte lateinische Leichtfuß so ans Herz gewachsen, daß du keine Pause in deinen allotriis machen kannst?“

Der Pröpstin zuckte es leicht um die Mundwinkel, wie die Idee eines triumphierenden Lachens. Dann aber schüttelte sie, die Frage des Gatten verneinend, das Köpfchen, und während eine Art Bangigkeit vor dem nächsten Schritt über sie kam, sagte sie, die Augenlider senkend: „Es geht nicht, wir haben ein wichtig Ding vor, der Herr Rektor — — — will mich die ars amandi lehren!“

„Die ars amandi?“ fragte der Propst mit fast zugeschnürter Kehle, dicht an das erglühte, merklich zitternde junge Weib herantretend.

„Ja, ja,“ hauchte sie fast mehr, als daß sie sprach. Dicke Thränen waren ihr in die Augen gestiegen, sie wandte sich gegen die Thür, drehte sich noch einmal nach dem Geliebten um, rief schluchzend mit fast gellender Stimme: „Ja, ja, die Kunst zu lieben! Die soll mich der Herr Rektor lehren!“ und dann war sie aus der Stube gestürzt.

„Dorothea!“ — Es war ein ganzer Accord von Leidenschaften, der in diesem Aufschrei des Propstes hinter der fliehenden Gattin herschallte.

„Dorothea!“ rief er noch einmal in Zorn und Furcht und feuriger Liebe. Blitzesschnell gekommene Erleuchtung des Herzens und Verstandes hatten ihm den köstlichen Wert seines Schatzes und die Gefahr des Verlustes gezeigt. Und jählings, wie er ihr nachgestürzt wäre, wenn ein reißender Strom sie von seiner Seite gerissen hätte, sprang er ihr nun nach über den Marienkirchhof nach dem lateinischen Schulhause hinüber. Dort — saß Matz Reimann ganz allein in seiner Kammer, den verstauchten Fuß, den ihm der Stadtchirurgus mit vielen Binden umwickelt hatte, auf einen Stuhl gelegt, und wunderte sich aufrichtig und augenscheinlich über die Verstörtheit seines gestrengen Herrn Lernanstaltsbeschauers. Der aber eilte, flugs, wie er gekommen war, in die Propstei zurück, stieß die Thür zur Wohnstube auf, fand hier die Gattin, die ihm in lieblicher Verwirrung die Hände gleichzeitig wie zum Gruß und zu züchtiger Abwehr entgegenstreckte, und riß sie, noch einmal laut „Dorothea!“ rufend — aber es klang jetzt wie eitel Lust und Jubel — an seine Brust. Dann aber,

zwischen den Küssen, mit denen er ihre Lippen verschloß, flüsterte er:

„Wart'! nun will ich dich die ars amandi lehren, die holde Kunst zu lieben, obwohl ich selbst sie erst von dir gelernt habe zu dieser Stunde!" —

Als am nächsten Weihnachtsfest die Pröpstin in der Christmette sich unter die Schar der Schüler und Schülerinnen gestellt hatte und mit glockenheller Stimme den Quempas mitsang, zur Freude ihres vor dem Altar stehenden Gatten, da ging ihr der Gedanke durch den Sinn: „Mit dem Quempas habe ich den Kampf um die zärtliche Vertrautheit meines lieben Herrn und Gemahls begonnen, mit des Horatius' leichtfertigen Liedern einige Scharmützel ausgeführt und mit des Ovidius' ars amandi, von der ich doch kein einziges Wort kennen gelernt, den endlichen Sieg erfochten. Wohl mir, ich bin eine wahrhaft glückliche Frau!" —

Hiermit endet diese altbernauische Ehestandsgeschichte.

Was noch zu sagen nötig scheinen könnte, das ist, daß der Magister Matthias Reimann binnen Jahresfrist nach dem Zerrinnen seines Liebestraums die Stelle des Rektors an der Stadtschule zu Wriezen erhielt, wo ihm nicht lange nachher sein Wunsch, als Mitglied in die fruchtbringende Gesellschaft des Palmenordens aufgenommen zu werden, in Erfüllung ging.

Von den Strömanns wissen wir, daß sie in zärtlicher Liebe eine lange und gesegnete christliche Ehe führten durch alle Schrecken des großen Krieges und der Pestilenz hindurch, mit denen Bernau heimgesucht ward, und daß Frau Dorothea, wie zuvörderst berichtet worden, dem ihr im Tode vorangegangenen Gatten auf seinem Konterfei eine Blume in die Hand hat malen lassen.

Wer sich aber für das alte Christmettenlied interessiert, mit dem einstmals die kluge Pröbstin den Kampf um ihr Eheglück begonnen hat und das noch jetzt alljährlich in der bernauischen Kirche gesungen wird, wenn auch die alte schöne Sitte des Quempasschreibens seit mehreren Jahrzehnten leider abgekommen ist, der möge es nun vernehmen:

Quem pastores laudavere,
Quibus angeli dixere —
Absit vobis jam timere! —
Natus est Rex gloriae!

Dem die Hirten Lob gesungen,
Den verkündigt Engelszungen,
Er, der hohe Fürst der Ehren,
Euch zum Heil geboren ist!

Ad quem reges ambulabant,
Aurum, thus, myrrham portabant,
Immolabant haec sincere
Nato Regi gloriae.

Ihm demütiglich zu dienen,
Sind drei Könige erschienen,
Brachten Weihrauch, Gold und Myrrhen
Als ihr Opfer für den Christ.

Exultemus cum Maria
In coelesti hierarchia,
Natum promant voce pia,
Dulci cum melodia.

Laßt uns jubeln mit Marien,
Singen fromme Melodien,
Und zum hohen Himmelsthrone
Töne süßer Stimmen Schall!

Christo Regi Deo nato,
Per Mariam nobis dato,
Merito resonet vera
Laus, honor et gloria!

Christo, der uns heut geboren
Von dem Weibe auserkoren,
Ihm, dem König, Gottes Sohne,
Ehr' und Preis allüberall!

Mamsell Bärbchens Maien.

Draußen auf den Straßen der kleinen Stadt herrscht fröhliches Leben.

„Maien! Grüne Maien!" schallt es zu den Thüren und Fenstern hinein. Die Wagen mit Birkenzweigen, dem seit unvordenklicher Zeit in der Mark Brandenburg gebräuchlichen Pfingstschmuck für Haus und Hof, für Thor und Wand, für Spind und Spiegel sind aus der Heide, dem Stadtwald, eingetroffen.

„Maien! Grüne Maien!" rufen die Händler mit gellender Stimme, und eine aufgeregte Kinderschar wiederholt jubelnd den Ruf. Flinke Dienstmädchen und bedächtig schleichende Mütterchen, Bürgerfrauen und biedere Handwerksmeister umringen die Wagen, um einen der weißen Zweige mit den flatternden, hellgrünen Blättern daran oder auch wohl ganze Arme voll einzukaufen und dann den Ausputz des Hauses außen oder innen vorzunehmen.

„Maien! Grüne Maien!" erschallt's wieder, denn neue Ladung ist angelangt, die auch noch ihre Abnehmer finden wird.

Freundliche Nachmittagssonne bescheint dies lustige Treiben und wärmt die Luftwellen, die durchs offene Fenster in die Wohnstube der alten Frau strömen, dort oben im Eckhaus am Markt. Mit augenscheinlichem Behagen betrachten die drei

Leutchen, die auf dem hochstufigen Fenstertritt Platz genommen haben, den Maienhandel, genießen sie Sonnenschein und laue Luft.

Die achtzigjährige, immer noch lebensfrohe Greisin lehnt sich in den knisternden Korbstuhl zurück, ihr Tagewerk ruht das Strickzeug hat heut lange genug geklappert in den fleißigen Händen. Ihr gegenüber sitzen auf schmaler Truhe, dicht aneinandergeschmiegt, die holderblühte Urenkelin und deren Liebster, der vor einer Stunde aus der Hauptstadt herübergekommen ist, um das Pfingstfest in der Familie seiner Braut zu verleben.

Nach kurzer Begrüßung der Eltern, die sich noch nicht Feierabend vergönnen mögen, habe ich, denn ich selbst bin jener junge Mann, meinen braunlockigen Schatz bei der Hand gefaßt und bin mit ihm die Treppe hinaufgesprungen zu Urgroßmütterchens Wohnung. Weiß ich doch, wie gern die alte Frau ihr herzfrisches Enkelkind um sich hat; und daß ich selber bei ihr wohlgelitten bin, brauch ich nicht zu verhehlen, noch weniger aber, daß es ein wahrer Genuß ist, in der Nähe der Greisin zu weilen, ihr in das gütige Antlitz zu schauen, ihren altmodischen Erzählungen, schalkhaften Bemerkungen und feinsinnigen Aussprüchen zuzuhören. Sie hat die enge Welt, in der sie all ihre Tage zugebracht, mit scharfen Augen beobachtet, doch ebensowenig, wie die Außendinge, sind die Regungen des eigenen Herzens ihrem prüfenden Sinn entgangen. Sie denkt und spricht ohne Vorurteil; Anmut verhüllt mit zartem, im Märchenland gewobenem Schleier die Runzeln des alten Gesichts und umspielt wie ein Lichtstrahl, der sich im Wasser des Jungbrunnens brach, die welken Lippen.

„Maien! Grüne Maien!" ruft wieder eine laute, rauh gewordene Männerstimme, aber hell und klar antwortet der Chor der Kinder: „Maien! Grüne Maien!"

Nun ist die Sonne hinter den Dächern jenseits des Marktes verschwunden, ihr himmlischer Abglanz allein bestrahlt mit sanftem Schimmer die langgestreiften Tapeten und die altväterischen Möbel. Unter dem ovalen Sofaspiegel hängen zwei Schattenbilder in kastenähnlichen Mahagonirahmen; scharf heben sich von dem vergilbten Papier, auf das die Silhouetten geklebt sind, die Umrisse der beiden Köpfe ab; man erkennt selbst aus einiger Ferne, daß diese Kunstwerke einen Mann in besten Jahren und ein Mädchen oder eine junge Frau, beide aus der Zeit der Vatermörder und Schmachtlocken, darstellen sollen; an jener Wand sind sie die einzigen Bilder.

Leiser Zugwind bewegt einen Flügel des Fensters und ich schließe es, denn die Luft, die von der jungen Brust mit Wonne geatmet wird, mag der alten schaden. Draußen wird's allmählich still. Auch die Greisin ist schweigsam geworden, und die jungen Leute halten durch Blick und Händedruck vielsagende Zwiesprache, zu der sie der Worte nicht bedürfen. Aber Urgroßmütterchen ist die erste von uns, die der sentimentalen Stimmung bewußt wird.

„Auf, ihr Träumer! Macht euch daran, mit Maien auszuputzen, was euer Revier ist!

Maien, Maien!
Glück ins Haus!
Unglück fährt zum Giebel 'raus.
Maien, Maien!
Kahle Wand
Bringt dem Hof und Hause Schand'.

Also marsch hinunter! Mich aber laßt hier ruhig sitzen, mir sind alte Geschichten eingefallen, die rumoren jetzt in meinem Kopf in etlicher Verwirrung herum, und wenn ich allein bin, will ich sehen, daß ich gehörige Ordnung hineinbringe."

„Urgroßmama!" bittet mein Schatz, „laß uns noch ein Stündchen hierbleiben! Was ich an Maien aufzustecken habe, ist nach dem Abendbrod bald gethan. Die Rieke hat übergenug gekauft und weiß, daß sie mir die schönsten Büsche aufzubewahren hat. Es ist gar zu nett bei dir, und wir wollen dich bei deinem Aufräumen nicht stören. Oder noch besser, du läßt uns sehen, wie du Ordnung schaffst! ‚Auf so etwas Acht zu passen', sagst du sonst immer, ‚ist lehrreich für Kinder und muß für sie plaisierlich sein'."

„Jungfer Naseweis!" ruft die Greisin und droht mit dem Finger. Aber auch ich bitte flink um eine Geschichte und streichle ihr die Hand, was sie wohl rühren mag, denn sie nickt mir und dem Lockenkopf wohlwollend zu:

„Ja, ja, Kinderchen! Das Alter ist von selber geschwätzig, und wenn ihr nun gar so bettelt, so mag denn 'mal wieder was ausgeplaudert sein."

Urgroßmütterchens Blicke sind auf die beiden Schattenrisse unterm Sofaspiegel gefallen. Sie betrachtet sie lange, die Hände auf die Seitenlehnen des Korbstuhles gelegt. Sie sammelt ihre Gedanken, die Enkelin aber nimmt ihr unmerklich das Strickzeug vom Schoß und legt es auf die Fensterbank. Der Himmel ist von rosigem Schein überzogen, und hat sich, während es im Zimmer zu dämmern beginnt, noch etwas von mildem Tageslicht verspart, um das Antlitz der alten Frau zu verklären. Unsere Augen hängen an ihr, wie

sie nun zu erzählen anhebt, erst leise und fast stockend, allmählich belebter, bis dann die Rede fließend von den Lippen rinnt. Sieht sie nicht aus, wie Frau Sage selber, deren Blicke nach innen gekehrt sind, während ihr Mund das Geschaute offenbart? — — —

„Barbara hieß sie.“ Also fängt Urgroßmütterchens Geschichte an. „Barbara. Diesen häßlichen Namen, der hier zu Lande aufgekommen ist, als die Märkischen noch zu den Kalenderheiligen beteten, verdankte sie einer Laune ihres Vaters, der sich für alten Brauch und Schnack interessierte und dem Kinde nicht den Namen einer Gevatterin gab, sondern denjenigen, der bei ihrem Geburtstag im Kalender stand. Gerufen aber wurde sie Bärbchen, später, nachdem sie konfirmiert worden, Mamsell Bärbchen. Dazumal titulierte man die Töchter aus guten Bürgerhäusern noch Mamsell, ohne darin etwas Abschätziges zu finden, wie heutzutage. Bärbchen klang denn auch nicht gerade schlechter als Julchen und Christinchen, als Idunna und Nora, wie ihre besten Freundinnen hießen.

Drüben am Markt war sie geboren, in dem schmalen Haus mit treppenförmigem Giebel, das schon gestanden haben soll, ehe die Wallensteinschen Kriegshorden die Stadt größtenteils einäscherten. Zu der Zeit, von der ich rede, gehörte es dem Herrn Stadtchirurgus. Knapp vorm Ausgang des verflossenen Jahrhunderts war er mit seiner jungen Eheliebsten, er selbst schon ein Mann von reiferem Alter, in das neuerworbene Haus eingezogen und bald nach Neujahr 1801 gab's fröhliche Kindtauf'.

Sie hatten einen großen Schmaus angerichtet der kleinen Barbara zu Ehren. In allerlei feiner und ziemlicher Ansprache wurden über Tisch die Tugenden und das Glück des Elternpaares gepriesen, aber auch für den Täufling fiel reichlich Lob ab. Was der abergläubische Herr Ratsapotheker in seinem Trinkspruch hervorhob, nämlich, daß das laute Geschrei des Kindleins bei der heiligen Handlung in der Kirche als gutes Wahrzeichen langen Lebens zu begrüßen sei, will ich gelten lassen, da ihm die Folgezeit Recht gegeben hat. Im übrigen aber hat man bedauerlicherweise bereits an jenem Tage mit dem eilfertigen Rühmen und Schmeicheln begonnen, das der Mamsell Bärbchen hernach zu Unsegen und Ungemach ausgeschlagen ist.

Der Herr Chirurgus sollte sich ungetrübten Glücks nicht lang erfreuen. Die junge Frau hat noch einige Jahre an Leib und Seele geblüht und das ganze Hauswesen mit ihren Tugenden verklärt, dann aber ist sie auf einmal unbegreiflich siech geworden und zu schlimmer Zeit der Angst und Aufregung, welche die französische Invasion im Winter 1806 über unsere Stadt brachte, zum Opfer gefallen. Sie hatte just so lange gelebt, daß ihr Kind eine treue Erinnerung an das freundliche Schalten und Walten der lieblichen Mutter ins Leben hineinnehmen konnte, doch zu kurze Zeit, um es nach ihrem ebenso verständigen wie frommen Wesen zu erziehen. Der Herr Chirurgus, dem der Tag nicht Stunden genug hatte für die Arbeit in seinem Beruf, konnte sich um die Kleine nicht viel kümmern, und wenn er sie auf kurze Fristen sah, trieb er die reine Abgötterei mit seinem eigenen Fleisch und Blut; ihre Erziehung überließ er gänzlich der Tante Minona, die ihm schon vor seinem kurzen Ehestand die Hauswirtschaft geführt hatte, und es nun wieder that mit Geschick und Strenge. Der pflegemütterlichen Pflicht war sie indessen nicht gewachsen. Denn wenn sie auch ihre Gewissenhaftigkeit, sowie die feierlich ernste Frömmigkeit ihrer Seele in die des Mamsellchens zu verpflanzen verstand, so richtete sie den Sinn des Kindes doch allzusehr auf äußerliche Schaustellung der Schätze von Herz und Geist, die durch solches Prunken nicht an Wert gewinnen, sondern nur verlieren. Zwar waren die Saiten ihres Innern gemeinlich auf erhabene Accorde gestimmt, nichtsdestoweniger erklangen sie mitunter in lieblichen Tönen, und dann kam dies Spiel auf eins heraus mit ebenso zärtlicher Verhätschelung der Kleinen, wie sie der Herr Papa betrieb. Daraus entsproß in deren Herzen und Köpfchen bunterlei Unkraut des Eigensinns und der Selbstgefälligkeit, das die Tante übersah oder vielleicht gar für artigen Blumenschmuck ästimierte. Weiter aber, da sie, stolz auf ihre Erziehungsresultate, die Fortschritte des Mamsellchens in Tugend, Weisheit und Verstand überall ausposaunte, so kam das junge Ding, zumal es Witz genug besaß, sich allerwärts selbst ins beste Licht zu stellen, auch außerhalb der väterlichen vier Pfähle zu hohem Ruhm der Vortrefflichkeit und ward in jedem Nest, wo unflügges Völkchen zu erziehen war, dem als Weisheits- und Tugendspiegel vorgehalten. Das blieb ihr nicht lange unbekannt, und nun verbanden sich in ihr der Stolz auf solche hervorragende Sonderstellung und die reichlich vorhandene natürliche Anlage zum Guten zu einer wahren Tugendsucht. Die Folge war, daß Mamsellchen in einem Alter, da die Zopfierchen sonst noch in süßer Dummheit herumflattern, bereits nach Grundsätzen verfuhr. Das

imponierte sogar ihren Freundinnen, Bürgermeisters behaglichem Julchen und Ratsapothekers spitzigem Christinchen, der Ratsherrntochter Kora Schmidt, die, wenn andere zwei Schritte gingen, es nicht unter drei Hopsern that, und der begeisterungsfähigen Idnna, des Herrn Oberpredigers ältester. Bald galt sie auch bei diesen als ein Orakel und als das Bundesoberhaupt von Gottes Gnaden, das man mit Scheu verehrt, und mit dem man gern Staat macht vor aller Welt; doch die rechte Herzensverwandtschaft fehlt.

Kurz und gut, es geschah alles, was nötig war, dem Bärbchen einen gehörigen Nagel in den Kopf zu treiben. Von Kind auf war sie ein schmuckes Persönchen von feinen Gesichtszügen und grader Haltung. Allmählich prägte sich auch auf ihrem Äußern die steife Vornehmheit der Seele aus. Lustiges Lachen gewöhnte sie sich ganz ab, und das Lächeln, womit sie hin und wieder noch ihre Freundinnen begnadete, war immer ein bißchen angesäuert.

Leider kannte sie auch die Thräne nicht. Als ihre Mutter im Sarge lag, fühlte die Kleine keinen Schmerz, denn auf dem Antlitz der kalten bleichen Frau lag die Glorie seligsten Friedens, sodaß Bärbchen vermeinte, Himmel und Erde könnten menschlichen Augen nimmer schöneres zeigen. Es war nicht Gefühllosigkeit, daß sie da nicht weinte; bei dem Anblick der toten Mutter blieb sie stumm und thränenlos, weil ihr Kinderauge durch den Nebel irdischer Trübsal den Glanz der ewigen Seligkeit schaute. Aber daß sie auch später weder aus größerem noch geringerem Anlaß Thränen vergoß, war seltsam, wenn schon bei ihrem altklugen Wesen nicht allzu auffällig. Und doch war dazumal eine Zeit, wo die Menschen, alte nicht minder als junge, viel eher zu Thränen gerührt waren, als das heutige Geschlecht.

Und wieviel schwärmerischer war man doch in den guten alten Tagen! Auch unser Mamsellchen, das, wie gesagt, wirklich von Streben nach Vollkommenheit beseelt war, bildete in jener Hinsicht keine Ausnahme. Im Schrein ihres Herzens trug sie als köstlichen Schatz das Bild unserer schönen Königin mit sich herum, der Rose, die so früh vom Sturm gebrochen wurde; ihr, der verklärten Heiligen, widmete sie unzählige Stunden der Andacht, und wie oft hat sie sich feierlich gelobt, Luisen nachzueifern! Gar zu schlimm stand's um Mamsell Jugendstolz also doch nicht!

Die erste Gelegenheit, sich in ernster Lage zu bewähren, fand sie, als die Durchmärsche der großen Armee, die Gott hernach so fürchterlich geschlagen hat, hier kein Ende nehmen wollten. Was kam da nicht all für buntes, gespreiztes, liederliches und rohes Volk tagein, tagaus in wechselnde Einquartierung! Mamsellchen zählte damals erst ein Dutzend Jahre, aber das Hauswesen lag in den Tagen der Sorge und Aufregung allemal ganz allein auf ihren Schultern, denn Tante Minona that alsdann nicht mit. Die alte Seele hatte unmäßigen Abscheu vor dem fremden Kriegsvolk.

Anno sieben nämlich, bald nachdem sie in des Herrn Chirurgus Hause das Regiment wieder übernommen, hatte ein bonapartischer Offizier, dem sie mit ihrer ganzen Feierlichkeit und dem Aufgebot aller ihrer französischen Vokabeln entgegengetreten war, sie mit den Worten angeranzt: „Himmelkreuzsakra, narrisches Mensch! Was schwäzt an wüaschtn wälsch'n Floz z'sema! Kannscht net vernünfti deutsch parlire? He?" Dieser knüppeldeutsche Fluch aus dem Munde eines vermeintlichen Franzosen, in Wahrheit war's ein Offizier der württembergischen Truppen, die mit dem Kriegshaufen Bonapartes mitliefen, brachte die Tante vollständig aus der Contenanz.

Seitdem war sie beim Anblick einer feindlichen Uniform total außerm Häuschen und kroch, sobald Einquartierung angesagt wurde, fiebrig ins Bett, das sie dann nicht eher verließ, als bis die Luft im Hause wieder rein war.

In solchen Jammertagen also hatte Mamsellchen das Schlüsselregiment, und daß sie's zur Zufriedenheit des Herrn Papas und zur Bewunderung von Tante Minona führte, war gewiß ein Beweis von Tüchtigkeit, doch auch neuer Eitelkeitssamen. Und nun damals, als sie wie jedermann, der's konnte, zum Wohl des Vaterlands beisteuerte und für ein paar von der Mutter geerbte Schmucksachen den unscheinbaren Fingerring bekam mit der Inschrift: Gold gab ich für Eisen, — war's da nur die pure Opferfreudigkeit die ihr aus den Augen strahlte, oder nicht eine gute Beigabe von Eitelkeit darauf, daß man sie als die reichste Geberin unter den Kindern pries? —

(Fortsetzung folgt.)





Ungelöste Frage.

„Sag' mir Liebster, — deine Welt ist groß,
Und die Meine gar so winzig klein, —
Sag, was engtest du dich bloß
Hier in meine schmalen Wände ein?“

Liebes Kind, an diesem Rätsel sann
Tag und Nächte lang ich schon vergebens;
Manche schöne Stunde meines Lebens,
Es zu lösen, setzt' ich dran.
Einmal rief's in mir: „Ich hab es jetzt!
Schöpfrin jedes Glücks ist die Beschränkung:
Wen des Tages Kämpfe müdgehetzt,
Sucht am Abend liebende Versenkung,
Wo die Welt in engem Kreis bemessen, —
Und er findet seliges Vergessen!“

Doch da trittst du freundlich auf mich zu,
Giebst du lächelnd mir die Hand zum Gruß,
Und all' meine Sorgen tritt dein Fuß
Wieder siegreich, liebe Zaubrin du!
Doch nicht ein Vergessen ist in dir
Nach des Tages mühevollem Streben!
Nein! lebendig durch die Adern mir
Pulst der Mut, die frische Lust am Leben,
Wenn ich, sorgenvoll, dir nicht verhehle:
Alle Mühsal wird mir zum Genuß,
Und der zage Wille zum Entschluß
In dem Lichte deiner tapfren Seele,
— Daß ich fragend in dein Antlitz späh',
Ob die Welt, in die du mich gezogen,
Wo die Sorgen all', mein Leid und Weh
Rasch verflattert sind und schnell verflogen, —
Deine Welt, — ob sie nicht grenzenlos
Und die meine gar so winzig klein,
Daß ich fragen muß: „Was engst du bloß
Dich in meine schmalen Wände ein?“

Hans Müller-Irminger

Der Wasserfall.

Tief ist die Nacht; umballt von schwarzer Dichte
Sind alle Wege; doch der Frühlingswind
Braucht keine Augen und kein helles Lichte,
Er findet seine alten Wege blind!

Wie unter mir der starke Fels erzittert
Vom Schall des einzigen Posaunenklangs,
Mit dem der lustgeschwollne Strom gewittert
Im Ungestüm des übervollen Drangs!

Steht noch der Felsen? Oder sinkt die Erde
Im Taumeltanz den Wasserstürzen nach?
Ich fühl's, wie ich hinabgezogen werde,
Da alle Furcht und schwacher Wille brach!

Im Schweben flieht die Schwere meinen Gliedern!
Die Seele öffnet ihre Thore weit!
Was sie von Schmerz und ungesungnen Liedern
Noch barg, ergießt sich in die Seligkeit!

In die verlassne Stätte bricht mit Sausen
Ein jauchzend Töneheer im Chaostanz!
Ich bin ein Stück vom Frühlingswettenbrausen,
Und lebensdurst'ge Kraft erfüllt mich ganz!

Johannes Grebling.

Die Siebzehnjährige.

Erst siebzehn Jahre — drum ist dein Gemüt
So reich wie dieser Wald, den wir durchschreiten,
Drin ungezählte Blümchen Duft verbreiten;
Und alles, was dir nur entgegenblüht,
Pflückst du behend und bringst es, mich zu schmücken —
Dein Mädchentraum — Poeten zu beglücken.

Du junge Seele! wie der Himmel blau
Ist alles, was in deiner Brust sich spiegelt;
Bald hat auch dich das Leben angeklügelt,
Und du wirst reif und eine weise Frau.
Dann stellst auch du die mitleidsvolle Frage,
Ob ich noch Verse auf dem Herzen trage.

Emil Faktor.

Auf Pfaden der Erinnerung . . .

Auf Pfaden der Erinnerung
Ging ich den ganzen Morgen —:
Das machte mir die Seele jung
Und brach die alten Sorgen.

Dein frommes Geistgedenken schlug
Um mich die schweigenden Schwingen:
Von ihrem sanften Zauberflug
Ließ ich zur Ruh mich bringen.

Karl Ernst Knodt.

Die Veranda.

Im roten Porphyr rauscht des Springquells Schaum,
Leis bebt der Wind in Irans Rosenranken,
Die Tauben gurren in verschwiegnem Traum.
Gesumm und Zwitschern tönt vom Feigenbaum,
Wo Wesp' und Vöglein um die Früchte zanken.
Leis bebt der Wind in Irans Rosenranken,
Im roten Porphyr rauscht des Springquells Schaum.

In der Veranda Silbergitterwänden,
Umkost vom lauen Dufthauch des Jasmin,
Wo ros'gen Glanz die Sonnenpfeile spenden,
Ruht träge, stützend in den schönen Händen
Den braunen Hals, die Perserkönigin,
Umkost vom lauen Dufthauch des Jasmin,
In der Veranda Silbergitterwänden.

Zur Lippe, die noch küßt das Bernsteinrohr,
Schleicht vom Krystall, draus feine Dämpfe dringen
Im Wirbelspiel, am goldnen Blumenflor
Des Scharlachpfühls des Huka Arm empor,
Gleich einer Schlange, die in weichen Ringen
Schleicht vom Krystall, draus feine Dämpfe dringen,
Zur Lippe, die noch küßt das Bernsteinrohr.

Zwei schwarze Strahlen, trunken in Entzücken,
Glüh'n aus dem halbgeschlossnen Augenlid.
Es naht ein Traum, ein Hauch, sie zu beglücken . . .
Und wie die Dämpfe ihren Sinn berücken,
Wie durch die schöne Brust ein Seufzer zieht,
Glühn aus dem halbgeschlossnen Augenlid
Zwei schwarze Strahlen, trunken in Entzücken.

Im Porphyr schlummert ein des Springquells Schaum,
Es ruht der Wind in Irans Rosenranken,
Die Tauben schlafen in verschwiegnem Traum.
Und Stille rings. Es schweigt im Feigenbaum
Des Vögleins und der Wespe neidisch Zanken.
Es ruht der Wind in Irans Rosenranken,
Im Porphyr schlummert ein des Springquells Schaum.

Aus dem Französischen des Leconte de Lisle von **Emil Ermatinger.**

Das erste Lied.

Wie war ich einst ein blöder Knabe
Und irrte suchend durch den Tag,
Doch unbewußt der holden Gabe,
Die schlummernd mir im Busen lag.
Wie schien die Welt mir öd' und traurig,
Vom Himmel hing ein grauer Flor,
Die Winde bliesen kalt und schaurig
Hinfegend über Ries und Moor.

Da kamst du, wie die Morgensonne
Durch Nebeldünste siegend bricht;
Die blinden Augen — sel'ge Wonne! —
Erschlossen sich dem Himmelslicht.
Zu neuen Spuren, neuem Leben
Aus trübem Dämmerschlaf befreit,
Sah Anmut um dein Haupt ich schweben,
Um deinen Mund die Lieblichkeit.

Der Locken zierlich reiche Kette
Floß um die weiße Stirne dicht,
Wie Epheu um des Marmors Glätte
In rankendem Gewirr sich flicht.
Dir folgten meine zagen Tritte
Durch Abendduft und Morgenthau,
Wenn du mit leichtem Rehesschritte
Hinschwebtest auf der Blütenau.

Und staunend schaut' ich auf den Fluren,
Wie nie zuvor, in Feld und Wald
Der ew'gen Gottesschönheit Spuren
In tausendfältiger Gestalt.
Das grüne Thal, die Rebenhügel,
Der Silberstrom, die blauen Höhn,
In deiner Seele reinem Spiegel
Sah doppelt ich's und doppelt schön.

Doch nun entwichst du meinem Blicke,
Wie in der Früh' ein holder Traum,
Und ließest nur dein Bild zurücke
In meines Herzens tiefstem Raum.
In meiner Brust fühlt ich ein Sehnen,
Wars Freude, Schmerz? Ich weiß es nicht.
Doch als es Form gewann in Tönen
Glichs dir und ward mein erst Gedicht.

P. G. Söhr.

Abschied.

Wohl manchen Groschen ins Ränzelein
Gab mir die Mutter beim Scheiden,
Mein Liebchen legte bloß hinein
Der Minne bitteres Leiden.

Um deine Groschen, Mütterlein,
Geh' ich zur nächsten Schenke,
Daß ich, berauscht vom goldnen Wein,
Des Leids nicht mehr gedenke.

Johannes Schenk.

Rungholt.

Rungholt*) hieß die unselige Stadt.
Hört ihr die Glocken erschallen?
Drüben auf dem dämmernden Watt,
Wo die Wogen jetzt wallen,
Drüben stand sie voll schimmernder Pracht,
Trotzig und unbezwungen,
Bis in stürmischer Winternacht
Sie die Nordsee verschlungen. —

Einst am Morgen im Januar
Tönten in Rungholt die Glocken,
Aber der Bürger ungläubige Schar
Ließ sich zur Kirche nicht locken.
Mächtig brauste der Orgel Klang
Von der hohen Empore,
Doch es begleitete kein Gesang
Ihn voll Andacht im Chore.

Leer blieb der Kirche gewaltiges Schiff,
Schweigend lag es und düster.
Auf die Tasten der Orgel griff
Schweigend der greise Küster,
Und der harrende Priester stand
In dem weißen Talare,
Mit dem gekreuzigten Christ in der Hand,
Schweigend am Hochaltare.

Orgel und Glocken wurden stumm;
Dann eine Stille voll Bangen. —
In das verödete Heiligtum
Kam der Meßner gegangen:
„Frommer Vater, sie folgen mir nicht.
Hinter Kannen und Krügen
Höhnen sie, daß sie nach Bann und Gericht
Und nach dem Himmel nichts frügen.

Hörst du das wilde Jubelgeschrei
Ihrer lästernden Rotten?“
Dumpf sprach der Priester: „Dies Volk ist fei!**)
Gott läßt seiner nicht spotten.“
Und er lauschte. Denn näher kam
Wüstes Schreien und Toben,
Fest in die Rechte das Kreuz er nahm,
Hielt es drohend erhoben.

Durch die Pforte in dichtem Schwarm
Drängten sich Männer und Frauen,
Rote Gesichte, vom Weine warm,
Weckten dem Priester ein Grauen;
Und ein tolles Gelächter ging
Durch die rohe Gemeine:
In der Menge geöffnetem Ring
Trotteten grunzende Schweine.

Da — ein dumpfer, donnernder Ton
Klang aus dämmernder Weite;
Jäh verstummte des Volkes Hohn,
Zitternd stahl sich's bei Seite;
Und die Kirche lag öd' und leer,
Nur der Küster rief leise:
„Weh uns allen! Es hat das Meer
Los sich gerungen vom Eise.“ —

Abend ward es. In Rungholts Krug
Klangen die Flöten und Geigen.
Stund' um Stunde vom Turme schlug,
Wilder stets wogte der Reigen.
Lachen und Jauchzen, Geschrei und Gesang,
Ausgelassene Spiele,
Tellerklirren und Becherklang
Hallten vom Pesel zur Diele.

Durch die Gassen heulte der Sturm,
Peitschte die schneeigen Flocken,
Rüttelte drohend am Kirchenturm,
Dumpf ertönten die Glocken.
Aber die Gäste hörten es nicht,
Tanzten und sangen und tranken;
Nimmer dachten an Gottes Gericht
Ihre trunknen Gedanken. —

Draußen am Strande im wachsenden Meer
Wälzten sich donnernd die grünen,
Schäumenden Wogen, ein stürmendes Heer,
Brandend gegen die Dünen.
Höher stets schleuderte Flut auf Flut
Sprühende, zischende Massen,
Und des Nordsturms rasende Wut
Warf sie in Rungholts Gassen.

Mitternacht war es. Schon hob die Uhr
Schnurrend aus zum Schlage,
Und ein eisiger Windstoß fuhr
Heulend in Tanz und Gelage;
Und die Gäste sprangen empor,
Bleiche, verzerrte Gesichter,
Nordseedonner scholl an ihr Ohr,
Und es erloschen die Lichter.

„Wehe, das Meer wogt über die Stadt,
Seht ihr es schäumen und blinken! —
Laßt uns beten! — Nein, laßt uns satt
Noch im Wein uns trinken!
Auf, Musikanten, was seid ihr so still!
Spielt uns zum Letzten den Reigen!“ —
Und die Flöten ertönten schrill,
Und es kreischten die Geigen.

Männer und Frauen im schwankenden Glied
Flogen von Schwelle zu Schwelle,
Aber der Sturm erstickte das Lied,
Und den Reigen die Welle.
Thüren und Wände ringsumher,
Pesel und Diele verschwanden —
Und es brandet und braust nur das Meer
Dort, wo Rungholt gestanden.

A. Bessell.

*) Rungholt, eine Stadt auf Nordstrand, wurde am 13. Januar 1300 durch eine Sturmflut vernichtet.
**) Fei: Altfriesischer Ausdruck für jemanden, der blind in sein Verderben rennt.



Erinnerungen

von

Willibald Alexis.

Mitgeteilt von Dr. Max Ewert.

Litterarische Erinnerungen.

Walladmor.

Wenn ich mich der Zeit erinnere, wo der Roman Walladmor entstand, erschien und wirkte, möchte ich glauben, daß in jedes Schriftstellers Leben etwas von dem Dämonischen spukt, von dem Goethe spricht, und was sich besser fühlen, als erklären läßt. Sein Werden, Wirken und Nachwirken kommt mir heute, wenn ich meine Schriftstellerlaufbahn überdenke, fabelhaft vor. Ich dachte weder an den Erfolg, als ich ihn schrieb, noch, als er da war, war ich bedacht ihn zu nutzen; denn mir fehlte das Bewußtsein des ungewöhnlichen Glückes, das den angehenden Schriftsteller, für den eine beifällige Notiznahme schon Lohn gewesen wäre, überschüttete. Das Ereigniß lag eigentlich außer mir; es war eine Seifenblase, die ich in übermüthiger Laune von mir wegblies, und nun wurde es ein Luftballon, der mich selbst in die Höhe hob. Aber auf diese Art zu steigen war ich nicht vorbereitet, ich wußte nicht, wie man einen Luftballon lenkt; und daß ein Luftschiffer, dem es einmal so geglückt ist, die Aufmerksamkeit zu fesseln, den Gegenstand festhalten und die gewonnene nicht auf andere lenken muß. Ich hätte mich wieder in den Luftballon setzen müssen, zu einer, wo möglich, noch höhern, weitern Reise, aber ich zog es vor, mit meinen Füßen auf den Berg sicher hinaufzusteigen, und glaubte, die Leute müßten mich dort besser sehen, weil ich fest stand. Aber sie wollten nicht mich sehen, sondern den Ballon.

Es war eine glückliche Zeit in der Litteratur, als Walter Scotts Gestirne auf der Mittagshöhe standen. Oder kam es nur mir so vor, weil ich selbst einer jungen, frischen Schöpfungskraft mir bewußt war? Weil die Umstände mir den naiven Glauben eingaben, daß das Tüchtige sich immer geltend machen müsse? — Ich liebte Scott, wie man nur einen Schriftsteller lieben kann; aber die Liebe war weit entfernt von der Pietät, die ich gegen Goethe und Tieck hegte. Indem ich mich in seiner Behaglichkeit wärmte, war ich nicht blind gegen seine Schwächen. Wann und wo der Gedanke entsprungen, daß man, ohne Scott zu sein, ein eben solches Werk, wie seine, schreiben könne, weiß ich nicht mehr; aber er war lange vorher da, ehe ich an die Ausführung ging. Ich glaubte gar nicht, daß es dazu einer Kraft, Scotts ähnlich, bedürfe; ich meinte, es könne das ein Jeder, der sich nur die Stoffe, Farben, Effekte, mit denen er wirkt, recht merke, und sie geschickt mische. Ich sprach das oft in Gesellschaften aus, und forderte dazu, als zu einer spaßhaften Aufgabe, auf; es sei gewissermaßen unsere deutsche Ehrensache. Man schüttelte ungläubig den Kopf. — Es war in Breslau, wo ich eines Abends in Gesellschaft einen Bekannten traf, der eine trübe Reise nach Glatz am andern Morgen antrat. Wegen eines Duells erwartete ihn ein sechsmonatlicher Arrest. Man überlegte, womit der arme Gefangene sich in der Einsamkeit beschäftigen könne, und packte für ihn Scottische Romane zusammen. Ich sagte, wenn mich das Loos statt seiner träfe, so wisse ich, mit welchen Gestalten ich die öden Räume des Gefängnisses bevölkern würde, und brachte mein altes Thema hervor. Baron G . . . v. S . . . ., dem ich noch dafür Dank schulde, antwortete: „Das können Sie ja, ohne in Glatz zu sitzen." Das hätte ich mir freilich selbst sagen können. Warum geschah es nicht, warum mußte das Wort eines Andern plötzlich in mir den Entschluß klar und zur Nothwendigkeit machen? Ja, ich mußte einen Walter Scottischen Roman schreiben.

Man hat gemeint: ich habe es gethan, um mir einen Namen zu machen, und hat milde über die Täuschung geurtheilt, weil der Erfolg so überaus glücklich war, und gewissermaßen ein nationeller Ehrenpunkt wurde. Ja bei einem berühmten litterarischen Prozesse, dem gegen Wilhelm Hauff von Clauren wegen des Mannes im Monde angestellten, wurde als Vertheidigungsgrund für dessen Täuschung der Succeß, den meine Mystification davon getragen, angeführt, und in den Gründen des Urtheils erwogen. W. Scott habe nicht gegen den Verfasser des Walladmor wegen Betruges Klage erhoben, im Gegentheil die humoristische Täuschung günstig anerkannt, und die allgemeine Stimme habe dem Mystificanten den erstrebten Ruhm gegönnt. — Ich kann gegen diese Zumuthung mit bestem Gewissen protestiren. Nicht etwa, daß ich nicht eitel gewesen, nicht nach Ruhm verlangt. Ja, es war mir

so sehr darum zu thun, wie je vor und nachher einem jungen Schriftsteller. Aber ich hatte den stolzen Glauben in mir, daß ich ohnedieß auf dem Wege zu dem Namen sei, nach dem ich trachtete. Ich glaube, meinen frühesten Novellen, wie die Schlacht bei Torgau u. A., welche meinen Cabanis, der ein sehr früher Plan ist, vorbahnen sollten, wird auch die abgünstigste Kritik keine Nachahmung Scotts vorwerfen. Diese Mystification war für mich ein reines Spiel, ohne große Absicht auf Erfolg, eine tolle Laune des Uebermuthes, die hinaus mußte, je schneller, desto besser, um wieder zu mir selbst zu kommen und zu dem, was ich für besser hielt.

Wie der Plan von mir entworfen wurde, weiß ich nicht mehr. Es schien mir, er machte sich von selbst. Das Gestell war natürlich zuerst im Kopfe fertig. In allerhand krause, bunt romantische Begebenheiten mußten zwei Personen verwickelt werden, ein junger Deutscher und ein mystischer Engländer. Beide erscheinen als Sammler. Jener geht darauf aus, zu einem englischen Roman in neuer Manier Stoffe aufzufinden und stößt dabei überall auf den Unbekannten, der ihm in die Quere kommt, weil er dasselbe will, bis es am Schlusse sich ergiebt, daß es der große Unbekannte selbst ist. Nun handelte es sich um die Frage, ob der kleine Unbekannte nicht dasselbe Recht zur Herausgabe habe, als der große Unbekannte? Diese Idee war mein Eigenthum, gewiß kein Diebstahl. Natürlich durfte diese Entdeckung aber erst zum Ausgange des dritten Bandes ans Tageslicht kommen, um die Täuschung bis dahin zu erhalten. Und deshalb erschienen die Bände einzeln.

In allem Uebrigen überließ ich mich vollkommen der Laune des Tages, wo ich schrieb. Das erste Kapitel, die völlig unnatürliche Begebenheit auf dem Meere, wo zwei Schiffbrüchige sich um dasselbe Bret streiten, und mitten im Toben des Meeres und Wetters einen contrat social schließen, wie sie einer um den andern sich darauf ausruhen wollen, wurde in Greifswalde im Wirthshause zum deutschen Hause niedergeschrieben. Ich hatte am Tage vorher selbst einen kleinen Sturm auf dem großen Haff erlebt. Diese ernste Erfahrung dämpfte bei mir nicht den tollen Uebermuth, in diesem Kapitel die juristische Frage von dem Rechte der Nothwehr, und das beliebte Collegien-Beispiel, daß in gleicher Todesgefahr Einer den Andern vom Brete stoßen darf, zu debattiren und ins Lächerliche zu übersetzen. Großen Spaß machten mir nachher die ernsten Kritiken, die auf höchst besonnene Weise die Unwahrscheinlichkeit der Situation darthaten. Freilich hätte so etwas Scott nicht gedichtet. In den Uebertreibungen seiner Manier mußte ich mich in der Folge selbst zügeln, um mich nicht zu früh zu verrathen. Schon im nächstfolgenden, die gespenstische Alte der öden Fischerhütte, war ich um mehrere Grade über Scott hinaus, der in seiner auch gespenstischen Meg Merrilies doch das rein Menschliche erfreulicher vortreten läßt. Seine Norne im Piraten war entweder damals nicht geboren, oder ich kannte sie wenigstens noch nicht. Der, Frauen eigene Takt, aus Einzelnem treffende Schlüsse zu ziehen, ließ eine geachtete Schriftstellerin jener Tage, Sophie Mai, zuerst unter allen meinen Bekannten aus dem Charakter dieser Alten an der Echtheit des Scottischen Ursprungs zweifeln. Denn Mutter Gillie sei mehr den spukhaften Weibern des Ettrikschäfers James Hogg, als den klugen alten Frauen Walter Scotts verwandt. Wie ich ihn auch zügelte, dieser Uebermuth brach immer wieder heraus. Ich schrieb ja mir zur Lust und schwelgte in meinen übertreibenden Schilderungen. Man erinnere sich an die vielen halsbrechend peinlichen Lagen, in die ich den armen Helden gerathen und zappeln lasse, die mit mehr als Scottischer Genauigkeit beschrieben werden. Eine Lebensgefahr ringelt sich aus der andern vor, und, geschunden und gebunden, bei Haaren und Füßen wird der unglückliche Bertram herausgerissen. Das Nachtlager im Schnee und unter den Schafen lockte unwiderstehlich zu einer Fiction, die mir im Schaffen und Walter Scott später im Lesen ein Vergnügen gemacht, welches die wenigsten Leser in dem Grade empfunden haben mögen. Ich lasse nemlich den Schottischen Dichter, um es wahrscheinlich zu machen, einer ähnlichen Situation aus seinem eigenen Jugendleben sich erinnern und sie mit höchst trocknem Ernste dazwischen erzählen. Scott erklärte dies in seiner launigen Anzeige des Walladmor für den Gipfelpunkt des Uebermuthes; aber er war ein Mann, der Spaß verstand, und um ihn vollständig zu machen, erwähnte er eines wirklichen Vorfalls aus seiner Jugend, der dem Ausgang dieser nächtlichen Verirrung nicht ganz unähnlich ist. — Scott ist sparsam, auch in den legendenartigen Episoden seiner Romane, im Gebrauche des Wunderbaren; mich amüsirte es, in den Waliser Märchen ganze Legionen von Geistern zu citiren. In den Nachtstücken und Naturschrecken habe ich ihn gewiß um das Zehnfache überboten. Gegen das Ende sollte der arme Tom die Walter Scottische Lehnstreue auf die äußerste Spitze treiben, und sich wirklich statt seines Feudalherrn am Galgen aufhängen lassen. Ein Freund, der durch Zufall in das Geheimniß gerieth, wehrte eine Tollheit ab, welche dem Buche wohl manche zarte Leserin abwendig gemacht hätte.

Daß ich im Verfolg des Schaffens nicht selbst warm geworden wäre, wie mag ich das leugnen! Wer kann eine Satyre mit kaltem Blute durch drei Bände fortspinnen. Aus den Karrikaturen wurden Menschen, für die ich mich interessirte. Nichols wurde mein Held, der Radicale Dulberry, der ganz mein Eigenthum ist, meine Lieblingsfigur; Ginievra, der alte Walladmor, selbst Bertram flößten mir Theilnahme ein. Ich milderte aus eignem Antriebe manches Schroffe, und ich leugne bei mancher Situation die oft belächelte und doch so wahre Autorrührung nicht ab. Wer sich nie selbst zu rühren versteht, ist kein Dichter. Auch wuchs die Fabel mir über den Kopf. Ich konnte nicht mehr mit den Begebenheiten spielen, sie machten sich von selbst, ich war ihr Diener geworden. Erst, wo das

Unwillkürliche Macht gewinnt über den vorangegangenen Willen, dichten wir.

Die Scenerie des Walladmor mag keinen geringen Antheil an dem Beifall haben, der ihm wurde. Wilhelm Müller sagte mir: „Sie müssen sich das alte Castell vorher in Pappe zurecht geklebt haben; sonst könnten Sie unmöglich seine Lage so anschaulich von allen Seiten geschildert haben, und sich immer treu bleiben." Ich brauchte weder Pappe, noch eine Karte von Wales, mit dessen Küsten meine Gegend wenig Verwandtschaft haben mag. Ueberhaupt haben mir deutsche und englische Kritiker eine unverdiente Ehre erzeigt, wenn sie meine statistischen und historischen Studien zum Buche rühmten. Was ich nicht ohnedies wußte, da griff ich aus dem Blauen; zum Nachschlagen hatte ich weder Zeit noch Lust, wie denn auch der größere Theil der Mottos, selbst aus bekannten Autoren, von mir selbst gemacht sind. In einem in Waldnacht verborgenen Dorfe auf Rügen, unfern den romantischen Ufern der Halbinsel Jasmund und der Herthaburg, verlebte ich einen schönen Sommer. Dort setzte ich die in Greifswalde angefangenen Kapitel fort, und die schroffen Kreideufer der Stubbenkammer, wie sie aus dem Meere sich erheben, können meinen Waliser Gegenden den ersten Typus geliehen haben. Im übrigen war hierin Scott mein Meister, ich Nachahmer, und darin habe ich ihn, wenn erreicht, doch nicht überboten.

Nie habe ich eine Arbeit so schnell geschrieben. Ich erschrecke heut, wenn ich hineinblicke, über den Wust von Worten. Und doch fühlte ich beim Schreiben die Nothwendigkeit, immer mehr zu dehnen, um dem Meister ähnlich zu werden; denn allerdings überstürzen sich, im Vergleich mit Scott, meine Begebenheiten. Er hätte aus dem Walladmor drei Romane componirt. Aber seine Breite ist immer behaglich. Mit der Weltmannskunst eines Mannes, der viel erlebt, weiß er die langen Wüstensteppen des Trivialen mit einem angenehmen Lichtschein zu übergießen. Meines war rohe Jünglingsarbeit; neben dem Ergreifenden, vielleicht aus tieferer Auffassung geschöpft, steht das triviale Geschwätz holpricht und nackt da. Schon daran hätte ein geübter Blick den Nicht-Scott entdecken müssen.

Wie sie geschrieben waren, kaum überlesen, wanderten die Kapitel in die Druckerei. Der erste Band erschien, der zweite folgte bald nach, und eine Wirkung war da, von der ich nicht geträumt hatte. Wenn man in den Gesellschaften in meiner Gegenwart davon sprach, konnte ich mich in die Seele eines Pasquillanten denken, dessen Pasquill Aufsehen macht, und er muß alle Urtheile und Schmähungen ruhig anhören und allenfalls mitschmähen, um sich nicht zu verrathen. Es fehlte nicht an ungünstigen Urtheilen. Ein Buchhändler, mein Freund, sagte, indem er den brochirten Band mir verächtlich zuwarf, ich könne mich darauf verlassen, das Buch sei falsch und ein Betrug. In Leipzig wisse Niemand von einem neuen Scottischen Roman. Ich fragte: ob es sonst nicht gut sei? Er erwiderte: darauf käme es nicht an. Mit dem zweiten Bande stieg die Aufmerksamkeit des Publicums. Ein anderer philosophischer Freund, der jetzige Professor F. W. Sietze, der mir eben nie ein Wort des Beifalls, noch weniger der Bewunderung gesagt, empfahl mir angelegentlich die Lectüre des neuen Romans. Ich könne viel daraus lernen. Meinem Einwande, daß er ja nicht echt sein solle, entgegnete er, daß darauf nichts ankomme, und er hatte die Güte, mir auf einem Spaziergange im Thiergarten den ganzen Inhalt der ersten Bände zu erzählen. Den Schluß kannte er noch nicht; ich aber, ich hatte ihn eben in die Druckerei geschickt.

Von einem kleinen Betruge kann ich mich nicht frei sprechen. Auch als der Beifall allgemeiner und entschiedener wurde, war mir um den Ruhm der Autorschaft wenig zu thun. Um die Entdeckung abzuwehren, begünstigte ich manche Gerüchte, welche, da doch Scotts Unschuld am Walladmor nicht mehr zu bezweifeln war, ihn diesem oder jenem Engländer zuschoben. Auch bekenne ich, daß ich es war, der damals Scotts Polygraphie durch die Hypothese erklärlich zu machen suchte, daß Viele unter der einen Firma arbeiteten. Ich habe nie daran geglaubt; aber unter vielen kleinen Scotts ließ sich leichter irgend Einem die Vaterschaft des Findelkindes zuschieben, und mein Jugendübermuth zu dergleichen Erfindungen war noch durch keine trübe Erfahrung gedämpft. — Der dritte Band öffnete endlich die Augen.

Der Kritiker in den Brockhausischen Blättern hatte schon nach dem ersten Bande gegen die Echtheit gestritten, und das Publicum gewarnt vor dem Impostor. Er war mit so schwerem Geschütz gegen mein leichtes Product zu Felde gezogen, daß ich mich gedrungen fühlte, ihn durch einen anonymen Brief freundlich zu warnen; das Ding könne eine Wendung nehmen, an die er nicht denke, und seine Schüsse als Ricochetkugeln ihn selbst treffen. — Er erklärte bei Anzeige des zweiten Bandes, er werde auf dem Felde stehen bleiben, und seine Ansicht männiglich durchfechten. Als Zeichen seiner feindlichen Gesinnung ließ er meinen scherzhaften Warnbrief abdrucken. — Da erschien der dritte Band und eine dritte Anzeige folgte. Ob es noch vorkommt, daß ein Kritiker aus freien Stücken drucken läßt: ich habe mich geirrt? Dieser that es, mit edler Offenheit stieß er selbst seine ganze Kritik um; erklärte dem Publicum seine sehr verzeihliche Täuschung und überhäufte, was er vorhin als einen talentvollen Betrug denuncirt, als ein Originalwerk mit einem Lobe, das weit meine eigene Schätzung übertraf. Die Geschichte dieser Kritik gehörte für mich zu den ergötzlichsten Accidenzien des ganzen Spiels; werthvoller noch, weil sie mich mit meinem Kritiker persönlich bekannt machte und befreundete. Es war Wilhelm Müller.

Unter den Kritiken überbot die im Monthly Magazine meine kühnsten Erwartungen. Erwachsen während der Continentalsperre, ein Freund der Engländer, weil es uns verboten war sie zu lieben, freute mich als

Knaben nichts mehr, als einen deutschen Dichter jenseits des Canals gekannt zu wissen. In einem engländischen Journale recensirt zu werden, dünkte mich ein fast fabelhaftes Glück. Dies Glück wurde mir, und wie und von wem? Es leidet keinen Zweifel, daß nur Scott der Verfasser des geistvollen Auszuges und der humoristischen Kritik sein kann, welche den Walladmor zuerst bei seinen Landsleuten einführte. Er glaubte vielleicht Grund zu haben, dies Geschäft selbst übernehmen zu müssen. Seine Anzeige bereitete die Uebersetzung ins Englische vor. Wie diese auch ausgefallen ist, wie anmuthig scharf der Kritiker de jure meine Kritik de facto auch durchhechelte, Scott gehörte zu den Leuten qui entendent la raillerie, er erkannte den Spaß, das war ein Lohn, der mir erst spät in Deutschland ward, und nicht in dem Maaß, wie er es verdiente. Er nannte den Walladmor „den kühnsten Verirstreich unserer Zeiten," das war mein höchstes Lob. Wenn er, mit manchem unzufrieden, auf die certi denique fines verwies, so hatte er als Engländer auch Recht. Nur sind die fines der conventionellen Rücksichten diesseits des Canals andere, als die jenseits. War es aber nicht ein noch lustigerer Verirstreich, wenn ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Auflage die gelehrten Heidelberger Jahrbücher meinen Walladmor noch unter der Reihe der Scottischen Romane in Bausch und Bogen ohne Arg recensirten?!

Den Kritiken folgten die Uebersetzungen. Zuerst die sogenannte englische Rückübersetzung, offenbar von einem Freunde Scotts veranstaltet, wenn er nicht selbst die Hand dabei im Spiele hatte. Meinen Roman erkenne ich im englischen Walladmor nicht wieder; denn was mein Eigenthum darin ist, die „ehrliche Parodie," wie sie der schwedische Uebersetzer nennt, ist ganz gestrichen! Weder erscheint der große Unbekannte, noch ist Bertram ein junger deutscher Schriftsteller, der in die Welt läuft, um einen Scottischen Roman zu schreiben. Was also blieb, als die nackte Fabel des Romans mit ihren Lebensrettungen, Nachtscenen und was sonst auf Nerven und Lachmuskeln wirkt. Das, was bei mir Parodie war, wurde für die Engländer die Wahrheit, allerdings geschickt behandelt; alle Uebertreibungen hatte der Bearbeiter gestrichen und interessante Züge aus den wahren Antiquitäten von Wales eingeflochten. So ward den Engländern schleunigst das Buch in die Hände gegeben, welches in Deutschland und auswärts einen so merkwürdigen Ruf erlangt, und wenn einer nach der Lectüre der Uebersetzung begriffen hat, wie dies möglich war, ist dies eine noch größere Merkwürdigkeit. Wenn Scott später im St. Ronans-Brunnen den lustigen Betrüger Dusterswivel zum Verfasser des Walladmor macht, so habe ich ihm die kleine Rache gern vergeben, und herzlich darüber gelacht; aber ich hatte ihm die Freiheit des Geistes zugetraut, daß er seinen Landsleuten eine deutsche Parodie nicht vorenthalten würde, die seinem Ruhm keinen Eintrag thun konnte.

Nach diesem englischen wurde der französische Walladmor übersetzt. Unter dem sonderbaren Titel: Walladmor, roman attribué en Allemagne à Sir Walter Scott, traduit de l'anglais par M. A. J. B. Defauconpret (Paris, Charles Gosselin 1825) beginnt der deutsche Roman eine Bibliotheque des meilleurs Romans modernes Anglais et Americains. — Die schwedische Uebersetzung, welche mich, am Glasfenster eines Buchladens in Stockholm ausgehängt, eines Morgens dort überraschte, ist getreu nach der deutschen Ausgabe, nur ist dem ursprünglichen ein zweiter Titel beigefügt: Walladmor, oder der Mörder aus der Catostraße, eine Walisische Novelle. Die holländische, polnische und A. habe ich nicht zu Gesicht bekommen.

Und was half es mir, daß die Gymnasiasten, wenn sie aus Leibeskräften ans Thor klopften, sich zuriefen:

Wer hebt den Klopfer? Wer schlägt ans Thor?
Heben kann ihn nur ein Walladmor!

Was war mein von dem Ruhme? Tieck, als ich competente Stimmen über das Werk der zweiten Auflage voraufdrucken wollte, fragte mich verwundert: Ob ich noch mehr Anerkennung verlange? Keines seiner eignen Jugendwerke habe ähnlichen Succeß erlebt! Das erschreckte mich fast. Aber was war denn mein von dem Succeß, wiederhole ich? — Sie fragten mich freundlich: Werden Sie nicht recht bald wieder einen solchen Roman schreiben? — Was sollte ich denn wieder schreiben? Eine zweite Satyre auf Scotts Schwächen? — Ach das Lob, der Ruhm, der Beifall galt nicht meiner Erfindung, nicht meinem Eigenthum, sondern dem, was Scott gehörte. Nicht meine Satyre, sondern was sie mit der Geißelspitze kitzelte, das gefiel, es gefiel um so mehr, weil ich es übertrieben, mit glänzenderen und dunkleren Farben aufgetragen hatte, die brillanten und die grausigen Scenerien, die heulenden Stürme über den Feudalthürmen, die herrlichen Familienflüche und Prophezeihungen, die rohen Massen von Ergreifendem und Interessantem, die ich aus dem Chaos aufgewühlt und vor der Kunst ungebändigt hingeworfen hatte! Ich theilte das traurige Schicksal jenes Predigers, der gegen das Lotto geeifert hat, und die thränende Wittwe dankt ihm für den herrlichen Vortrag, bittet ihn aber um die Nummern, die er genannt, um sie zur nächsten Ziehung zu besetzen.

Ein Dichter muß, wie jeder Künstler, eitel sein; jeder Schriftsteller wird sich in dem Vorgefühl dessen, was wirken wird, und nicht, täuschen, aber nachher weiß er sicherer, als Kritiker und Publicum zu unterscheiden, was gewirkt hat und was nicht. Oft ist der lauteste Jubel die trostloseste Persiflage für ihn selbst. Wie hat mich nicht das Lob des Walladmor bis zur Verzweiflung verfolgt. Das ist nicht aus eitler Bescheidenheit gesagt. Es tönte mir wie das Marlborough dem reisenden Britten, wo er nach seinem rule Britannia lechzt. Ich weiß und ich wußte, daß ich fortgeschritten war. Aber hatte ich etwas geschaffen aus voller Lust der Begeisterung, und es war mir geglückt, und

ich glaubte, sein Lob zu hören aus dem Munde des Mannes, der mich kennen lernen wollte, so wußte er gewiß von nichts als vom Walladmor. Das Abgethane, Beseitigte, das Todte ward hervorgeholt, um das Lebendige todt zu machen. Freilich blieb mir der ökonomische Trost, wo ich mich verkannt und nicht gewürdigt fand, wie ich es zu verdienen glaubte, konnte ich das Minus aus dem übertriebenen Plus der Werthschätzung des Walladmor herüber rechnen.

Schon bei meinem nächsten Romane: Schloß Avalon war dazu Gelegenheit. Während jenes ein Spiel, war dies ein Werk. Ich war für meinen Gegenstand begeistert gewesen; das Publicum theilte dies Gefühl nicht bei dem respect d'estime, den es ihm erwies. Vielleicht um deshalb, weil es doch nur die Begeisterung für etwas Negatives war. Scott hatte in allen seinen historischen Romanen den drohenden Sturz oder die wieder auflebende Hoffnung der Stuarts zum Gegenstande, also immer etwas positives, was das gewöhnliche Gefühl erfassen konnte. Ich, der den Mittelpunkt dieses Kreises zu treffen glaubte, den Moment ihres definitiven Sturzes, konnte und wollte weder mich noch das Publicum für den albernen Jacob II. begeistern. Die Begeisterung war für einen Begriff, während das personelle Interesse sich zersplitterte. Und dieses muß da sein, und massenhaft, wo Wirkung sein soll. Ich erprobte es auch bei dieser Arbeit; denn die Partien des unglücklichen Monmouth, die nur eine Episode bildeten, wurden der Hauptgegenstand der Theilnahme. Und doch hat dieser historische Roman seine Aufgabe erfüllt, er hat ein Bild von dem dargestellt, was gewesen war, und wiederkommen mußte; denn mit der festen Ueberzeugung, daß der Sturz der Stuarts in Frankreich sich wiederholen müsse und Schritt für Schritt mit Hinüberblick auf die vorletzten blinden Schritte der ältern Bourbons schrieb ich diesen Roman. Specieller als ich erwarten konnte, hat die Julirevolution meine Prophezeihung zur Wahrheit gemacht. Damit ist die Dichtung beseitigt, sie mag historisch reponirt bleiben.

Nur eines spaßhaften Vorfalls erwähne ich noch. In Teplitz sah ich (1828) im Buchladen eine lange saubere Reihe Wiener Nachdrücke der Scottischen Romane. Unter Numero 18 prangte mein Schloß Avalon, in 4 Bände getheilt. Ich äußerte mein Bedenken: ob der Roman auch echt von Scott sei? — „Darauf gebe ich Ihnen mein Wort," sagte der Buchhändler. „Sie meinen, weiß ich schon, einen andern Roman, der heißt Walladmor, welcher nicht echt ist, sondern von einem jungen Schriftsteller in Berlin herrührt. Dieser Roman dagegen ist echt, Sie können sich darauf verlassen." Ich glaubte ihm, und kaufte ihn.

*

Dreimal in Weimar.

Es war als Student, im Jahre 1819, als ich zum ersten Male Weimar sah. Von einer großen Reise, voll frischer wunderbarer Eindrücke heimkehrend, betrat ich, mit heiliger Scheu erfüllt, die heilige Stadt. Ich hatte die Sudeten zum ersten Male überstiegen. Welche Bilder hatte der Durchflug durch Böhmen, mit seiner, durch die Gewaltigkeit ihrer Lage, wie durch den Zauber ihrer Erinnerungen, gleich bedeutungsvollen Hauptstadt erweckt! Franken, Schwaben, die Pfalz, der Rhein, mit allen seinen Wundern, standen noch in glühenden blühenden Farben vor dem Auge. Aber nicht Hradschin und Wischerad, nicht Wunsiedel mit Jean Pauls Geburtshaus, und dem des unseligen Sand, um dessen Haupt — er lebte noch — damals noch ein unseligerer Heiligenschein für Einige schwebte, nicht Nürnberg mit seinen Denkmälern, nicht der kahle, windumfegte Scheitel des Hohenstaufen, den ich mit stummer Scheu erstiegen; nicht der Schwarzwald, noch das Straßburger Münster, oder Heidelberg und der Kölner Dom, oder die hundert Burgen am Rhein, hatten etwas von dem Gefühl erweckt, das mich beim Eintritt in Weimar ergriff. Das Herz pochte laut, schon eine Stunde vorher, mir war eigentlich bange vor dem ersten Anblick der Stadt, wo Herder, Wieland, Schiller schliefen und Goethe lebte. Ob die Sinne es auch recht auffassen, ob ich auch recht würdig das heilige Pflaster betreten würde, das ihre Füße berührt. In einer so klassischen Stadt müsse alles klassisch sein, Straßen, Häuser, Menschen, Holz und Stein, das war so die ungefähre, dunkle Vorstellung, die ich aus der frühsten Knabenzeit mit herübergenommen, ohne als Jüngling mir Mühe zu geben, sie zu berichtigen. Herders Ernst, Schillers Idealität, Wielands Grazien, Goethes Größe dachte ich, müsse aus jedem Fenster, aus der Miene jedes Spaziergängers mir entgegen nicken.

Nun, wer Weimar gesehen hat, weiß — wie es aussieht. Alle Häuser in Weimar sind nicht Tempel, worin die großen Dichter verehrt werden; selbst das alte Theater, das nachher abbrannte, war es nicht. Denn mehr, als den Götzen Goethe und Schiller, wird dem Götzen Kotzebue, der ein Stadtkind ist, darin geopfert. Was nun die Bewohner von Weimar anlangt, so wußte wohl ein jeder die Namen Schiller und Goethe; aber wenn ich von der großen Epoche der Stadt redete, so kannte die auch ein Jeder, und sprach gern und viel davon, wie man sich immer mit einem wollüstigen Kitzel des Schrecklichen erinnert. Aber die Weimarsche Epoche ist nicht die Zeit der Dichter, sondern die Schlacht bei Jena, und es hat für den Weimarschen Bürger in Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag nichts Merkwürdigeres gegeben, als wie die Franzosen drohend und plündernd zum Thor einzogen.

Nur Weimar wollte ich sehen; die Luft athmen, die Goethe athmete, das war mein höchstes Verlangen. Daß es möglich sei, mich bei Goethen melden zu lassen, und einen Besuch zu wagen, kam dem Studenten nicht in den Sinn. Es circulirten wohl Anekdoten, wie der Gewaltige, als eine Anzahl neugieriger junger Leute sich auf seine Treppe gedrängt, um ihn beim Heruntersteigen zu sehen, ihnen ärgerlich den Rücken gedreht

und die Thür hinter sich zugeschlagen habe. Der Dichter war damals noch in der Periode, die Woltmann sein Frankfurter Schultheißenthum nennt. Aber wir, die Jugend, waren noch in der pietätvollen Periode, wo man einem großen Mann kleine Schwächen nicht zurechnet. Der Heiligenschein blieb um seinen Scheitel, auch wenn er uns nur den Rücken zukehrte. — Wie glücklich wäre ich damals gewesen, nur seinen Rücken zu sehen; aber ich sah nicht einmal Zeltern, den Goethe einst in übermüthiger Laune aus Fenster stieß, als neugierige Studententrupps in unbescheidener Stellung das Haus belagerten, um ihn zu sehen. Die Studenten waren zufrieden, hingen im Elephanten ihre Ränzel um und wanderten weiter. Sie hatten Goethe gesehen. In jene Zeit gehört auch die berühmte Anekdote von der ältlichen Berlinerin, die in stummer Bewunderung seine Bekanntschaft suchte, und die Goethen selbst so ungemeines Vergnügen gemacht. Der Heros trat auf sie unerwartet zu und fragte, napoleonisch rasch, wohl in der Absicht, sie zu verwirren: „Kennen Sie mich?" und die Dame entgegnete mit ehrfurchtigem Knix: „Großer Mann! wer sollte Ihnen nicht kennen: Fest gemauert in der Erde steht die Form aus Lehm gebrannt!" — Mit einer unscheinbaren Schlächterfrau aus Gera, die von einem benachbarten Markte zu Fuß einige Meilen herübergewandert war, um den großen Dichter nur einen Augenblick zu sehen, und die bescheiden unter einem Baume des Parkes auf den Vorübergehenden harrte, unterhielt er sich freundlich mehrere Stunden, die bürgerlich aufgeschürzte Marktgängerin am Arme auf und ab führend. Ueberhaupt mochte in jener Zeit die natürlichste Unbefangenheit von Frauen, die ihn unerwartet antraten, dem Sichern die meiste Theilnahme entlocken, und der Mensch Goethe gleitete durch ein Nebenpförtchen unvermerkt aus dem verschlossenen Heros vor.

Ob ich gleich drei Tage hintereinander vor seinem Hause vorüberging, und auch lauschend hinter dem Brunnen stand, habe ich Goethen damals doch nicht zu Gesicht bekommen; nur seinen Sohn, den Kammerjunker. Er ging rasch vorüber; ich grüßte, und er nahm den Hut wieder ab. Das war nicht viel, aber doch mehr, als wenn ich Zeltern für Goethen am Fenster angegafft hätte. — Als ich abreisen wollte, weil doch nichts mehr zu sehen sei, verwunderte sich der Gastfreund, ein Primaner, bei dem ich nach damaliger Studentensitte einlagerte, denn drei Tage darauf war — Markt. Wenn man denn doch einmal von Berlin, über Heidelberg und Bonn nach Weimar gereist sei, begriff er nicht, wie man wieder abreisen könne, ohne das Merkwürdigste gesehen zu haben, was es in Weimar giebt, — den Jahrmarkt!

Ich war nicht mehr Student, und was already printed, als ich das zweite Mal nach Weimar reiste — um Goethen zu sehen. Ein werther Freund aus Würtemberg, er war auch already printed, begleitete mich; er hatte denselben Zweck. Von Dresden aus führte uns unser Weg durch das anmuthige Gera'sche. Die Fluren lachten so heiter im Herbstkleide, die alten Laubwälder rauschten so lockend, daß wir einige Strecken zu Fuß gingen. Meinen Freund, der an Fußreisen nicht gewöhnt war, überkam eine neue Lust; in mir erwachte die alte Freude dafür, und sie kann berauschend auf mich wirken. In einem dieser herrlichen, dunkeln, deutschen Wälder, wo Buchen und Eichen wechselten, überfiel uns ein heftiger Regen. Der fette Thonboden machte das Marschiren sehr beschwerlich, die Nacht drohte dazu, und es war sehr einsam. Während mein Freund verdrießlich wurde, ward ich ausgelassen. Das Rauschen der mächtigen Wipfel, das Knarren der Aeste, der Gusse Naß, die sie auf uns herabschüttelten, erhoben meine frohe Stimmung; denn es war der Weg zu Goethen, und diesmal sollte ich ihn wirklich sehen, sprechen. Wir geriethen, nachdem die Fährlichkeiten überwunden waren, in einen freundlichen Wortwechsel. Mein Freund, obgleich Dichter, war doch auch Theolog, und als Theolog mochte er nicht dulden, daß der Mensch noch Götter habe neben dem Einen. Er lächelte über meinen Enthusiasmus, er meinte, Goethe sei zwar ein großer Poet, aber doch immer ein Mensch mit sehr vielen Schwächen, und wenn zwar das Verlangen, ihn zu sehen, löblich sei, müsse man doch nicht zittern und beben. Denn man trete nicht in den Tempel von Sais, sondern zu einem Großherzoglich Sächsischen Minister. Die Berliner übertriebene Verehrung des Dichters werde in Süddeutschland nicht getheilt. Wer läßt sich beweisen, daß sein Enthusiasmus ein Irrthum sei!

Wir sandten, in Weimar angelangt, unsere Empfehlungsbriefe in das Goethesche Haus, und wurden auf den Nachmittag um 5 Uhr, wie man uns vorausgesagt, beschieden. Wie lang war der Tag, wie verdrossen die Stunden, wie todt, langweilig Weimar! Von 4 Uhr an gingen wir in dem Park, der sich an das Haus lehnt, spazieren, um mit dem Glockenschlage über die verhängnißvolle Schwelle zu treten. Was wir im Walde gesprochen und später, ward hier wieder recapitulirt. Er war so ruhig, und mir schlug das Herz von einer Bangigkeit, die ich noch nicht kannte. Was war der Moment, wo ich zum ersten Male die Büchse im Arm auf nächtlichem Vorposten stand, und der blasse Mond dem sechszehnjährigen Schützen hinter seinem Versteck die feindlichen Bajonette auf dem Walle zeigte, was die Bangigkeit vor einem Examen gegen den Moment! Selbst das Wiedersehen einer Geliebten, heute dünkte mich das etwas, was nicht zu vergleichen sei mit dem, was hier bevorstand. Ich und Goethe! Unter einem Dache, Aug in Auge, er sollte zu mir sprechen, Mund zu Munde, und ich ihm antworten. Wahrhaftig in der Fieberhitze, die mich durchglühte, kam mir die Vergleichung des Freundes mit dem Eintritt in den Tempel von Sais noch schwach vor. Es schlug fünf! — Die Pforte öffnete sich. Das Salve, die antiken Statuen des Atriums grüßten uns, wie sie andere vor uns und nach uns gegrüßt haben, und wir stiegen die

Treppe nach dem kleinen Kabinet hinauf. Alles das ist oft geschildert. Jede Treppe, auch die sanftest sich aufwindende, kostet Athem, wenn eine Entscheidung uns oben erwartet. Bei der goldenen breiten Treppe, die zum Audienzsaal im Münchner Schlosse führt, dachte ich unwillkürlich an die viel bescheidenere des Goetheschen Hauses zurück. Meine Reisegefährten sprachen von dem Herzklopfen, das oft hier an den kalten Wänden wiederklingen möchte, und fanden es unrecht, daß man durch den grellen Gold- und weißen Marmorglanz den schweren Steig noch unbehaglicher gemacht habe. Die Treppe im Goetheschen Hause ist behaglich, nichts blendet das Auge; aber manches Herz wird dort lauter gepocht haben, vor der Schwelle des Dichterkabinets, als vor den Pforten des Thronsaales.

„Excellenz werden alsbald erscheinen!" sagte der Kammerdiener auf die für uns bereitgestellten Stühle weisend. Und wenige Secunden darauf, als habe sie schon hinter der Thur bereitgestanden, trat die Excellenz ein. Von Kopf bis Fuß in glänzendem Schwarz, den großen, blitzenden Stern auf der Brust. Wir verbeugten uns tief, wir stammelten einige Sylben, die Excellenz erwiderte andere, und deutete einladend auf die Stühle. In der nächsten Secunde saßen wir, den Rücken gegen das Licht, dessen voller Glanz auf die auch sitzende Excellenz vor uns niederfiel. Die Excellenz spielte, die Hände halb vor sich auf dem Schooße gefaltet, mit dem Daumen ein Rad schlagend. Wir saßen, ehrfurchtsvoll übergebeugt, um keinen Laut zu verlieren. Unsere Empfehlungsbriefe waren vollgewichtig, die Unterhaltung war sofort eingeleitet, und floß in dem ebenmäßigen Gleise fort, wie es unter anständigen Leuten Sitte ist, die sich nichts zu sagen haben.

Ich weiß nicht, ob es schon das Wort Excellenz auf der Lippe des Kammerdieners war, oder der glänzend schwarze Frack, oder der blitzende große Stern, was meinen Zauber mit einem Male verschwinden ließ, und mich plötzlich in die baare Wirklichkeit zurück versetzte. Das Herz schlug ganz ruhig, das Fieber war fort. Nicht Goethe, der Dichter des Werther, Götz, Faust, nicht der Liedersänger, war zu uns getreten, sondern Goethe, der vornehme Mann, gab uns Audienz. — Ich habe einen Geburtsfehler, den ich, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht ablegen kann: ich lasse mir leicht imponiren. Es währt nicht lange, wenn nichts dahinter ist, aber der erste Augenblick ist doch verloren. So lasse ich mich im Gespräch von angehenden Philosophen, in denen die empfangenen Lehrsätze noch gähren, leicht übertäuben, da ich selbst nicht Philosoph bin; und so schnell der systematische Dunst, wenn ich wieder mit mir selbst bin, verfliegt, bin ich doch in dem Momente gedrückt, da ich nicht weiß, wie ich eine Speiche in diesem Mühlrade ergreifen soll. Daß das ganze Mühlrad auf einen Fingerdruck, wenn man in die Mühle selbst tritt, stille steht, ist freilich ein Erfahrungssatz, dessen Praxis uns aber nicht immer beim Brausen und Rauschen einfällt. Auch jede wirklich große Persönlichkeit kann mich fesseln, und nicht für den Augenblick allein. Die Wirkung des Zauberblicks aus Tiecks dunkelfeuchten Augen, wie er mich beim ersten Eintreten in sein Studierzimmer maaß, dauert noch heute fort. Wie ich ihm auch näher getreten bin, und seinen Ansichten die eigenen entgegen treten mögen, noch üben diese Augen einen überwältigenden Zauber. Es dauert die ehrfurchtsvolle Scheu fort, die eine so magisch begabte Persönlichkeit auf empfängliche Gemüther ausüben muß. Vielleicht ist für mich diese Wirkung um so größer, weil Tieck in der Erscheinung nicht imponiren will. Goethe erschien mir da als ein vornehmer Mann, und im Augenblick war die Magie fort. Aeußere Vornehmheit mag wohl auf den ersten Moment einschüchtern, kann aber nicht fesseln. Die aufgeregten Geister waren auf mehr vorbereitet; sie ließen sich durch das gebotene Weniger nicht einmal frappiren, und ich war im Momente darauf wieder ein ganz freier Mann. Statt verlegen zu sein und hinzuhorchen, wohin der Meister die Unterhaltung leiten dürfte, ergriff ich, im Gefühl eines gewissen Uebermuthes das Wort, und versuchte Wendungen, damit wir mehr erhielten, als man uns geben wollte.

Aber es fruchtete wenig. Vielleicht war auch der Versuch, insofern er ihn gemerkt hat, Goethen nicht gelegen, und er umwickelte noch mehr seine Meinungen, als es vorhin seine Absicht war. Er erkundigte sich, in welchen Kreisen wir in Stuttgart und Berlin lebten, lobte den Herrn von Cotta und den Herrn von Varnhagen, und sagte, daß Letzterer ein sehr respectabler Mann sei, und sein Cirkel sehr zu empfehlen. Raumers Hohenstaufen waren eben erschienen. Goethe sagte, auf mein Anklopfen: diese werden uns für den Winter viel Beschäftigung geben. Das Theater kam auch an die Reihe. Wolff's Darstellung des König Johann gab zu einem indirecten Complimente für den Mann, welcher uns den großen Künstler gebildet, Anlaß, und ich hörte von Goethe: daß Wolff ein wohlgebildeter, beachtungswerther Künstler sei. Hinsichts jenes Shakspearschen Dramas und des standhaften Prinzen von Calderon schien eine Meinung aus den umwobenen Worten herauszublicken: daß nämlich eine Theaterdirection auf die realen Begriffe ihres Publicums Rücksicht zu nehmen habe, und fremdartige Vorstellungen erst dann wagen dürfe, wenn die Ansichten dafür geebnet seien. Alsdann, meinte ich, käme König Johann wenigstens nicht zu früh, da Müllner uns bereits mit den ergreifendsten Auftritten daraus in seinem Yngurd handgreiflich genug vertraut gemacht habe. Goethe senkte etwas lächelnd den Blick, und meinte, auch dieser Mann habe seine Verdienste, und es sei immer löblich, das Publicum auf diese Art mit werthvollen Werken bekannt zu machen, insofern es noch nicht an der Zeit sei, ihm diese Werke selbst vorzuführen.

Wir gingen, nachdem die Thüre hinter uns geschlossen, lange, ohne ein Wort zu sprechen, in derselben Allee auf und ab, die wir vorhin mit bangen

Schritten gemessen hatten. Von Bangigkeit war nicht mehr die Rede. Die frische Luft that mir wohl. Also das war Goethe! Ich sprach es aus, oder es stand auf meinem Gesicht zu lesen. Mein Freund lachte laut auf. Ich bat mir seine Meinung aus. — „Nun, er hat mir sehr gefallen. Vielmehr, als ich gedacht. Diese herrliche Gestalt, diese offene, mächtige Stirn, und vor allem das klare, große Auge des alten Mannes! Ich habe ihn ordentlich lieb gewonnen, und nehme den freundlichsten Eindruck von ihm auf meine Reise mit." — Das Predigen war nun an ihm, und es gab die besten Texte von überspannten Erwartungen, die allemal trügen, vom selbstgezogenen Nimbus, der für die echte Verehrung gefährlich sei, und von einem Extrem zum andern führe. Was sollte mir die Weisheit! Mein Goethe war dahin. Und gewiß mit großem Unrecht. Wie sollte der mit Besuchen überlaufene Dichter sich anders gegen zwei junge ihm wildfremde Männer äußern, die nur gekommen waren, ihre Neugier zu befriedigen, und von denen er nicht wußte, ob sie nicht im nächsten Morgen-, Abend- oder Mitternacht-Journal alle Vertraulichkeiten abdrucken ließen, falls er sich zu solchen bewogen gefühlt hätte.

Zehn Jahre nach jenem ersten Besuche war ich zum dritten Male in Weimar. Ich kam aus Paris zurück. Viel hatte sich zwischen 1819 und 1829 geändert. Die Zwerge rüttelten am Throne des Giganten; und der Gigant, alt geworden, horchte auf ihr Treiben. Er horchte mehr, als wir annahmen. Seine Tafelrunde zündete Kerzen an, und schwenkte Weihkessel, und ließ Trompeten, Orgel und Hymnen klingen, um das Nagen und Murmeln, das bald zu einem Sturm werden sollte, zu übertönen. Gewiß ein unrichtiges Verfahren; Goethe nickte auch wohl nur halbwillig zu dieser Liturgie. Aber er sandte denen, die fest an ihm hielten, freundliche Sprüche zu, und denen, die in seinem Dienste laut sprachen, Ehrenmedaillons mit seinem Bildniß. Auch ich hatte ein solches erhalten, ich meine aber nicht um Akoluthendienst. Denn ich habe nie den Weihkessel geschwenkt, weil es mir unwürdig dünkte der Größe, für die meine Verehrung nie erstorben, und meine Liebe wieder gewachsen war. Weniger um schuldigen Lehndienst, als weil das Herz mich drängte, den Heros noch einmal zu sehen, machte ich den Umweg über Weimar.

Goethe wohnte diesmal in seinem anmuthigen Landhause am Park. Ich ging bei einem Frühspaziergange heran, um, indem ich meine Karte abgab, selbst anzufragen, ob ich am Nachmittage zur gewohnten Stunde, Zutritt erhalten könne? Es sah schlicht und einfach in dem Häuschen aus, keine bronzenen Statuen, kein Salve, aber die grünen Büsche, die Rosen und das Weinlaub nickten in den Flur und in die Fenster des Untergeschosses. Der Diener war zur Hand, und eilte mit der Karte die Treppe hinauf, um mir sogleich Antwort zu bringen, und sie lautete: ich möchte nur in das untere Zimmer treten, Goethe werde sogleich erscheinen.

Wahrscheinlich hat der Diener auch diesmal Excellenz gesagt, aber ich hörte das Wort Goethe. Das Zimmer war einfach möblirt und heiter wie das ganze Haus, und auch ich war in keiner Feststimmung. Das heißt, ich war nicht vorbereitet, ihn schon jetzt zu sehen. Aber die Erwartung wie die Ueberraschung war eine ganz andere als voriges Mal. Von Bangigkeit keine Spur, aber herzliche Freude durchströmte mit angenehmer Wärme die Adern. Und hier bewährte sich wieder: die Ereignisse erscheinen uns in dem Lichte, wie unsere Stimmung ihnen entgegen tritt.

Noch war keine Minute verflossen, seit ich in das Zimmer trat, als ich auf der Treppe seine Fußtritte hörte. Die Thür ging auf, und, im grauen Schlafrock, trat der Mensch und Dichter Goethe ein. Das war die hohe Gestalt, die herrliche Stirn, das große blaue Auge, das damals meinen Freund entzückt, als mich der Glanz des schwarzen Frackes und des silbernen Sternes den Menschen über der Excellenz nicht sehen ließ. Diese war diesmal beim Kammerdiener, welcher die Thür hinter ihm schloß, vollständig zurückgeblieben. Goethe reichte mir die Hand und seine sonore, vom Alter unangefochtene Stimme begrüßte mich: „Sehen wir Sie auch einmal hier. Das ist ja recht von Ihnen. Wo kommen Sie her?"

Wir saßen diesmal nicht auf feierlichen Stühlen einander gegenüber. Er zog mich auf das kleine Kanapee neben sich, und Keiner brauchte die Unterhaltung zu machen; sie war von selbst da, und ging in anmuthigem Flusse fort. Goethe wollte von seinen Pariser Freunden wissen, und was ich ihm mittheilen konnte, war ihm angenehm. Unser gemeinsamer Freund, J. J. Ampère, der Sohn, konnte sich einer Theilnahme des Greises erfreuen, die mir bewies, daß Goethe wärmerer Gefühle fähig sei, als man ihm zugestand. Ganz undiplomatisch ging es freilich auch hier nicht zu. Denn als er mich fragte: „Hat denn unser Freund auch mit Appetit von dem Rennthierschinken in Ihrer Lappenhütte gegessen?" so war es Goethen wohl weniger darum zu thun, dies zu erfahren, als mir auf eine artige Weise zu verstehen zu geben, daß er meine Herbstreise nach Scandinavien kenne. Um deshalb bildete ich mir übrigens nicht ein, daß er das Buch gelesen habe, aber es ist schon genug, wenn ein Dichter im achtzigsten Jahre, und ein Goethe, der jüngern Litteratur nicht fremd bleibt, und von allen Erscheinungen, sei es auch durch unvollkommene Freundesmittheilungen, Notiz nimmt. Dieselbe milde, anerkennende Tendenz im ganzen Gespräche, das eben deshalb keine leuchtenden Punkte und keine schroffen Spitzen bot, die besonders in der Erinnerung geblieben wären. Hindeutungen auf eine allgemeine Europäische oder Welt-Litteratur, eines der Lieblingsthemata in seinem noch von Phantasieen umgaukelten Lebenswinter, traten auch hier in der Unterhaltung heraus.

Nicht enttäuscht und nicht berauscht, angenehm gesättigt trat ich aus der heitern Stube, aus dem freundlichen Hause. Das Bild des edlen Greises, in dessen

Zügen noch volle Erinnerung an die Götterkraft seiner Jugend blitzte, begleitete mich. Alle Bilder, die damals von ihm existirten, und die mir nachher zu Gesicht kamen, drücken das nicht aus, was ich gesehen. Das Bild ist noch jetzt nicht verschwunden, die theure Reliquie von einem Manne, wie ein nächstes Jahrhundert keinen zweiten hervorbringen wird. Es war das letzte Mal, daß ich Goethen gesehen habe. —

✦

Meine Zeitgenossen.

In unserer neuesten Litteratur scheint der Beweis geführt, wie der Einzelne nur etwas wird als tragendes und getragenes Glied einer Verbrüderung. Ist doch die erste Frage der Kritik, wie sie heut geübt wird: Gehörst Du zu uns, oder nicht? Die anderen machen und beantworten dann sich von selbst. Unsere Jüngsten müssen jeden Schriftsteller rangirt wissen, etwa wie in Rußland jeder Mensch von Staatswegen in eine Classe gehört. Die Independenten sind ihnen unbequem. Es ist nicht immer böser Wille, oft nur die Absicht sie los zu werden, wenn man sie zu Schulen zählt und in Cliquen wirft, mit denen sie nichts gemein haben wollen. Mir ist das oft widerfahren, weshalb man mir nachsehe, wenn ich wärmer für die Rechte der Unabhängigen spreche. So weit zurück ich mich erinnere, enthielt ich mich jeder Verbrüderung, und hielt mich fern von jedem Cliquenwesen; zuerst aus einem unbewußten Verlangen, meine Kräfte nicht gefangen zu geben unter Anderer Willen, später ward dieser Kampf um individuelle Freiheit erst zum Bewußtsein. Auf der Universität warf man mir vor, daß ich mit beiden Parteien, die, ich weiß nicht mehr um was, stritten, Freundschaft hielt, die Leidenschaftlichen zu verständigen, die Parteihäupter zu versöhnen suchte. Wenn man mich in litterarischen Kämpfen ebenfalls in der Mitte sah und sieht, wird man mir, hoffe ich, so wenig, als es auf der Universität geschah, den Vorwurf der Parteigängerei und des Schwankens zwischen rechts und links, vorwärts und rückwärts machen können. Im Gegentheil spielte ich, wenn der Zufall mich in eine Partei warf, dann gern den Advocaten für die Gegner.

Von den politischen Ansichten rede ich nicht. Daß wir jetzt zum Schweigen verdammt sind, ist vielleicht um deshalb gut, daß wir uns erst selbst verstehen lernen, und unsere Sprache läutern. Sie strotzte von Superlativen der Anschuldigungen und Verketzerungen, bevor wir über den Positiv von Glauben und Schuld selbst klar geworden. Ich rede hier nur von den Verketzerungen auf dem litterarischen Gebiete. In meiner kurzen Laufbahn, was sollte ich nicht alles gewesen sein, weil ich nicht gerade das sein wollte, was Diese und Jene von mir wollten! Da einer historischen, da einer ironischen Schule zugeschworen, da auf Schritt und Tritt leibeigen und hörig unter Walter Scott; da ein Zögling Tieck's, auf dessen Worte schwörend! Für servil galt ich dem Einen, während mich die Andern als revolutionair zur Untersuchung ziehen wollten; für zu vornehm auftretend Diesem, Jenem machte ich mich nicht rar genug. Alles das, weil ich keiner Schule angehören wollte, weil ich keine Partei gemacht, keiner Partei mich angeschlossen.

Doch ich hatte auch Freunde. Sie standen zwischen den Alten und Jungen, in frischer Kraft in keckem Muthe. Wir hielten auch zusammen, schufen, wirkten, wir bildeten es uns wenigstens ein. Verbündet hatten wir uns nicht. Keine Taktik war verabredet, keine Phalanx geschlossen; wir fochten wie irrende Ritter, vergnügt, wenn wir uns auf unsern Abenteuern trafen, in Scherz und Ernst. Die Fäulniß im Abgelebten, die Schminke über der Scheinheiligkeit, der prüde Schleier über dem sittlich Verderbten war uns auch verhaßt, wir kämpften dagegen mit Glimpf- und Schimpfwaffen; aber wir schlossen keinen heiligen Bund; und wollten keinen Scheiterhaufen aufrichten und mit dem Morschen das Frische drauf werfen, damit der Phönix herausflattre. Wir hielten die Geschichte vom Phönix überhaupt nur für eine schöne Fabel. Um diese ketzerische Meinung sind wir denn auch gestraft. Unser Bund zerfiel. Aber er wäre auch ohnedies zerfallen. Der Tod nimmt auf Meinungen keine Rücksicht. Sie wurden alle abgerufen in frischer, voller Kraft, die meine Freunde waren, und ich blieb allein.

Voran aus dem Reigen werther Freunde, die meinen Händedruck nicht mehr fühlen, meinen Gruß nicht mehr hören, taucht einer auf, Allen theuer, die ihn kannten. Wilhelm Müller schlummert auf dem Dessauer Kirchhof. In blühender Manneskraft überraschte der Tod den Sänger. Er war der erste Lyriker seiner Zeit. Seine Lieder eines reisenden Waldhornisten, seine berühmten, so mächtig damals tönenden Griechenlieder, werden seinen Namen erhalten. Auch Wilhelm Müller war ein Liberaler, im schönsten Sinne des Wortes. Man denke an sein mächtiges:

„Empor, empor! Sie nennen uns Empörer!"

in den Griechenliedern. Fouqué, der strenge Feudaldichter, sagte einmal zu mir: „Ich müßte ihn hassen, aber ich kann ihn nur lieben. Er ist der einzige liberale Dichter, dem ich es nicht vergebe, daß er es ist, nein, von dem es mir lieb ist, daß er es ist." Es war die lichthelle Macht der Ueberzeugung, die in ihm zu Liedern emporschoß. Nicht schwärmerische Träume, seliger Glaube an seine frische Wahrheit durchglühte ihn. Daher gewinnt sein Liberalismus eine positive Gestalt.

Nichts von giftigen Schatten, trüber Reflexion, keine weithergeholten Trostgründe; ein kecker Jüngling mit der festen Ueberzeugung, das Licht muß siegen, beseitigt er die Finsterlinge mit einem verächtlichen Fußtritt und hält, um sich nicht zu verstimmen, sich nicht länger bei ihnen auf, als nöthig ist. In ihm hauchte noch die fromme Glut des Befreiungskrieges, den er mitgemacht, und als er starb, wußte er noch

nicht, daß man wenige Jahre später selbst die Erinnerung an eine Bewegung, die man veranlaßt, genährt und ausgebreitet, unterdrücken würde, weil es eine Bewegung war. Dieselbe lichte Heiterkeit, die Müller's Gedichte durchhaucht, — auch in seinen wenigen novellistischen Versuchen z. B. „Der Dreizehnte" zeigt sie sich — sprach sich in seiner persönlichen Erscheinung aus. Von geringem Herkommen, hatte er sich selbst emporgeschwungen, und verdankte sich allein die ehrenvolle Stellung, die er in seiner Vaterstadt errungen. Seine Jugend soll bewegt gewesen sein, Leben und Studien hatten auf gleiche Weise seine Bildung gemacht. Behaglich hatte er sich als Mann, im glücklichen Ehebunde mit einer Enkelin des berühmten Basedow, sein Leben gestaltet, die Genüsse desselben nicht verschmähend, ohne ihnen zu erliegen. Die allgemeine Achtung durch Deutschland trug ihn, und glänzte wieder, ohne Arroganz, auf seiner offenen Stirn. Er war ein glücklicher Mann, jeder sah es ihm an; auch seine Stimme als Kritiker war hoch geachtet, und er recensirte viel, oft scharf, aber mit sicherm Takt und ohne Gehässigkeit. Wir begegneten uns oft in unserm Urtheil, in unserer Verehrung für dieselben Meister, und auch darin, daß uns alles Schule machen und Schule nachsprechen zuwider war. So lernte ich den liebenswürdigen Mann in Dessau kennen; nicht zufällig, ich suchte den Recensenten meines Walladmor auf, und fand eine gemüthliche Persönlichkeit, wie wir sie heut unter einem Recensenten uns nicht denken. Unsere Bekanntschaft war zu kurz, um Freundschaft zu werden, die neidischen Mächte rächten sich an dem Glücklichen. Da sie sein Glück durch keine Art moderner Zerissenheit antasten konnten, rissen sie ihn selbst plötzlich fort. — Vielleicht auch ein Glück, wenn das eines für einen lyrischen Dichter ist, zu sterben, wenn er den Höhepunkt seines Ruhmes erreicht hat.

Einer der liebenswürdigsten jungen Schriftsteller war Wilhelm Hauff. Wärme, Lebenslust und Gemüthlichkeit drückten sich in seinem lebhaften Auge, den beweglichen Zügen seines schönen Gesichtes aus. Sein Umgang bestach. Doch fehlte seiner Liebenswürdigkeit die klare männliche Heiterkeit Wilhelm Müller's. Er stand nicht so fest. Das Glück hatte ihn plötzlich gehoben; er suchte nun nach Pfeilern und Unterlagen um sich auf der Höhe zu halten. Er glaubte, bei aller Lust nach Unabhängigkeit, den Verhältnissen einige Nachgiebigkeit schuldig zu sein. Auf seiner Reise durch Deutschland im Jahre 1829 wollte er sich, den eben vom Ruhm gekrönten, nicht sowohl seinen Bewunderern präsentiren, als herausfühlen, wo er Anklang fände, wo Gegner, und Verbindungen anknüpfen, die ihm fördersam sein könnten. Der wunderliche Prozeß, den ihm Clauren gerade angehängt, entschuldigte wohl eine Vorsichtigkeit, welche mir damals seltsam erschien. Ich glaubte, Wilhelm Hauff könne bestehen, ohne in den Winkeln der Litteratur und Journalistik Besuche abzustatten. Wenn es ein Glück ist, aus allen Winkeln gelobt zu werden, so hat er Recht gethan. Uebrigens sprach er sich darüber selbst offen aus. Diese berechnende Schüchternheit findet auch vielleicht in seinen Jugendverhältnissen eine entschuldigende Erklärung. Man erwartete in seiner Heimath keine Wunderdinge von Hauff's Talent, während man doch sonst in Schwaben gern erwartet, und auch zu Hebammendiensten bereit ist, wenn es Förderung neuer Dichter gilt. Wilhelm Hauff mußte durch den Succeß seiner Satyren im andern Deutschland sein nächstes Vaterland von seiner Prophetengabe überzeugen. Da erst acceptirten sie honoris causa in Stutgart die Anweisung, übertrugen ihm die Redaction des Morgenblattes, und bestatteten den früh Entschlafenen mit allen den Ehren, welche ihr einziger Novellist fordern konnte.

Von einer Reise nach Frankreich und Holland zurückkehrend lernte ich Hauff in Berlin kennen. Er hatte mich erwartet, und seine Bewillkommnung überraschte mich. Freilich knüpfte ihn sein seltsames Geschick, wie er meinte, näher an mich, er ward wegen seiner Imitation des deutschen Clauren gerichtlich verfolgt, während mich die des großen Britten zu Ehren gebracht haben sollte. Der Prozeß ist einer der merkwürdigsten im litterarischen Felde geführten; seine Erscheinung schien uns in Norddeutschland unbegreiflich. Mag auch darauf die Privatkenntniß der Verhältnisse eingewirkt haben. Hauff habe, sagten mir Einige, als er den „Mann im Monde" schrieb, eben nicht mehr bezweckt, als einen Roman in Claurenscher Manier, und zuerst in keiner andern Absicht, als um ein Claurensches Publicum zu finden; und das war dazumal in Deutschland groß! die satyrische Wendung zum Schlusse sei ihm erst später in den Sinn gekommen. Der Anschein ist für diese Erklärung. Der Dichter sprach sich darüber nicht positiv gegen mich aus. Der sittliche Unmuth, der sich in seiner Controverspredigt gegen den echten Clauren entladet, ist aber mit einer solchen Beimischung von persönlicher Bitterkeit angefüllt, daß mir der ethische Groll, aus dem der Mann im Monde entstanden sein sollte, selbst zweifelhaft wurde. Hauff las diese Controverspredigt in einer festlichen Versammlung der damaligen Mittwochsgesellschaft vor. Ein in mehr als einer Beziehung unpassender Aktus, an dem weder ich, als damaliger Secretair, noch Hauff selbst, der von andern dazu aufgefordert wurde, schuld war. Ich hatte sogar dagegen protestirt. Die öffentliche, durch die Anwesenheit geachteter und bedeutender Männer gewissermaßen sanctionirte Verhöhnung eines Schriftstellers, welcher, abgesehen von allen ästhetischen Fragen immer unser Mitbürger war, durch einen hergereisten Fremden, der dazu eigens aufgefordert schien, hatte jedenfalls etwas Gehässiges, und den Anstrich einer Demonstration, an die doch Niemand von uns Allen gedacht. Der Angegriffene war den Meisten gleichgültig, der fremde Schriftsteller interessant; man wollte Etwas

von ihm hören, etwas Neuestes und Kurzes. Das war die eben im Buchhandel erschienene Controverspredigt, welche man noch nicht kannte, und der Umstand, daß Clauren dadurch verletzt werde, schien nicht angethan, um eine eingeleitete Sache deshalb rückgängig zu machen. Mich traf dafür das Odium des Betheiligten, und die Gesellschaft der Vorwurf, daß sie eine litterarische Vehme übe; unbegründet Eines wie das Andere, aber an Beides reihte sich eine ganze Verkettung von Mißverständnissen und Anschuldigungen.

Ich glaubte in dem liebenswürdigen Dichter einen Freund fürs Leben gewonnen zu haben, als er nach einigen Wochen in seine Heimath zurückkehrte. Dafür sprachen auch die Worte und Versicherungen seiner Briefe. Dennoch, wie ich später erfuhr, hat er mir etwas nicht vergessen, und nahm einen Stachel mit, den er nicht hat verwinden können. Ich hatte die Anzeige seines Romans Lichtenstein für ein Journal übernommen. Begierig zu hören, was ich über ihn gesagt, folgte er mir, im Dunkel der Nacht, aus dem fernen Charlottenburg in meine Wohnung, betheurend, daß ihm die abgünstigste Beurtheilung recht sei, wenn er daraus lernen könne. Ich bekenne, daß ich mich weder des Romans, noch meiner Kritik mehr genau erinnere; nur weiß ich, daß Hauff's phantastisch-humoristisches Talent mir nicht vorzugsweise für die ruhige Plastik des historischen Romans berufen schien. Vielleicht auch, daß meine Kritik leichter wog, als der Werth seines Werkes in des Dichters Augen. Ich stand im Wahn, daß Rücksichten am wenigsten gegen Freunde angebracht sind, und noch unpassender, wo innerer Werth sich über Rücksichten erhaben dünken soll. Ich war in meiner Jugend als Kritiker am schärfsten gegen die, welche mir werth waren, und gegen solche Potenzen, von denen ich meinte, daß sie den Tadel wie Staub abschütteln könnten, um rein und schön dazustehen, wenn sie wollten. Ich habe mich oft verrechnet, und da Feinde gewonnen, wo ich einem Freunde vertrauensvoll die Hand zu schütteln meinte. Hauff gehörte zum irrascibile genus poetarum. Die zarte Reizbarkeit drückte sich schon in seiner Hautfarbe aus. Es ist mir schmerzlich, daß ich seine Stimmung erst lange nach seinem Tode erfuhr. Als ich ihm die Recension vorlas, scherzte er freundlich mit mir; aber es ist hart, einen weiten nächtlichen Weg zu machen, um aus dem Munde eines Freundes ein ungünstiges Urtheil zu hören, was dieser noch dazu drucken lassen will. Er gab mir officiell nur Zeichen von Theilnahme, wie die Widmung seiner Novellen an mich unter einer fingirten Maske beweist. Auch überließ er mir für das Conversationsblatt, welches ich mit F. Förster redigirte, seine poesiereichste und gelungenste Dichtung: die „Phantasieen im Bremer Rathskeller," die er während seines Aufenthalts in Berlin geschrieben. Wenn er länger gelebt, wir hätten uns gewiß ganz verständigt und wären Freunde in Wahrheit geworden.

Wilhelm Hauff starb an seinem reizbaren Temperamente. Ein hitziges Nervenfieber raffte den fünfundzwanzigjährigen Dichter, einen glücklichen jungen Ehemann und Vater, hinweg. Eine schmerzliche Erinnerung, ein grausames Spiel des Zufalls knüpft sich für mich an seinen Tod. Die Zeitungen und Briefe aus Stuttgart hatten mir die traurige Nachricht gemeldet. Da muß auf langsamem Buchhändlerwege an mich ein Brief des Todten kommen, worin er mir in wenigen gekritzelten Zeilen von seinem Bette aus seine Krankheit und baldige Genesung meldet! Noch nicht genug: nach acht Tagen kommt mit einer zweiten Gelegenheit ein zweiter Brief. Er schreibt mir freudig, er ist genesen und voll großer Pläne! — Nie hat mich ein Brief mehr erschüttert.

Ein dritter Freund aus dem Reiche der Todten ist Wilhelm von Normann. Der am wenigsten gekannte, an intensivem Dichtergemüth vielleicht der begabteste unter den drei Wilhelmen. Seine „Reise nach dem St. Gotthardt," seine zarte, von schöner Sinnlichkeit und feinem Witze durchschwellte „Mosaik" müßten ihm einen Ehrenplatz unter unsern producirenden Dichtern sichern. Die Fühlfäden seiner Empfindung, die Pinselstriche seiner Darstellung sind nur zu zart für das größere Publikum, das über den Succeß entscheidet. Sein immer nur flüchtiger Aufenthalt in Berlin verstattete zwischen uns nur Annäherungen; unsere Lebenswege waren getrennt, wenn schon unsere Neigungen und Ansichten sich begegneten. Normann's Persönlichkeit war durchaus edel, mit der Sprödigkeit behaftet, die sich gegen unedle Befleckungen wahrt. Wie innig er lieben konnte, davon sprechen seine Gedichte; ich habe Beweise, daß er auch als theilnehmender warmer Freund handeln konnte, wenn gleich die diplomatische Luft, die er eingesogen, das offene herzliche Entgegenkommen, das sogleich besticht, verhinderte. Ein seltsames Anerbieten überraschte mich einige Monate nach seinem Tode. Ich hatte wenige Worte über ihn drucken lassen. Da empfing ich aus einer süddeutschen Residenzstadt den Brief einer pseudonymen Dame, welche sich erbot, mir eine langjährige zärtliche Correspondenz zwischen ihr und dem Verstorbenen auszuhändigen, mit dem Wunsche: ich — möchte doch einen interessanten Roman aus ihrem interessanten Verhältnisse componiren! Die Begriffe von Achtung für Todte sind verschieden. Meine für den edlen Freund wichen wenigstens von denen der aristokratischen Dame ab, welche die süßesten Geheimnisse, den Ruf eines theuern Todten, das Zartgefühl seiner edlen Wittwe nicht höher anschlug als den Kitzel, diese Geheimnisse als Romanenlectüre auf den frivolen Markt gebracht zu sehen.

Ein lebhafter Briefwechsel nährte zwischen Ludwig Halirsch in Wien und mir eine langjährige freundliche Verbindung. Unser Wunsch, uns persönlich kennen zu lernen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Er hatte mir im Manuscript ein Gedicht zugesandt, das ich für seine poesiereichste Dichtung halte, den „Meister Tod".

Ich finde, erfüllt von der Lectüre, am Abend im Theater einen gemeinschaftlichen Bekannten, den Redacteur des Gesellschafters, Professor Gubitz, und drücke ihm meine Freude über das Gedicht aus, das für sein Journal bestimmt war. „Was sagen Sie zu seinem Meister Tod?" — „Zu seinem Tod!" war die Antwort. Die Verwechselung zwischen Tod und Meister Tod, zwischen dem trüben realen, und dem phantastisch schönen, währte noch einige Augenblicke, bis ich mich zu meinem Schrecken überzeugte, daß der alte Volksglaube: Man solle ihn nicht an die Wand malen, seine spukhafte Hand an einen Dichter gelegt, der sonst mit dem Spuk des Aberglaubens gern Lanzen brach. Ludwig Halirsch's Persönlichkeit wird von denen, die ihn kannten, nicht mit dem magischen Reize von Liebenswürdigkeit umwoben geschildert, der jene Todten umgab. Seine Natur war gewiß edel; aber in dem lebelustigen Wien war sie nicht an ihrer Stelle. Sein eigentlicher Dichterberuf war vielleicht nicht bedeutend; er war ein durchaus reflectirender Geist. Seine Seele dürstete, sich mit Gleichen auszusprechen, zu verständigen über Fragen, für die man in Wien keine Ohren hat. Gern hätte er das Feld der Novellistik betreten, aber er klagte oft in seinen Briefen: wo in seiner Umgebung er die socialen, geistreichen Kreise finden solle, denen er Fragen und Antworten, die ihn drückten und drängten, in den Mund legen solle? Genuß, Genuß! heiße die Losung, welche jedes Versenken in die Tiefe hindere. Daher Mißvergnügen, Trübsinn, zuweilen Verbissenheit in seinen reflectirenden Dichtungen. Der Dichter soll, auch wo er ins reale Leben sich mischt, die Flügel nicht abthun, die ihn jeden Augenblick in die heitere Aetherbläue hinauftragen, von der herab die finstern Stellen nur Punkte sind, nothwendige Schattirungen des großen Gemäldes. Halirsch, reizbaren Gemüthes, faßte das Unbehagliche zu ernst auf. Es war ein edler Ernst, der seinem Charakter Ehre macht; aber der Ernst eines Dichters muß von anderm Stoffe sein. Vielleicht hätte er in Norddeutschland die rechte Schwungkraft für sein Talent gefunden, — es stieß in Oestreich damals auch noch an andere Hemmungen. Sein Schicksal führte ihn nach Italien. Wie athmeten seine Briefe von dorther neue Luft und Lebenswärme! Er verkannte nicht, wie es bei deutschen Beamteten in Italien gewöhnlich ist, die noch lebendige Kraft in dem krampfhaften Seufzen einer untergegangenen Nationalität. Wir durften treffliche Mittheilungen daher von ihm erwarten, als ein unerwarteter Tod den Strebenden und Hoffenden in dem herrlichen Verona überraschte.

Wilhelm Neumann war schon ein Mann, als ich Jüngling war; mit seinen Erstlingsversuchen war er zur Zeit der romantischen Schule aufgetreten. Aber seine Muse, lange erdrückt von Amtsgeschäften, oder der seltenen Bescheidenheit, die den freundlich Schüchternen charakterisirte, regte sich wieder unter uns Jüngern, wenn auch nicht mehr producirend, doch reflectirend. Aber wenn Liebe die Weihe der Dichtung ist, so war seine Kritik Poesie. Er zerrte den Dichter nicht auf ein Prokrustesbett seines kritischen Systems, sondern ließ sich herab, erhob sich zu ihm, und sich in ihm mit Liebe versenkend, gewann er durch Anstrengung den Standpunkt, von dem aus der Dichter geschaut, gefühlt, componirt hatte. Von hier aus konnte er, ihm folgend, ihn führen. Jeder Beurtheilte war mit Neumann's Kritik zufrieden; auch seine Strenge überzeugte, seine Freundschaft hinderte ihn nicht, die Schwächen und Irrwege des besten Freundes darzulegen. Niemand hat Chamisso als Dichter strenger gerichtet, und Neumann war Chamisso's nächster Freund. Er war es, der Börne's Talent in meisterhafter Art in den Hegelschen Jahrbüchern würdigte und erhob, er aber auch, der mit allen Zornblitzen ethischer Entrüstung dessen spätere unsinnige Schriften traf. Die zündenden Wetterschläge in den Brockhausischen Blättern gegen Börne, die man mir zuzuschreiben die Ehre angethan hat, rühren von Neumann her. — Ich stand im freundlichen Verkehr mit ihm; verschiedenes Alter, getrennte Lebenswege und die selten sich erschließende stille Natur Neumann's hinderten aber eine nähere Verbindung. In Fülle der Gesundheit unternahm er eine Geschäftsreise; wenige Tage darauf kam aus Brandenburg die Nachricht von seinem plötzlichen Tode.

Noch ein Wort über einen letzten Wilhelm, der mir freundlich nahe im Leben stand. Durch seine Erziehung und frühere Lebenswege gehörte er nicht der Litteratur an. Er nannte sich selbst am liebsten einen Fabrikanten, und erst lange nach dem vierzigsten Jahre, als wiederholte Unglücksfälle den Betrieb seiner chemischen Fabriken untergraben, ergriff er die Feder. Geschah es gleich mit einer merkwürdigen Gewandtheit, und fand er sich, wo man ihn hinwies, zu Hause, so ist sein litterarischer Name doch kaum weit über Berlin hinaus bekannt geworden. Ich rede von Wilhelm Albrecht, der mich mehrere Jahre in der Redaction des Freimüthigen unterstützte, dann einige Zeit ihn allein fortsetzte und später am Gesellschafter und der Haude- und Spenerschen Zeitung thätig war. Besaß Jemand ein geborenes Genie zu einem Feuilletonisten, in Deutschland überhaupt selten, so war er es. Er schrieb mit gleicher Geläufigkeit, Wärme und Geist über alle Gegenstände, die der Redacteur besprochen wünschte. Heute über alte Militairmusik, und Militairröcke, einen humoristischen Bierfiedler, über Straßenreinigung und Theater und morgen über Zelters moralischen und Genz' politischen Charakter. Und was er schrieb, waren nicht leere Phrasen, es hatte Hand und Fuß, warm und lebensfrisch bei diplomatischer Schärfe und Feinheit. Die pikanten Bemerkungen und Wahrnehmungen stützten sich auf selbst erlebtes, auf ausgebreitete Kenntniß. Nur wo die Wissenschaft und Bücherkunde vom Leben sich trennte, ging ihm die Kraft ab. Man durfte ihn nicht in diese Felder weisen. Er war, in der kurzen Zeit, daß er es war, ein Schriftsteller, wie wir deren wenige in Deutschland besitzen, einer, der das

Leben studirt hatte, nicht um es zu beschreiben. Als der Zufall ihn dahin führte, brauchte er nur die Feder in den reichen Stoff seiner Erlebnisse zu tauchen. Das Leben hatte ihn den richtigen Takt gelehrt, nie zu viel zu geben und am rechten Orte zu schweigen; ein Takt, der bei Schriftstellern, die es von der Wiege auf sind, selten vorkommt. Berlin verlor in ihm einen trefflichen Historiographen seiner Sittengeschichte, und es ist zu bedauern, daß er nicht dazu kam, seine Sittengemälde aneinander zu reihen und zu ergänzen. Wilhelm Albrecht, aus einer angesehenen Familie, Sohn eines Vaters, der höhere Staatswürden bekleidete, aus Wahl und Neigung dem industriellen Leben gewidmet, war klein und verwachsen von Gestalt, aber, was so selten damit zutrifft, von der heitersten Laune, von einem trockenen gutmütigen Humor und einer der liebenswürdigsten Gesellschafter. Sein scharfer Verstand, sein reicher Witz ließen ihn nie sich überheben. Selbst wo er den Beobachter spielte, schien er nur zu genießen. Er hatte das Leben genossen, ohne einen Ueberdruß zu finden, ohne zu den Mürrischen, zu den Verdrossenen und Zerrissenen sich zu neigen. In den Verfall seines Glückes brachte er Heiterkeit und Muth mit, ohne den es unmöglich gewesen wäre, in seinen Jahren noch eine ganz neue Laufbahn mit der heitern Energie zu beginnen. Man muß ihn in seiner Beschränktheit gesehen haben, wie er die kleinste Oekonomie mit Geschmack, Ordnungssinn und Phantasie sich behaglich zu machen wußte, um ihn auch als Menschen achten und lieben zu lernen. Nach dem ersten Anfall eines Schlagflusses, der ihn zuletzt fortraffte, sagte er mir, fast mit entzücktem Blicke: „Wenn das der Tod war, so ist er nicht so schlimm, als man meint."

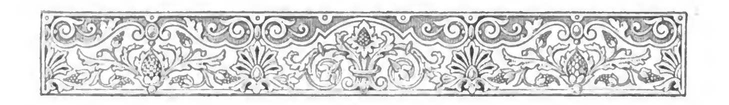
Das waren meine Zeitgenossen in der Litteratur. Sie alle wärmten sich an der einen Illusion, daß das Böse mit dem Guten zu überwinden sei, und hielten die Stunden des Mißmuths, wo uns die Verhältnisse in ihrer Erbärmlichkeit und Verderbtheit erscheinen, noch nicht für endliche Offenbarungen der ewigen Wahrheit. Denn Niemand bürgte ihnen, daß, wo die Schleier der angenehmen Täuschungen vor ihrem Seherblick zerrissen, das nackte Bild dahinter nicht noch ein gemalter Vorhang sei, der vor einem noch schärfern Seherblick auch noch zerreissen und eine neue Perspective eröffnen könne. — Aber gegen manche Lebende verginge ich mich, wenn ich diese Todten allein meine Freunde nennte, die mir nahe standen im Streben und Wollen. Doch der Wege sind so viele im Leben; die auf einem und demselben ausgingen, trennen und verlieren sich leicht, so lange sie noch suchen. Wie viele jüngere Freunde führte ich in die Litteratur ein und machte auf ihr Talent aufmerksam. Sie haben sich emancipirt, loben sich unter einander, und beweisen mir, daß ich keines habe. Ein Thor, der darum meinte, daß es keine Pietät mehr gebe. Nur will die Pietät zu verschiedenen Zeiten ihre besonderen Formen. Ich zähle aber auch noch Freunde, die meine Altersgenossen sind. Wir treffen uns gelegentlich und schütteln uns die Hände und wenden uns dann, weiterziehend, den Rucken. Vielleicht aus der thörichten Besorgniß, daß man eine Bundesbrüderschaft wittern, und unsere Unabhängigkeit verdächtigt werde. Unsere Gegner haben recht, wenn sie uns darum schelten. Es ist ein Urerbfehler im deutschen Blute. Aber ist, weil die Deutschen im Guten nicht zusammenhalten konnen, darum in Deutschland nichts Gutes zu Stande gekommen? Zu ihren Ansichten können sich zwei nicht widerstrebender begegnen als Heine und ich. Wir sind uns Beweis dafur, daß bei durchaus divergirenden religiosen, ethischen und politischen Tendenzen, doch ein geistiges Zusammenhalten, eine Freundschaft der Bildung möglich ist. Tausenderlei Verbindungswege sind im Reiche des Geistes. Immermann, den ich als den kräftigsten Geist unter den heut schaffenden ehre, als einen Dichter, der es im höchsten Sinne des Worts sein würde, wenn er vielleicht minder eingedenk gewesen wäre seines bedeutungsvollen Namens, steht in jenen Tendenzen meinen Ansichten am nächsten, und doch waren die freundschaftlichen Berührungen zwischen uns bis da noch immer so sproder Art, als man uns in willkührlicher Annahme in Verbindung gebracht und Schutz- und Trutz-Bündnisse zwischen uns erfunden hat, von denen nichts wahr ist, als meine Achtung für seinen Genius.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Adalbert Stifter gehört zu jenen feinen und edlen Erzählern, deren Werken im Interesse der Herzenscultur unseres Volkes die weiteste Verbreitung zu wünschen ist, und darum ist es höchst erfreulich, daß das Freiwerden seiner Werke — er ist am 28. Januar 1868 gestorben und die Schutzfrist war also mit Schluß des vorigen Jahres erloschen — einer ganzen Reihe von Verlegern die Veranlassung und Möglichkeit zur Veranstaltung billiger Gesamt-Ausgaben geboten hat. Eine derselben, zu der eben von Prag aus das Signal gegeben wird, soll eine vollständige, kritische Edition sein, die auch die Briefe Stifters enthalten wird; eine andere, die uns vorliegt, verfolgt lediglich den Zweck, die Hauptwerke Stifters in correctem Wortlaut zu billigem Preis zu bieten, und verdient Empfehlung, weil die Ausstattung trotz der Billigkeit doch eine ganz passable ist. Ein besonderer Vorzug dieser Ausgabe: Adalbert Stifters Ausgewählte Werke (Leipzig, Max Hesse's Verlag) ist die Biographie von Rudolf Fürst. Sie faßt in ihrem litterarischen Teil bei aller Wärme auch die Kritik nicht vermissen und zeichnet das Menschliche vielleicht ein wenig zu licht, aber doch im Ganzen zutreffend. —nz—

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von F. Synamon in Berlin N, Chausseestr. 2e



Sonntagskinder.

Novellen von Ernst Behrend.

(Fortsetzung.)

Mamsell Bärbchens Maien.

(Fortsetzung.)

Die bösen Jahre waren vorbei, und die Stadt, die manchen ihrer Söhne in den heiligen Krieg geschickt hatte, beging zum Gedächtnis der Gefallenen ein Totenfest. Es war im Sommer sechzehn. Ach, mit welcher ernsten Sprache läuteten die Glocken vom Turm abends und frühmorgens vor der Feier, je eine Stunde lang! Aber der helle Sonnenschein des Festtages goß heiteren Trost in die Herzen der Menschheit, die sich vorm Rathaus versammelt hatte. Von dort aus begab sich ein stattlicher Zug in schwarzer Trauerkleidung nach der Marienkirche. Voran die Schuljugend mit ihren Lehrern, einen Choral absingend; dann kamen Jungfrauen, in den Händen Kränze von weißen Rosen, die sie hernach am florbehängten Altar niederlegten; ihnen folgten die Prediger, hinter denen der Magistrat und die königlichen Staatsdiener einherschritten; den Beschluß bildete die Bürgerschaft, Männer und Weiber jeglichen Standes. Mamsell Bärbchen, die Führerin der Jungfrauen, war stolz auf diese Auszeichnung und wandelte ihren Freundinnen in der Haltung eines Prinzeßchens voran. Obwohl sie unter den Toten der großen Jahre keinen Verwandten zu betrauern hatte, so ging ihr doch die Rede des Herrn Oberpredigers tief zu Gemüt, als er über den Text aus den Makkabäern sprach: „Ist unsere Zeit gekommen, so wollen wir ritterlich sterben um unserer Brüder willen und unsere Ehre nicht lassen zu Schanden werden", und aus dem Apostelbrief: „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben." Das war wieder eine Stunde, in der sie sich zuschwor, ihr Herz allezeit nur erhabenen Empfindungen zugänglich zu machen.

So andächtig sie von ihrem Platz vorm Altar der Predigt folgte, entging es ihr doch nicht, daß seitwärts auf der ersten Bank im Kirchenschiff unter den Amtspersonen zwei junge Leute in Offiziersuniform saßen, deren Gesichter auf die Gruppe der Jungfrauen gerichtet waren. Ja, es schien ihr, als ob beide ziemlich unverwandt nach ihr selbst hinsahen. Nach der Stellung der Stühle konnte es aber auch kaum anders sein. Die Leutenants waren Stadtkinder und hatten die Befreiungskriege bei der Landwehr mitgemacht. Nun waren sie von Berlin, wo sie in bürgerlicher Stellung lebten, herübergekommen, um mit ihren Landsleuten das Trauerfest zu begehen. Mamsell Bärbchen kannte sie beide.

Der stattliche Jüngling mit den feurigen Blicken und dunkeln, in krauser Locke auf die Stirn fallendem Haar war Hans Glienicke, des reichen Kaufmanns und Branntweinbrenners Johann George Glienicke einziger Sohn. Der Hans war vor dem Kriege Handlungsdiener in seines Vaters Geschäft gewesen, und sobald der König sein getreues Volk zum Kampf wider den Erbfeind aufgerufen hatte, als Freiwilliger mitgegangen. Er muß sich wohl brav geführt haben, denn schon anno vierzehn haben sie ihn zum Leutenant gemacht. Nach dem Friedensschluß, als man die vielen Offiziere nicht mehr gebrauchen konnte, hing er seine Uniform an den Nagel und setzte sich wieder auf den Kontorbock. Diesmal aber in Berlin bei einem Großkaufmann, denn hiesigenorts hätte sich das Dienen hinterm Ladentisch für den Herrn Landwehrleutenant nicht recht geschickt. Das Bärbchen hatte zu dem jungen Mann, der ihr ein halbes Dutzend Jahre voraus war, niemals eine Beziehung freundschaftlicher Art gehabt, wohl aber zu seinem schmächtigen Kameraden, der bei der Totenfeier neben ihm im Kirchenstuhl saß.

August Wichmann hieß dieser und war gleichfalls ein ehemaliger Handlungsdiener, der sich gegen die Franzosen die Epauletten verdient hatte; nach der Rückkehr aus Feindesland aber war er aus königlicher Gnade Beamter geworden. Er stammte aus der Hegermühle, draußen vorm Berliner Thor, die bereits vor der ersten Invasion der bonapartischen Kriegsscharen im Besitz seines älteren

Bruders war. Die idyllische Mühle von damals ist längst verschwunden; an ihrer Stelle steht die nüchtern ausschauende Papierfabrik, die nicht nur mit Wasser-, sondern auch mit Dampfkraft arbeitet; ihr heilloser Spektakel verscheucht die Spaziergänger, früher aber ergoß sich das Wasser aus dem erlenbeschatteten Teich rauschend über das große Triebrad in den unter dichtem Buschwerk weiterfließenden Bach, das war Musik, die gefühlvolle Seelen zu längerem Verweilen an dem schönen Orte einlud.

August Wichmann war früh verwaist. Den alten Mühlenmeister, seinen Vater, hatte ein Wilddieb erschossen, die Mutter aber war aus Entsetzen darüber in schwere Krankheit verfallen, der sie rasch erlag. Da übernahm der ältere der beiden Söhne die Mühle und erzog seinen schulpflichtigen Bruder in aller Treue. Das schreckliche Schicksal der Eltern, sowie die Abgelegenheit der Mühle, wo es für den Musje August keinen Spielkameraden gab, waren wohl Ursach', daß er ernsthafter war, als sonst Jungen in seinem Alter. Er konnte aber auch recht von Herzen fröhlich sein, zumal wenn er anderen eine Gefälligkeit erweisen durfte, nur daß sich dann sein Frohsinn nicht laut, sondern mehr durch anmutiges Mienenspiel äußerte.

Nach der Hegermühle nun ging Tante Minona öfters, seit sie dem Herrn Stadtchirurgus zum andern Male die Wirtschaft führte, weil sie mit der jungen Frau, die der Mühlenmeister inzwischen heimgeführt hatte, verwandt war, wenn auch nur durch einen Scheffel Erbsen, wie man so sagt. Sie nahm dann regelmäßig Mamsellchen mit, die sich von der Mühlenmeisterin mit süßer Milch und kräftigem Schwarzbrot traktieren und dann von dem freundlichen Jungen auf den Hof hinausführen ließ, wo jederzeit allerlei Geflügel zu bewundern war, oder in den Garten mit den vielen Obstbäumen und den dicht gewachsenen Malinekens, die man jetzt feiner Himbeeren nennt; oder sie ließ sich von ihm die weißen und gelben Mummeln zeigen, die auf dem Mühlenteich blühten oder die Plötzen und Barsche, die darin herumschwammen, oder ließ sich Schmackeduzen schneiden, die braunen Rohrkolben, die sie mit nach Hause nahm, um sie mit allerhand trockenen Gräsern zum Bouquet zu vereinigen.

Einmal führte er sie über Feld nach dem Rand einer tiefen Schlucht, auf die sie über eine Art Wehr von Feldsteinen und Brombeergesträuch hinabsah. Aber nicht vornehmlich das wollte er ihr weisen, sondern etwas viel schöneres. Im Schutz einer mit Ginsterbüschen und Heidekraut bewachsenen Krempe, die der Rand der Schlucht gegen den Acker bildete, stand eine Anzahl von Töpfen aus grauem, ungebranntem Thon, wie Blumentöpfe geformt, aber ohne Boden; mit dem breiteren Rande fußten sie auf der Erde, über die kleinere offene Fläche waren steinbeschwerte Brettchen gelegt; etwa in der Mittelhöhe hatte jeder Topf ein Loch von Viergroschenstücksgröße. Schweigend und mit geheimnisvollem Ausdruck in Haltung und Mienen führte der Musje seine kleine Freundin nah an die merkwürdige Sammlung und hieß sie sich in eine Erdmulde ducken, wie er's that. Mit einigem Herzklopfen wartete sie der Dinge, die da kommen sollten und es dauerte nicht lange, da flogen mit Gebrumm und Gesumm ein paar Hummeln herzu und verschwanden durch die Seitenöffnung in den Töpfen, andere derartige kleine Bestien kamen daraus hervor und birschten wildvergnügt über die beiden Späher hinweg ins Feld. Mamsellchen kriegte keinen gelinden Schreck, als ihr zuerst solch unheimlicher Baßbrummler am Kopf vorbeischoß, aber Musje August sprach ihr leise Mut zu, und weil sie ja ein überaus verständiges Kind war, fand sie die nötige Fassung schnell wieder. Dann aber beobachtete sie vergnüglich den Verkehr der putzigen Unholde, der schwarzen, gelbgestreiften, mit schneeweißem Fleck am Bürzel geschmückten Zwergbrummbären, die sich um die Anwesenheit der beiden Menschenkinder gar nicht kümmerten. Nach einem Weilchen krochen sie dreist ganz dicht an die Hummelhäuschen heran und nun nahm der Musje zur neuen Verwunderung des Mädchens den Deckel von einem Töpfchen ab, griff hinein und langte ein Holzstäbchen heraus, um das ein goldbrauner, gleich einem ganz winzigen Pelzmuff gestalteter Honigklumpen angesetzt war. „Da iß!“ sagte er freundlich und hielt ihr den Leckerbissen vor den Mund. „Schmeckt sehr, sehr süß!“ Solcher Lockung vermochte sie trotz des brummigen Protestes einiger gefährlich herumsummender Hummeln nicht zu widerstehen, sie spitzte die Lippen, nahm damit das Klümpchen vom Stiel und ließ es sich wohl schmecken, während ihr der kühne Honigjäger mit innigem Behagen zusah, als ließe er sich selbst den süßen Seim auf der Zunge zergehen. Und da er gar so nett war, hatte sie doppelten Genuß vom Verspeisen der anderen Beutestückchen, die er nach und nach aus den Hummelzwingern hervorholte. Als sie dieses Vergnügens satt waren, gingen sie Hand in Hand zur Mühle zurück, wobei Musje August der aufmerksamen Zuhörerin erklärte, daß er sich ohne jemandes Zuthun den Hummelfang

ausgedacht, und wann und wie er die thönernen Behausungen angefertigt habe, und daß er noch für viel mehr Süßigkeit sorgen wolle, nachdem er gesehen, wie gut sie dem Bärbchen schmecke.

Ein ander Mal, als es schon herbstelte, war die Kleine mit starkem Appetit auf die Riesenäpfel, die nun an einem Baum im Mühlgarten reif sein sollten, der Tante Minona hinausgefolgt. Sie hatte in Erwartung des herrlichen Schmauses fast nichts zu Mittag essen mögen, daher biß sie dann tapfer ein, als Musje August ihr die duftigen Kalvillen, die er sorgsam am Stengel brach, aus dem Zweigdickicht herabwarf. Der Baum war beinah abgeerntet, der Junge pflückte eben die letzten Früchte, nur einen ansehnlichen Apfel ließ er hoch in der Krone hangen: „Sieh mal," erklärte er, auf den Erdboden zurückgekehrt, „der muß dran bleiben, sonst trägt der Baum nächstes Jahr schlecht oder gar nicht. Du hast nun wohl auch genug, Mamsellchen, obschon du mit ganz barbarischem Hunger gesegnet scheinst, — na dafür heißt du ja auch Barbara."

Bei diesem wohlfeilen Pennälerwitz lachte er ein bißchen verschämt, was ihm gar nicht schlecht stand. Mamsellchen aber fühlte sich in ihrer Würde gekränkt, warf den Apfel weg, in den sie grade ihre Zähne eingedrückt hatte, und kehrte dem Musje Witzbold verächtlich den Rücken. Nun war er mit einem Satz an ihrer Seite, schaute sie mit seinen blauen Augen sanftmütig an, streichelte ihr den Scheitel und bat:

„Nicht böse sein, Bärbchen! Malum e malo, hat uns der Herr Rektor gelehrt, das heißt, von einem Apfel ist alles Unheil in die Welt gekommen, und nun hab' ich Unglückswurm dich unterm Apfelbaum gekränkt, ohne es doch zu wollen. Denn wahrhaftig! ich finde deinen Namen, den du selbst nicht leiden magst, wunderschön, sodaß ich nie und nirgendwo darüber spotten würde, nur eben hat mich ein bißchen 'ne Hex' gekitzelt, da mußt' ich quatschen — aber ich will gleich dreimal „Solt her! Solt her! Solt her!" rufen, dann kommt mir keine wieder zu nah, das ist ein kräftiger Bannspruch wider das Hexenpack. Ja, ja, Mamsellchen Barbara! Und weißt du auch, daß eine liebliche Naturerscheinung nach deinem Namen benannt wird? Das sind die Barbara-Zweige. Von denen hat uns der Herr Rektor erzählt, daß es gewöhnliche Kirschzweige sind, die man am Tage der katholischen heiligen Barbara, der ja auch dein Geburtstag ist, vom Baum schneidet und in ein Gefäß mit lauem Wasser setzt. Das muß man auf den Ofen stellen, das Wasser aber alle zwei Tage erneuern, dann brechen an den Zweigen zur heiligen Nacht lauter Blüten auf, und die Natur begrüßt mitten im Winter mit Frühlingsgabe das Christkindlein, das der himmlische Vater hernieder gesandt hat, auf daß es die Welt mit ihm versöhne."

Also sprach der Knabe in lehrhaftem Ton, ähnlich wohl, wie der Herr Rektor den Schülern das Wunder erzählt und gedeutet hatte. Das alles, die Geschichte, der Vortrag und die Beziehung auf ihren Namen gefiel Mamsellchen dermaßen, daß sie dem August nicht nur den schlechten Witz verzieh, sondern ihn noch mehr respektierte, als bisher. Zum Beweise der Versöhnung nahm sie den weggeworfenen Apfel wieder auf und verspeiste ihn mit stark zur Schau getragenem Behagen. Als sie mit Tante Minona heimkehrte, mußte diese gehörig an dem Äpfelreichtum mitschleppen, den die gute Mühlenmeisterin auf Musje Augusts Bitte den beiden in die Schürzen schüttete.

Die Legende von den Barbara-Zweigen hatte Mamsellchen längst vergessen, da ward ihr große Überraschung zu teil. Als sie am nächsten Weihnachtsfest erwachte, stand vor ihrem Bett ein Glashafen mit blütenvollen Kirschbaumzweigen. Musje August von der Hegermühle habe ihn frühmorgens für die kleine Barbara gebracht, erklärte die Tante, das blühende Wunder mit kritischem Blick betrachtend, etwa ob es gut genug geraten sei als Weihnachtsgeschenk für die vortreffliche Nichte. Die aber fand es ihrerseits ganz natürlich, daß der Tag, an dem sie geboren war, sich auch noch durch andere hervorragende Erzeugnisse auszeichnete.

Folgende Ostern kam August Wichmann, nachdem er die Rektorschule durchgemacht hatte, in die Kaufmannslehre zum alten Johann George Glienicke, zugleich mit dessen Sohn Hans. Der Prinzipal war ein sehr gerechter Mann, streng gegen sich und andere, selbst sein Wohlwollen hatte einen herben Geschmack. Noch lange nach seinem Tode zeigte man auf einem Ladentisch seines Geschäfts abseits der Stelle, wo die falschen Geldmünzen aufgenagelt wurden, drei festgemachte echte Viergroschenstücke. Es hieß, ein leichtsinniger Lehrling habe sie einst aus der Kasse gemaust; der alte Johann George habe den Diebstahl entdeckt und, um den Jungen durch Wegjagen oder Anzeige beim Polizeibürgermeister nicht zeitlebens unglücklich zu machen, ihm aber dennoch einen tüchtigen Denkzettel zu geben, die gestohlenen Geldstücke auf den Tisch genagelt, wo sie der Spitzbube jeden Morgen zu Beginn seiner Arbeit habe blank

putzen müssen; durch die tägliche grausame Erinnerung an sein Vergehen sei der junge Mensch gründlich kurirt worden und der Alte habe ihn mit einem guten Zeugnis als Handlungsdiener aus der Lehre entlassen. Bei solchem Prinzipal konnten die jungen Leute sich natürlich um nichts anderes, als ihre reichbemessene Pflicht und Schuldigkeit kümmern, sodaß Bärbchen ihres Gespielen, des August Wichmann, seitdem er die Ladenschürze aus braunem Fries mit messingener Kette trug, nur noch selten ansichtig ward und auch dann nur flüchtig. Allmählich kam er ihr, wie aus den Augen, so auch aus dem Sinn, der sich mit höherem trug als dem Schicksal eines bescheidenen Kaufgesellen; doch später, in den Kriegsjahren, wurde sie wieder ab und zu an ihn erinnert, wenn von den Schlachten die Rede war, an denen das Landwehrbataillon unseres Kreises teilgenommen hatte, und in diesem nebst vielen anderen Stadtkindern auch er.

Daß die Anwesenheit der beiden zur Offizierscharge gelangten jungen Männer bei dem Totenfest ordentliches Aufsehen erregte, ist selbstverständlich. Nach der Kirchfeier waren sie unaufhörlich Mittelpunkt kleiner Kreise, die sich um sie bildeten und wo man ihnen angenehme Redensarten zu hören gab. Auch nachdem sie die Stadt wieder verlassen hatten, sprach man noch Tage lang von ihnen, besonders aber von dem stattlichen Hans Glienicke; der habe doch den Vogel abgeschossen und das eiserne Kreuz erhalten, der andere aber nur die Anwartschaft darauf, wenn später einmal durch Tod eines Ritters für ihn eins frei würde; und wie freundlich sei der Hans gegen alle seine Landsleute, hoch und gering, gewesen, trotz seiner Auszeichnungen und seiner Position als einziger Erbe des reichen Johann George; das sei ein Jüngling, auf den die Stadt in alle Zukunft stolz sein müsse, und solche Meriten, wie die seinigen, könnten nicht hoch genug geehrt werden.

Letztere Meinung aber hatte sich besonders bei den Honoratiorentöchtern gebildet, und Oberpredigers Iduna war's, die den Vorschlag machte, dem Herrn Leutenant ein Ehrengeschenk zu widmen, das ihm allzeit vor Augen hielte, wie hoch deutsche Jungfrauen wahre Verdienste deutscher Jünglinge zu schätzen wüßten. Der Vorschlag fand ungeteilten Beifall. Auch Mamsell Bärbchen war entzückt davon; hatte sie doch das Gefühl, es sei vom Schöpfer nur recht und billig gewesen, daß er ihr bei dem männlichen Geschlecht einen Tugendpartner erweckt habe; jetzt sei es nicht minder recht und billig von ihr und ihrem Geschlecht, der neidlosen Anerkennung dieses Faktums geziemenden Ausdruck zu verleihen.

Andere Gründe für die Ehrung des schönen Kriegers hatte sie nicht, namentlich sprach keine zarte Herzensstimme für ihn; im Gegenteil meldete sich eine solche für August Wichmann ganz unschuldig in Bärbchens Busen. Als die beiden Kameraden am Nachmittag des ernsten Festes, an dem alle Wirtshäuser geschlossen waren, das Haus des Herrn Stadtchirurgus aufgesucht hatten, um diesem als einem Mitveranstalter der Feier gebührend zu danken, vielleicht auch um das junge Mädchen, das ihnen in der Kirche aufgefallen war, nun in der Häuslichkeit ein wenig zu beaugenscheinigen, da hatte Hans Glienicke zwar in Bärbchens Innern ein mächtiges Echo seines Ruhms gefunden, August Wichmann jedoch, unscheinbar neben dem strahlenden Kameraden, hatte durch bescheidene Worte eine behagliche Erinnerung an fröhliche Jugendzeit und damit eine recht günstige Stimmung für ihn selbst in ihr wachgerufen. Und diese Stimmung blieb so nachhaltig, daß Mamsell, als sie dem Vorschlage Idunas zustimmte, darauf bestand, auch Herrn August Wichmann aus dem Kreise der Jungfrauen heraus zu ehren, da er doch auch einige Meriten um die Befreiung des Vaterlandes habe, wennschon nach Maßgabe seiner geringeren Fähigkeit weniger in die Augen springende, als sein Kampfgenosse. Mamsell Iduna, die sich in den schmucken Hans verschossen hatte, gönnte ihm allein den beabsichtigten Triumph und fand auch Anhängerinnen ihrer engherzigen Meinung, andere Freundinnen traten auf Bärbchens Seite. Jetzt gab's einen hitzigen Kampf der Ansichten und Zungen —

Drei Weiber, drei Frösche, drei Gänse dabei,
Machen einen Jahrmarkt mit ihrem Geschrei.

Doch das Ergebnis der Kaffeeschlacht war der Sieg der gerechten Sache. Für Hans Glienicke, der, wie man wußte, eine schöne Stimme hatte und sich zum Gesang auf der Guitarre begleite, fertigte Iduna ein hoffnungsgrünes Guitarrenband an, auf das die Mädchen Rosen und ihre eignen Namen stickten; August Wichmann aber erhielt ein beim Buchbinder erstandenes Stammbuch, auf dessen erstes Blatt Mamsell Bärbchen einen Altar mit Emblemen des Krieges und des Friedens malte, und sämtliche Spenderinnen ihre Namen schrieben. Die Geschenke wurden mit dem Thiemeschen Frachtwagen, der wöchentlich zweimal zwischen unserer Stadt und Berlin verkehrte, an die Be-

dachten abgeschickt, worauf mit wendender Post ein kurzes Dankschreiben des Herrn Leutenants und Regierungssupernumerarius Wichmann an Mamsell Idunas Adresse gelangte; Hans Glienicke aber kam an einem der nächsten Sonntage mit Extrapost hierher gefahren, um den werkthätigen Verehrerinnen der Reihe nach in ihren Familien persönlich Dank zu sagen. Dadurch ward sein Ruf als eines höflichen, in Sachen der Schicklichkeit wohlberatenen jungen Menschen ins Unermeßliche gesteigert.

Es dauerte nicht lange, da kam er wieder, aber aus anderem Anlaß. Seinen Vater, den alten Johann George, hatte ein plötzlicher Schlagfluß aufs letzte Lager gestreckt, und Hans mußte das Geschäft übernehmen. Er war nun ein vermögender Mann geworden, denn wenn man auch in jener Zeit allgemein von den Märkischen sagen mußte: „Der Beutel leer, und schmal der Schmeer“, so hatten doch einzelne selbst in den Tagen der blutigen Aussaugung, sowie in denen der bereitesten Opferwilligkeit es verstanden, ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, und zu diesen klugen Leuten hatte Glienicke senior gehört. Darob durfte sein Erbe, der Hans, wohl lachen, nachdem er sich die Thränen der Trauer aus den Augen gewischt hatte, und das that er denn auch. Unter seinesgleichen war er ein fröhlicher Kumpan, den Armen ein fröhlicher Geber; man hat seither in der Stadt nicht wieder einen Bürger so nach Aller Herzen gehabt, als dazumal den jungen Kaufherrn und Branntweinbrenner Hans Glienicke. —

Mittlerweile war unser Bärbchen siebzehn Jahre geworden und, wie Tante Minona sowohl, als auch die Mütter der anderen unbegebenen Töchter ihr nicht selten versicherten, eine Person von sehr adrettem Aussehen und Benehmen. Die von solchem Lob Betroffene nahm es als selbstverständlich hin, hätte sie es doch für ein Unding der Natur erachtet, alle die innerlichen Schätze, die man an ihr rühmte, in einem unschönen Gefäß aufzuspeichern. Daher affektierte sie gar keine Eitelkeit auf ihr Aeußeres, was ihr wiederum als eine löbliche Eigenschaft angerechnet wurde. Weil sie sich also einen Ausbund innerer und äußerer Vortrefflichkeit dünkte, nahm es sie durchaus nicht Wunder, daß eines schönen Tages Herr Hans Glienicke bei ihrem Vater, dem Herrn Stadtchirurgus, um ihre Hand anhielt und ihr durch diesen ausrichten ließ, er habe zeitlebens noch keine sehnlichere Hoffnung gehegt, als auf ihr Jawort. Sie erbat sich zwar, weil es die Schicklichkeit forderte, drei Tage Bedenkzeit, doch war sie von vornherein keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß die Vorsehung nichts Gescheiteres und ihr selbst Zusagenderes hätte ersinnen können, als den Ehebund zweier schon in jungen Jahren in der Schätzung der Mitmenschen so hochgestellter Leutchen, wie der ehr- und tugendsamen und nicht minder reizenden Mamsell Bärbchen und des wohlachtbaren, vermögenden und überaus stattlichen Herrn Hans Glienicke. Alles, was in den drei Tagen durch ihr Köpfchen ging, sprach zu Gunsten des Freiers und verhieß den gegenwärtigen wie zukünftigen Geschlechtern der Stadt einen gar vorbildlichen Ehestand; deshalb erklärte sie nach Ablauf der Frist ihrem Herrn Papa, sie sei entschlossen, dem Herrn Hans ihre Hand zu reichen, diesem wie sich selbst zu wahrhaftem Glück und Segen.

Es ist ein recht landläufiges Sprichwort: „Der Mensch denkt und Gott lenkt“, aber wer den Reim ersonnen, hat ein unverwüstlich Stück geliefert. Und mit nichts Besserem könnt' ich die Erzählung von dem einleiten, was sich nun in Mamsell Bärbchens Leben ereignete.

Hans Glienicke war ein junger Mann, dem die Lebenslust aus den Augen funkelte. Jäh und heftig auflodernd wie dieser Abglanz seiner Seele, waren auch nicht selten sein Entschließen und Handeln. Auf dem offenen Markt des Lebens ebenso wie in Dingen weltentrückter Heimlichkeit. Ein stürmischer Bräutigam, der bei seinen Liebkosungen gar oft wilde Zärtlichkeit zeigte und — verlangte, sodaß das Bärbchen sich mitunter in Schreck und Scham seinen Umarmungen entwand. Sah er dann, wie er das junge Mädchen durch sein Ungestüm gekränkt hatte, so suchte er's durch lustigen Scherz oder artiges Benehmen wieder gut zu machen; hin und wieder aber, und zwar erst, als sie ein paar Monate verlobt waren, brach auch häßlicher Unmut bei ihm durch und: „Sprödes Ding!“ rief er dann wohl, „ich kann an Weibern solch Sperren und Zerren nicht leiden!“

Ach, das war's: An Weibern! — Hans Glienicke, der abergläubische Ratsapotheker hat's hernach erzählt, war so unvermutet in das zeitliche Dasein getreten, daß man in Ermangelung eines Lakens das Kind zuvörderst in eine Frauenschürze gewickelt hatte. Aus solchen Kindern aber werden später Schürzenjäger, hat der Herr Ratsapotheker gemeint, und in diesem Falle hat ihn sein Aberglauben nicht betrogen.

Erst wie aus weiter Ferne und mit zaghaftem

Schritt ließ es sich vernehmen, dann nah und immer näher und aufdringlicher trat schlimmes Gerücht an das Ohr des unschuldsvoll vertrauenden Mädchens heran und raunte ihr zu, Hans Glienicke, ihrer Gedanken Stolz, gehe auf dunkeln Wegen und reise deshalb so oft nach Berlin, um dort in Gesellschaft leichtfertiger Frauenzimmer seine Zeit totzuschlagen. Die erste Andeutung traf sie wie ein scharfer Stich, doch der Schmerz ging schnell vorüber, weil starkes Vertrauen die Wunde alsbald schloß. Wiederum ward ihr schlimme Kunde zugetragen, aber sie wollt' nicht dran glauben. Und immer wieder böses Gerücht. Schlangenbrut des Zweifels kroch aus dem Samen der zischelnden Angeberei hervor, — aber das Mädchen schwieg aus Angst, Scham, Stolz. Sie schwieg vor dem Manne, der ein Betrüger an ihr sein sollte, schwieg vor dem Vater, der Tante, versuchte es einmal und immer von neuem, zu glauben, daß die argen Reden Lügen seien.

Da geschah etwas Schreckliches. Wie ein Blitz schlug die Nachricht ein, daß Hans Glienicke, der wieder einmal nach Berlin gereist war, dort von einem Offizier im Duell erschossen worden. Wie es dazu gekommen, wie die blutige That vor sich gegangen, darüber verlautete nichts Sicheres; nur das erzählten sich die Leute, es habe sich um eine thätliche Beleidigung gehandelt, deren Veranlassung ein Frauenzimmer von schlechtem Ruf gewesen sei. Mehreres hörte die unglückliche Braut nicht und wollte sie nicht hören. In aller Stille wurde der Erschossene auf einem Berliner Friedhof bestattet; sie war daheim geblieben. Wohl erfaßte sie tiefes Mitleid mit dem jählings dahingefahrenen, aber die Thränen, ehe sie hervorströmen konnten, trieb Zorn über die schmähliche Täuschung und deren Urheber in ihren Quell zurück. All ihr Vertrauen auf ein von der öffentlichen Meinung getragenes Glück gebrochen! Und sie selbst, bisher eine Erscheinung, die nur Bewunderung erzeugte, jetzt der Gegenstand unleidlichen Bedauerns!

Das war schweres Ungemach, von dem sich die knapp Achtzehnjährige betroffen fühlte. Aber sie hatte sich von Kind auf zu beherrschen gewußt und trug auch jetzt ihr Geschick mit Würde. Ja, so sehr mit Würde, daß das Bedauern der Leute gar schnell in die schmerzlich entbehrte Bewunderung umschlug, infolgedessen Mamsell Bärbchen das schreckliche Geschehnis und ihre eigene Lage heimlich mit andern Augen zu betrachten begann. Als sie nun gar wahrnahm, wie schnell der Makel, mit dem Hans Glienicke zuletzt seinen Namen behaftet hatte, aus dem Gedächtnis der Leute weggelöscht wurde, während die Erinnerung an seinen früheren tadellosen Wandel blieb und sein ritterlicher Ausgang auf die abgeschlossene Lebensbahn hell zurückstrahlte, da verfiel sie auf die Idee von einem unersetzlichen Verlust, den sie zeitlebens innerlich und äußerlich zu betrauern verpflichtet sei. Und tugendeifrig, wie sie bei aller Eitelkeit nun einmal war, beschloß sie, ein herrliches Beispiel unwandelbarer Treue übers Grab hinaus zu geben. — — —

Ein Jahr war vergangen, und noch immer bewegte sich Mamsell Bärbchen in düsterer Trauertracht und mit nonnenhafter Strenge unter ihren lebeseligen Freundinnen. So sah sie auch ihr Spielgenoß von ehedem, August Wichmann wieder, den sein Schicksal zu jener Zeit als wohlbestallten Postmeister sowie Accise- und Steuereinnehmer in die Vaterstadt zurückführte. Man hatte von dem bescheidenen jungen Mann inzwischen nichts gehört, gleichwohl herrschte in der Bürgerschaft große Zufriedenheit mit seiner Berufung in das wichtige Amt; aber auch die, denen der amtliche Standpunkt nicht viel galt, freuten sich, insbesondere die junge Gesellschaft, die ihm vor Jahr und Tag seine Verdienste um das Vaterland schwarz auf weiß bestätigt hatte.

An einem frostigen Wintersonntage war es, als er sich zum ersten Male nach dem Amtsantritt in des Herrn Chirurgus Hause einfand, um die schickliche Visite zu machen. Da erschien es denn der Mamsell geradezu rührend, wie er mit gefühlvollen Worten ihre andauernde Trauer zu ehren wußte, und wie seine ernsten, freundlichen Augen ein reiches Maß von Anerkennung ihres gottseligen Verhaltens offenbarten. Welch wohlthuender Beweis dafür, daß sie doch immer richtig handelte, und daß es ein besser Ding, auf der klar bezeichneten Bahn erhabener Grundsätze zu schreiten, als auf den weiten Gefilden seichter Lebensgewohnheiten herumzuschweifen!

Wie vormals der glänzende Hans Glienicke, so war jetzt bald der schlichte August Wichmann der Liebling der hiesigen Honoratioren, der jungen und alten. An heiratsfähigen Jungfrauen herrschte schier Überfluß, an jungen Männern, die einen rechtschaffenen Hausstand begründen konnten, allerdings kein Mangel, aber Zuzug von letzteren vermehrte die Aussichten der ersteren. Auf der einen Seite Mamsell Bärbchen und ihre Freundinnen, auf der anderen der neue Herr Postmeister, sowie Accise- und Steuereinnehmer, ferner der Herr Hülfsprediger Frommann, der als Student den

heiligen Krieg mitgemacht und sich ebenso persönlich tapfer als in Kommißsachen unanstellig benommen hatte, sodaß er wohl mit dem eisernen Kreuz geschmückt worden, doch gemeiner Landwehrmann geblieben war; dann der junge Wundarzt Splitter, der seine gute Nahrung fand, indem der Herr Stadtchirurgus sich mit zunehmenden Jahren mehr und mehr schonen mußte; dann die beiden Bürgerschullehrer Müller, die nicht mit einander verwandt waren und überall Herr Eins und Herr Zwei genannt wurden, ein paar unzertrennliche Freunde, die sich nichtsdestoweniger wie ein paar Kampfhähne unaufhörlich zankten; dann der Herr Provisor Kreideweiß, der just so abergläubisch war, wie sein Principal, der Ratsapotheker, und eine wahre Lust daran fand, sich von den alten Kräuterweibern, die ihren Kamillenkram in das Laboratorium brachten, die dümmsten Märchen aufbinden zu lassen; und noch andere junge Männer waren da, die allesamt in freundschaftlichem Verkehr standen, heute abend bei dem einen und morgen bei dem anderen zu ergötzlicher Unterhaltung bei Dünnbier und einer Pfeife Tabak sich vereinigten, denn solch Wirtshauslaufen, wie jetzt, war damals unbekannt; auch kamen sie ab und zu bescheidentlich in die Damenkränzchen, wo noch nach guter alter Sitte Flachs gesponnen und Weißzeug genäht wurde. An schönen Sommertagen aber, gelegentlich auch im Winter, arrangierten die jungen Herren Spaziergänge nach der Heideförsterei oder diesem und jenem Nachbardorf, zu denen sie die Mamsellen abholten. Wie seelensvergnügt war man doch da bei dünnem Kaffee und den in Pompadours mitgebrachten Zwiebäcken oder bei einem Gläschen Punsch, mit dem die Herren ihre Begleiterinnen zu traktieren nicht unterließen, wenn das Wetter danach angethan war!

In dem schwarzen Habit, das ihr, wie sie wußte, so vornehm stand, machte Mamsell Bärbchen nach Ablauf des Trauerjahres alle diese harmlosen Vergnügungen mit, stets von unnahbarer Hoheit, aber niemals ein störendes Element, denn sie verstand es ausgezeichnet, ihrer Ernsthaftigkeit eine Portion Milde und gewissermaßen mütterlicher Teilnahme an dem Gebahren der anderen beizumengen, sodaß sie nach wie vor das verehrte Oberhaupt von Gottes Gnaden in der jungen Gesellschaft blieb; bei den Alten stand sie womöglich in noch höherer Geltung.

Der neue Herr Postmeister sowie Accise- und Steuereinnehmer war derselbe bescheidene Mensch, wie einstmals der Musje August; aber inzwischen hatte er sich doch durch das Leben auch für den geselligen Verkehr erziehen lassen, dem er sich jetzt unbeschadet gewissenhafter Amtsführung mit unverkennbarer, nichtsdestoweniger stets von seiner Lebensart zeugender Fröhlichkeit widmete. Besondere gesellige Talente hatte er nicht; die Herren hielten ihn wegen der Zuverlässigkeit seines Charakters wert, die jungen Mädchen, soweit sie nicht andere heimliche Inklination hatten, fanden ihn lieb und schmuck, die Mütter schätzten ihn als gute Partie hoch. Er selbst behandelte alle stillen Verehrerinnen mit gleichmäßiger Freundlichkeit, leidenschaftslos und brüderlich galant. Gleichwohl fühlte Bärbchen bald mit feinem Spürsinn heraus, daß solches Benehmen nur ihren Kameradinnen gegenüber ungekünstelt, dagegen in Betreff ihrer Person nicht ganz frei von Zwang war, und daß er, hätte ihm nicht die Achtung vor ihrer gleichsam immergrünen Trauer Beherrschung auferlegt, ihr gegenüber gern die Rolle des brüderlichen Kavaliers mit der des Liebhabers vertauscht haben würde. Doch ihre nonnenhafte Absonderlichkeit schob jedem in ihm aufkeimenden Gelüst nach Veränderung seiner Beziehung zu der Mamsell einen starken Riegel vor. — —

Maien! Grüne Maien! —

Auch damals schmückte man Pfingsten die Häuser mit Maien, vielleicht noch vertrauter mit dem ursprünglichen Sinn dieses Gebrauchs, als jetzt, jedenfalls aber mit liebevollerem Anteil an der Sache. Dazumal kamen keine Händler mit laubbeladenen Wagen vor die Häuser gefahren; wer auf den grünen Pfingstschmuck seines Heims nicht verzichten mochte, der mußte selbst nach der Heide wandern oder Knecht und Magd dorthin schicken, um sich vom Hegemeister die nötige Zahl von Zweigen verabreichen zu lassen. Truppweise unter Gesang und Gelächter zog man hinaus und kehrte, die Maien schwenkend, zur Stadt zurück; Gesinde für sich, ebenso Bürgersleute; hier Gruppen von Männern, da von Weibern; selbst die Honoratioren hielten sich nicht für zu gut, in kleinen Gesellschaften hinauszupilgern und die mitgenommenen maienbeladenen Wägelchen heimzugeleiten, oder die schlanken Zweige gleich dem übrigen Volk eigenhändig nach Haus zu tragen. Heut' holt man sich Handelsware von der Straße, damals suchte man selbst den Mai in seinem Hauptquartier auf, im frischen grünen Wald. Der größeren Müh' entsprach reichlicheres Vergnügen, und was man oft mit einiger Fröhlichkeit, immer mit etwas Schweißverlust eingeholt hatte, befestigte man als-

dann mit zärtlichster Sorgfalt an Thür und Thor, fest davon überzeugt, daß Glück und Segen in Haus und Stall einkehren, Unglück und böse Macht zum Giebel herausfahren werde. Den raschesten Gewinn erzielten wohl die Kinder armer Leute mit ihren Maien, indem sie damit Haus bei Haus um eine Gabe ansprachen, um Eier und Käse, Speck und Würste:

Gewt uns de langen,
Un lat't de korten hangen!

Knechte und Gesellen hingegen steckten nachts heimlich Büsche an die Fenster ihrer Schätzchen in Hoffnung auf artigen Lohn; wenn aber gar einmal ein junges Mädchen beim Erwachen einen stattlichen Maibaum vor ihre Thür gepflanzt sah, dann konnte sie hierin ganz sicher ein Denkmal allgemeiner Wertschätzung erblicken, das nicht ein einzelner ihr errichtet hatte, sondern die Gesamtheit der Burschen ihres Standes. So etwas kam allerdings sehr selten vor, denn nicht minder derzeitig als vor- und nachher war man in Liebessachen gewöhnlich recht partikularistisch. Ebenso selten aber passierte es auch, daß man einem hartherzigen oder gar zu weitherzigen oder närrischen Mädchen statt des grünen einen dürren Baum als Schandbaum setzte.

Am Pfingsten zwanzig, das in die zweite Hälfte des Maimonats fiel, war das Wetter warm und klar. In hellen Haufen wallfahrteten die Leute am Sonnabend Nachmittag in die Heide, den Mai zu suchen. Auch die Freunde des jungen Herrn Postmeisters waren zu diesem Zweck hinausgezogen, denn auch ihren Junggesellenstübchen sollte der Festschmuck nicht vorenthalten bleiben. Sie hatten sich gleich nach der Mittagsstunde aufgemacht und vergnügungshalber den weiten Weg um den südlichen Teil des Stadtsees herum gewählt, wogegen der Hegemeister an der Nordspitze des Wassers Birken schlagen ließ.

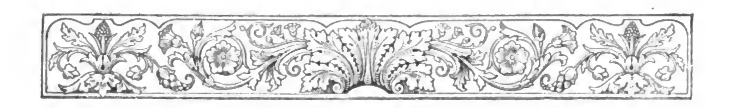
Herr August Wichmann war durch sein Amt behindert gewesen, sich den Freunden anzuschließen und in die lustigen Lieder mit einzustimmen, die sie nach alter Gewohnheit sangen und wobei Herr Zwei, der Lehrer und Aushilfsorganist, auf der Stockflöte blies. Als er aber sein Büreau geschlossen hatte, eilte er ihnen nach und zwar auf einem kürzeren Wege, indem er sich über den See ruderte. Bei dieser Beschäftigung mußte er sein Gesicht der Stadt zugekehrt halten, deren Bild, von den vollen Strahlen der Abendsonne getroffen, sich gar hübsch vom blauen Osthimmel abhob; in der Mitte der stolze Bau der Marienkirche, an beiden Enden rechts und links die alten festen Thürme des Berliner und des hohen Steinthors; dazwischen in breiter Masse rote Ziegeldächer und helle Giebel; vorn aber, in der ganzen Ausdehnung dieses Panoramas, zwischen Stadt und See eine Reihe von Hausgärtchen mit rundwipfligen Obstbäumen, die zum Teil noch blühten. Wie sich das Bild in seiner schlichten Schönheit dem Jüngling also vor den Augen aufbaute, ward ihm das Herz von Liebe zur Vaterstadt erfüllt, wie noch nie. Das aber kam zum guten Teil daher, daß er sich an diesem Tage in besonders gehobener Stimmung befand, denn er war nach langem Bedenken endlich mit sich darüber ins Reine gekommen, daß er ohne Mamsell Bärbchen nicht leben könne und sie nunmehr ihrem grämlichen Schicksal abgewinnen müsse. In solcher Hoffnungsfreudigkeit erschien ihm das sonnenverklärte Städtchen überm See wie die Thorburg des Paradieses, das der Fuß des Lebenden betreten sollte. Und als dann plötzlich eine lange Reihe ferner Fenster in purpurnem Licht aufleuchtete, glaubte er lauter Freudenfeuer zu schauen, mit denen die Heimstätte seines künftigen Glücks den Gruß seiner Seele erwiderte.

Nun war er am jenseitigen Ufer angelangt. Er befestigte den Kahn an einem dort eingeschlagenen Pflock, der ihm schon öfter zu gleichem Zweck gedient hatte, und stieg langsam die Schwedenschanze hinauf, durch deren Baum- und Strauchwuchs er noch einmal nach der Stadt zurücksah. Unschwer fand er zwischen den Firsten und Giebeln jenen treppenförmig ausgezackten heraus, unter dem er einen Schatz zu heben gedachte, und der Garten, der sich von dem Hof des Herrn Chirurgus nach der Uferstraße hinzog, war von den übrigen nicht minder leicht zu unterscheiden.

Neben ihm im Gebüsch flötete eine Amsel. Vor Jahren bekam man diesen Waldvogel viel seltener zu hören als jetzt, wo er fast ein Städter geworden ist. Seitdem geht's ihm bei seinen menschlichen Mitbürgern wie allen Propheten, die daheim nichts gelten, ehemals aber, als der Vogel noch gänzlich Heidesiedler war, lauschte man seinem Gesang mit Andacht, sobald er sich vernehmen ließ.

(Schluß folgt.)





Lied.

Mädchen, Mädchen, rühre nicht
An den dunklen Kranz der Liebe!
Stechen werden dich die Dornen,
Rinnen werden deine Thränen!

„Liebster, drücke mir den Kranz,
Drück ihn fest in meine Locken!
Süßberauscht vom Duft der Rosen
Spür ich keine Dornen nicht!“

Reinhard Volker.

Sonnenuntergang.

Auf dem Balkon die stolze Frau
Träumt in das Farbenleuchten
Mit Königsaugen groß und grau,
Die niemals Thränen feuchten.

Und deut' ich, was in ihnen steht:
„Kein Hoffen wollt' uns frommen;
Ein Sommertag zum andern geht —,
Der Sommer ist nicht kommen.“

Johannes Grebling.

Meine Mutter.

Wenn wir am Abend vor dem Hause sitzen,
Entfachst du, Mutter, gern den alten Streit,
Und wirst nicht müde, Sprüchlein zuzuspitzen,
Wie ganz verlottert sei die neue Zeit.

Und Scherze fliegen auf wie Schmetterlinge,
Mit beiden Händen treibst du mir sie zu,
Und wenn ich meines Zornes Ruten schwinge,
Dann bist du gar nicht bös, — dann lächelst du.

Und dieses Lächelns herzliches Behagen
Sagt mir, wie lieb dir meine Sehnsucht ist,
Daß dir und mir dieselben Ziele ragen
Und daß du meine Weggenossin bist.

Josef Adolf Bondy.

Höhensang.

Ein Lied noch, eh' ich steig ins dunkle Thal!
Dort unten muß ich ernst und grollend schweigen,
Der Amsel gleich, der von den Heimatzweigen
Ihr stilles Nest ein wilder Knabe stahl.

Hier oben wächst die Seele wie ein Traum,
Der Blüten regnen läßt in ferne Welten . . .
Die Klänge rauschen aus geheimen Zelten,
Das Lied erschwillt — — es zittert Berg und Baum.

Und Berg und Baum, sie stimmen festlich ein,
Es singt die ganze Erde mitergriffen,
Daß Rosen blühn auf starren Felsenriffen — —
Und ringsum flammt ein heil'ger Feuerschein.

Die Gipfel glühn, ein flammenheller Kranz,
Die Seele atmet ihren heißen Schimmer;
Ihr kühnen Felsen, ich vergess' euch nimmer,
In schwarze Tiefen trag' ich euern Glanz.

Emil Saktor.

Zur Nachtzeit.

In stiller Nachtzeit tausch' ich oft verzagt
Dem Wurme zu, der mir am Herzen nagt.

Sein ewig ruheloses Ticken steigt
Mir laut zum Ohr, wenn Alles schläft und schweigt.

Mir sagt's: „Nun ist die Stunde nicht mehr fern,
Da bist du eine Schale ohne Kern.

Und dir verbleibt vom süßem Lebenstrug,
Ein Häuflein Moder, wo dein Herz einst schlug!“ —

Hans Müller-Irminger

Jugendfreunde.

Mißgönne nicht dem Knaben Lust und Lied!
So wird zur Mannesthat sein Arm sich stählen.
Denn hat der Lenz nur blütenreich geblüht,
Wird es im Herbst an Früchten nimmer fehlen.

P. G. Söhr.

Gedichte von Paul Verlaine.

Aus dem Französischen übersetzt von Otto Hauser.

Vorfrühling.

Über die Heiden, schwarz vom Frost,
Weht der schneidendkalte Nordost,
Er will, daß auf besonnter Erde
Zu Eis der letzte Schnee noch werde.
Vom Walde weht ein scharfer Duft,
Ferne Klänge durchziehn die Luft,
Hell glänzen auf der Wolken Grunde
Die Kirchturmhähne in der Runde.
O, wie wandert es sich nun gut
Durch dieses Nebels leichte Flut,
Welche der Wind bewegt, der rasche!
Alles Feuer, werde zu Asche!
Ameisen, fort von meinem Fuß!
Auf, meine Seele, fühl' den Gruß,
Den Frühlingsgruß, den noch so rauhen!
Bald wird der letzte Schnee zertauen,
Der Lenz ist da, du weißt nicht wie, —
Dann denk' der Winterszeit, dann sieh
Die Gnadenpforte Gottes offen . . .
O Seele, laß uns wieder hoffen!

Meine armen, guten Gedanken.

Gedanken all, nun seid ihr da, ihr armen guten!
Du, Hoffnung, bringst mit dir der Reue sanfte Gluten,
Des Herzens Freudigkeit, des Geistes herbes Weh,
Die Wachsamkeit, die Ruh, von mir ersehnt seit je,
Sie alle. Sicher, doch noch langsam, noch voll Bangen,
Vom Schlafe kaum erwacht, so kommen sie gegangen,
So kommen sie daher aus nächtigdunkler Ruh;
Dem ersten folgen sie verborgnem Ziele zu,
Bedrückt vom Mondenschein als wie von schwerer Bürde.
So kommen Schafe wohl des Morgens aus der Hürde,
Eins nach dem andern, still, die Augen scheu gesenkt,
Die Köpfe tief geneigt und willenlos gelenkt
Von einem Führer. Hält er an in seinem Gange,
So bleiben alle stehn und alle legen bange
Und unbewußt, warum? den Kopf auf ihn verwirrt.
O meine Schafe, wißt, nicht ich bin euer Hirt,
Ein bess'rer ist es, dem auf Erden nichts verborgen,
Der euch verschlossen hielt so lange bis zum Morgen,
Der euch zur rechten Zeit frei läßt mit eigner Hand.
Sein Hirtenstab ist gut! O folgt ihm unverwandt!

Doch ich will, wenn zurück ihr blökend möchtet bleiben,
Auf seinen sanften Ruf als treuer Hund euch treiben.

Ernte.

O Fest des Korns, des Brots in dieser lieben Flur,
Die ich nun wiederseh nach all dem bangen Weinen!
Ein Bad von Licht umfließt hier Menschen und Natur,
So weiß, daß rosig selbst die Schatten mir erscheinen.

Das Gold der Halme senkt sich vor der Sichel Schnitt,
Sie blitzt im Sonnenglanz und sausend mäht sie weiter.
Und Arbeit überall! Es beut auf Schritt und Tritt
Ein neues Bild die Flur, im Wechsel ernst und heiter.

Und alles atmet rings und alles ist bewegt
Im Sonnenschein, der still hier schlummert auf den Garben.
Dort unten aber, wo die Rebe Trauben trägt,
Den herben Beeren stets noch Süße giebt und Farben.

Du alte Sonne, wirk' für Brot und Wein, ernähr'
Den Menschen mit der Milch der Erde, gieb ihm gnädig
Das Glas, in dem für ihn Vergessen leuchtet hehr!
Ihr Schnitter, Winzer ihr! O Zeit, der Sorgen ledig!

An allen Orten blüht das Korn im Sonnenschein,
Und blüht die Rebe durch der Menschen Müh und Streben,
Die Ernte ist des Herrn! Er hat in Brot und Wein
Den Leib, das Blut zu Kelch und Hostie uns gegeben!

An einen Dichter.

Musik vor allen anderen Dingen!
Das Unbestimmteste ziehe vor,
Denn nichts beschwere des Lauschers Ohr,
Er braucht die Rätsel nicht zu durchdringen.

Auch nicht mit irgend welchem Bedacht
Darfst du die Worte der Verse wählen:
Im echten Liede muß sich vermählen
Das Licht des Tags dem Dunkel der Nacht.

Wie schön die Augen hinter dem Schleier,
Wie schön des Mittags glitzernde Luft,
Wie schön der Abend voll Sonnenduft
Mit Sternen, hell sich spiegelnd im Weiher!

Gieb stets und ganz den Nuancen Raum, —
Was soll die Farbe, die grelle, scharfe? —
Nur sie verschmelzen Geige mit Harfe,
Flöte mit Horn und Traum mit Traum!

Vermeide ganz am Schlusse die Spitze,
Das dumme Lachen vermeide ganz,
Dem Himmelsange trübt es den Glanz,
Flieh das Banale, die Küchenwitze!

Die schöne Sprache, die laß nur sein,
Und auch dem Reime begegne kräftig,
Dräng' ihn zurück, der allzugeschäftig
Uns führt bis in den Himmel hinein!

Von diesem Reime — was soll ich sagen?
Ein toller Neger, ein taubes Kind,
Sie haben dies Pfennigsangebind
Uns wohl geschmiedet in allen Tagen.

Es sei dein Lied einer Seele Sang,
Die selig flieht aus dem Weltgetriebe
Zu andern Himmeln, zu andrer Liebe,
Musik, Musik in jeglichem Klang!

Dein Lied, es wehe über die Bester,
Versteckt in Minze und Thymian,
Im Morgenwind auf luftiger Bahn . . .
Der Rest ist Litteratur, mein Bester!

Sommer.

Der Sommer dehnt sich durch des Himmels weiße Glut,
Ein Schattenkönig, der ein Urteil jetzt vollstrecken.
Despotisch heißt du ihn die fahlen Arme recken,
Der müde Landmann schläft und jede Arbeit ruht.

Die Lerche sang heut nicht, sie blieb bei ihrer Brut.
Nicht eine Wolke will ein wenig Blau verdecken,
Und nicht ein Windhauch will ein leises Säuseln wecken.
Die Stille lastet schwer auf Wiese, Hain und Flut.

In dieser starren Ruh verstummten selbst die Grillen.
Die Bäche fliehen nur in schmalen, seichten Rillen,
Ihr Kieselbett ist leer und gelb das Ufermoos.

Den grünen Tümpel nur im Schatten jener Espen
Umschwirren glitzernd noch Libellen ruhelos
Und manchmal blitzen durch die Luft schwarzgelbe Wespen.

Blut und Wein.

Hört, es singt in unsrem Hirne leise,
Wenn Erinnern uns entschwand und Sehnen,
Hört, es singt das Blut in unsren Venen . . .
O geheimnisvolle, ferne Weise!

Hört, es weint ein jeder Blutestropfen,
Wenn der Seele Kräfte uns erlahmen,
Weint so süß, wie wir es nie vernahmen,
Bis es wieder wird zu leisem Klopfen.

Blut der Reben, Bruder unsres Blutes,
Herzblut, Bruder du des Bluts der Reben,
Blut und Wein, ihr Geber frohen Mutes!

Laßt vergessen uns, daß wir noch leben,
Scheucht die Seele bis ins Reich der Schatten,
Laßt, o laßt uns ungefühlt ermatten!

Wieder frei!

1875.

Vor kurzem wohnte ich in einem guten Schloß,
Wo hell am Hügelsaum der Bach vorüberfloß;
Vier Türme ragten auf an jedes Flügels Ende,
Ich wohnt' in einem lang nach jener Schicksalswende.
Die Mauern glänzten rot, wenn Wiese, Flur und Hag
Im grellen Sonnenschein ringsum wie schlafend lag.
Im Innern aber schien ein bleiches Morgengrauen
Von weißgetünchter Wand und Decke stets zu tauen.
Ihr Augen, deren Blick mich weckte wie ein Kuß,
Und der mein Herz entriß dem wilden Überdruß!
Der Ahnenstirnen Ruhm, der junge Stolz der Sprossen,
Die weiße Farbe, Stolz und Unschuld hier Genossen!

Ein Zimmer ganz für sich, ein Tisch, ein Stuhl daneben,
Ein schmales Bett, auf dem man still verschläft sein Leben,
Wenn man des Wachens müd, und Licht und Raum genug.
So lebt' ich lange dort, viel Monde lang, und frug
Nicht nach der Monde Zahl und nicht nach anderm Raume,
Ich hatte keinen Wunsch, ich lebte wie im Traume;
Und nun, da in die Welt zurückgekehrt ich bin,
Sehnt sich nach jener Zeit im Turm zurück mein Sinn,
Denn Ruhe ward mir dort, wie nirgends noch hienieden,
Ein schmales Bett, ein Tisch, ein Stuhl nur, aber Frieden!
In diesem Frieden lernt' ich erst, ein Ich zu sein.
Es dringt das Tageslicht nur abgedämpft herein
Und langsam gleitet's hin an jenen weißen Wänden,
Wenn euch im Prunkgemach die hellen Strahlen blenden.

Was soll die stete Lust, die siech uns macht und matt,
Was soll der bloße Schein, wenn uns geleuchtet hat
Das Unglück (wohl ein Schatz, den sorglich wir vergraben),
Was soll die eitle Furcht, die jetzt die Menschen haben,
Die Furcht, allein zu sein? Dies dünkt ein schrecklich Los
Dem, der kein wahres Ich, dem Herdenmenschen bloß.
Ich schätzte glücklich mich und nichts hat mir verleidet
Dies stille Glück, um das wohl niemand mich beneidet.
(O Wohlgefühl, wenn uns vergessen hat der Neid
Und man uns elend glaubt, versunken ganz im Leid!)

Und immer heitrer schien mein Schicksal mir, nicht härter.
Zweimal des Tages nur ward vom Gefängniswärter
Das Essen mir gebracht, doch kam und ging er stumm.
Und kein Geräusch im Turm, so tiefe Ruh ringsum!
Es schlug gemessen bloß die Uhr in meinem Herzen.
O, das war Sicherheit vor allen Erdenschmerzen,
O, das war Freiheit, wie sie nirgends sonst uns wird!
Du Schloß, zu welchem stets zurück mein Sehnen schwirrt,
O Zauberschloß, in dem die Seele endlich ruhte,
Du lieber Aufenthalt, in dem in meinem Blute
Die Stürme der Vernunft sich legten sanft und leis;
Du glänzest außen rot und schläfst im Innern weiß
Wie eine Frucht, die noch die Lippe glaubt zu schmecken,
Die noch den Durst mir stillt, den Sehnsuchtsträume wecken;
O sei gesegnet, Schloß, aus dem zurückgekehrt
In diese Welt ich bin, mit Milde nur bewehrt,
Versorgt mit Brot und Salz und Mantel und mit Glauben!
Der Weg ist lang und rauh — o, wird man mich berauben?

Ballade.

Mein Garten war so hübsch und traut,
Ein Schatz, wie ich ihn nimmer finde;
Da wuchs so manches Küchenkraut,
Da blühten Kresse, Mohn und Winde
Um Bäume mit zersprungner Rinde,
Da lud zur Rast das Gras so weich,
Da sangen Vögel in der Linde,
Doch nichts kam meinen Küstern gleich.

Wie oft hab' ich sie angeschaut,
Nahm ich den Wein herab vom Spinde.
Vom reinsten Himmel überblaut,
Durchweht von einem sanften Winde,
So standen sie, sich streifend linde.
Ein Flüstern hört' ich zauberreich,
Durchs Gärtchen flog mein Blick geschwinde,
Doch nichts kam meinen Küstern gleich.

Und als ich, nur noch mehr ergraut,
Fort mußte, wurde von Gesinde
Und Nachbarn keine Klage laut.
Doch war's, als ob das Gras empfinde,
Daß ich für immer nun entschwinde;
Die bunten Blumen wurden bleich,
Der Vogel schluchzt', gleich einem Kinde,
Doch nichts kam meinen Küstern gleich.

Widmung.

Wie sorglos durch den Wald die Hinde,
So streist' ich Fürst durch mein Bereich
Und sah mein Glück, der einst so blinde,
Doch nichts kam meinen Küstern gleich.

An Eine.

Mit einem Stiefmütterchen (1873).

Du hast mir einst, da mich allein
Du liebtest (oder war's nur Pose?)
Gesendet eine kleine Rose,
Ein Liebeszeichen hold und rein.

In ihrer Sprache sagte leise
Sie mir „der ersten Liebe Schwur“:
Dein Herz sei stets mein Eigen nur
Und viel noch in Verliebter Weise.

Drei Jahre schwanden hin seither,
Doch ich bewahrte im Gedächtnis
Die Rose stets wie ein Vermächtnis,
Kann sie vergessen nimmermehr.

Ich habe stets noch das Gedenken,
Das Herz, die Blume selbst sind fort.
Die Blume ist verwelkt, verdorrt,
Das Herz? — Ich will dein Herz nicht kranken.

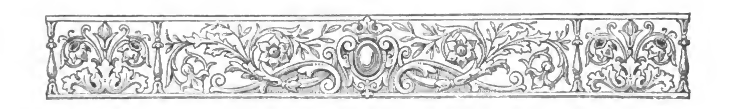
Doch sag mir, schlug es je für mich?
Das meine schlägt noch mit dem gleichen,
Von dir beseelten Schlag. Ein Zeichen
Darum auch meinerseits für dich!

Und ob ich auch den Gruß vergeude,
Ich sende dir in trübem Sinn
Hier diese kleine Negerin.
Sie trägt die Farbe nicht der Freude.

Die meines Herzens trägt sie bloß;
Sie wuchs im Schatten an der Mauer
An diesem Ort der bittern Trauer,
An den mich bannt ein herbes Los.

Was soll ich sonst dir noch bekennen?
Zur Freude nun empfang' sie du!
Denn sieh, ich sende sie dir zu —
Du kannst sie Witwenblume nennen.





Erinnerungen

von

Willibald Alexis.

Mitgeteilt von Dr. Max Ewert.

Theater-Erinnerungen.

(1841.)

Das Berliner Hoftheater.

Wir sind keine theatralische Nation, aber durch ein halbes Jahrhundert war das Theater unsere Bildungsschule. Wer das leugnen möchte, der sei verwiesen auf Wilhelm Meister. Wenn der anerkannt vorzüglichste Lebens-Roman des ersten Dichters eines Volkes mit und fast nur mit den Theaterverhältnissen sich beschäftigt; wenn sie Staffage und Hintergrund sind, und der Held in den Versuchen, auf den Brettern ein Mann zu werden, seine Lebensschule durchmacht, bis er zur Erkenntniß kommt, daß er kein Schauspieler ist, so leugne Einer die Wichtigkeit, die das Schauspielerwesen für die Deutschen hatte. Es ist ein unbestreitbares Factum. Und nicht für einen Ort, für einen Strich allein unsers Gesammtvaterlandes. Der Focus dieser Bildungsschule war nicht in Berlin, nicht in Hamburg und Weimar. In Manheim, Wien, Breslau, allüberall, wo die Bildung aus der Gelehrsamkeit zur Aesthetik überging, konnte sie des Theaters nicht entbehren. Der Mangel eines öffentlichen Lebens — sie waren sich dieses fehlenden Lebensprincips nicht klar bewußt, aber das dunkle Gefühl des Entbehrens war da — trieb die ernstesten, tiefsten Geister, sobald sie sich aus der Einsamkeit der Gelehrtenstube emancipirt, zum Theater. Sie versuchten das Wort lebendig werden zu lassen zum Volke durch den Mund des Mimen. Das thaten ein Klopstock, ein Lessing, ein Goethe, Schiller und Tieck; Keiner meinte sich etwas dadurch zu vergeben.

Fünfundzwanzig Jahre etwa vor Beginn dieses Jahrhunderts und noch fünfundzwanzig im gegenwärtigen dauerte diese Glanzepoche. Während derselben repräsentirte die Bühne unsere geistige Bildung; sie war der Thermometer von allem, was in unsern Gefühlen vorging, in unsern Ansichten sich entwickelte. Ein Organ des Volkes, im besten Sinne; aus ihm hervor trat sie ins Leben, im Gegensatze zur Italienischen Oper, welche die Fürsten, als ein vornehmes Spiel zum Glanz ihres Hofes unterhielten. So lange das deutsche Theater in Privathänden war, dauerte seine intensive Blüthe. Als es bedeutend geworden als die Fürsten diese Bedeutung anerkannten, und ihr das Siegel aufdrückten, indem sie deutsche Hoftheater errichteten, jauchzten alle über diesen Sieg der Nationalität. Aber von dem Augenblick an war es um das Wesen geschehen. Daß man diese Hoftheater Nationaltheater nannte, daß man sie mit allem Glanz der italienischen Oper umgab, daß die Künstler, statt des kärglichen Wochenlohns, durch glänzende Jahresgagen belohnt, durch Pensionszusicherungen aufgemuntert wurden, daß durch die Theater große Hof- und Staatsfeste gefeiert wurden, daß die Künstler einen Ehrenrang in der Gesellschaft erhielten, das wurde von tausend Zungen als ein Fortschritt der Bildung gepriesen, der Nationalität, der Aufklärung. Und es war doch der Wendepunkt. Nicht daß es sogleich bergab ging; die Kunst blühte und wucherte noch eine geraume Zeit auf der sonnigen Höhe; aber sie war entrückt dem natürlichen Boden; ihre Wurzeln, vielfach verschlungen, gaben sich noch selbst Halt und Kraft, aber sie schlugen nicht mehr nieder zur alten nährenden Erde. Getrennt vom Volke, aus dem es erwachsen, hielt, und mußte es sich halten, an die Höfe, die es wieder hielten. Aus den Talgstümpfchen waren strahlende Oellampen geworden, aus den dunkeln Bretterbuden Marmorpaläste, aus den vagirenden Schauspielern angestellte Beamte mit und ohne Charakter. Nichts war vergessen bei der neuen Theilung der Welt, als, was es schon bei der alten war, der Dichter. Daß eine schöne Stimme, ein elastischer Fuß, eine transparente Leinwand mehr gilt, als das begeisterte Gedicht, es ist so oft gesagt, daß man sich schämt, es noch einmal zu sagen. Die Geister, der Genius und auch die großen Talente suchten andere Bühnen, als die Bretter, um zur Nation zu reden. Und selbst die kleineren Talente, wie viele nehmen jährlich einen Ansatz und wenden dann mißvergnügt, verletzt dem Theater den Rücken. Es ist kein Platz für sie da. Das Fabricirte reicht für das Bedürfniß aus. Vielleicht ist es sogar mißlich, neue Muster auf den Markt zu bringen. Das Publicum würde am

Ende aufmerksam auf das, was man ihm giebt, und es nimmt es hin, weil es nichts anderes hat. Vergleiche sind immer gefährlich. Und wie die Sachen stehen, sind die Directionen kaum zu tadeln, denn, wie träg und verdrossen auch, die Maschine arbeitet doch fort. Die jungen, zurückgeschreckten Talente sprühen freilich Feuer und Flamme. Groll und Ingrimm, wenn er gar nichts wirkt gegen die stoische Apathie, geht aber allmälig in Gleichgültigkeit über. So steht jetzt die Nation dem deutschen Theater gegenüber. Sie ist völlig gleichgültig geworden gegen ein Institut, für das die Väter glühten, schwärmten, das unsere Besten hegten und pflegten. Es existirt kein Publicum mehr im alten Sinn. Die Classen, die früher dafür und mit lebten, haben sich zurückgezogen. Es sind aufwachsende Generationen, novi homines, novi ordines, die die Theaterräume füllen. Sie suchen Zerstreuung, Unterhaltung; das ehemalige Interesse für das Wesen ist fort und verschwunden, wie das ehemalige Publicum.

Die Oper hat das deutsche Schauspiel todtgeschlagen, so wird geklagt. Wenn ein theurer Freund uns stirbt, so sucht man freilich nach allen Gründen, warum er sterben müssen, ob er erkrankte an Erhitzung oder Erkältung; den besten Trost aber bringt der Arzt. Der obducirt ihn und findet ein organisches Uebel, das ihn absolut nicht leben ließ, und es ist ein Glück, daß es noch so und so kam. So geben wir uns denn, und sagen, es ging nicht anders. Das deutsche Theater war das Organ des deutschen Volkslebens. Aber dieses Leben ist inzwischen gewachsen, ganz in der Stille, unvermerkt selbst denen, die mitleben; die Stimmen auf den Brettern reichen nicht mehr aus, die Töne der Brust wiederzugeben; die Räume sind zu eng. Das neue Theater ist noch nicht gebaut, das Organ ist dafür noch nicht da; aber es wird nicht fehlen, wenn das Bewußtsein in der Stille gereift ist. Diese Stille des Werdeprocesses ist ja das deutsche Charakteristicum. Den vorlauten Schreiern kann man auf den Mund klopfen; eine naturgemäße Geburt kann man nicht unterdrücken, auch durch keinen Bethlehemitischen Kindermord. Das wahre Kind, über dessen Wiege die Sterne schienen, bleibt am Leben.

Daß wir das Theater als ein Organ des Volkslebens, als einen Hebel der Volksbildung, untergehen ließen, ist und bleibt ein arges Versehen, und die Genien der Nation tragen mit an der Schuld, welche dem horazischen: et prodesse volunt et delectare poetae seine Geltung bestritten. Es soll Alles nutzen, warum die Poesie nicht auch? Freilich, der Maßstab der Nutzlichkeit ist ein weiter. Die Moral, welche Iffland predigte, war ein sehr untergeordneter Nutzen; was ist denn aber seitdem Besseres gekommen? Hat die Poesie allein, als höchstes Ziel ihrer selbst, auf dem Theater sich Geltung verschafft? Sie wollte selbstandig dastehen, sie verschmähte die Industrie. Wie bitter hat sich das an ihr gerächt. Nun hat die Industrie allein sich der Bretter bemächtigt. Man wollte nur die Schönheit und nicht die Belehrung, und nun hat man nur das Vergnügen, das allerwohlfeilste, was die Sinne kitzelt. Ifflands Ansichten von der Welt waren philisterhaft, beschränkt waren seine Kreise: vornehme Bösewichter und ehrliche arme Leute, schurkische Beamte und tugendhafte polternde Bürger, verderbte Städter und sittenreine Landleute. Aber er brachte doch wirkliches Leben auf die Bretter. Hätte man so fortgefahren, wie das bürgerliche Leben sich fortentwickelte, es in Theaterpoesie übersetzt, es wäre vielleicht etwas daraus geworden, was heute nicht ist.

Aber ein eben so wichtiger Stoff als die Gegenwart ist für die Bildung eines Volkes die Weisung auf seine geschichtliche Vergangenheit. Welch ein mächtiges Organ wäre da die Bühne gewesen, den nationalen Sinn zu erwecken, zu kräftigen! Das ließ man aus der Hand! Einerseits möge die Schuld ruhen bleiben auf den Schultern unserer älteren Historiker und Dichter. Bei jenen, weil sie uns unsere Geschichte nur als eine trockene Korallenschnur von Haupt- und Staatsactionen auftischten, ohne den lebendigen Athem, den Volksgeist, der diese Thaten nährte, ins Leben rief, erklärte. Bei diesen, weil sie von jenen irre geführt, meinten, es sei in der deutschen Geschichte wenig poetisches, zumal in der nächsten vor uns, deren Fäden noch in die Gegenwart auslaufen. Von der Thorheit sind wir nun endlich geheilt. Welche Revolution, nicht im Geschmacke seines Volkes allein, nein, bei allen Nationen in der ganzen gebildeten Welt, hat Scott gerade dadurch hervorgerufen, daß er historische Ereignisse, die noch in den Traditionen des Volkes lebten, behandelte, daß er die lebendige Wechselwirkung zwischen der That und der Stimmung und Gesinnung im Volke sich zur Aufgabe setzte! Wie hat er, nicht Schotten und Engländer allein, nein alle Nationen dadurch aufmerksam gemacht auf die poetischen Schätze, die noch in ihrer Geschichte schlummern, oft gerade in den Epochen, die der Historiker gleichgültig übergeht. Denn was wußten wir bis da aus Hume und seinen Nachfolgern, welche mächtigen Volksgefühle, welche schwärmerische Liebe in den schottischen Familien für ihre alte Zeit, für das vertriebene Königshaus schlummerten; Handlungen hervorlockend von so romantischem Interesse, daß die Erfindung dagegen matt erscheint. Die Novellistik hat seitdem allüberall geschürft, gewühlt, ausgebeutet. Freilich mit sehr verschiedenem Erfolge; jedoch mit dem gewissen Resultate, daß die Geschichte eines jeden Volkes noch reich genug ist, um dem Dichter Stoff zur Erweckung vaterländischer Interessen zu bieten. Und ist der Stoff nur allein für den Romanendichter? Welche Bedeutung hätte das deutsche Theater für unser Volk gewinnen mögen, hätte es sich dieser Aufgabe bemeistert! Fehlten etwa die Kräfte? Ging nicht Schiller voran? War kein Heinrich von Kleist da? Wäre gerade diese Richtung aufgemuntert worden, als das Theater noch lebendig war, wahrhaftig, an Characteren und Thaten hätte es nicht ge-

fehlt. Das deutsche Volk hätte auch von seinen Brettern herab erfahren können, daß es ein Volk war, und welches seine Eigenschaften, die es pflegen, vor denen es sich wahren soll!

Die Historiker und Dichter aber tragen nicht allein die Schuld. Als man den Impuls fühlte, vaterländische Gegenstände auf die Bühne zu bringen, verwies man die Dichter statt sie aufzumuntern und zu belohnen, daß sie sich am nächsten und uns verständlicher hielten, auf untergegangene Geschlechter, auf die graue Vorzeit. Was sind die Hohenstaufen dem heutigen Publicum? Heroen der Mythe. Der Dichter muß zuvörderst erzählen, wer sie waren, was sie thaten. Unsere Vorväter, die wir kennen, von denen wir Bilder besitzen, deren Werken wir noch täglich begegnen, von denen uns alte Leute erzählen, wie sie ausgesehen, wie gesprochen, was würden diese auf der Bühne wirken! Selbst in den schlechtesten Abrissen, oft Pfuscherarbeit, franzosirt, wie wirkt ein Friedrich auf der Bühne! Wie ein Koszinsco! Wäre der neue Stoff so durchaus dürftig, wo die Geschichte in Friedrichs Flucht und Katt's Tod ein Drama voll gewaltiger Charaktere und tragischen Interesses von selbst geliefert hat, dagegen alle Dichtung schwach ist. Aber was zu Elisabeth's Zeiten für sittlich, groß und edel galt, würde unsrer puritanischen Scheu Frevel dunken! Duldet man doch kaum den großen Kurfürsten auf dem Theater. Pietät nennt man diese Scheu, und vielleicht mit Recht jetzt, wenn man würdigt, was das Theater geworden; aber die Scheu könnte auch ein anderes Motiv haben. Die Vergangenheit, wenn sie zur Gegenwart redet, spricht immer von der Zukunft.

Die Knaben zu meiner Zeit, wenn die poetische Ader sich in ihnen regte, dichteten Tragödien. Es ging nicht anders. Trauerspiele, fünfactige, das war die einzig würdige Aufgabe für einen Dichter, der noch nichts gedichtet. Mit fünfzehn, sechszehn Jahren hielt man sich der Aufgabe für vollkommen gewachsen. Gäbe es darüber statistische Nachweise, es würde die Nachbarn in Erstaunen setzen, wie viel Tragödien in Deutschland jährlich nicht zu Markte kamen, aber in den Pulten sich anhäuften. Nur die kleine Zahl der Bekannten des Dichters war so glücklich oder so unglücklich, im geschlossenen Kreise aus seinem begeisterten Munde sie zu hören. Viele thaten auch das nicht. Sie hüteten ihre Manuscripte wie einen Schatz. Die Welt sollte ihn heben. Ausplaudern vorher konnte der Ueberraschung, dem ungeheuren Eindruck schaden, auf den man mit Gewißheit rechnete. Dann folgten auf die Momente der Spannung und Erwartung, wenn das sauber mundirte Manuscript den Theaterdirectionen zugesandt war, die furchtbaren der Enttäuschung. Eine Welt brach zusammen, die Sonne schien nicht mehr so hell. Kabale und nur Kabale regierte in jenen Regionen, und die Frage: Sein oder Nichtsein? schwebte vor manches Jünglings getrübter Stirn. Doch man ermannte sich, man wollte sein Werk drucken lassen, um das Publicum zu überführen, wie die Theaterrecensenten urtheilten, welche Schätze sie von sich wiesen. Ach, die Antworten der Buchhändler lauteten nicht tröstlicher. Sie waren immer mit Unternehmungen schon zu sehr überhäuft. Ich weiß es aus dem Munde eines namhaften Buchhändlers, daß derselbe im Durchschnitt jährlich einhundert deutsche Originaltragödien ohne Honorar hätte drucken können!

Gegen diese Jugend wäre der Vorwurf ungerecht, daß sie die vaterländischen Stoffe übersah. Es gab eine Zeit, wo unter zehn aspirirenden Dichtern wenigstens sieben den Untergang des letzten Hohenstaufen dramatisirten. Mögen doch auch an ein Dutzend Trauerspiele „Konradin" wirklich erschienen sein. Welche Abstufung der Behandlung läßt der Raum zwischen dem alten Klingerschen und dem Raupachschen zu. Man könnte darin die Geschichte unserer Aesthetik studiren. Auch ich habe natürlich meinen Konradin geschrieben. Es geht oder ging wunderbar darin zu. Jeder Aktschluß voller Ahnungen, Vorbedeutungen. Die ganze Geschichte der Hohenstaufen, war es mir gelungen, auf gewisse Schicksalstage zu reduciren; Alles, was die großen Kaiser gethan und gelitten, hing an einem fatalistischen Schnürchen, obgleich ich mich nicht mehr entsinne, ob es eine Zigeunerin war, die dem ersten Hohenstaufen des Hauses Glück und Unglück voraus verkündete, weil er ihr einen Scherf abschlug. Kein Wunder! Wir hatten den Calderon verschlungen, Werner, Fouqué glänzten, und Müllner war der Held der Bretter. Wie lange hat dieser fatalistische Spuk auf dem deutschen Theater gewirthschaftet, getragen von einer blumenreichen schwülstigen Sprache, die unerfahrnen Gemüthern für Poesie galt. Nur das ist merkwürdig, daß er von keiner neuen Gattung todt gemacht wurde. Er starb allmählig hin an Entkräftung.

Doch war Konradin nicht mein erstes Drama, auch nicht mein erstes historisches. Dies hieß Herzog Othelrich und behandelte, nach einem vergessenen Ritterromane, die Schicksale des Böhmenherzogs Udalricus, und dessen Kämpfe mit seinem Bruder Jaromir. Das war lauter Stoff, kernige Handlung, nichts fatalistisches, feudalistisches und noch weniger ein Reflexions-Drama. Ein herrlicher Stoff. Böhmen ist in der Gewalt der Polen. Ein alter böhmischer Patriot, der Ritter Berka, beklagt in einem Monolog auf seiner Burg das Schicksal des theuren Vaterlandes, das von den Feinden zerrissen wird. Sein schwacher, schlechter Regent, Jaromir, wird von den Feinden auf dem Wisherad belagert. Ja, lebte Herzog Othelrich noch, der, von seinem Bruder verdrängt, in Deutschland umkam oder gefangen ward, dann stände es anders! Da wird ein Pilger gemeldet. Er bringt dem Ritter Kunde, das Othelrich in der Fremde gestorben; zum Zeichen dessen, überreicht er ihm das Schwert desselben. Berka küßt es, und jammert, nun sei Böhmen verloren. Da gewinnt der Pilger die Ueberzeugung, daß

der Ritter es redlich mit seinem Vaterlande meint, und er sich ihm entdecken kann. Er wirft den Mantel ab: Othelrich lebt, und ich bin es! Er ist wie Ludwig der Springer aus der Haft in Giebichenstein zum Fenster hinaus in die Saale gesprungen, vermuthlich, weil dort die Gelegenheit zu solchem Wundersprunge so sehr lockend ist, und kommt, um Böhmen zu befreien. Dies geschieht denn auch sofort im zweiten und letzten Akte. Es ist Nacht. Jaromir macht einen Ausfall aus dem Wisherad. Othelrich greift an, die Polen werden geschlagen, Böhmen wird frei. Aber die Brüder gerathen sogleich auf Anstiften eines bösen Werschowetz aneinander, und, entweder kommen Beide um, oder doch Jaromir gewiß, ich erinnere mich dessen nicht mehr genau, und der Vorhang fällt. Damen kommen nicht vor. Das Stück hatte Glück. Keine Direction hat es zurückgesandt. Es ist etwa dreimal aufgeführt worden, doch würden Kunstfreunde vergeblich in den Theaterregistern danach suchen. Die Bühne existirt nicht mehr, wo es gespielt ward, die Schauspieler waren wir selbst, und mit Inbegriff des Zwischenaktes dauerte die Aufführung zwischen zehn Minuten und einer Viertelstunde. Ich war etwa dreizehn Jahr alt, als ich es schrieb. Alle Schauspieler und der Dichter besonders wurden gerufen. Doch keine Rosen ohne Dornen. Als ich eine Dame bat, mir aufrichtig ihre Meinung zu sagen, welcher von den Darstellern ihr am Besten gefallen, nannte sie natürlich mich. Ich hatte den Böhmischen Patrioten gespielt. Als ich sie aber dringend ersuchte, es komme mir nur auf Wahrheit, nichts als Wahrheit an, erklärte sie: nun, dann sei es der mit dem blanken Schilde gewesen. Ach Gott, dem hatten wir, weil er zu Weihnachten einen Helm und Schild geschenkt bekommen, und so dringend am Tage der Aufführung bat, mitspielen zu dürfen, eben dieser herrlichen Requisite wegen, eine stumme Rolle gegeben. Er stand mit seinem Schild und Speer vor meiner offnen Thüre Schildwacht, während ich meinen Monolog hielt; und nachher schlug er in der Polenschlacht wacker mit. Auch noch eine andere Kränkung! Ein älterer Freund schmolz meinen Dialog in Verse um, und ein zweiter bearbeitete sogar mein Trauerspiel und schrieb auf den Titel: „Othelrich u. s. w. verbessert von M........!“ Mir war es ja nur um die Sache zu thun gewesen; nur durch die Wahrheit der Gefühle und Situationen wollte ich wirken, nicht durch den Schmuck der Diction. So wurde denn meines Berkas Monolog, der so einfach und natürlich das Stück anhebt: „O Berka, so wäre denn nun endlich der Augenblick gekommen, wo Böhmen eine Polnische Provinz geworden!“ in die Jamben umgeschmolzen:

> So wär denn, Berka, nun die Stunde da,
> Wo Böhmens Krone Polen angehört!

Sei's daß meine Tragödie dadurch besser wurde, oder nicht, ich verschmerzte die Kränkung: denn daß zwei Dichter (sie sind Beide jetzt namhafte Gelehrte) ihre Kräfte an denselben Stoff wandten, bewies doch für die drastische Kraft des Sujets, und ich war es, der es ins Leben gerufen. Ach, und das Stück selbst war auch nicht die Hauptsache; aber die Proben, die Helme und Papp-Harnische und Schwerter und die Kulissen, und die Nacht und die Blitze, die wir machten. Unter dem Podium der Bühne (es war ein wirkliches Theater, auf dem dann und wann kleine Truppen gespielt hatten) wühlten wir in Müll und Staub und fanden einst wirklich eine blecherne Lanzenspitze. Ein Schatz hätte uns nicht so glücklich gemacht.

Ach, diese goldene Zeit der Ritterstücke! Was ist alle Komödie von heut dagegen! Ich denke noch daran, wie wir von drei Uhr Nachmittags an vor den geschlossenen Hallen uns drängten, wenn Götz von Berlichingen, ein seltenes Freudenfest, auf dem Zettel stand. Drei Stunden ließen wir uns geruhig schieben und drücken, durch die dunklen Hallen des Kunsttempels, um einen Vordersitz im Parterre zu gewinnen. Drei Stunden in banger Erwartung, in einer Finsterniß, wie sie mir für diese Vorhallen so ganz passend schien (die hellen Lampen des neuen Theaters dünkten mich noch lange nachher eine Entweihung des Mysteriums), angeraäscht von geheimnißvollen Lüften, und dann eine Belohnung dafür, dies Rasseln der Harnische, diese Männlichkeit, dies Volks- und Freiheitsgefühl! Freilich war es zuerst nur dieser blecherne Harnisch des alten Götz, seine eiserne Hand, seine derbe Anrede an die Heilbronner, und der göttliche Schauspieler, was den Knaben hinriß; aber wo hält der Sinn sich nicht zuerst am gröbsten Stoff, bis er zum Geistigen sich hinaufarbeitet! Dieser göttliche Schauspieler hieß Mattausch. Er war ein Mann, hätten wir mit Hamlet gesagt, wäre uns dessen Sprache schon geläufig gewesen. Verse konnte er nicht sprechen, er löste sie in Prosa auf; auch fehlten ihm, glaube ich, einige Zähne, und er biß mit etwas gekniffenem Munde und kleingedrückten Augen die Worte heraus. Die Heftigkeit seiner Bewegungen schloß doch nicht eine gewisse Monotonie derselben aus. So griff er im Affect stets nach dem Kopfe, und riß den Hut, das Barrett, oder, wenn es schon abgenommen war, die Haartour vom Scheitel, wie ich mich dessen noch deutlich entsinne, als er, im Macbeth die Nachricht erhält, daß Fleance den Mördern entkommen ist. Aber er war unser Held, unser Ideal; mit seiner Persönlichkeit identificirten wir den männlichen deutschen Ritter und es war uns eben so unbegreiflich, daß der selige Fleck den Götz noch besser gespielt haben solle, als es uns eigentlich verdroß, daß Mattausch auch andere Heldenrollen gab. Diese biderbe Miene, diese herzliche Derbheit, sein altes, schmutziges Hauswamms, seine Gebärden, sein Krächzen, sein Augenblinzeln, es war uns alles befreundet; wir waren wie zu Haus, und weinten und jubelten und schrieen mit. Die alte deutsche Heldenrace, ich meine die auf dem Theater, das Entzücken der Jugend ist mit

Mattausch zu Grabe gegangen. Die neue Kunstkritik duldete nicht mehr das gottliche Wüthen, unter dem die Kulissen zitterten und der Boden bebte. Sie sind alle auf den Brettern zahm geworden.

Götz von Berlichingen stand uns einzig da. Die Berliner Bühne, unter Ifflands Leitung, brachte überhaupt wenig Neues. Die älteren Ritterstücke waren abgespielt. Kaum daß man Babo's Otto von Wittelsbach gab. Darin klirrten vermuthlich die Harnische zu wenig. Die „Jungfrau von Orleans" stritt, was Ritteraufzüge anlangt, mit Werners „Weihe der Kraft" um den Vorrang. Wir schätzten beide Stücke ihrer unterschiedlichen Verdienste wegen; aber der Götz war doch etwas anderes. Ob darum, weil wir den Götz (in seinen Kraftmomenten) selbst aufführen konnten, was sich aus verschiedenen Gründen mit jenen nicht thun ließ, oder weil ein gewisses Gefühl uns überkommen, daß die Kraft der dramatischen Poesie sich kerniger in natürlicher Handlung, als in rhetorischem Schmucke giebt? Die „Jungfrau" wird sich wohl auf dem deutschen Theater erhalten, so lange es besteht. Sie hat viel Einschmeichelndes für die Sinne. Gegen die „Weihe der Kraft" erhob sich schon in meiner Knabenzeit eine Opposition, welche, als ich Student wurde, zu offner Thätlichkeit ausbrach. Zacharias Werner war katholisch geworden, seine „Unweihe der Kraft" hatte die protestantischen Gemüther empört; und Iffland, so viel ich mich entsinne und gehört, stellte den kernigen, durchdringenden Reformator, voll deutschen Markes und ursprünglicher Manneskraft, durch seine Darstellung nicht wieder her. Später gab die Rolle der katholische Mattausch, und der Sturm brach los. Die Studenten pochten, sie mußten dem Publicum, das bezahlt hatte, und der Polizei weichen; und etliche hundert (darunter Männer, jetzt in hohen Staats-, Polizei- und Kirchenwürden) büßten im Karzer ihren protestantischen Eifer. Dennoch blieb der moralische Sieg auf ihrer Seite. Die „Weihe der Kraft" mußte von der Bühne verschwinden. Das „Käthchen von Heilbronn" ließ Iffland nicht zur Aufführung kommen; es drohte der Kunstschule, an deren Spitze er stand, eine zu gewaltige Revolution.

Für meine Neigung zu Ritterstücken konnte ich eigentlich nicht. Es war Prädestination. An der Hand der Kinderfrau gerieth ich einmal hinter die Kulissen des Breslauer Theaters, als das Spießische Ritterstück: „Clara von Hoheneichen" gegeben ward. Erstochen lag vor mir ein edler Ritter in seinem Harnisch (leider nur von Leinwand; ich hielt es für einen großen Fortschritt der Kunst, als die Ritter in Berlin wirkliche Blechrüstungen umlegten), und den Mann erkannte ich. Er wohnte mit uns in einem Hause, und war ein guter Mann, und zeigte mir seine schönen Dolche und Ritterschwerter und Saracenensäbel, und seine Tochter war meine Spielcameradin, und er hieß Herbst. Ich schrie so laut auf, daß der Todte in die Kulissen rief: „Bringt doch den Jungen fort, er stört uns." Man beruhigte mich, und zu Hause erzählte mir des Schauspielers Tochter, die etwas älter war und ein kluges Kind, daß ich mich nicht fürchten solle, ihr Vater lebe. Er werde oft des Abends todt gestochen, lebe aber immer wieder auf. Ich glaubte vermuthlich, das komme von den Rüstungen her, denn die Erschossenen und Vergifteten, von denen ich hörte, lebten nicht wieder auf.

In Berlin herrschte die Kunst. Man war nicht der Meinung, daß der Harnisch den Mann mache. Es hält schwer für einen Knaben zu begreifen was Kunst sei. Fleck habe ich nicht mehr gesehen, Iffland in kaum bedeutenden Rollen; er half als ein humaner Director aus, und begnügte sich oft mit kleinen Anstandsrollen; einen Eindruck hat sein Spiel auf mich nicht hinterlassen. Doch er war alt, und ich war ein Knabe. Die unendliche Feinheit und Anmuth im Spiel der Bethmann wirkte schon anders auf den Erwachsenen. Hingerissen hat sie mich auch nicht. Da standen noch einige andere Veteranen neben dem göttlichen Mattausch, Schauspieler von Schrot und Korn, keine Künstler, aber ihre Glieder waren in den Blechrüstungen aufgewachsen. Die Labes und Kaselitz schnallten sich nicht den Harnisch um; er saß ihnen am Leibe wie ein Theil desselben. —

Da starb Iffland, und es ward Platz für Ludwig Devrient. Noch steht mir klar der Abend vor der Seele, wo er als Franz Moor debütirte. Uns verging Hören und Sehen. Das war kein Schauspieler; oder war er's, dann waren die anderen keine Schauspieler. Wie tief in die Gewöhnlichkeit versanken, die mir Heroen schienen, gegen diesen Genius! Wir zitterten vor Grauen und Lust, es war eine Lust, ein Genuß, den wir noch nicht kannten, nie geahnt hatten. Iffland hatte Devrient bis dahin zurückgehalten, er war auch nicht einmal als Gast in seiner Vaterstadt aufgetreten, und es hieß, daß der alternde Künstler im klaren Bewußtsein dessen, was Devrient war, ein freundschaftlich wehmüthiges Abkommen mit ihm getroffen, daß er seinen Tod abwarte, bis er ihn ablösend seine Lorbeeren an sich nehme. — Devrients erste Blüthe gehört der Breslauer Bühne an, wie diese durch mehrere Jahrzehente die ersten Talente des deutschen Theaters gepflegt hat. Man bedauerte es für uns und für ihn, daß er nicht früher in die Hauptstadt gekommen. Ob ihn das vor den Abirrungen bewahrt, denen sein Talent erlag, und länger frisch erhalten hätte, steht sehr zu bezweifeln. Sein schaffender Geist erlahmte, weil sein schwächlicher Körper nicht aushielt, was er von ihm verlangte. Und dieser Proceß ging nur zu rasch. Er welkte hin in seiner Glorie. Noch oft leuchteten geniale Blitze, die die Nacht umher zum Tage machten, aus seinen neuen Schöpfungen; noch stand er, als er schon Ruine war, groß da, denn das Gewesene ließ sich nicht verlöschen. Es war Alles außerordentlich an ihm, aber nichts Ganzes mehr. War er doch auch in seiner Blüthe nichts vollkommen schönes. Die Natur hatte ihm viel versagt, der Geist mußte das künstlich schaffen,

ergänzen. Diese Arbeit, wenn auch der Werdeprozeß für die Augen des Zuschauers verborgen blieb, ließ doch nicht die Ruhe zu, ohne die kein vollkommenes Kunstwerk gedacht werden kann.

Devrient hatte, trotz der Scheu, die sich in seinem Wesen ausdrückte, trotz seines argwöhnischen Zurückhaltens, eine ungemein große Zahl Freunde; und die nicht allein sein Genius, sondern die Anmuth seines Umgangs und die fast kindliche Gemüthlichkeit seines Wesens ihm verschafft hatten. Es waren die wunderbar schroffsten Gegensätze, das Diabolische im Auge, Blick, Gebärde, Gang, Sprache und die gutmüthige Hingebung, das arglose Wohlwollen, wo er Vertrauen geschöpft. Er mochte auf und außer dem Theater thun, was er wollte, ihm wurde es vergeben; für alles hatte man Entschuldigungsgründe. Ja, die Vorliebe für ihn ging so weit, daß alle Jahre die Nachricht sich verbreitete, nunmehr sei er solide geworden, und mit seiner Gesundheit werde die alte Kraft zurückkehren. Damit tröstete man sich gutmüthig bis an seinen Tod. Er blieb der Alte. Eine Natur läßt sich nicht ändern. An der Berliner Bühne war er einer der letzten Repräsentanten des alten genialen Theaterlebens. Er sorgte nicht für den Morgen und stand doch auf's freundlichste mit allen seinen Gläubigern. Seine Kasse ruhte, wie man sagt, in einem Korbe auf dem Ofen. Da griff hinein, wer etwas bedurfte, und nur, damit es nicht allzu leicht werde, hatte man sie so hoch gestellt. Aber wenn ihn das Geld nicht interessirte, desto mehr Kunst und Poesie. Er war noch fähig einer wahren Entzückung für alles Schöne, und darin war er einzig als Schauspieler, daß ihn Poesieen hinrissen, wo er auch nicht einmal eine Rolle für sich denken konnte.

Devrient hat wunderbar gewirkt, aber nicht folgereich. Er war ein glänzendes Gestirn am deutschen Theaterhimmel; aber nur ein meteorisches. Er stand zu seiner Kunst, wie Müllner und die fatalistischen Dichter zur deutschen Dramatik. Maler, die immer Stürme malen und Gewitterhimmel, mit gewaltigen Schlagschatten, wirken überraschend; aber bald gesättigt von den gewaltsamen Eindrücken kehrt das Auge gern zu den Landschaften zurück, wo Ruhe herrscht, und das natürliche Sonnenlicht die Gegenstände freundlich bescheint. Man mochte das fühlen, als Wolff und seine Gattin an das Berliner Hoftheater berufen wurden. Es gab keine strengeren Gegensätze, als diesen ruhigen durchgebildeten Künstler und den genialen Devrient. Große Erwartungen gingen beiden Ehegatten vorauf, aber sie befriedigten dieselben im Anfang wenig. Ganz natürlich; in ihrer Art lag es nicht zu überraschen, auch haftete ihnen manches von der Schule eines großen Geistes, aber einer kleinen Stadt und eines kleinen Hofes, an. Oft hörte ich den seligen Wolff klagen, daß er nicht früher Weimar verlassen und seine noch jungen Kräfte auf einer großen Bühne und in der Schule der Welt ausgebildet. Vieles Versäumte sei nicht nachzuholen. Auch ihm fehlten die großen Naturgaben, eine durchdringende sonore Stimme, eine Heldengestalt, ein Auftreten, das, sich gebend, wie es ist, imponirt, ein leuchtendes Auge, eine gebietende Miene; auch er mußte zu Hülfsmitteln greifen, um das, was nicht da war, zu ersetzen. Aber ich habe keinen Schauspieler gekannt, der diese Mängel so geschickt auszufüllen wußte, daß man die Operation durchaus nicht merkte. Seine Darstellungen waren ein Guß, alles Eckige, Schroffe vermieden. Wohlberechnet alles, ohne daß man das Exempel nachrechnen konnte. Dieses ruhige Ebenmaß, das stets richtige Verhältniß zwischen Wille und Kraft mußte endlich anziehen. Wenn er selten hinriß, so befriedigte er doch immer. Aber er sparte dermaßen seine Kraft, daß ihm vieles gelang, was man, seine Mittel im Allgemeinen anschlagend, für unmöglich hielt. Er konnte einen Helden, wie den Prinzen im „Leben ein Traum" geben, und man vergaß, daß diese Rolle eine unbändige Kraft voraussetzt; und einen Helden anderer Art, Shakspeare's König Johann, gab er mit einer überraschend tragischen Wirkung. Wer diese meisterhafte Darstellung sah, vergißt den ungeheuren Eindruck nicht wieder.

Aber Wolff's Wirksamkeit als dramaturgischer Freund des Grafen Brühl war eine weit bedeutendere. Seine eigenen Dramen bewegen sich in einer wohlgefälligen Mittelsphäre, aber er war es, der Calderon und Shakspeare wieder auf der Bühne heimisch machte. Er wirkte keine Revolution, aber er erhielt den guten Geschmack aufrecht, wie ein fleißiger Gärtner, der vor der Verwilderung eines großen Gartens Sorge trägt, und dann und wann durch schöne Anpflanzungen, wohlgeordnete Beete seltener Blumen das Auge erfreut, aber nicht durchgreifend einschreitet. Dies lag nicht in seiner sanften Art, seinem feinen Wesen. Er unterhandelte lieber im Stillen, als daß er mit entschiedenem Willen auftrat. Auf diesem Wege setzte er viel durch, und weil viel nach seinem Willen geschah und für ihn, so blieb sein Wirken nicht unberedet. Er war hoch angesehen, hatte viele Verehrer aber nicht solche Freundeszahl, wie Devrient. Vornehme Art, gewähltes Auftreten und Reden sind nicht die Wege sich populär zu machen. Seine Liebe für die Poesie war nicht minder warm, aber gesetzter, auch berechneter. Ludwig Devrient mußte sein Leben hindurch kämpfen, daß sein Lieblingsstück Richard III. in Scene gesetzt werde, und als es endlich geschah, waren des Künstlers Kräfte bereits dahin; herrliche Momente zeugten für seine tiefen, langjährigen Studien, aber das Ganze war aus Bruchstücken zusammengesetzt; seine Stimme, sein Gedächtniß verließ ihn in den entscheidendsten Momenten. Weit glücklicher hat Wolff die Mehrzahl seiner Lieblingsstücke, und immer noch zu rechter Zeit, auf die Bühne gebracht.

Es klingt für den Laien betrübend, daß die Meisterwerke der Dichter nicht um ihrer selbst willen zur Darstellung kommen, daß sogar ein Shakspeare beim realen Theater eines Procurators bedarf. Welchen Nichtlaien

braucht es gesagt zu werden, daß es so ist, und wie es ist! Noch T. A. Hoffmann, ein so gewiegter Kenner sonst, spricht irgendwo die Meinung aus, daß es Thorheit der jungen Schriftsteller sei, wenn sie von Directionskabalen gegen gute Stücke träumten; denn jedem Director konne ja nichts willkommner sein, als ein gutes Stück. Sancta Simplicitas! kann man nicht zum Verfasser der „Teufelselixire" rufen. Wäre es vielleicht damals noch so gewesen, irgendwo in Deutschland? Ueber diese Sitte ist wenigstens nun Gras gewachsen. Jedes Drama von Poesie und Werth an jedem deutschen Theater bedarf eines Procurators, oder mehrerer; durch sich selbst gelangt es nicht zur Aufführung. Wie dieser Procurator auftreten muß, ob als angestellter Dramaturg oder Theaterdichter, der durch Grobheit oder Schmeichelreden, durch Drohungen oder Feten wirkt, ob als Schauspieler, den eine Rolle bestochen hat, ob als Mäcen oder unermüdlicher Client, der sich lieber die Treppe hinunter werfen läßt, als absteht, ob als Kritiker, vor dem man zittert, oder nach dessen Lobe man geizt, darüber steht nichts fest. Aber ein Procurator muß sein; und es hat sich auch da bewährt, daß die Gunst der Kleinen die sicherste Anwaltschaft ist. Es gab, und giebt auch wohl noch gute Directoren, die das Gute möchten. Aber der Wille thut es nicht allein; es bedarf einer Kraftanstrengung, und jede Kraftanstrengung will ein Motiv haben.

Graf Brühl wollte das Beste; er wollte Kunst und Poesie, er liebte Shakspeare und Calderon, und außerdem daß er sie liebte, war es ihm Ehrensache; er wollte als ein ästhetisch gebildeter Intendant vor Hof und Publicum bestehen. Er wollte aber sehr viel, und von dem sehr vielen ist sehr wenig in's Leben getreten. Der aufrichtigste, eifrigste Wille scheitert nicht allein an dem Widerstande, den Neid, Unverstand, Trotz, und was sonst äußere Potenzen ihm entgegen setzen, er rennt oft in zu großem Eifer am Ziele vorbei, und die Liebhaberei fesselt ihn da, wo er schnell weiter sollte. Die Theaterverwaltung des Grafen ist ein rührender Beleg zu vielen alten Wahrheiten. Die Zeit hatte den alternden Iffland überflügelt, Graf Brühl wollte das Versäumte wieder einholen. Es war ein schöner Anflug, aber die Kräfte waren nicht berechnet. Er wollte allüberall helfen, herstellen, fortschreiten, aber er blieb mitten in den Strömungen, die er angeregt, stecken. Er wollte mit Güte verfahren, wo nur Strenge durchdrang; in dem Reichthum, der ihn umgab, fehlte ihm oft das Nächste und Nothigste. Eingesetzt als souverainer Gebieter, ward er abhängig von Hunderten, und focht mit Gründen, wo der Wille allein entscheiden mußte. Vom allerfreundlichsten Herzen, dem liebevollsten Gemüthe, that es ihm mehr weh, wo er etwas abschlagen mußte, als dem, welchem er abschlug. Dann setzte er den Director bei Seite, und wollte als Mensch überzeugen. In der langen Zeit seiner Theaterverwaltung erndtete er, weil er es Allen recht thun wollte, von Allen nur Undank, von Dichtern, Kritikern, Schauspielern, den ihm zur Seite gesetzten Beamten, den über ihm stehenden, dem Hofe, dem Publicum. Selten hat ein Theaterdirector so bittere Anfälle zu erdulden gehabt, als Graf Brühl, und doch war keiner, der es so redlich meinte, und die Sache zu Herzen nahm.

Er liebte, wie gesagt, die Poesie, er wollte die Dichter begünstigen; aber doch mußten sich die Dichter über ihn beklagen. Er war kein Geschäftsmann, der die Last der Arbeit zu bewältigen wußte. Er wollte nicht abfertigen, sondern alles gründlich abthun. Darum lagen die Manuscripte fußhoch in seinem Bureau mit Staub bedeckt, der Vergessenheit übergeben, ohne daß ihre Verfasser eine Zeile Auskunft erhielten. Nicht aus Hochmuth, aus Nichtachtung, vielmehr aus der freundlichsten Absicht. Er zögerte, wenn er Schlimmes zu antworten hatte; er wartete auf einen glücklichen Zufall, der ihm, oder dem Dichter half. Bei einem solchen Verfahren steht überall der Bescheidene gegen den Ungestümen zurück. Wie es wohl vorkommt, daß eine Schöne, endlich müde der Bewerbungen, den ihr lästigsten nimmt, eben weil er der unermüdlichste ist, so kam es, daß Graf Brühl, trotz seiner Vorliebe für gute Stücke, viel schlechte geben ließ. Er that es mit tiefen Stoßseufzern. Aber er war nicht der Mann, den Rücksichten die Stirn zu bieten. Doch mitten unter den Klippen von Verhältnissen, zwischen denen er zu steuern suchte, konnte er an einen Dichter einen vier, sechs Seiten langen Brief eigenhändig schreiben, worin er ihm auf's wärmste seine Ansicht, seine Bedenken, seine Rathschläge auseinander setzte, und er that viel mehr als Freund, als was er als Director wagte. Die Dichter wandten sich von ihm ab, und richteten ihre Hoffnungen auf das neue zweite Theater. Brühl beging die Schwäche, daß er dieses, das Königstädt'sche Theater als einen Feind betrachtete. Statt froh zu sein, daß er einen Ableiter bekam, wohin so manches abging, was ihn störte, statt des Rivalen sich zu freuen, gegen den er sich noch immer halten konnte, verschwendete er seine bessern Kräfte in einem nutzlosen Widerstande. Ein frei blickender Director hätte die neue Bühne nach Gefallen wirthschaften lassen. Sie hätte sich für den Fall nach allen Indicien schon in der ersten Zeit so überhoben, daß sie dem Schicksal des Frosches kaum entgangen wäre. Ihre Bestimmung vergessend, ein Volkstheater zu sein, wollte sie vornehm erscheinen, es dem Hoftheater gleich thun. Aber Graf Brühl, wie gern er auch von dem Seinen jedem theilte, und gegen jeden einzelnen liberal war, war doch ein Mann der alten Schule. Er konnte, Sachse von Geburt, sich nicht losreißen von privilegirten Ordnungen, von Zunftsatzungen, er wehrte sich mit Hand und Fuß und klammerte sich mit dem ganzen Leibe an den Buchstaben der Concession des neuen Theaters, daß diese ja nicht erweitert werde. Das machte nirgend gutes Blut; nicht die Dichter allein, auch fast alle kritischen Stimmen erklärten sich wider ihn. Brühl gab etwas auf die öffentliche Stimme, er hielt eine gute Kritik für nothwendig.

Unterstützte er doch selbst zu Anfange seiner Verwaltung ein der Theaterkritik eigens bestimmtes Journal, ein in Deutschland seltener Fall. Es konnte sich indeß nicht populär machen und mußte eingehen. Er las alles, eine achtungswerthe Aufmerksamkeit; aber was er las, konnte ihn nur erbittern. Die Oppositionsstimmen traten mit einer Schärfe auf, die heute nicht mehr vorkommen kann. Factisch waren sie im Recht, auch ihre Parteilichkeit für das andere Theater hatte einen genügenden Grund in der mißgünstigen Gegnerschaft der Brühl'schen Verwaltung gegen dasselbe. Aber sie nahmen zu wenig Rücksicht auf die gepreßte Lage des Intendanten und auf seinen aufrichtigen Willen.

Brühl's Stellung war noch durch viele andere Umstände unangenehm. Man hatte ihm in Spontini einen unabhängigen Untergebenen beigesellt. Dieser, damals in höchstem Ansehn (so daß ein Censor, den viele seiner humanen Gesinnungen wegen sich zurückwünschen, Alles eher durchließ, als das Wort Spontini und einen Tadel daneben), beutete seinen Einfluß im vollsten Maße aus. Brühl konnte sich nirgends frei bewegen. Bei Hofe fehlte es nicht an scharfen Kritikern, deren Recensionen empfindlicher wirkten, als die gedruckten, die man dort aber auch mit geheimem Wohlgefallen las und um deshalb duldete. Wie kein Geschäftsmann, war er auch kein Oekonom. Dies zog ihm eine amtliche Controle zu, welche ihm die letzte Freiheit nahm. So, eingeengt von allen Seiten, verlassen von den Dichtern, angefeindet von der Kritik, den Ellenbogen der Operndirection beständig in der Seite fühlend, bei Hofe ohne Schutz, verunglimpft beim Publicum, das laut seine Wünsche nach einer Directionsveränderung aussprach, hätte auch einem stärkeren Manne der Muth sinken können. Kann man von einem solchen fordern, daß er mit aller Aufopferung, rücksichtslos für das Schöne wirke?!

Endlich erlag er. Häuslicher Kummer, der den trefflichen Mann traf, bestimmte ihn, die stürmische Theaterdirection mit einem Ruheposten, der Intendantur der Museen zu vertauschen. Viele von denen, welche ihn während seiner Wirksamkeit heftig angriffen, gereute es später. Schreiber dieses gehört zu ihrer Zahl. Wer kann im Kampf um Grundsätze sich immer auf den subjectiven Standpunkt seines Gegners versetzen! Oft darf man es nicht. Wenn ich mich gegen den edlen Verschiedenen damals versündigt, so ist das ausgesühnt. Aelter geworden und ruhiger, und nachdem ich für mich von den Hoffnungen Abschied genommmen, die mich an das Theater banden, fühlte ich mich gedrungen, als Privatmann gegen den Privatmann mich zu rechtfertigen, und wo im Eifer der Angriff zu weit gegangen, bat ich ihn um Vergebung. Es geschah ganz freiwillig und ohne äußern Anlaß, als den, der jedem zu Tage liegt, wenn man, als aufrichtiger Freund der Kunst, das jetzt mit dem ehemals vergleicht. Graf Brühl nahm die Rechtfertigung als der Ehrenmann auf, der er war. Seine Antwort sprach seinen tiefen Schmerz aus, weniger darüber, wie sein Streben verkannt worden, als über den Gang der Dinge, das ist, über den Untergang als dessen, was er gehütet, erstrebt und gehofft, was freilich tiefere Wunden dem, der es ehrlich meint, schlägt, als eine persönliche Kränkung.

Brühl's schwierige Stellung läßt sich erst heut ganz würdigen. Er stand auf dem Wendepunkt, wo das Theater seine Natur völlig veränderte. Aus einem Institute, das der geistige Bildungsproceß in der Nation hervorgerufen, das vom Publicum erhalten wurde, ging es in ein Vergnügungsinstitut über, das, vom Hofe erhalten, auch von diesem seine Gesetze allein empfängt. Das ist nun klar ausgesprochen. Jedermann weiß, wie es steht, und macht keine Anforderungen. Die Verwaltung ist jetzt nicht schwieriger, als in jedem anderen Dicasterium mit einem Vorgesetzten und einer großen Zahl untergebener Beamten. Die Schauspieler sind Beamtete, die nach dem Willen ihrer Vorgesetzten sich zu fügen haben. Die Dichter haben nicht über Zurücksetzung zu klagen, denn es ist ein actus merae facultatis, wenn ihre Stücke angenommen werden. Sie dürfen nicht an den Geschmack des Publicums appelliren, denn dieses hat sein Stimmrecht eingebüßt. Das Theater ist seinem Wesen nach gar nicht mehr von ihm abhängig. Es kann zu Hause bleiben, wenn es Lust hat, und das Theater dauert dennoch fort. Der Kritik ist nur noch das Recht eines obligaten Accompagnements gelassen. Anders war es zu Brühl's Zeiten. Damals führte es noch den officiellen Namen eines „Nationaltheaters“ und war in seinem Wesen ein Zwitter. Es war nichts klar ausgesprochen. Das Publicum machte Anforderungen, und der Hof machte Anforderungen. Jenes dachte an die alte Zeit, dieser an die neue. Unter dem Worte Kunstinstitut sollte Beides vermittelt werden. Da ließ sich nichts vermitteln. Die Brüche traten immer drohender heraus. Die Kunst war nur eine wohlriechende, glänzende Salbe, die man darüber strich. Auch ein kräftigerer Mann, wenn er nicht mit bestimmten Grundsätzen entschieden auftrat, hätte unterliegen müssen. Jetzt ist Einheit und Ordnung da, eine bureaukratische Verwaltung, die, wenn nicht eben ein Rollenstreit einige Unannehmlichkeit herbeiruft, wenig Sorgen macht. Die Operndirection ist subordinirt, die Winke, nur von einer Seite kommend, sind leicht zu beachten. Der Geschäftsgang ist pünktlich. Ein sogenanntes Comité ist errichtet, welches den richtigen Empfang der Manuscripte sofort bescheinigt, und sie in bestimmter Zeit durch die Intendantur an die Autoren zurücksendet. Außerdem ist ein bestimmter Theaterdichter, (wenn Raupach auch diesen Titel abgelehnt hat) angestellt, welcher die anstands halber benöthigten neuen Trauer- und Lustspiele liefert. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß nicht auch von fremden Dichtern Stücke zur Aufführung kommen können, aber es ist keine Nothwendigkeit. Wenn es nicht geschieht, ist es eben so gut, und Niemand kann Rechenschaft fordern.

Brühl's Tod hat sehr ernste Gedanken in mir erweckt. Ich zählte die Steine, die wir damals erhoben, im ernsten heiligen Glauben, der guten Sache einen Dienst zu thun. Steine an einem Grabe, und Steine, die unsere Hand schlenderte, wer giebt sich da nicht Unrecht, wer bereut es nicht tief! War objectiv das Unrecht da, war dann subjectiv das Recht unbestreitbar! Sündigten die Theaterdirectoren allein, und standen wir, Publicum, Dichter, Kritiker, in makelloser Reinheit? Wir glaubten das Rechte zu wollen, das gemeine Interesse war vielleicht für uns noch fern; waren wir aber nicht eben so unterthan den Verhältnissen, welche unaufhaltsam das alte Theater minirten und endlich niederrissen! Dem Sinnenkitzel, dem eitlen Vergnügen, dem man allein den Kunsttempel öffnen wollte, kämpften wir entgegen. Wie oft aber ließen wir uns selbst verführen, wo es eine Wirkung galt. Wir, die wir Stücke schrieben, wie geizten wir doch auch nach Effect, der mit der Kunst nichts gemein hat; wie gern ließen wir uns von den Schauspielern bereden, „Abgänge" hineinzudichten, die das Händeklatschen provocirten. Wie gern sahen wir es, wenn unsere Dichtung durch neue Anzuge und Decorationen von Seiten der Direktion unterstützt wurde. Welche Wichtigkeit legten wir alle auf kleine Umstände, nicht wenn unsere Stücke siegten — dann hatte es ihr innerer Werth gethan — aber wenn sie mißfielen. Dann hatte es der und der Zufall verursacht. Wäre nur da der Vorhang rascher ge- und der Schauspieler schneller ein-gefallen, so wäre u. s. w. Ach, wir ließen uns auch gängeln und treiben von dem Strome, dem Niemand widersteht, und wer es wagt, geht unter.

Meine erste Tragödie, die fertig wurde, hieß Astolf. Das Fertigwerden ist nämlich ein wichtiger Moment in unserer Bildungsgeschichte. Die ersten Arbeiten werden nie fertig. Das Fertigwerden ist ein Fortschritt. Der Geist hat sich gelernt beschränken, er hat einen Kern gefunden, um den er seine Arbeit schließt. Calderon, Schiller, Werner, Müllner, Grillparzer, die hatten uns freilich in eine höhere Sphäre entruckt, aber konnte diese dämonische Menschheit nicht auch in Ritterrüstungen einherschreiten? Wer trennt sich gern von den Cameraden der Kindheit! Die Menschen bleiben ja Menschen, auch in Harnischen; und wenn sie Ideen haben, der Stahl nimmt sie ihnen doch nicht. Also unsere ersten Tragödien blieben Ritterstücke. Die Hauptidee darin war immer Müllner's. Ein fatalistischer Erbfluch, eine ewige Motivirung von Allem, was wir thun, sprechen, und uns passirt, aus der uraltesten Vergangenheit herauf; jedes Räuspern, Schneuzen ein Moment von geheimnißvoller Bedeutung. Mullners ernst gemeinte Verse:

> Dieser Hall
> Ist ein Schall,
> Der den Fall
> Eines Menschen mag bedeuten,

sind das beste Motto der Schicksalsstücke. Wir glaubten allen Ernstes daran. Und paßten diese Tragödien, die alle menschliche Willensfreiheit wegleugneten, nicht am besten in ein feudalistisches Eisenkleid? — Mein Astolf war ein Mensch und Held, aber ein so verklarter, geläuterter, vollkommener idealischer Held, daß wenig fehlte und die Erde trug ihn nicht mehr, er schwebte in der Luft. Oder prosaischer ausgedrückt, dieser Held konnte unmöglich essen und trinken, wie wir, und was sonst menschliche Verrichtungen sind; wie man sich das freilich von der Schillerschen Jungfrau auch nicht gut denken kann. Solche schwebelnde Naturen, die den Fuß nicht ordentlich aufsetzen, und das Bette nicht eindrücken, darin sie schlafen, müssen naturlich auch eine ganz andere als die natürliche Sprache reden. Das ist, ein ewiges Wellenspiel von hineingehauchten Blumen, ein anmuthiges Geschaukel, recht hubsch für den Dichter selbst, wenn er Empfindungen schildert, aber höchst fatal, wo er kurz die trockene Nothwendigkeit ausdrücken muß, z. B. wenn ein Diener Jemanden meldet. Wie schwelgten wir in dieser unangebrachten Lyrik. Die colossalen Blumensträuße, die Calderon uns vorsetzte, wurden nach Belieben geplündert, obgleich Keiner, selbst Houwald nicht, es bis zu dem estilo culto des Spaniers brachte. Nachmalen, als wir die Unnatur und Geschmacklosigkeit erkannten, wollten wir's umgekehrt durch Derbheit wieder gut machen, und wie Shakespeare seine Kärrner ließen wir unsere Helden reden. Wenn sie früher kaum den Boden berührten, so ließen wir sie nachher so auftreten, daß man die Stiefelsohle mit den Nägeln abgedrückt sah. Bisweilen ward auch Beides vermischt, die Lyrik mit den Hufen; das gab erst einen baroden Stil. Wir waren zur Ueberzeugung gekommen, daß Schiller's Pathos nicht die Sprache der Natur sei, aber noch bis heut sind wir zu keinem tragischem Stil gediehen, der Natur und Pathos vereinigte.

Wie prachtvoll hebt mein Astolf an. Ein todtgeglaubter Königssohn kommt nach funfzehnjahrigem Umherirren in die Heimath. Durch's Dickicht sich schlagend, ruft er, und das sind die ersten Worte der Tragodie:

> Hinweg, verschlung'ne Aeste, Nacht des Waldes!
> Hemmt nicht, ihr Dornen, meiner Sehnsucht Flug
> Noch heute muß — eh' die Gefährten folgen —
> Ich wiedersehn das theure Vaterhaus.
> — Ha! — Lang entbehrter Anblick! — Schmerzenswiege! —
> Zum ersten Mal faßt Zittern meine Glieder,
> Und eine seltne Thräne rinnt dem Mann —
> Hold lacht das Abendroth auf deine Zinnen,
> Und Friede scheint auf deiner Flur gelagert!
> O könnte Frieden, hohes Königsschloß,
> Der flücht'ge Königssohn in deine Hallen
> Und Frieden bringen in die wunde Brust!

Nach einem solchen Introitus, wie ließ sich da eine ruhige Exposition der Verhältnisse geben! Der Dichter ist gezwungen im Pathos fortzufahren, und so steigert sich schon die Introduction auf eine unnaturliche Hohe des poetischen Gefuhls, das doch erst das Product der Handlung sein sollte. Astolf gewahrt, daß er auf einem Kirchhof steht. Daher sogleich die Ahnung, daß er erst hier unten den Frieden finden werde, den er im Vaterhause sucht. Auch kann er unmöglich nach einer solchen

Erhebung ordinairer Weise von Schloßangehörigen die Lage der Dinge erfahren. Um deshalb muß seine Prinzessin Schwester, die inzwischen aus einem Kinde zu einer Jungfrau herangewachsen, ihm zuerst begegnen. Sie kommt, um das Grab ihres vermeintlich todten Bruders mit Blumen zu schmücken. Das hebt seine Hoffnung; doch er hat noch andere Fürsprecher, als die Prinzessin ihn zum greisen Vater führt; denn in dem Momente ist eine verhängnißvolle Entscheidungsschlacht zwischen dem alten arelatisch-burgundischen Königshause und seinen rebellischen Großen geschlagen worden. Der alte König hört die lange Botschaft, die mit Sieg endet, mit einem wunderbaren Siege; denn ein fremder Ritter in weißem Mantel ist im kritischen Momente den Burgundern zu Hülfe erschienen und hat die Schlacht entschieden. Dieser Ritter ist der Fremde, den Keiner kennt. — Doch den ganzen Inhalt des Trauerspiels zu erzählen würde auch für meinen Zweck zu weit führen. Es war das Charakteristicum jener Stücke aus der Müllner'schen Periode, daß alle Handlung in der Vergangenheit lag; was auf der Bühne geschah, waren nur die Nachzuckungen eines gewesenen Lebens. So verkannten wir die wahre Aufgabe des Dramas. Ich hebe hier die Erzählung des alten Burgvoigts (einer Person, die in solchen Stücken nicht fehlen durfte) aus, die das verjährte Factum berichtet. Sie ist für mich um so wichtiger, als Tieck mich danach aufmerksam machte, daß mein Talent sich mehr zum Epischen als zum Dramatischen zu neigen scheine. Nachdem der Alte dem unbekannten Helden von den unbändigen, fast frevelhaften Sinne des Prinzen Astolf erzählt, fährt er fort:

Vor fünfzehn Jahren — achtzehn zählte Astolf, —
Kam er als Sieger aus dem Niederland,
Und dort am Thurme harrte sein der König.
— Da trat der wilde Bube vor den Vater,
In Erz gehüllt vor Jenes Silberhaar,
(Sie hatten böse Saat gestreut ins Knabenherz)
Und forderte mit trotziger Geberde: —
Dieweil der Vater wär' ein schwacher Greis,
Und dem das Reich gebühr', deß Kraft es schützt,
Die Krone forderte er von dem Vater.
. . . Ins Angesicht schlug drauf der König ihn,
„Des Königs Haupt", rief er, „gebührt die Krone
Des frechen Knaben Sinn gebührt die Ruthe."
Und Astolf — — — — — — — — — —
Könnt Ihr's Euch denken, nein es ist undenkbar,
So dürfte nie sich die Natur verirren —
Und Astolf zog sein Schlachtschwert zähneknirschend,
Mit beiden Händen schwang er's überm Haupt,
Auf seinen Vater zuckt des Sohnes Stahl —
Da schaut' der Greis ihm ernst ins wilde Aug,
Und riß die Krone von den Silberhaaren,
Und weiter that er nichts, er schaut' ihn an.
Doch matt sank Astolf's Schwert, als hätt' ein Blitz
Den harten Stahl geschmolzen, auf die Erde.
„Fluch! Fluch dem Vatermörder!" rief der Vater.
Da sank der böse Zauber, irre Wuth
Durchschütterte des tollen Knaben Nerv,
Er athmete, er zückte, bebte, wollte
Den Stahl weit von sich schleudern, aber
Er haftete an der verruchten Hand.
Da wandt' er sich mit einem jähen Schrei,
Sprang auf den Altan dort, und mit dem Schwerte
Stürzt' er den Fels hinunter in die Rhone.

Mit diesem Vorfatum wird man leicht die Aufgabe der Tragödie sich denken. Sie waren alle so ziemlich nach einem Schnitt. Astolfs Monolog, der den ersten Akt schließt, spricht ihn noch deutlicher aus:

Ich weiß ein Land, von dessen sel'gen Fluren
Den Pilger trennt ein unergründlich Tiefes.
Kein Nachen, keine Brücke trägt ihn über,
Und nur die Sehnsucht fliegt auf Lüften hin.
Und wälzt' er mit dem Arm der Himmelsstürmer
Hinunter Fels auf Fels und Berg auf Berg,
Es reißt die Fluth auch diese Riesendämme.
Ein Wort: „Er war's!" — „Er ist's!" und sie sind fort
Nur *einen* Fährmann giebt's, wer ruft den Mann?
Wer zwingt die Welt, daß sie vergessen kann.

Vielleicht war die Aufgabe nicht so ganz unpoetisch; ein Held, der durch Thatkraft und gute Werke eine große Schuld büßen, einen Fluch sühnen will. Aber einmal spukte das Fatalistische zu verdrießlich; dann banden wir uns selbst die Hände und verschlossen uns die natürlichsten Auswege durch das lyrische Pathos, in das wir uns von Anfang an hinein versetzt. Nichts war uns poetisch genug, wie es war, wir hoben es, und dadurch verlor es den Boden, und bei dem ewigen Heben schwindelten wir selbst, und wenn wir uns nicht mehr halten konnten, fielen wir desto platter auf die Erde. Mein Astolf hat viel Poetisches, aber weil ich Schritt für Schritt poetisch sein wollte und bedeutend, verfiel ich in eine solche Masse von Unnatürlichkeiten, das ich das Trauerspiel als Ganzes jetzt ohne Lächeln nicht durchblättern kann. Dieser Schuld sind wir nun quitt, dieser Fluch ist gelöst. Dafür sind andere Schulden, andere Flüche da; aber es ist gut, um die Verkehrtheiten der Gegenwart zu erkennen, daß wir auch über die der Vergangenheit zum klaren Bewußtsein kommen. Das *fatalistische Fieber* hat dem Gehalt des deutschen Theaters nicht wenig geschadet.

Darauf kam ein anderes Fieber, das *ironische*. Ganz natürlich. Ein Extrem führt das andere herbei. Uebersättigt vom Schicksalsspuk, von einem kindischen Glauben, wollte man nun gar nicht mehr glauben. Spott, Verachtung, Zweifel, Zerrissenheit, wie sie ins Leben schlichen, wollten sich auch auf der Bühne einschleichen. Statt ein gesundes Leben zu suchen, und ihm die poetische Seite abgewinnend, es darzustellen, hielten wir das für erste Aufgabe, in allem Sein den Schein zu suchen. Da, wie vorhin Calderon, wurde nun Shakspeare unser Modell. Wir übersahen die ungeheure positive Welt, die uns der Britte mit kräftigen Zugen hinstellt, die markige Kraft aller seiner Gestalten, das ächteste tiefste Leben seiner Phantasiegebilde, selbst in seinen Phantomen, die ungeheure Vaterlandsliebe, die sein England umschließt; auf diesem sichern, positiven Elemente ruhend, laßt er erst seiner ebenso tiefen Bitterkeit Spielraum und betrachtet die Welt von seinen Höhen herab, spielend, wie nur eben er es darf und kann. Shakspeare war jung an Jahren, aber er ist alt an Lebenserfahrung. Wir, aus den Schulen erwachsen, und nicht blasirt, hatten gar keine Aufforderung, Menschen, Dinge, Welt, so skeptisch zu betrachten. Es war damals nur die Lust des Widerspruchs. Nach einer so langen Heu-

chelei, und einem albernen Kniebeugen vor den fatalistisch-feudalistischen Götzenbildern wollten wir die Wahrheit desto nackter hinstellen, und meinten wohl auch, es sei gewissenhafter gehandelt, das Häßliche hervorzuheben, als das Schöne. Uebrigens war unsere Ironie gar nicht so bös gemeint. Indem wir den falschen Schein, humoristisch, tragisch, malten und geißelten, meinten wir noch garnicht, daß alles Sein nur Schein sei. Wir gaben uns oft einen Bramarbaston und meinten es im Grunde gut und ehrlich. Von mir kann ich das wenigstens sagen, als ich wegen meiner ironischen Novellen und Dramen heftig, von den verschiedensten Seiten her angefochten wurde. „Woher diese Lebensauffassung, da Sie doch nicht blasirt sind? Ihnen geht es ja nicht schlimm, weshalb sehen Sie die Dinge so schlimm an?“ fragte mich ein gewiegter Freund. Ja woher kommt eine geistige Richtung? Ich fragte mich selbst, ich verfolgte sie in meinem Thun und Treiben, und ich fand zu meiner Verwunderung, daß sie weit älter war, als die Mode, weit hinaus über Fatum, Feudum, ja bis in die Ritterspiele zurück reichte. Die Erkenntniß, daß das nichts war, was wir so lange verehrten, der Schicksalsspuk und die Zigeunerprophezeihungen, und die ewigen Ritter ohne Furcht und Tadel, wirkte wohl etwas; es forderte den jugendlichen Muthwillen auf, umgeschlagene Schicksalssprüche und Ritter voller Furcht und Tadel zu dichten, aber die Neigung war schon früher da. Hatte sie doch vielleicht ihre erste Wurzel in der romantischen Schule selbst, welche, in Opposition mit der nüchternen Moralphilosophie des vorigen Jahrhunderts, dem Schönen und Poetischen eine durchaus unabhängige Stellung von dem Guten und Nützlichen geben wollte. Wir behandelten im reinen Priesterdienste des καλὸν das ἀγαθὸν übermüthig geringschätzig. Aber darum leugneten wir es nicht weg. Wir spotteten nur darüber, aber fest mochte es unsertwegen bestehen, wenn es bei unseren poetischen Spaziergängen nur nicht störend uns in den Weg trat.

Das ironische Fieber war übrigens lange nicht so gefährlich für das deutsche Theater, als das fatalistische. Es grassirte nur, wo die ästhetische Bildung ihren Gipfelpunkt erreicht. Und auch da berührte es kaum die großen Massen. Sie verstanden es nicht was man ihnen gab. Ludwig Robert schrieb ein feines Lustspiel, eine bittere Satyre gegen die Aristokratie der sogenannten guten Gesellschaft; „Er wird zur Hochzeit gebeten“ hieß es, ein Meisterstück in seiner Art. Aber gerade das Publicum, das große, gesunde, bürgerliche, für dessen Rechte er das Wort führte, nur zu fein, pochte es erzürnt aus. Die Dichter hatten keinen Halt; sie waren immer fort genöthigt, durch die Organe der Kritik dem Publicum von dem, was sie wollten, eine Aufklärung zu geben. — Da hatte ich ein Lustspiel geschrieben: „Der Prinz von Pisa“; es war eine Erholungsarbeit nach den tragisch feudalistischen Versuchen. Die Harnische waren abgethan, das Fatum und die Prophezeihungen auch. Es war ein Lustspiel im Sinn, aber mit tragisch pathetischen Figuren. Lauter Tugendhelden, die Staat-, Welt- und Menschenbeglückung im Munde führen, jeder arbeitet nur für das große Ganze; im Grunde genommen hat aber jeder seine besonderen Interessen. Da ist ein geistreicher Prinz, der es kaum erst ein paar Tage ist, aber das Regieren langweilt ihn schon furchtbar, und er geht auf Reisen, wie er zu seinen Räthen sagt, um zu

lernen, das was uns gebricht.
Kein Welttheil sei zu fern auf meiner Wandrung
Wenn ich, was Pisa kann beglücken, suche.
Barbaren in den Wüsten, Ketzer, Türken,
Heimsuchen will ich mit Gefahr des Lebens
Selbst wilde Völker, die, der Sitte fremd,
Den Gast nicht ehren, sonnverbrannte Neger,
Will die Nomadenvölker Asiens sehn,
Und steigen in des Irokesen Hütte,
Weil oft des schlechtsten Erzes Schlacke noch
Ein Körnlein edleren Metalls verbirgt,
Das ich, einsammelnd der Erfahrung Gold
Heimbringe, rein geprägt, dem Vaterland.

Aber zum Vertrauten erklärt er, daß er „den einzig wahren Weg zur Wahrheit fand,“ nämlich als ein neuer Harun al Raschid verkleidet in seine Stadt zurückzuschleichen, und Verhältnisse und Menschen zu studiren. Aber das eigentlich wahre, was er sich selbst verbirgt, ist, er kehrt unkenntlich nach Pisa zurück, um, sich in alle Abentheuer stürzend, die italienische Faschingslust aus dem Grunde zu genießen. Dabei geräth er denn in allerlei ergötzliche Verwickelungen, wird der glückliche Nebenbuhler in der Liebe seines politischen Feindes, wird das Haupt einer Volksverschwörung gegen sich selbst, belauscht die Niederträchtigkeit seiner Räthe und seines Reichsverwesers, wird aber so verstrickt in diesen Wirrnissen, daß er zuletzt selbst in das Gefängniß kommt, aus dem ihn allerdings die Kundbarwerdung seines wahren Ichs rettet, aber nicht aus einer sehr peinlichen Verlegenheit reißt. Dies geschieht nur dadurch, daß er eine gute Miene zum bösen Spiel macht, und da er durch Schein getrügt, auch die wahre Schuld der andern als einen Schein nimmt, und vergiebt. Mit epigrammatischen Redespielen werden die gar gefährlichen Brüche geheilt, da eine Ergründung des Uebels bei allen handelnden Personen nichts weniger als eine Lösung herbeiführte, denn sie alle hüllten ihr Sein in einen andern Nimbus. Des Prinzen einzig treuer Diener bittet sich als einzige Belohnung seiner Dienste aus:

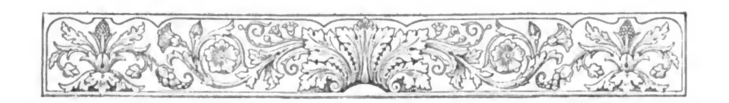
Beglück' nie mehr dein Volk, Jeronymo,
Durch eine Reise so incognito.

Mein Walladmor hatte wunderbarer gewirkt, als ich erwartet. Man wünschte nun frische Kräfte auf die Bretter. Man forderte mich auf, etwas dafür zu dichten, und es war schon fertig. Graf Brühl kam mir mit großer Bereitwilligkeit entgegen. Wolff, auf dessen Individualität ich die Hauptrolle berechnet, interessirte sich lebhaft dafür. Da standen denn goldene Berge vor mir. Schon waren die Rollen aus-

getheilt, Leseproben gehalten, das Stück angesetzt, als Wolff erkrankte, gefährlich erkrankte, in Folge dessen er seine Reise nach dem Süden antreten mußte, die mit seinem Tode in Weimar endete. Seine Rolle ward einem andern Darsteller übergeben. Ich konnte weder über dessen Fleiß, noch guten Willen klagen, aber das Lustspiel, das sich nur im Scheinen bewegte, versank dadurch, daß ein Heldenschauspieler die Partie des humoristischen Intriguants übernahm, in eine materielle Sphäre, für die es nicht berechnet war. Was nur hingehaucht werden sollte, wurde mit deutschem Ernst declamirt. Was nur das allerfeinste Spiel eines gewandten Redekünstlers andeuten durfte, wurde als baare Münze gegeben, und so nahm es das Publicum hin. Der Erfolg war, die eigentlichen Lustspielscenen, die pikanten Situationen, die barock komischen Charaktere ergötzten, mein Thema aber war nicht verstanden. Man lobte mich um das, was Nebensache war, und tadelte meine Helden, daß sie schwach wären und das persönliche Interesse nicht fesselten. Freilich konnten sie es nicht fesseln, denn es war gar nicht des Dichters Absicht, er stellte ja nur eine kleine Welt von Scheinmenschen hin, die ihren Egoismus, der mannigfachsten Art, vor den Andern und vor sich selbst künstlich verbargen, und je schwächer es mit ihnen stand, in um so tönendern Tugendphrasen sich ergingen. Daß ich das dem Publicum später sagen mußte, daß Viele erst da die Augen aufschlugen, und sagten, sie hätten mir Unrecht gethan, war ein bedenkliches Zeichen. Das Drama soll durch sich selbst sprechen. Ich zweifle, ob, auch wenn Wolff den Prinzen und alle Mitspieler in seinem Geiste gespielt hätten, des Dichters Intention dem Publikum deutlich geworden wäre. Versicherten mich doch selbst Schauspieler, daß sie erst nach der dritten und vierten Vorstellung die ironische Bedeutung ihrer Rolle verstanden; sie hatten guten Muthes ihre Phrasen für Gesinnung genommen.

Der Plan meines Lustspiels war gut, aber ich hatte es verdorben, weil mir die Begriffsaufgabe zur Hauptsache wurde. Indem ich ein Thema durchführte, gingen mir die wahrhaftigen menschlichen Charaktere verloren, ohne die die dramatische Poesie in's Blaue schießt und nimmer Wurzel treiben kann. Nun aber waren die Nebenpartien bedeutender geworden, als ich selbst gedacht. Man sagte, schade, daß nicht das Ganze so ist, und die Verführung war da. Das Wirken, ach, es ist so selig. Warum sollte nicht das Ganze wirken! Ich ging an eine Umarbeitung, an eine zweite und dritte und gab dem Stücke einen ganz andern drastischen und barock-komischen Schluß. Man war so gefällig sie einzustudiren, eine Gefälligkeit, die mir damals ganz natürlich schien, obwohl ich erst jetzt erkenne, daß es eine Freundlichkeit gegen einen jungen Dichter war, die er mit mehr Dank hätte hinnehmen sollen. Das so geänderte Lustspiel (thörichter Weise änderte ich nach dem ersten Eindruck, den es im Publikum gemacht, auch die Gattungsbezeichnung und nannte es Schauspiel) ging mehrmals über die Bühne und gefiel, es war nun, zumal am Schluß von einer possenhaft schlagenden Wirkung geworden. Ich merkte in meinem Eifer kaum, daß mein Lustspiel unter der Hand etwas ganz anderes geworden, als ich wollte. Das Alte paßt nicht mehr zum Neuen. Dies neue Stück, mit Herauskehrung alles Drastischen, der rohen Katastrophen, und der barocken Scenen war nicht mehr die feine ironische Komödie, es war ein Fastnachtsspiel. Nun verstand es Jeder in seiner Wirkung, ich zweifle aber, ob Wolff nun noch für den Prinzen sich geeignet hätte. Dies alles führe ich nicht an, um ein vergessenes Lustspiel ins Gedächtniß zu rufen, sondern als einen Beleg für mich und Andere, wie auch beim ernstesten Streben der Theatereffect verführt, und die Charybdis immer neben der Scylla ist. In jenem bangen Momente, ehe der Vorhang aufgeht, und die Ouvertüre sich ihrem Ende naht, gehen in dem jungen Dichter Gefühle vor, die sich nicht beschreiben lassen. Ein Moment ist's, gegen den der Vorabend einer Schlacht, eines examen rigorosum, die Eröffnung der Staffette von einem Börsenmann, des Antwortschreibens einer Geliebten auf unsere heiligste Frage — nichts sind sie dagegen. Ihm steht die Welt auf dem Spiele. Sein Sein und Nichtsein wird entschieden. Sein ganzes Wesen ist verwandelt. War er stolz, so wird er lammfromm; war er sicher des Erfolgs, so zweifelt er an Allem. Er ist in einem magnetisirten Zustande; er hört, sieht doppelt, dreifach. Wie dem Wilden steigert sich seine Merkkraft. Durch Bretterwände sieht er die spottischen, lachenden, gähnenden Gesichter der Zuschauer. Jedes Wort, das der Schauspieler anders betont, als er dachte, schneidet ihm in die Seele, es ist der Vorbote des Durchfallens. Jedes Räuspern, Schnauben, jede zufallende Thür im Publicum ist der Vorklang des Auspochens. Alles dreht sich um ihn, er hört nicht mehr, er sieht nicht mehr. Das ist der Moment, wo man die Seele den bösen Mächten verschreibt. Denn da, fort sind die stolzen Ideen, die der Jüngling träumte. Er will nicht mehr belehren, er will nur gefallen. Nur daß es reussirt, ist sein Gebet, die Mittel werden ihm in dem Augenblick gleichgültig. Er thäte Alles, damit das wankende Stück nur durchgeht; er möchte Coulissen schieben, Stühle forttragen, Alles, auch das, was er vorhin verschmäht, verachtet. Seine schönsten Reden erscheinen ihm selbst unerträglich lang. Ginge es, er zöge den Schauspieler an einem Faden zurück, daß er nicht zu weit geht, während er ihm auf den Proben noch zu zag erschien. Er möchte ihm die Reden fortblasen aus dem Munde, für die er auf den Proben mit Hand und Fuß gegen Schauspieler und Regisseur focht; denn sie seien die Seele des Stücks. Was geht ihm jetzt diese Seele an, die das Publicum langweilen kann; er will ja nur wirken, nur nicht durchfallen will er. Solche diabolische Macht übt das Theater. (Fortsetzung folgt.)

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von F. Cynamon in Berlin N, Chausseestr. 2e



Die Frau Kommerzienrätin.

Von Karl Emil Franzos.

„Nein, nein!“ sagte der alte Herr und fuhr über die Wachstuchplatte des Kneiptisches, als striche er damit jede andere Meinung aus. „Die Sitten wechseln, aber nur wie die Kleider, die Menschen bleiben, wie sie sind; wir stecken eben alle nackt in unseren Kleidern. In Ihrem Cinquecento, mein guter Professor, wo nach Ihrer Meinung die Übermenschen wild wuchsen wie die Tollkirschen an der Hecke, ist auch nicht viel Anderes geschehen als heute!“

„Hm!“ Der Gelehrte räusperte sich ironisch. „Sie waren ja lange Verteidiger, lieber Justizrat — sind Ihnen wirklich in Ihrer Praxis Geschichten passiert, wie ich sie eben erzählt habe oder wie sie Graziani berichtet: der Verführer einer vornehmen Dame wird von ihren Verwandten gezwungen, der Geliebten selbst die Augen auszustechen, weil dies die furchtbarste Pein für ihn bedeutet?! Jakob Burckhardt hat Recht: die Rache wurde aufgebaut wie ein Kunstwerk . . .“

„Was heut nicht vorkommt,“ war die spöttische Antwort. „Sie haben nach meinen Erfahrungen als Verteidiger gefragt. Nun, gleich mein erster großer Fall — — Schlimmeres erzählen auch Ihre Graziani, Giraldi und Bandello nicht. Nur waren die Menschen vor fünfhundert Jahren tapferer, offenherziger und schämten sich ihres wilden Rasens nicht. Das ist aber auch Alles!“

„Beweise!“ sagte der Professor und wir Anderen stimmten ihm bei. Denn daß der endlose Streit mit einer hoffentlich interessanten Geschichte enden würde, war mehr als wir erwartet hatten.

„Meinetwegen!“ knurrte der Justizrat. „Obwohl es eigentlich nicht gern geschieht. Denn — lachen Sie mich aus, meine Herren, — es fliegt mich eigentlich auch jetzt noch ein Grauen an, wenn ich an die Geschichte denke. Übrigens keine Spur von Romantik; Kostüm, Staffage und Schauplatz der Handlung nüchtern und langweilig.

Und wie langweilig, meine Herren! Ein märkisches Fabriksnest mit 5000 Einwohnern, unter zehn Menschen neun Arbeiter und der zehnte ein öder, gottverlassener Wollsack. Gar so lustig ist's auch heute nicht dort, und nun gar vor vierzig Jahren! Ich war in Berlin unter die Schöngeister geraten, hatte bei Varnhagen, der Ahlefeldt, der Bettina verkehrt, zuletzt die Schillerfeier mit arrangieren geholfen — und nun! Nach drei Tagen sagte ich mir: „Da erstickst Du!“ und wollte fort. Aber eine bessere Gelegenheit, was zu lernen, fand ich nicht wieder, und Geld zu verdienen auch nicht. Mein Chef, der alte Justizrat Böhme, war ein gescheidter Mann, auch als Anwalt sehr tüchtig. Nur hatte er damals schon zwei Dinge verschworen: Akten zu lesen und zu schreiben; das mußte sein Assessor für ihn thun. Dafür zahlte er aber auch wie kein Anderer. Und so blieb ich kleben.

Bei Tage war's ja erträglich; eben Arbeit bis zur Bewußtlosigkeit. Aber die Abende! Mein Alter war verheiratet, ebenso die Herren vom Gericht, Garnison gab's nicht, und was sich des Abends im Billardzimmer der „Preußischen Krone“ herumdrückte, waren nur menschenähnliche Wesen: die jungen Herren aus den Fabrikkontors. Welche Witze, welche Manieren! — sich mit denen anfreunden — brr! Aber in der Not frißt der Teufel Fliegen und mit der Zeit fischte ich mir Zwei heraus, die eigentlich richtige Menschen waren, obwohl auch sie etwas viel von Kattun sprachen. Der Eine, Wendler, machte und der Andere, Hüffing, verkaufte ihn, beide in der größten Fabrik des Orts. Wendler war der technische, Hüffing der kaufmännische Leiter der Firma — sagen wir: Gottfried Pohlmann. Denn sie besteht noch heute, gehört noch derselben Familie; da mag ich den richtigen Namen nicht nennen. Aber Karl Wendler und Paul Hüffing sind beide todt, verdorben und gestorben. Und auch schon fast vierzig Jahre!

Die armen, armen Kerls! Aber von meinem Bedauern werden sie nicht wieder lebendig. Also kurz: je näher ich sie kennen lernte, desto lieber wurden sie mir.

Schon äußerlich Prachtmenschen; Wendler ein blonder, breitschultriger Hüne mit einem schönen, offenen Gesicht und lachenden blauen Augen; Hüffing ein feingliedriger Mensch mit schwarzem Kraus-

kopf und blassen, scharfen Zügen, als wären sie einer antiken Kamee nachgeschnitten. Wie er zu dem Gesicht kam, weiß ich nicht; er war ein Hamburger Kind, aber auch sein Wesen deutete auf eine südlichere Sonne: ein heißblütiger, leidenschaftlicher Mensch, der sich freilich gut zu beherrschen wußte. Um so harmloser schien der Wendler: ein Brünner Fabrikantensohn, der echte Österreicher, nicht sehr tief, nicht sehr verläßlich, aber glatt und liebenswürdig und immer fidel.

Mit mir vertrugen sich Beide vortrefflich und untereinander waren sie vollends Herzensfreunde, unzertrennlich und in Allem einig, namentlich auch in ihrer respektlosen Liebe für ihren Chef.

Auch diesen Herrn — wie hab' ich eben den Namen erdichtet? — Gottfried Pohlmann lernte ich näher kennen; er beehrte uns zuweilen an unserem Stammtisch in der „Krone". Ein dicker, plumper, sechzigjähriger Mann, mit einer flammenden Nase im breiten Gesicht, der wie ein Fleischer aussah, sich auch nicht viel feiner betrug und doch nur zuweilen lästig, nie peinlich wurde, eben weil er so überaus harmlos und gutmütig war.

Ein armer Webergeselle, hatte er sich durch Fleiß und Tüchtigkeit, aber freilich auch weil ihm zu rechter Zeit eine häßliche Erbtochter in die Arme gelaufen war, zum Fabrikanten aufgeschwungen und wurde dann von Jahr zu Jahr wohlhabender, schließlich sogar so reich, daß er nach dem Tode seiner ersten Frau ein junges Mädchen aus adeliger, verarmter Familie freien konnte. Die ganze Stadt machte sich über den dicken Gottfried lustig und seine Freunde überschickten ihm am Morgen des Hochzeitstages einen riesigen Schlapphut, weil er ja künftig der Hörner wegen keinen Cylinder mehr werde tragen können; aber hinterdrein hörte man nicht das Geringste, was den Spott gerechtfertigt hätte, auch dies Wagnis schien ihm geglückt, wie sein ganzes Leben.

Wenigstens sprach er von seiner Frau, die er den Winter über ihrer zarten Gesundheit wegen mit dem einzigen Knaben nach dem Süden geschickt hatte, mit großer Liebe und las uns zuweilen nach Mitternacht, wenn er angetrunken war, mit lallender Zunge ihre zärtlichen Briefe vor. Von uns Dreien kannte sie noch keiner, Wendler und Hüffing waren erst nach ihrer Abreise, im Oktober 1859, in das Nest gekommen, ich einige Wochen später.

„Na, wie Ihr mich beneiden werdet, wenn Ihr sie erst seht!" pflegte er zu sagen. „Nur für meinen Geschmack etwas zu mager, aber sonst patent! Patent, Kinder! Aber beim Beneiden wird's auch bleiben, denn mein Miezechen ist brav! Ja, auf die glückliche Hand kommt's an! So ein Weib, und nun solche zwei Kerls im Geschäft! Stoßt an, Ihr sollt Alle leben!"

Kurz, ein taktloser Protz, aber dabei so wacker und gutartig, daß auch wir ihn schließlich nicht ungern sahen. Meine Freunde erlaubten sich ihm gegenüber die derbsten Späße, aber daß er ein Ehrenmann, ein Vater seiner Arbeiter und der tüchtigste, liebenswürdigste Chef war, den sie sich wünschen konnten, vergaßen sie dabei doch nie.

So meine Herren, da hätten wir dramatis personae beisammen, bis auf die wichtigste, Frau Marie Pohlmann. Die lernten wir im April kennen; gleich am ersten Sonntag, wo sie wieder zu Hause war, lud uns ihr Mann zu Tisch

Der erste Eindruck war sehr günstig; von ihrem Betragen waren wir alle entzückt, offenbar eine gebildete Frau von feinstem Takt; wie sie diesen Mann zu behandeln, zu zügeln wußte, ohne ihn doch irgendwie zu demütigen, das war eine Leistung, die ihr nicht Viele nachgemacht hätten. Hingegen enttäuschte uns ihr Äußeres; eine zarte, mittelgroße Blondine mit feinem, scharfgeschnittenem, aber unharmonischem Gesicht; namentlich paßte zu der hohen Stirne mit den feinen Schläfen, den fast hageren Wangen der große Mund mit den dunkelroten, dicken Lippen nicht, die allerdings beim Lächeln prächtige Zähne sehen ließen. Auch die Augen, große, graue, wie metallen schimmernde Augen, waren an sich schön, nur der rasche, scheue, dabei durchdringende Blick berührte etwas unbehaglich.

Wenigstens Hüffing und ich fanden dies; Wendler aber, der sich uns gegenüber gern auf den gewiegten Weiberkenner herausspielte und jedenfalls auch mehr Erfahrung hatte als wir, fand gerade diesen Blick entzückend. „Unser Alter kann von Glück sagen, daß sie so schlau ist," meinte er, „sonst würde er seine blauen Wunder erleben. Aber sie ist schlau!" fügte er mit einem leichten Seufzer hinzu.

Mein alter Justizrat, dem ich am nächsten Tage davon erzählte, war anderer Meinung.

„Was schlau?!" rief er. „Das ist sie freilich auch, aber daneben pflichttreu und gut! Glauben Sie mir, die Frau verdient den höchsten Respekt, das wärmste Mitgefühl! Welch ein Schicksal! Schon daß sie dieser Eltern Kind war, wäre eigentlich für jede Schlechtigkeit Entschuldigung genug. Der Vater ein Wüstling, die Mutter seiner würdig,

verkommener Adel; zuletzt hausten sie auf einem verfallenen Vorwerk, dicht an der Stadt. Sie aber hielt sich tapfer, brachte sich durch Klavier-Unterricht selber durch und hatte dabei in allen Ehren ein heimliches Verlöbnis mit einem braven Mann, einem armen Teufel von Lehrer. Da vergafft sich der Pohlmann in sie und kauft sie den Eltern ab, und nun spielt ihr das würdige Paar solange eine Komödie mit Selbstmordversuchen und ähnlichen schönen Scenen vor, bis sie sich drein ergiebt. Was habe ich damals in den Pohlmann hineingeredet! „Und wenn sie ein Engel ist," habe ich ihm gesagt, „das nimmt ein böses Ende." Aber er: „Ein Engel, — na, das ist sie nicht, aber brav und anständig, und darum nimmt's ein gutes Ende." Und recht behalten hat er! Hut ab vor dieser Frau, lieber Kollege. Hut ab!"

Und das war die allgemeine Meinung im Städtchen; selbst aus Frauenmund habe ich — wirklich und wahrhaftig — nie ein schiefes Wort über sie gehört!

Mir mein eigenes Urteil zu bilden, hatte ich zunächst wenig Gelegenheit; ich sah die Frau während des Frühlings nur drei oder vier Mal bei größeren Diners in ihrem eigenen Hause oder anderwärts. Da sah ich denn, daß sie so recht als der Stern ihres Kreises, auch als Schönheit galt, was sie nach meinem Geschmack nicht war. Interessant, und wenn sich das Gesicht belebte voll sinnlichen Zaubers, aber eine Schönheit nicht.

So etwa urteilte auch Wendler in der ersten Zeit und pflegte ein frivoles Wort beizufügen: „Der arme alte Gottfried!" oder dergleichen, während Hüffing sehr warm für sie eintrat. Dabei kam es zuweilen zu Disputen zwischen ihnen, die sich ernsthafter zuspitzten, als eigentlich zu begreifen war. Aber nachdenklich wurde ich erst, als Hüffing die „Krone" zu meiden begann, und, wenn er kam, Wendler mit kaum verhehlter Feindseligkeit begegnete.

Das öffnete mir die Augen. „Den Beiden," dachte ich mir, „gefällt offenbar die junge Frau mehr, als gut ist; anfangs hat Wendler Hüffing für den Begünstigten gehalten und nun ist's wohl umgekehrt; sicherlich sind Beide im Irrtum und jedenfalls soll daran eine treue Freundschaft nicht in Stücke gehen."

So sprach ich denn mit Jedem von ihnen, kam aber damit nicht weit.

„Freilich ist Hüffing eifersüchtig," sagte mir Wendler lachend, „aber ohne jeden Grund! Ich bin ja so gut wie verlobt, mit einer jungen, schönen Wienerin; im nächsten Jahr, wo ich neben meinem älteren Bruder als Teilhaber in unsere Fabrik in Brünn eintreten soll, will ich um sie werben. Und wenn auch dies nicht wäre, so bin doch ich zu klug, um uneinnehmbare Festungen zu bestürmen. Dem Paul also mußt du ins Gewissen reden, nicht mir!"

Paul Hüffing aber, der mir allmählich mehr bedeutete, weil er sichtlich die edlere und tiefere Natur von beiden war, erwiderte mir überhaupt nichts und wurde nur noch blasser als sonst.

„Ich danke dir," sagte er endlich. „Und was Karl betrifft — natürlich komme ich heut' Abend in die „Krone" und thue, als ob nichts geschehen wäre."

Er hielt's auch ein und sie verkehrten nun wieder äußerlich unbefangen mit einander. Aber die alte Behaglichkeit kehrte nicht wieder und nun gar die Wärme von einst.

In den letzten Junitagen kam der alte Pohlmann erregt zu mir: Hüffing habe ihm zu Ende September gekündigt und lasse sich nicht halten. „Da müssen Sie mir helfen! Mir sagt er den Grund nicht, horchen Sie ihn aus. Was er haben will, will ich ihm geben, nur bleiben muß er!"

Ich entledigte mich des Auftrags.

„Nein," sagte Hüffing kurz und schroff. Und als ich in ihn drang, fuhr ein Zucken über das blasse feine Gesicht und aus den dunklen Augen brach eine wilde Glut. „Was ich haben will, wird er mir doch nicht geben," stieß er knirschend hervor.

Dann aber bezwang er sich. „Also ich gehe. Glaub' mir, es ist das Beste so!"

Ich konnte ihm nicht Unrecht geben; von einer hoffnungslosen Leidenschaft verzehrt, riß er sich los. Das war tapfer und gut.

Einige Wochen darauf billigte ich seinen Entschluß noch viel wärmer, als bisher. Da enthüllte mir der Zufall ein Geheimnis, das außer Hüffing kein Mensch im Städtchen ahnte.

Pohlmann war Kommerzienrat geworden und gab aus diesem Anlaß im August in seinem Garten ein großes Abendfest. Es war lustig, hübsch arrangiert, wenn auch lange nicht so entzückend wie es dem Gastgeber erschien. Der dicke Gottfried schwamm in Wonne und hielt mich, als ich nach Mitternacht gehen wollte, in gerührter Umarmung fest.

„Nein, bleiben Sie noch," schluchzte er, „so was sehen Sie nicht bald wieder! Alles famos — diese Weine, diese Musik, was?! Na, man wird nur einmal im Leben Kommerzienrat! . . . O ich Glücksmensch! Und haben Sie schon je eine solche Kommerzienrätin gesehen?!" Und er deutete

auf seine Frau, die einige Schritte von uns am Arm eines Gutsbesitzers eben zur Quadrille antrat.

In der That, in dem eng anliegenden Kleid von heller Seide, ein Diadem mattblauer Saphire im blonden Haar, sah sie heute verführerisch genug aus — wie die Schlange des Paradieses, mußte ich unwillkürlich denken, als ich das Wiegen des geschmeidigen Leibes, den matten Glanz der halbgeschlossenen Augen sah . . .

Ich machte mich von dem Dicken los und ging langsam durch den Garten der Hinterpforte nach der Bachstraße zu, die meiner Wohnung näher lag, als der Haupteingang.

Es war eine stille, schwüle, dunkle Nacht. Als ich an den Bach gekommen war, der, hier von einem schmalen, engen Steig überbrückt, den Garten durchfloß, setzte ich mich auf ein Bänkchen am Steg hin und wäre beim Rauschen des Wassers wohl eingenickt, wenn nicht im selben Augenblick ein rascher, lauter Schritt genaht wäre.

Ein Mann — ich konnte nur die Umrisse der Gestalt unterscheiden, wie sie sich vom helleren Himmel abhob, aber kein Zweifel, Wendler war's. Nun hielt er nicht zehn Schritte von mir und spähte ins Dunkel nach dem Tanzplatz zurück.

Da kam von dorther ein anderer leiser Schritt heran, das Rauschen knisternder Seide — und aus der Brust der beiden Menschen brach, während sie einander in die Arme stürzten, ein Seufzer, ein unterdrückter Schrei, daß es mich heiß überlief . . .

Nur einen Atemzug hielten sie sich umschlungen und huschten dann rasch auseinander. Ich aber sagte mir, als ich mich am Geländer des hohen Steigs zur Pforte tastete:

„Ja, es ist gut, daß Paul geht!"

Als er fort war, verbrachte ich meine Abende zumeist allein an dem Stammtischchen neben dem Ofen und kam Wendler, so war mir dies auch kein Vergnügen. Der sonst so gleichmütige Mensch war nun abwechselnd tief verstimmt oder von ausgelassener Lustigkeit, und daß er mir immer wieder von seiner Wiener Braut und der trefflichen Ehe des Kommerzienrats erzählte, machte mir ihn nicht sympathischer.

Da war mir noch die Gesellschaft des dicken Gottfried lieber, der jeden Sonnabend punkt Acht antrat und einige Stunden später leicht angesäuselt heim wankte, wie er dies seit seiner Gesellenzeit gewohnt war. Er hatte sich ja das böse Schicksal, das ihn nun ereilt hatte, selbst geschmiedet, aber der arglose, alte Mann that mir doch leid.

So saß ich auch am ersten Sonnabend im Dezember 1860 mit ihm beisammen und trat erst gegen Mitternacht mit ihm auf die Straße, wo sich unsere Wege bald trennten.

Es war ein abscheuliches Wetter; ein leichter Regen fiel nieder und wurde sofort zu Eis, daß man vor Glätte kaum vorwärts kam. „Thut nichts!" sagte er beim Abschied vergnügt, als er in die Bachstraße einbog, um durch die Hinterpforte in den Garten und in sein Haus zu gelangen, „fall ich, so steh ich wieder auf!"

Und das war das letzte Wort, das Jemand aus Gottfried Pohlmanns Munde gehört hat . . ."

Der Erzähler hielt inne, that einige tiefe Züge aus seiner Cigarre und fuhr dann fort:

„Einige Stunden darauf, so gegen vier Uhr Morgens, holte mich der Portier der Fabrik im Auftrag meines Chefs nach der Villa Pohlmann. Als der alte Mann bis zwei Uhr nicht heimgekommen war, hatte die Gattin nach ihm suchen lassen und da fanden sie denn die Leiche im Bache neben dem Steig im Garten; die erstarrte Hand hielt noch ein Stück des Geländers fest. In ihrer jähen Bestürzung schickte die Frau um den bewährten Rechtsfreund und der Justizrat wieder ließ mich holen, weil ich zuletzt mit ihm beisammen gewesen.

Aber Besonderes wußte auch ich nicht zur Aufklärung beizubringen. Und der Hergang war ja an sich klar genug: der schwere, angetrunkene Mann war offenbar im Glatteis auf dem Steig ausgeglitten, mit voller Wucht an das Geländer geprallt und dann mit diesem in die Tiefe gestürzt. Ob er da ertrunken oder infolge der jähen Kälte am Schlag gestorben, war ja gleichgiltig.

Tot war er. Und so begruben wir ihn mit allen Ehren, die dem reichsten, wohlthätigsten und beliebtesten Mann des Städtchens gebührten.

(Schluß folgt.)

Goldregen.

Goldregens Blütenfülle
Lockig herniederrollt,
Verträumte Falter gaukeln
Trunken über dem Gold.

Wie goldner Regen flutet
Dein Haar hernieder schwer,
Und Liebesgedanken flattern
Sehnsüchtig drüber her.

Reinhard Volker.

Gedichte von Paul Verlaine.

Aus dem Französischen übersetzt von Otto Hauser.

Abendgedanke.

Mit sehnsuchtsbangem Blick zum Horizonte steht,
Aufs unermeßne Meer in Trauer blickt Ovid,
(Den Jugenddrang die Kunst zu Lieben trieb zu dichten),
Ob unter Eiben er und silbergrauen Fichten
Auf der Verbannung Gras, dem fahlen, kalten, ruht,
Ob er umherirrt, gleich dem von der Fieberglut
Erzeugten Schemen, durch das wilde Land der Scythen,
Daß die Barbaren, die ringsum die Herden hüten,
Vor ihm entfliehn und Furcht die blauen Augen füllt.

Das schlechte Kleid, in das er fröstelnd nun sich hüllt,
Das schüttre, graue Haar, das ihm mit kaltem Brausen
Auf furchenreicher Stirn die Winde nun zerzausen,
Der ungepflegte, schon fast weiße, dichte Bart,
Der Blick, der Funken nur des alten Feuers wahrt, —
Sind Zeugen seines Wehs und künden die verworrne,
Beklagenswerte Mär von eines Kaisers Zorne,
(Der hatte, ach, so gern vom Schimpf sein Haus befreit),
Von heißer Liebesglut und von der Schranzen Neid.
Und immer denkt Ovid an Rom in seinen Schmerzen,
An Rom, so groß und schön geträumt von seinem Herzen.

O Jesus, trauern sieh mich fern von deinem Reich:
Wohl bin ich nicht Ovid und bin ihm doch so gleich!

O wohl, gelitten hab' ich viel!

O wohl, gelitten hab' ich viel
So wie ein Wolf, der ohne Ziel
Sich flüchtet vor den grimmen Rüden,
Der umirrt, von der Jagd gehetzt,
Und zuckend auffspringt, da sich jetzt
Die Meute einbeißt in den Müden.

Der Haß, der Neid, das Geld, o seht!
Umringen grimm mich früh und spät,
Hetzhunde, welche jeden wittern.
Das währt so Monde, Jahre lang.
Mein Mittagsbrot verzehr' ich bang,
Mein Abendbrot mit Furcht und Zittern!

Doch in des Lebens Schreckenshain
Dringt noch ein Hetzhund auf mich ein,
Der Tod! — Ich leb' in Todesnöten!
Es setzt der Tod, das grimme Tier,
Aufs Herz die schwere Tatze mir
Und beißt, ach, ohne mich zu töten!

Ich bleibe blutend auf dem Plan
Und geh entgegen dem Orkan,
Umbraust vom Haß und vom Geläster.
O laßt mich Armen sterben hier,
Ihr Wölfe, meine Brüder ihr,
Vom Weib verwüstet, meiner Schwester!

Das Weib.

O Weib! Du Feind so klug und kalt und heimlichstill,
Du Feind, der niemals uns nur halb besiegen will,
Der keiner Wunden schont, der jede Beute raubt
Und der mit Schwert und Brand verwüstet Herz und Haupt,
O Weib, du guter Freund, wenn auch ein sichrer nicht,
Doch oft so süß wie nur des Kohlenfeuers Licht,
Das uns in Schlummer singt, wie summend hell es loht,
Das oft den Schläfer auch in seligsanften Tod
Den kaum die Seele fühlt, gemach hinüberführt!
Du stets erstrebtes Weib, obwohl ich ungerührt
Nicht denken kann an dich, ich klage hier dich an,
Ich, den e i n reuig Wort zurück dir bringen kann.
Doch weil du Reu nicht kennst, so wie ein Steinidol
Nicht zürnen kann, ist dies das letzte Lebewohl,
O Baum du, unter dem so schlecht die Menschheit ruht
Und doch ein Eden bis zum Tag der Zornesglut!

Hände.

Nein, das sind nicht fürstliche Hände
Eines hohen geistlichen Herrn,
Aber ich glaube doch, ich fände
Nicht ohne Grazie sie von fern.
Auch die Hände eines Poeten
Oder Künstlers scheinen sie nicht.
Doch sie sind in ihrer beredten
Trauer selbst ein kleines Gedicht.
Denn die Hände haben Charakter;
Liebende werden's euch gestehn:
Mund und Augen sprechen abstrakter
Als im Drucke die Hände stehn.
Alle Meteore des Hauptes,
Alle Stürme unserer Brust,
Alle verrät, und niemand glaubt es,
Die Art der Hände unbewußt.
Dies sind nicht Hände eines Bauern,
Doch daß sie's waren, zeigen klar
Die großen Linien mit Bedauern,
Daß ihre Müh' vergeblich war.

Sie sind, die grauen, langen, magern,
Denen gleich der Heiligen wohl,
Der auf Goldgrund gemalten, hagern,
Ihrer Weltentsagung Symbol,
Oder denen alter Soldaten.
Die, längst in Reih und Glied nicht mehr,
Doch stets berichten ihre Thaten
In Kämpfen, o so lang und schwer.
Mit den spärlichen starren Haaren
Sehn die Hände im Abendgraun
Rauher noch aus, als sonst sie waren,
Herber Gedanken Beute, traun!
Der sie bestürmt, der schwarze Kummer,
Ihr bittrer Halbtraum, lassen sie
Das Weh verraten nur in Kummer,
Darum noch herbrer Parodie.
Ich habe Furcht, hier auf dem Tische
So überdenken sie zu sehn
Dinge, schreckliche, mörderische,
Welche, ich weiß es, auch geschehn!
Links hier die linke Hand, die rechte
Hier rechts. Ganz einsam bin ich hier.
Des Lagers Linnen (o, die Nächte!),
Leichentücher scheinen sie mir.
Draußen heult der Wind in den Bäumen,
Tückisch überfällt mich die Nacht . . .
Seh' ich vielleicht in meinen Träumen
Die Hände nur? — Dann aufgewacht!

Der Heitre.

Für dieses Heitren Seele
Wie ward das Leben schwer!
Ach, für die heiße Kehle
Kein Wein im Becher mehr,
Kein Licht mehr, keine Kerze
Fürs Aug' und für die Hand,
Kein Neid mehr, der das Herze
Erfüllt mit stolzem Brand,
Kein Weib mehr, das er wählte
Zum Leben und zum Tod,
Das ihn mit Lust beseelte
Und mit ihm litte Not,
Ach, keine Frauenminne
Und auch kein Glaube mehr,
Sie Balsam für die Sinne,
Für Furcht vorm Richter er,
Kein Hoffen mehr, daß Wonne
Für das, was sie erfuhr,
Die Seele einst durchsonne!
Nichts. Nächstenliebe nur!

Vergeben jedem Schlechten,
Als träf' ihn keine Schuld,
Vergessen jedes Rechten,
Statt Rache nur Geduld,
Mit Güte stets das Böse
Bekämpfen, nie besiegt,
Daß jener Bann sich löse,
Der auf den Bösen liegt, —
Den Stolz, den Groll ertöten,
Sich selbst nur nicht verzeihn,
In guter Scham erröten
Und immer milde sein . . .
Und Kraft durchfließt die Glieder,
So matt und siech du scheinst,
Das Leben lächelt wieder
Dir Heitrem so wie einst!
Und, Gott, weil ich vergebe,
Vergieb mir, Herr, auch du,
Mit Hoffnung mich belebe,
Im Glauben gieb mir Ruh!

Schiffbruch.

Auf! Der Strömung nun des Glückes zu!
Aber vor dem Schiffbruch, vor dem hehren,
Muß ich noch mit einem Opfer ehren
Dieses Meer des Friedens und der Ruh.

Diesem Meer, dem jetzt vom Sturm empörten,
Das dir droht so furchtbar, übergieb
Jeden eitlen Traum und bösen Trieb,
Alle Sünden, welche dich bethörten.

(Große Sünden hast du ja nicht mehr,
Kleine nur, begangen schon im Leide,
Ährenbrand und Trespen im Getreide, —
Aber hat sie jemand denn nicht mehr?)

Übergieb dein Zürnen ihm und Grollen,
(Doch bewahr' dir wohl den großen Zorn!)
Deines Selbstzerquälens scharfen Dorn,
(Doch bewahr' das Besserwerdenwollen!)

Die Begierden übergieb ihm all',
Die Gedanken der erregten Sinne,
Ruhm und Ehre, Wein und Frauenminne,
Freudig übergieb sie seinem Schwall,

Übergieb ihm, was du kannst entbehren,
Ohne Seufzer, ohne Furcht und Pein,
Singend froh, der Bürde frei zu sein,
Übergieb ihm, was du kannst entbehren!

Und dann geh' es ohne Wiederkehr
Sichrem Tode zu so leicht und schnelle;
Niemand weiß uns jener Strömung Stelle,
Niemand über der Entsagung Meer.





Erinnerungen

von

Willibald Alexis.

Mitgeteilt von Dr. Max Ewert.

Theater-Erinnerungen.

(1841.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Das Berliner Volkstheater.

Das Nationaltheater war ein Hoftheater geworden. Da war nichts zu ändern. Aber der Begriff Volk war mit den Befreiungskriegen plötzlich aus dem Schlummer erwacht. Das Volksthümliche spukte in ehrenwerther Absicht, aber in wunderlicher Weise. So wunderlich ungeschickt, daß, die den Begriff überhaupt fürchteten, nicht nöthig gehabt hätten, zu den Waffen zu greifen, wie sie thaten, um ihn zu unterdrücken; er vernichtete sich selbst in der Art, wie er sich benahm. Unter allen den volksthümlichen Wünschen, welche wie Schaumblasen aus jener chaotischen Aufregung in die Luft stiegen, war auch der nach einem Volkstheater.

Man war überein gekommen, es war ein nothwendiges Bedürfniß, daß die preußische Hauptstadt ein Volkstheater erhalte. Auf dies allgemein gefühlte Bedürfniß hin, das von allen öffentlichen Stimmen besprochen und selbst in den höchsten Regionen anerkannt wurde, hatte ein gewitzigter jüdischer Handelsmann sich eine Concession zu verschaffen gewußt. Dieser erfahrene Mann hatte sich zwar in allerhand Handlungen versucht, allein die dramatische war ihm unbekannt geblieben. Er konnte kein Volkstheater bilden. Aber ihm kam es auch nur auf das Geschäft an, die Bildung überließ er Andern. Er verkaufte seine Concession an eine Actiengesellschaft.

Diese wollte nun bilden. Reiche Kaufleute und Banquiers, ehrenwerthe Männer, die die Sache halb als Ehrensache und Vergnügen betrachteten. Darunter sehr unterrichtete, hochgebildete; aber von dem, was zu einem Volkstheater gehört, wußte sie kaum mehr als jener Handelsmann. Sie trifft darum kein Vorwurf. Denn wer überhaupt wußte es?

Ein Volkstheater! Es war ein schönes Modewort, ein Ding, für das der Name fertig war, aber sonst nichts. Ein Begriff, dessen Wesen noch keiner kannte, aber mit so schönen Illusionen umwoben und gefärbt, daß man dafür schwärmen konnte. Wer hatte denn ein Volkstheater gesehen? Wer in Wien war und die Leopoldstadt besucht hatte. Zudem schwebte den Belesenen unter den Lenkern allerlei vor, was unsere großen Kritiker und besonders A. W. v. Schlegel über Volksbühnen geschrieben. Alles das sollte mit einem Male werden, fertig sein, leuchten, überraschen, fesseln; aber es mußten doch zuvor Ziegeln gebrannt werden zum künftigen Komödienhause, Garn gesponnen zur Leinewand für die Coulissen, Schauspieler geworben, Dichter gewonnen werden.

Giebt es ein deutsches Volkstheater? Vielleicht hat es ehedem eins gegeben, in den Puppenspielen. Das ist längst todt. Von daher war keine Erfahrung einzuholen. In Wien gab es eines. Dies schwebte allerdings den dunkeln Vorstellungen, dem sehnsüchtigen Verlangen danach bei uns vor. Aber kann man dieses mit Recht ein Deutsches nennen, d. h. eines, das für alle Länder gilt, wo die deutsche Zunge herrscht? Es ging ganz eigenthümlich aus den Wiener Verhältnissen hervor und war von einem solchen frohen, witzigen, genügsamen und genußsüchtigen Publicum bedingt.

Wo waren bei uns die Bedingungen für eine ähnliche Bühne? Wo war das vergnügte, wo das bescheidene, genügsame Volk? Ließ es sich thun, Wien zu übersetzen für Berlin? Wie hätte sich dagegen unsere wirkliche und unsere affectirte Bildung gesträubt! Es mußte etwas ganz neues geschaffen, von vorn angefangen werden. Ein Volkstheater mußten wir haben, es koste was es wolle. Aber was für eins? Ein norddeutsches, ein preußisches, ein berlinisches? — Welche Verwirrung von Ansichten und Vorstellungen verdeckte da der allgemeine Wunsch! Uns fehlte nicht weniger als Alles zur Erfüllung dieses Wunsches und doch war er allgemein. Das Publicum, die Dichter, Schriftsteller, Künstler, alle wiegten sich in süßen Illusionen. Da werde der alte, von Gottsched und der Neuberin feierlich begrabene Hanswurst, wieder in verklärter Gestalt aus seinem Grabe auferstehen. Da werde aller Witz und Humor, der je im deutschen Volke gelebt, wie auf den Wink des Rattenfängers von Hameln, zusammenschießen und fliegen, um an der Leimruthe des Königsstädter Theaters zu flattern und

zu singen. Die alte Lustigkeit und Heiterkeit, der moderne Humor, das Derbe und das Feine der Vorzeit und der Gegenwart, Spott und Ernst, Bildung, Intelligenz und gesunder Menschenverstand würden sich die Hand reichen zu einem Fastnachtsreigen. Die Volksgefühle würden erstarken, die falsche Prüderie zur Vogelscheuche werden und für das Volk und die Dichter eine goldene Zeit angehen.

Und was ward aus allem dem? — Nicht einmal ein einziges nationales Lustspiel kam zu Stande, um die deutsche Volksbühne damit zu eröffnen. Das wäre wohl die Gelegenheit gewesen zu einer Preisaufgabe. Die Gelegenheit macht Diebe und Dichter. Aber bei dem Chaos von Vorstellungen, die wir alle, Directoren und Dichter, Actionäre und Publicum, von dem Werdenden hatten, wie hätte das Lustspiel gestaltet sein müssen, das Allen genügen sollte! Einer dachte an den alten Hanswurst, der andere an Shakspeare's phantastische Lustspiele, der an Gozzi, der an Hans Sachs, dieser an Calderon und jener an Kotzebue. Es war, wie ich mich erinnere, wirklich in Vorschlag, eine allegorische Posse zu entwerfen, des Inhalts, daß irgend ein Magus unter Donner und Blitz das Grab des Hanswurst sprenge, und der alte kecke Bursch solle herausspringen, und dem Publicum versichern, daß er nicht mehr todt sein wolle und für seine lieben Deutschen wieder auflebe. Aber man machte mit Recht den Einwand, daß es ja damit nicht gethan sei, ihn wieder zu erwecken, wenn er nichts mitbringe, um seine Subsistenz zu sichern. Unsere Polizei duldet nur solche Subjecte in der Stadt, die nachweisen, wovon sie leben; und es wäre schlimmer gewesen, als ihn in seinem Grabe ruhen lassen, wenn er an Hunger und Dürftigkeit zum zweiten Male sterben müssen.

Je näher die Eröffnung der Anstalt war, um so empfindlicher zeigte sich die Armuth und der Mangel. Es fehlte an Gegenständen und an Dichtern, an Eintracht und an Zusammenhang. Man machte die traurige Erfahrung, an der man zum Theil freilich selbst schuld war, es war nichts vorbereitet. Als man mit allem Eifer an die Materie gegangen, hatte man gedacht, der Geist müsse sich von selbst einfinden. Er war nicht einzutreiben. Also sah man sich gezwungen, da keine neuen Lustspiele vorlagen, zu den älteren seine Zuflucht zu nehmen. Und hier stieß man auf eine neue Schwierigkeit. Der Concession zufolge waren der neuen Bühne nur solche ältere Lustspiele verfallen, welche innerhalb zweier Jahre auf dem Hoftheater nicht zur Aufführung gekommen waren. — So schlossen die großen Vorbereitungen zur Eröffnung der neuen deutschen Volksbühne damit, daß man sie mit einem kleinen Wiener Singspiele, einer Posse daher und einem Schubladenstücke eröffnete!

Das parturiunt montes war indessen damit noch nicht ausgesprochen. Um volksthümlich zu sprechen (es gilt ja ein Volkstheater), wir hatten noch Alle „Rosinen im Sacke“. Alles sollte sich „gestalten“, „entwickeln“. Das waren wieder neue schöne Modeworte; sie klangen sogar philosophisch, obgleich man sie in Keines Munde häufiger, als in dem eines Theaterroutiniers hörte, des Schauspielers Bethmann, welcher eine Zeitlang die technische Direction führte. Da wurde denn gestaltet und entwickelt, innerlich und äußerlich. Im Dirigirten und in den Dirigirenden. Ach, aber es trat von Tage zu Tage deutlicher heraus, daß die vielen Rosinen von sauren Trauben gepflückt waren. Wie man auch aus den Zuckerbüchsen nachstreute, man täuschte sich nur auf Augenblicke. Man griff in die Beutel mit beiden Händen, bis sie leer wurden, aber es that es nicht. Welche Kraft ging in den schönen Illusionen verloren!

Anfänglich glaubten die Directoren allein Alles thun zu können. Warum nicht; sie waren kenntnißreiche Männer und hatten den eifrigsten und besten Willen. Es war ihnen Vergnügen und Ehre, und es ging aus ihren Taschen; vieles wenigstens.

Die Einsicht kam ihnen bald genug, daß Kunstliebe allein den Mechanismus eines Theaters nicht erhalten kann. Sie mußten zu den Routiniers ihre Zuflucht nehmen. Wie oft wechselten diese technischen Directoren! Möglich, daß, wenn sie Holtei früher gerufen, als geschah, zwar nicht das Unmögliche möglich geworden, aber ein eigenthümliches Leben sich eher gestaltet hätte. Nun aber zogen andere Gewitterwolken über ihre Häupter heran. Die Actionaire, mit dem Gestalten und Entwickeln nicht zufrieden, wollten wenigstens Rechenschaft, da sie keine Renten bekamen. Es sah damit schlimm aus. Niemand hatte sich bereichert, es war alles, mit vollen Händen, der Kunstliebe, dem Enthusiasmus geopfert. Aber die Actionaire waren der Ansicht, daß damit das Deficit nicht gedeckt sei. Die erste Direction der Banquiers wurde gestürzt. Jedes gestürzte Ministerium erregt einen Volksjubel. Vom Kommenden erwartet man alle Wunden geheilt, alle Wünsche befriedigt. Statt der reichen Banquiers kamen wohlhabende Kaufleute, statt der Aristokraten behagliche Bürger an's Regiment. Auch sie hatten guten Willen, verfuhren etwas ökonomischer und mit derselben Liebe. Es thats aber auch nicht mehr. Mit der Verschwendung war auch der Enthusiasmus für die Kunst fort. So ward auch diese Direction gestürzt, oder vielmehr sie fiel von selbst, und das Nichts stand drohend vor der Thür. Das hätte aber in einem wohlgeordneten Staate zu viel Erschütterungen hervorgebracht. Was besteht, muß bestehen bleiben. Wie es nun gekommen, darüber ruht noch ein dunkler Schleier, aber das neue Institut hatte in wenigen Jahren seinen Kreislauf gemacht und kehrte in die Hände des ersten Concessionsinhabers zurück.

Das ist die äußere Geschichte von dem Entwickeln und Gestalten des Berliner Volkstheaters. Als ein Handelsgeschäft fing es an, und ist nun wieder ein Geschäft. Alle Illusionen sind vorüber. Es ist ein Handel, der zuweilen gut geht, zuweilen schlecht, je

nachdem der Markt besucht ist und der Verkäufer den jeweiligen Geschmack seiner Abnehmer trifft.

Schwieriger ist die innere Geschichte. Welcher Stadien der Entwickelungen und der Täuschungen hat man sich da zu erinnern! Die Bedingung in der Concession, welche die Aufführung jedes Dramas verbot, das auf dem Hoftheater eingebürgert war, erscheint im Grunde genommen als eine wohlthätige. Sie wollte das neue Theater zwingen, sich eine eigenthümliche Bahn zu brechen. Es war darauf hingewiesen, die Dichter zu gewinnen und sich einen Vorrath neuer deutscher Originallustspiele zu verschaffen. Aber es fehlte an Dichtern.

Noch lebte Julius v. Voß, ein satirischer Localdichter von einem gewissen Rufe und einem gewissen Talente. Aber dieses hatte sich in zu unsaubern Regionen umgetrieben, auch hatte er seinen Ruf schon zu sehr überlebt, als daß man auf ihn besonders Rücksicht nehmen konnte. Er war der Satiriker einer untergegangenen Zeit. Albini (v. Meddlhammer), ein Schriftsteller von vieler Lebenserfahrung, von Witz und Geschick, lieferte manche heitere Lustspiele, aber sein Talent und sein Humor waren zu dünn, um einem solchen Theater die Füllung zu geben. Vielleicht, daß Raupach der Mann gewesen wäre, der Volksbühne einen Charakter zu geben, wenn er seine ganze Kraft auf die derbe Posse geworfen hätte. Sein Talent dafür ist nicht zu bestreiten. Aber sein Streben ging anderwärts hin, und er suchte auf dem Kothurn den Ruhm, der ihm wohl dauernder auf dem Soccus geblüht hätte. Er lieferte nur ein oder zwei Kleinigkeiten, die wenigstens etwas Wärme und Farbe in die bald vorherrschende Monotonie brachten.

Aber die Bühne hatte bei ihrer Gründung einen Theaterdichter mit bekommen, der als Inventarium desselben fast alle Verwaltungen, Regisseure und Regien überdauerte, Angely. Seine Gegner sagten, er habe das Theater durch seine Poesie und seine in Alles eingreifende Thätigkeit todt gemacht. Friede den Todten! Er ist todt und das Volkstheater ist auch todt. Zur geistigen Belebung desselben hat er allerdings nicht mitgewirkt; aber wären solche lebende Potenzen da gewesen, die seine war nicht so stark, um sie zu unterdrücken. Von einer unendlichen Geschäftigkeit, Rührigkeit und Lust, überall mitzuspielen und das Wort zu führen, übte er nur den Einfluß, eine Sache, die er hemmen wollte, mit mehr Geräusch ins Werk zu setzen. Weil er sich überall vordrängen wollte, wie es die Art kleiner Leute ist, machte er sich nur, zu seinem eigenen Schaden, bemerklich, ohne vorzukommen. Seine unermüdliche Thätigkeit, seine große Theaterkenntniß glich seine unangenehmen Seiten aus. Er war nicht allein brauchbar, er war nothwendig.

Aber allerdings bemächtigte sich seine schriftstellerische Thätigkeit in der ersten Zeit der Ebbe fast des ganzen Repertoirs. Res nullius cedit occupanti. Es war Niemand, der es ihm streitig machte, Niemand, der so rasch für das Bedürfniß die Feder führte. Er überschwemmte die Bühne mit seinen kleinen französischen Stücken bis zum Ueberdruß. Aber unter dem Vielen erhielt sich doch einiges über dem Wasser, und bei dem Gifte war sogleich das Gegengift. Er sättigte das Publicum dermaßen, daß es nach anderer Kost begierig wurde, und ein guter Koch, wäre er dagewesen und hätte es zu nutzen gewußt, hätte leichtes Spiel gehabt.

Noch etwas ist nicht zu vergessen. Angely machte den ersten Versuch, der Berliner Volksbühne ein Volkselement zu vindiciren. Er griff doppelt fehl, indem er den Berliner Jargon für ein Volkselement hielt, und indem er meinte, es sei damit abgethan, die französischen Orts- und Personennamen in Berlinische zu übersetzen. Jener Jargon, aus dem verdorbenen Plattdeutsch und allem Kehricht und Abwurf der höhern Gesellschaftssprache auf eine so widerwärtige Weise componirt, daß er nur im ersten Moment Lächeln erregt, auf die Dauer aber das Ohr beleidigt, konnte auf der Bühne wenigstens das nicht erwecken, was er sollte, eine reine Lustigkeit. Das sollte dem rein und natürlich gebildeten Wiener Dialect das Paroli bieten. Es ging nicht. Höchstens stumpfte sich das Ohr für das Widerwärtige ab; man nahm es hin als nothwendig, es ergötzte aber nicht mehr. Später ward noch einmal der Versuch gemacht, und der kaustische Witz von der Berliner Straße den Eckenstehern in den Mund gegeben. Auch das waren nur flüchtige Erscheinungen.

Angely ermüdete und die anderen Dichterkräfte reichten nicht aus. Also mußte umhergesucht werden, nur um das tägliche Bedürfniß zu befriedigen. Da wurden aus allen Winkeln verbleichte Schätze und Raritäten des älteren Theaters vorgeholt. Kotzebue, Iffland, Lafontaine, Großmann, Ziegler, Kratter, Jünger, Beck sind durchstöbert worden. Man versuchte sich, und nicht ohne Glück, an Goethes „Mitschuldigen", an Lessings „Minna"; man suchte die älteren Stücke Immermanns bühnengerecht zu machen. Es half Alles nur für den Augenblick. Der Funke schlug nirgends zur Flamme auf.

Glücklicher war man in der Ueberbürgerung der Wiener Zauberspiele. Es war eine frische Kraft. Sie schlug die Kritik, welche sich dagegen erheben wollte, nieder. Die ausgezeichneten Komiker, zum Theil aus der Wiener Schule selbst, halfen die neue Erscheinung tragen. Sie füllte eine bedeutende Lücke, aber förderte doch kein neues Leben. Die guten Wiener Stücke der ältern Zeit sind gezählt, besonders diejenigen, welche nicht durchaus local, auf eine allgemeinere Verständigung rechnen dürfen. Alle Versuche sie ins Berlinische zu übersetzen, und auf dem gewonnenen Terrain fortzubauen, schlugen fehl. Ja, als später der letzte Hauptmagus des Wiener Volkstheaters, Raimund, nach Berlin kam, um seine Lorbeern in Person einzuernten, war man verwundert,

ihn selbst so ganz anders zu finden, als man gedacht. Man hatte sich an die Vorstellung gewöhnt, in dem Wiener Humor eine urkräftige Natur zu suchen, an der man nicht feilen und putzen dürfe, und es kam ein feiner Künstler, ein Charaktermaler, in dem man die Ifflandsche Schule gewahrte. Das kannten die Berliner, sie hatten es, wie man sagt, hinter sich.

Da nichts mehr anschlug, um die leeren Häuser zu füllen, entschloß man sich zu einer außerordentlichen Anstrengung. Eine neue Oper sollte es thun. Die Sontag ward dem Theater gewonnen. Der selige Gans hat diese berühmte Sängerin „ein historisches Ereigniß" genannt. Und mit Recht. Sie bezeichnet eine Epoche in unserer socialen Bildung, die, einzig in ihrer Art, nie wiederkehren wird. Man hat das Strohfeuer der Begeisterung Berlin und seinen Fashionables allein zur Last legen wollen. Mit Unrecht. Es war weit verbreitet. Das Feuer brannte allerdings nicht ganz von selbst, es ward anfangs künstlich angefacht und unterhalten, aber es hätte nimmer zu der Höhe aufschlagen können, wäre nicht die Atmosphäre dazu präparirt gewesen. Nicht das ganze, aber ein großer Theil des Volks nahm daran Theil; derjenige, der mit dem Drange nach Bewegung, nach Aeußerung seiner Kraft, alle Richtungen der Oeffentlichkeit sich verschlossen sah. Das Theater war freigegeben, in so weit, daß die Stimmen zu einem Chor wurden, daß der Einzelne eine Gemeinschaft suchte, um dem inneren Drange Luft zu machen. Fand er kein Volk, das mit ihm anstimmte, so doch ein Publicum. — Ich sage, die Sontag war nicht allein ein Ereigniß, sondern eine Nothwendigkeit. Jene Zeit vor der Julirevolution bedurfte eines Symbols.

Die Geschichte jener Sontagsepoche, mit allen ihren wunderbaren, heitern und sehr ernsthaften Intermezzos muß noch geschrieben werden. Sie würde ein Buch füllen, und findet daher keinen Raum in meinem Kapitel über das Berliner Volkstheater. Daß gerade von hier aus der europäische Ruhm der Sängerin ausgehen mußte, ist ein zufälliger Umstand. Ich meine, nicht von Berlin, sondern gerade von diesem zweiten Theater. Man nennt es die Blütheperiode desselben; aber die Blume war nicht hier gewachsen, sie war in Töpfen mit fremder Erde hierher versetzt. Sie hatte nichts mit der Gestaltung und Entwickelung zu thun. Es war eine Speculation, die einschlug; aber dem Resultate nach umschlug. Was die Sontag selbst kostete, brachte sie wieder ein. Aber sie verzehrte Capital und Zinsen der Theilnahme. Ein Saal, dessen Beleuchtung uns sonst genügte, erscheint uns nach einer Illumination dunkel. Jenes außerordentliche Licht ließ sich nicht mehr fesseln; also mußte man immer mehr Lichter anzünden, immer auf neue Blendwerke sinnen, die immer mehr die Kräfte aufzehrten und doch am Ende wirkungslos blieben. Um der Sontag willen ward eine große Oper engagirt, die Oper blieb, als die Sontag fort ging. Die verschiedenen Surrogate forderten fast dieselben Kosten; denn Alles blieb auf demselben großen Fuße.

Darin liegt vielleicht die Geschichte des gesammten deutschen Theaters. Seine Blütheperiode war in den Bretterbuden; als man in die Steinpaläste mit Marmorsälen überzog, paßten nicht die alte Kleidung, nicht die alten Coulissen, nicht die alte Kunst. Von Anbeginn war der Zuschnitt des Berliner Volkstheaters für ein solches zu vornehm. Doch darf man die Unternehmer kaum darum tadeln. Sie kannten ihr Publicum. Es war an Paläste gewöhnt, es wäre in kein Bretterhaus getreten. Und nicht die höhern Stände allein, welche man aus dem Hoftheater herüber zu locken wünschte, auch der Bürger, das Volk. Das vornehmer scheinen wollen ist eingewurzelt in unsern niedern Ständen. Aber an den Lenkern wäre es gewesen, nicht dieser Neigung nachzugeben, sondern mit Geschick ihr zu steuern. Das ist nie versucht worden.

Aber jene Sontagszeit hatte eine andere wohlthätige Wirkung. Sie belebte im Allgemeinen den Muth. Nun die Oper blühte und Theilnahme fand, regte sich auch das Schauspiel, und strebte etwas von dieser Theilnahme sich anzueignen. Es entstand ein schöner Wetteifer unter den jüngern und ältern Schauspielern und Schauspielerinnen, das Publicum erkannte ihn an, es fanden sich mehr und mehr Dichter angeregt mitzuwirken, und die Directoren thaten redlich und nach Einsicht das Ihre zum Gedeihen. Diese Zeit nenne ich die Blüthezeit. Hätte dies Zusammenwirken früher stattgefunden, die Auspicien für das Volkstheater wären günstiger gewesen.

Wessen Anforderungen nicht auf Vollendetes gingen, für den war die Gesellschaft der Schauspieler, wie sie damals bestand, etwas wahrhaft Erfreuliches. Außer den beiden Meistern Schmelka und Spitzeder freilich keine Meister, sondern meist Anfänger; aber in Allen die regste jugendliche Lust, der beste Wille, schöne Talente. Mit welchem unermüdlichen Eifer wurden die Stücke einstudirt, wie half Einer dem Andern, wie störte selbst der Rolleneid, der vom Theaterwesen unzertrennlich ist, nicht die Eintracht. Die Frische der Jugend und die Naivheit der Bestrebungen fesselte so manchen Theaterenthusiasten an diese Bühne, der Besseres gesehen und strengere Anforderungen zu machen gewohnt war. Aber man glaubte sich hier in eine Kunstschule versetzt voll junger, muntrer und talentvoller Schüler, nur, daß die eigentlichen Lehrer fehlten. Sie halfen und unterrichteten sich unter einander. Wo sind alle diese jugendlichen Kräfte hin! Außer Beckmann, dem witzigen Komiker, welcher damals aber nur als Anfänger in Betracht kam, wurde keiner zum Meister. Der Tod und seltsame Schicksale rafften sie fort. Die tragische Heldin Mariane Herold, ein junges talentvolles Mädchen, das, nicht schön, doch durch ihre Anmuth und ihr seelenvolles Spiel, anzog und Erwartungen erregte, ward schwermüthig, und ging, ihren Beruf ver-

wünschend, in ein böhmisches Kloster. Eine der lieblichsten Erscheinungen und durch ihr anmuthiges Spiel im keck Naiven der Liebling des Publicums, Julie Holzbecher, die nachmalige Gattin Holtei's, raffte vor einigen Jahren ein schmerzvoller Tod in Riga fort. Spitzeder und Schmelka, so lange Rivalen um die Gunst des Publicums, starben, der Eine in der Fremde, der Andere hier als letzte schildtragende Erinnerung des projectirten Volkstheaters. Beide waren ausgezeichnete Komiker, jener mit gewaltigen Mitteln von der Natur begabt, denen nur eine höhere Durchbildung fehlte, mit der Stimme und Gestalt eines Riesen und dem gutmüthigsten Blick der kindischen Einfalt; wo er den rechten Ton traf, von unwiderstehlicher Wirkung. Doch unter allen deutschen Komikern, die ich kennen gelernt, ragte Schmelka durch eine inwohnende vis comica hervor, von der ich nirgend etwas ähnliches gefunden. Nichts war gemacht, Alles an ihm geboren. Nichts locales wirkte oder störte. Wo er auftrat, in Norddeutschland oder Süddeutschland, er wäre überall zu Hause gewesen.

Dazumal war es, wo auch alle dichterischen Kräfte, welche Berlin aufzuweisen hatte, sich dem neuen Theater befreundeten. Die Hoffnungen waren aufs Neue erweckt. Es war ein schönes, aber auch ein jugendliches Leben und Streben. Die Hofbühne erschien uns als eine verrostete Maschine, als vom Schlendrian und Stabilismus um ihre Lebenskräfte gebracht. Zum neuen Volkstheater wandten sich alle, die noch Schöpfungslust in sich verspürten. Wir waren Partheimenschen geworden. Die byzantinischen Zeiten der Blauen und der Grünen erneueten sich. Ein unsichtbares Band, ein stiller Bund war zwischen allen geschlungen, welche die Königsstadt besuchten. Es waren nicht nur junge, es waren Männer in Jahren und Ehren darunter, es war unser Klub, unser Meeting, eine litterarische Börse. Man war identificirt mit der moralischen Person des Theaters. Man trauerte, wenn die Bänke leer waren, man blickte sich vergnügt an, man schüttelte sich die Hand, wenn das Haus voll war, wie zu einem frohen Familienereigniß. Damals entstanden die ersten Tagesblätter, die, über Nacht gedruckt, die wichtigen Ereignisse des vorigen Abends am Morgen den neuigkeitsbegierigen Lesern brachten. Es galt für einen wichtigen Fortschritt der Cultur, daß das Publicum beim Caffee erfuhr, wie viel Sperrsitze im Königstädt'schen und wie viel im Hoftheater gestern besetzt waren, wer herausgerufen, wie oft applaudirt worden! Und diese Blätter wurden mit Geist und Witz, zum Theil von jungen Männern redigirt, welche seitdem in andern sehr ernsten Studien sich Namen gemacht haben. Andere gingen später unter in der Zerrissenheit, welche mit dem Theater nichts zu thun hat. Beides wenigstens ein Beweis dafür, daß die Theaterlust nicht, wie man meint, die gesunden Kräfte verzehrte.

Holtei war hier in seinem Elemente. Immer im Schaffen und Plänemachen, den Augenblick ergreifend und die Gelegenheit umarmend, mit aller der liebenswürdigen Thätigkeit, die ihm eigen, mit dem Parthei- und Freundeseifer, welche ihm eben so viel leidenschaftliche Gegner als Anhänger verschafft hat. Anregend und angeregt von allem; immer mit ganzer Seele, ausschließlich bei dem Einen, was er vorhat, darauf schwörend und Luftschlösser bauend. Ein so liebenswürdiger Partheimann kommt vielleicht nicht zum zweiten Male vor. Für was er Interesse gewonnen, eine Sängerin, ein Schauspieler, ein Drama oder ein Mensch, dafür arbeitet er und opfert, sich selbst und alles andere vergessend, denn sein Interesse ist von allem Eigennutz entfernt. Er ficht mit Worten und Thaten, mit Talent und Geld dafür; wer dawider ist, ist auch sein Feind. Aber wie bei jedem Manne von raschen Impulsen, dauert die Feindschaft nicht lange; durch einen Einfall, einen Gedankenblitz entzündet, fühlt er sich gedrungen, dem um den Hals zu fallen, den er eben beleidigt hat. Ein so bewegliches Gemüth, ein so rasches Talent, eine solche Fähigkeit, den Moment zu ergreifen und mit dem auf die Menge zurück zu wirken, was sie im Augenblick bewegt, hätte ein Schatz sein sollen für dieses Theater. Aber die Erfahrung lehrte, daß es mit der Fähigkeit nicht abgethan war, daß eine gewisse Beständigkeit ebenfalls dazu gehört. Anregend die Andern, ward er selbst zuerst von dem durch ihn Angeregten ermüdet. Indem er sich von nichts fesseln ließ, lag es auch nicht in seinem Wesen oder seiner Natur, auf die Dauer zu fesseln. Wie viel Talent zersplitterte in seinen zahlreichen Productionen, von denen verhältnißmäßig nur wenige sich auf dem deutschen Theater erhalten haben. Seine Schöpfungsgabe hat sich nicht objectiv genug durchgebildet. Daher der so ganz verschiedene Erfolg seiner Stücke, da wo er selbst durch seine Subjectivität mitwirkte, als Vorleser, Schauspieler oder Regisseur, und an Orten, wo er nicht mitwirken konnte. Nur in gewissen Dramen, wo er seine ganze Gemüthskraft einzelnen Parthien aufdrückte, wie z. B. in seiner „Lenore", oder in den Liederspielen, wo er Töne traf, die zu jedem Sinne sprechen, siegte er ohne Beihülfe seiner Persönlichkeit. So viel er auch für die komische Bühne gearbeitet, sein Talent ist doch mehr sentimentaler Art, wie er denn zum Liederdichter, den ein Impuls hinreißen muß, geschaffen erscheint. Auch seine dramatischen Arbeiten sind der Mehrzahl nach aus Stimmungen hervorgegangen, meist aus elegischen; wo seine Stimmung mit der der Zuhörer zusammen trifft, ist die Wirkung immer berauschend, er reißt uns sich fort, oft auch über Klippen und Untiefen, die ein erfahrnerer Schiffer niemals zu passiren wagte. Daher, so groß die Wirkung, so rauschend der Beifall, ist die Stimme der Kritik oft eine ganz entgegengesetzte. Ein solcher Dichter konnte für ein solches Theater glänzende Momente herbei-

citiren, den positiven Grund und Boden aber nicht so bestellen, daß ein Dauerertrag zu gewärtigen war.

Da erschien ein Mann aus dem Süden von Deutschland, ein geborner Berliner, ein echter Sohn des Berliner Geistes, den aber Verstimmungen mehr als einmal aus seiner Vaterstadt forttrieben. Leidenschaftlich wie Holtei für die reale Bühne, lockte ihn das neue Sonnenlicht, welches über der Volksbühne zu leuchten schien, zur Rückkehr in die Vaterstadt. Ich erinnere mich noch lebhaft eines Abends in Dresden, wo in Ludwig Tieck's kleinem Kreise ein Fremder angemeldet ward, mit einem Namen, den ich nur halb hörte. Aber Tieck ward lebhafter davon angeregt, als uns lieb war. Er legte das Buch fort, das er uns Jüngern vorzulesen versprochen, um den Gast zu empfangen. Es kam an diesem Abende nicht zum Lesen; etwas sehr Ungewöhnliches, wenn man weiß, wie ungern Tieck sich davon abhalten läßt. Aber der schwarze, feine Mann, mit den scharf markirten Zügen, mit den tiefliegenden, suchenden Augen, hatte bald mit dem Dichter ein Gespräch angefangen, welches durch mehre Stunden weder die Zuhörer noch die Sprechenden ermüdete. Nie habe ich einen ähnlichen Redefluß, solchen Reichthum von Anschauungen, solche Fülle von Gedanken gleich anmuthig entwickelt in der deutschen Conversation gehört. Vergessen war bald die Lectüre vor der steigenden Lust, diesem lebendigen, improvisirten Drama zuzuhören. Zwei geübte, kunstgerechte Ringer wanden sich, den Gegner zu fassen und ihre eigene Gewandtheit herauszustellen. Um Theater, Dramaturgie, Aesthetik drehte sich das Gespräch, aus weiten Kreisen auf die kernige Mitte zurückgeführt. Nicht ein frivoles, persönliches Hin- und Herreden über den Werth dieses Stückes und jenes Darstellers. Man stritt, wie ein Dichter dichten müsse. Der hochgebildete Fremde, ein Idealist aus Fichte's Schule, vertheidigte an dem Abende noch die ideelle Vorweihe und Empfängniß vor der Geburt mit einem Eifer, der später manchen Rücksichten und andern Empfängnissen gewichen ist. Ludwig Tieck konnte nicht dieser Ansicht sein; aber er ließ den Gegner sich entwickeln, wie ein unterrichteter Stratege seine Völker ordnen würde, und dann fuhr er mit der Kraft des Genius dazwischen und lichtete die künstliche Schlachtordnung durch einige Impromptus. Nicht, daß der Gegner auf seinem ideellen Fundamente zum Weichen gebracht wäre; er blieb stehen, mußte aber die überwiegende Kraft des Gegners anerkennen. Man kam endlich dahin überein: Begriff und Bild müsse zugleich vorweg da sein und, wenn sie sich begegnen, zündend niederfahren.

Der interessante Fremde war Ludwig Robert. Er kehrte mit seiner geistvollen, mit wunderbarer Schönheit ausgestatteten Gattin nach seiner Vaterstadt zurück. Und mit welchen Entwürfen, mit wie hochschlagenden Hoffnungen kehrte er in die Vaterstadt zurück! Der Schüler Fichte's, mit seinen Perfectibilitäts-Träumen, so kühn als man gestern noch träumte von altem Schutt und von neuem Wuchs, der von heut anfangen soll, mit der Welt wohlgeordnet zu seinen Füßen, hatte doch alle seine ausführbaren Hoffnungen auf das kleine Theater gebaut, und zwar speciell auf unser Königstädt'sches. Robert war schon über die erste Blüthe des Mannesalters hinaus; welche Revolutionen oder Reformationen, wie man es damals nannte, wollte er aber auf der Bühne und von der Bühne herab wirken! Er hatte als junger Mann seinen Meisterbrief errungen. Ein zehn Jahre früher hatte er durch seine bürgerliche Tragödie: „Die Macht der Verhältnisse" (als Verstandesdichtung ein Meisterwerk), eine neue Bahn gebrochen. Es war ein glücklicher, ein kühner Schritt gewesen, unsere Verhältnisse auch in ihren tragischen Conflicten auf die reale Bühne zu bringen. Aber Robert ruhte, überrascht von der Wirkung, auf seinen Lorbeern aus. Der Triumph, an dem er so lange zehrte, scheint seine productive Kraft mit verzehrt zu haben. Er hat kein ähnliches, großes Drama seitdem geschaffen. Er schuf und schuf; doch seine Kraft zersplitterte sich auf Kleines. Aber der Fleiß, den er auf dieses Kleine verwandte, erhob es in seinen Augen zu Großem. Mit welchem Eifer überwachte er den Erfolg und ward mit der Reizbarkeit eines Jünglings verstimmt, wenn er nicht den erwarteten erntete. Wenn etwas mißglückte, nicht anzog, welchen geringfügigen, äußern Umständen ward es zugeschrieben!

Er kam nach Berlin und wollte wirken. Er schloß sich der neuen Bühne an, so weit es in seiner Natur lag, sich Jemandem anzuschließen. Aber diese Natur war ganz der Gegensatz zu Holtei's. Mit scharfem beißenden Witze betrachtete er die Dinge, und pickte sich mit seinen Nadeln Gegenstände heraus, um sie zu zerlegen, und dann wieder künstlich zu componiren und als pikante Confituren dem Publicum vorzusetzen. Aber sehr Vieles, was ihn selber unendlich ergötzte und uns auch, wenn er es vorlas, ergötzte das Publicum gar nicht, es ließ dasselbe kalt. Es verstand nicht die pikanten Antithesen, die feinen Anspielungen, und wenn es sie verstand, so fragte es: warum uns das? Holtei riß das Publicum zuweilen mit sich, zuweilen verhöhnte es ihn; Robert hat es nie hingerissen, kaum einmal erwärmt, aber es behielt immer Respect vor seinem Verstande. Holtei's lyrischer Muth, sein Draufgehn in's Feuer und Robert's Witz, Kenntnisse, seine Behutsamkeit, seine feine Ausarbeitung des Dialogs — man meinte immer eine Goldschmiedarbeit zu sehen — in Eins verschmolzen, das wäre der willkommne Fund für das Theater gewesen.

Robert wollte wirken, absolut wirken. Sein Drang darnach war schon krankhaft geworden. Der Schüler Fichte's stieg von seinen ideellen Höhen bis zur baarsten Wirklichkeit herunter. Das Aetzende und Beißende, das als unverwüstliches Element auf dem

breiten Strome der Berliner Witze obenauf schwimmt, war seiner epigrammatischen Natur eben recht. Aber um zu effectuiren ließ er sich auch noch tiefer herab. Er gab, er gewährte, was man wünschte, bis er vielleicht selbst erschrak, wie weit er sich aus Condescendenz herabgelassen. Ein wie anderer Mann war Robert hier als in Dresden! Hier saß er nicht zu Füßen eines Meisters, sondern hatte um sich eine jüngere Schaar, die gern Sprüche aus dem Schatzkästlein des Veteranen vernahm. Aber er kargte damit, wie denn überhaupt jetzt das industrielle Princip mit der Begeisterung für die Sache, in Eheverhandlungen lag. Er war in Paris gewesen, und hatte die Theaterdirectoren vor den Thüren der Theaterdichter stehend gefunden. In Deutschland ist's umgekehrt. Gern hätte es Robert eingeführt gesehen; wer nicht mit ihm! Aber die Directoren wollten nicht kommen und anklopfen. Das Warten verdroß, und der Verdruß führt zu Schritten, die wir wohl nachher bereuen. Das Gereiztsein führt nicht zum Produciren; den Gereizten spielen ist eine undankbare Rolle.

Gereizt von einem hämischen Witz, der unter ihm stand, nahm er in dieser Stimmung ein häßliches Spiel für einen häßlichen Ernst, und ward so Anlaß und Urheber zu einem leider sehr berühmt gewordenen Kampfe, in den die damaligen Bühnendichter (unglücklicher Weise dreizehn an der Zahl) mit Saphir geriethen. Uns schien er ungemein ernst, ja heilig, dem Publicum kam er nur lächerlich vor, und doch willkommen. Es amusirte sich über unsern Ernst und seinen Spaß, und meinte, man habe eine Batterie Vierundzwanzigpfünder gegen einen Maulwurfshaufen aufgerichtet. In Kämpfen der Art trägt in der Regel derjenige den Sieg davon, welcher nichts zu verlieren und nichts zu scheuen hat. Saphir hatte die Lacher auf seiner Seite, und wir nur unsre Einbildung, daß wir für eine gute, ja heilige Sache stritten. Saphir hatte noch einen bedeutenden Vortheil von dem Kriege. Er hatte seine Witzgeschosse fast sämmtlich geleert, er stand auf dem Punkte, Berlin verlassen zu müssen. Ein Einzelner, von Vielen zugleich angegriffen, hat, wer er auch sei, die Theilnahme der Unpartheiischen für sich; dazu kam nun noch die billige Rücksicht der Behörde. Sie meinten gegen einen so Angegriffenen nicht auch ihrerseits einschreiten zu dürfen, obwohl sich Grund genug angesammelt hatte, ihn, als Fremden, aus der Stadt zu verweisen. Dies unterblieb, und Saphir, mit neuem reichen Stoffe versehen, schleuderte seine Witzraketen lustig fort, in Karikaturen, Gedichten, Brochuren, gegen Personen und Dinge — es herrschte darin eine ziemliche Preßfreiheit — bis auch diese neue Fundgrube erschöpft war. Man war klüger geworden, man ließ ihn reden und antwortete nicht, bis auch er verstummte und aus Erschöpfung Berlin verlassen mußte.

Eine Erscheinung wie die Saphir's in jener Periode wäre heut nicht mehr möglich, aber auch jene Periode ist nicht mehr möglich. Er war seinerseits eine eben solche Nothwendigkeit, ein Stempel und Symbol der Zeit, als von der andern Seite die Sontag. Einem solchen Fanatismus gegenüber war auch eine solche Opposition bedingt. Doch erscheint diese Karikatur der Zeit noch merkwürdiger, wenn man sich entsinnt, welche Männer sich ihrer bedienten, um dadurch für ihre Zwecke zu wirken. Während dieses tollen Theaterjubels, der als Champagnerschaum über unserer socialen Bildung petilirte, organisirte Hegel in der Stille sein geistiges Regiment, welches, auch wenn es ganz zersplittern sollte, schon um seiner Strategie und Taktik willen ewig merkwürdig bleibt. Der große Philosoph war noch ein viel größerer Feldherr, der seine Truppen aus Cantonen recrutirte, wo andere Feldherren kaum ihren Troß herbeigezogen hatten. Er wußte alle Kräfte zu benutzen. An den Saphir'schen Blättern arbeiteten Gans und Hegel's Lieblingsschüler mit, ja man behauptete, daß er gelegentlich selbst Aufsätze lieferte. Er hielt den Satiriker für eine ursprüngliche Natur, mit deren Hülfe die abgelebte Litteratur, die ihm im Wege stand, zu beseitigen wäre. Das Beseitigen war vielleicht nicht schwer, aber das neue Aufbauen. Weder mit, noch ohne Saphir, es ist nach dem neuen Schematismus zur Zeit noch nichts erwachsen, was sie überdauern wird, auch nichts, was nur im Augenblick zu Lust und Freude das deutsche Volk entflammt hat. Daß Hegel selbst seine Erwartungen, was jenen Beistand anlangt, späterhin getäuscht sah, und zu einer andern Ueberzeugung kam, läßt sich annehmen, wenn auch nicht beweisen. Seine damaligen Schüler, aus erster Hand, die in der Praxis schärfer sahen, als ihr Meister, protestirten schon früher gegen eine Verbrüderung, die das Ansehn der Schule nicht vermehren konnte.

Saphir's Auftreten in Berlin und sein Erfolg ist, wie schon gesagt, etwas die Zeit eben so Characterisirendes, als jene Sängerin es war, die er mit allen Pfeilen des Witzes zu tödten versuchte. An anderen Orten, wo er reussirte, wie auch letzthin in Wien, ist es ein Spaß, bei uns war es mehr. Wenn man will eine Krankheit, die ihren Paroxismus, eine Krisis nöthig hatte, um zur Gesundheit zu kommen. Der Schriftsteller, welcher es einst unternimmt, Berlins Sittengeschichte im ersten Viertel dieses Jahrhunderts zu schreiben, wird beide Erscheinungen ernsthafter würdigen müssen, als unsere Ernsthaften heut die Sache für werth achten.

An die Erinnerungen knüpfen sich natürlicher Weise auch Bekenntnisse. Auch ich habe dort mitgekämpft, mitgehofft, mitgejubelt; und alle die Illusionen, welchen wir uns hingaben, theilte ich. Aber ich bedaure es nicht; es war eine große Schule, die nur vielleicht zu lange dauerte. Die Arbeit ist verloren, aber die gewonnene Erkenntniß bleibt, und, ich leugne es nicht, manche angenehme Erinnerung. Die erste und Haupterkenntniß ist, daß man nichts erzwingen

wolle, wo nicht Natur und Umstände vorgearbeitet haben. Unser Verlangen nach einem Volkstheater war nicht aus dem Volke hervorgegangen, sondern aus dem Kreise der Gebildeten, der Gelehrten. Das Volk wußte nichts davon. Es war zufrieden, was man ihm gab. Es machte nicht die Forderung, daß man sich zu ihm herablasse, es war vielmehr daran gewöhnt, daß man es zu sich hinaufzog. Das schmeichelte seinem Ehrgeiz, seinem schon erwachten Verlangen, vornehmer scheinen zu wollen. Nun jauchzte es freilich, als man ihm einen Spiegel hinhielt und es sich selbst zeigte, nackt und baar, wie es in den Tavernen frondirt und an den Ecken sich moquirt. Es jubelte darüber; aber seine ausgelassene Lust war keine Heiterkeit. Auch unser Volk ist ein reflectirendes. Aber die von Branntweindünsten umnebelten Reflexionen sind nicht Humor und Poesie. In die Schachte der Gemüthswelt, wo brauchbare Schätze liegen mögen, stiegen wir nicht hinab. Wir griffen das Willkürliche, die Außenseite in ihren possenhaften oder auffälligen Erscheinungen auf, wir zauberten ihm Phantasiegemälde hin, die es angaffte, belachte, wohl daran sich ergötzte, die es aber nicht ergriffen. Noch immer ist die Familie des Deutschen, zumal des Norddeutschen, Heiligthum. Hier ist sein Volkstheater. Iffland hat es einmal gefaßt von dieser Seite, einseitig, beschränkt, aber er hat es doch gefaßt. Warum erhob sich kein neuer Iffland? Es läßt sich auch ein poetischer Iffland denken.

Eine andere Ausbeute: wir sollen nicht mit unsern Kräften spielen. Am wenigsten, wenn wir noch weit vom Ziele entfernt sind. Und zu welchem Spiele ließen wir uns, immer im guten Wahne, nach dem Rechten zu streben, verleiten! Auf dem breiten Strome der Gemeinheit trieben wir fort, des seligen Gedankens, daß wir ihn regierten. Die Lust zu wirken war das süße Gift, das wir herunterschlürften, und fühlten nicht, wie es an unsern bessern Vorstellungen zehrte. Wenn ich heute in den Versuchen blättere, die ich für jene Bühne schrieb, erschrecke ich, wie weit wir uns zu dem Geschmacke und den Vorstellungen des Publicums herabließen, wie wir, um mit der einen Hand zu nehmen, mit der andern Hand gaben. Aber die Bilanz war selten zum Vortheil der Kunst und des Schönen. Um etwas bringen zu dürfen, was uns ergötzte, aber für die Menge wäre es Kaviar gewesen, mit wie vielem Spaße, den sie verstand, mußten wir es umspinnen, bis das Platte und Nüchterne den guten Kern wie eine Schmarotzerpflanze erdrückte. — Auf der andern Seite, wie jagten wir nach dem Pikanten! Wie verschwand bei den Versuchen im Melodramatischen alle ruhige dramatische Entwickelung, aus der Furcht zu ermüden, aus der Lust zu wirken. Handlung die Hülle und Fülle, aber es war eine nervenerschütternde; keine Charakteristik, es waren Tableaux mit Sturm- und Wetterbeleuchtung, die sich schnell ablösend, die Seele nicht zur Besinnung lassen durften. — Und alles das fühlten wir nicht. Die wenigen Stimmen der Kritik dagegen hielten wir für Partheistimmen, von Neid und Mißgunst dictirt; denn wir selbst waren in einem fortdauernden Rausche.

Friede den Todten! Ich will die Leser meiner Erinnerungen nicht mit der Geschichte meiner Versuche für das Volkstheater ermüden. Nur eine Posse in einem heißen Sommer, wo auch der Wein gedieh, zu Tage gefördert, hatte eine vollständige Wirkung und hielt sich auf dem Theater. Ich hatte in meinem „verwunschenen Schneidergesellen“ die Elemente des alten deutschen Volksschwankes, die Poltergeister der Spinnstuben, die Müllerwitze, die Späße der wandernden Studenten wieder in's Leben zu rufen versucht, und Schmelka's eminente Komik, unterstützt von der Lust aller Schauspieler, hatten dem Fastnachtsschwanke eine Wirkung verschafft, die wir uns nicht träumen ließen, und über die ich mich auch heut noch wundern muß, da ich in diese derben Volksstoffe manche Parodien und Zeitanspielungen einverwob, deren Wirkung immer bedenklich ist. Aber man schmeckte nicht die Absicht, die verstimmt, sondern nur die Lustigkeit, die überwog. Doch das Stück blieb vereinzelt. Der Stoff, ein glücklicher, war ausgegangen. Die Geister, die ich citirte, natürliche Gespenster, hatte ich zugleich, indem ich sie citirte, vernichtet; aller ihr Geisterapparat, sammt dem bengalischen Feuer, war auf die Bretter gebracht. Was blieb da übrig? Wer kehrt zum Gespensterglauben zurück, nachdem er ein Gespenst geprügelt und ihm die Larve abgerissen hat? Das Stück fand große Theilnahme auch unter sehr ernsten Männern; sie machten mir aber den Vorwurf, daß ich unökonomisch zu Werke gegangen. Ein deutsches Volkstheater müsse seine Geister haben, die zwar, wie überall der dumme deutsche Teufel, geprellt werden konnten; aber man müsse sie so wenig aus dem Kreise ausweisen, als den Hanswurst, den die Neuberin begrub.

Ach, es ist so vieles, dessen Erinnerung mir da aufsteigt. Doch, wenn ich Alles wieder erzählen wollte, wer will alles Vergessene hören! Auch mit Theorien schmückten wir uns, in unserm guten Muthe. Eine doppelte Bahn war gebrochen, hieß es. Einmal, die alte Tragödie sei zu Grabe getragen. Das behaupten freilich jetzt auch andere. Aber sie behaupten nicht, wie wir damals thaten, dafür werde das Melodrama in der Aesthetik eintreten. Es war ein furchtbares Genre, hervorgegangen aus der neufranzösischen Romantik. Ein entsetzliches Canibalenstück: „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ hatte Furore gemacht, nun wollten wir auch solche haarsträubende Schlagwirkungen erpressen. Es ist todt und begraben, was wir versuchten, wir wollen die Gräber nicht aufwühlen. — Verzeihlicher war der Irrthum mit dem Liederspiel. Es sollte das deutsche Lustspiel ersetzen. Auch da waren die Franzosen die nächsten Muster.

Aber die Sangeslust ist eine ursprünglich deutsche. Unsere herrlichen, tief in's Gemüth dringenden Volkslieder, warum sollten sie nicht auch in das Leben des Dramas eingebürgert werden! Holtei hat darin viel gethan. Seine Liederspiele sind anmuthige Blüthen, aber das Lustspiel werden sie weder ersetzen noch verdrängen. Der Deutsche singt gern, aber er kann nicht immer singen; schon jetzt ist eine Epoche eingetreten, wo die Gefühle, die ihn bewegen, nur selten im Gesange sich Luft machen. Möchte die Lust zum Singen bald wiederkehren! —

Das waren unsere Hoffnungen und Illusionen, unsere Täuschungen und unsere Irrungen. Sie sind fort wie Nebelbilder, die der Herbstwind über die Stoppeln jagt. Heut hoffen, täuschen und irren wir uns nicht mehr, wenigstens nicht in Bezug auf das Volkstheater. Aber ich bedaure es nicht, daß ich gehofft und geirrt habe.

Genua.

Gewalt'ges Meer, das ich so oft gesehn,
In Wildheit groß! Doch nie wie heut so schön,
Da du dich sanft der Küste Rundung schmiegst,
Gebändigt wie ein schlafend Raubtier liegst.

Du ruhst und schweigst; nur bei gespanntem Lauschen
Hör' ich am fernen Vorgebirg dich rauschen.
Kaum merkbar hebt und senkt sich Deine Flut,
Bespülend leicht des Strandes sonn'ge Glut.

Und über deine schwankend weichen Wogen
Kommt leis des Südens lauer Wind gezogen,
Und auf dem Hügelabhang dieser Bucht
Reift er des Südens üppig volle Frucht,

In Gartenhainen, blumenreichen Matten,
Wo in des Lorbeers und der Pinie Schatten
Der Stadt Gewalt'ge sich manch Schloß erbaut,
Das ernsthaft auf des Volkes Treiben schaut.

Nur oben ist der fels'ge Hügelkamm
Nackt, unbebaut; der Mauern stein'ger Damm
Zieht längs dem Grat sich, Turm mit Turm verbindend,
Den reichsten Fernblick uns voraus verkündend.

Ich steig empor; doch auf des Berges Höhe,
Welch' ernstes Bild ich plötzlich vor mir sehe!
Von mächt'gen Felsenwänden eingeengt
Liegt in das Thal der Friedhof eingesenkt.

Und seiner Mauern weißes Totenkleid,
Der strengen Formen Abgemessenheit
Stimmt ernst den Geist; die seegewalt'gen Helden,
Von denen uns der Stadt Geschichten melden,

Sie fanden Ruh' und Frieden allzumal
Hier in des Bergstroms abgemess'nem Thal.
Doch mich verlangt nach frei-lebend'gem Blick,
Zum Strande wend ich gern das Aug' zurück . . . .

Frei woget dort des Meeres herrlich Blau,
Des Firmaments gewalt'ger Kuppelbau
Umkrönt es, in der Sonne vollstem Strahl
Erblitzt rings der gewölbte Riesensaal.

Es jauchzt das Herz . . . . aus dieser Offenbarung
Der Schönheit schöpft es wunderkräft'ge Nahrung;
Von allen Schranken seines Ich befreit,
Empfindet es des Alls Unendlichkeit.

Otto Harnack.

Sommermittag.

Ein einsamer Tag —
Mit leisem Vogelschlag,
Mit brütender Luft
Und schwerem Duft,
Mit starken sengenden Sonnenstrahlen,
Die bis in die tiefste Waldeinsamkeit
Die zitternden Lichter malen,
Und alle Welt — wie weit . . .
Ich kniee mich tief in die tiefste Stille.
Es schweigt jeden Wunsch. Es schweigt jeder Wille.

Und auch des Liedes Schwingen breiten
Sich nicht nach blauen Unendlichkeiten.
Sie dehnen sich seligmüd übers Land,
Übers sommertrunken träumende Land,
Und träumen . . .

Und auf der Traumes Leiter
Steigt die feiernde Seele weiter,
Tritt auf des Friedes geweihte Schwelle,
Wo sie umstrahlt der Gottheit Helle.

Karl Ernst Knodt.

In der Kirche.

Die Ampel schwankt in dunkeln Gängen
Erschauernd vor der Orgel dumpfen Klängen
Die durch der Kirche hohe Säulen dröhnen.
Und leise flackern Weihrauchkerzen
Am Hochaltar, wo schwache Herzen
Vor Gott sich mit sich selbst versöhnen.

Doch jetzt — durch die gemalten Scheiben fluten
In Farbenglanz die goldnen Sonnengluten
Bis zu des Hochaltars bedeckten Stufen,
Als wollten sie von trüben Kerzen
Die müden, selbstverzagten Herzen
Zum Gottesdienst des Lichtes rufen . . . .

Stephan Zweig.



Sonntagskinder.

Novellen von **Ernst Behrend.**

(Schluß.)

Mamsell Bärbchens Maien.

(Schluß.)

Auch der einsame Jüngling auf der Schwedenschanze hielt bei den süßen Tönen seine Schritte an und horchte still zu. Bald erspähte er das Vögelchen, das in tiefschwarzem Habit auf einem Ebereschenast saß. Wie die sehnsüchtigen Laute sein Ohr trafen, zeigte ihm ein wundersames Spiel der Phantasie das schwarzgekleidete geliebte Mädchen, und er glaubte, süße Antwort auf die Frage seines Herzens zu hören. Unwillkürlich hatte er die Augen geschlossen, das liebliche Bild rückte näher, die holden Töne dauerten fort. Plötzlich schwieg der Gesang, doch gleich darauf erscholl er auf der entgegengesetzten Seite von neuem, nur lauter und hastiger, dann wieder ganz sentimentalisch — und mit einem Mal schnappte die liebliche Melodie mit närrischem Kuckucksruf ab. Der Zuhörer wandte sich verblüfft um und gewahrte nun, daß es nicht mehr die Amsel, das Vögelchen im schwarzen Trauerkleide war, die das zweite Mal gesungen, sondern ein nichtsnutziger Neuntöter im roten Chemisettchen, so ein talentvoller Nachäffer von allerlei Vogelstimmen, der mit der ehrbaren Gefühlsäußerung der Waldgenossin seinen Spott getrieben hatte.

„Du Racker!“ rief der junge Mann ärgerlich, „was störst du den holdseligen Zauber und zeigst mir statt meines liebenden Mädchens einen eiteln, gespreizten Fant!“ Alsdann machte er sich auf, um die Freunde zu erreichen und sich seinen Anteil am Mai zu suchen. Er fand sie bald, um einen ziemlichen Stapel von Birkenzweigen gelagert und bereit, sich samt der grünen Beute von ihm nach der Stadt zurückrudern zu lassen.

Die Dämmerung brach herein, als der Kahn mit Mann und Maien stadtwärts steuerte. Mit gutgeschulten Stimmen hießen die jungen Männer den seligen Abend willkommen, und als darauf Herr Eins Beethovens Adelaide mit schönem Ausdruck sang, schwiegen die anderen entzückt, selbst Herr Zwei, der Stockflötist, denn die Musik war das einzige Feld, auf dem die beiden Streithähne sich friedfertig begegneten. Leise war der letzte Vers verklungen:

> Einst, o Wunder! erblüht auf meinem Grabe
> Eine Blume der Asche meines Herzens;
> Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:
> Adelaide.

Da fuhr Herr Eins redend fort:

„Freunde! Ist es nicht ein herrlicher Gedanke, die Treue des Geliebten noch nach seinem Tode durch ein liebliches Blümlein preisen zu lassen? Dem zartesten Wesen der Natur, Florens Kindern, ist das Amt zugefallen, Hüter der Gräber zu sein, denen sich niemand mit frevelnder Hand naht. Doch auch das Leben will der engen Gemeinschaft mit den Sprößlingen der Flur und des Waldes nicht entraten, und es ist von jeher deutsche Art und Sitte gewesen, einzelne Blumen und Kräuter, Bäume und Sträucher zu besonderen Begebnissen und Umständen des menschlichen Daseins in artige Beziehung zu bringen. Mit roten Rosen schmückt sich das liebende Paar, mit Myrten die selige Braut; weiße Rosen sehen wir als Attribut der Trauer; Symbol der ewigen Dauer der Seele und nie erlöschender Erinnerung an eine geliebte Person ist das Immergrün; unterm kerzengeschmückten dunkeln Tannenbaum feiern wir das Christkind, das um die Wintersonnenwende zur Erde herabstieg, und mit dem freundlichen Grün des Birkenlaubs an alabasterweißen Zweigen begrüßen wir die Ankunft der schönsten Jahreszeit. Unsere Vorfahren aber haben an den Gebrauch der Maien die Sitte geknüpft, geliebten und tugendreichen Jungfrauen als Liebes- und Ehrenbezeugung frische Büsche ans Fenster zu stecken, diese anmutige Sitte, die sich jetzt leider fast nur noch beim Bauernvolk und Gesinde findet. Wir aber, denen in unserer Zeit Dichter und Gelehrte das Auge wieder geöffnet haben für so manchen vergrabenen Schatz aus der poetischen Werkstatt des deutschen Volkes, wir

wollen die alten Heiligtümer wieder zu Ehren bringen und ihre Hüter sein. Deshalb, ihr Freunde, fordere ich euch auf, mit der Wiederbelebung jener schönen Sitte in unserem Stande den Anfang solcher Pflege des Volkstümlichen zu machen und anstatt die eigenen Buden mit Maien zu schmücken, diese Symbole zärtlicher Verehrung in nächtlicher Stille an die Häuser zu stecken, in denen wir werte Jungfrauen unseres gesellschaftlichen Kreises wissen, an die Fensterläden, hinter denen sie in unschuldsvollem Schlummer weilen und vielleicht von diesem oder jenem ihrer Verehrer träumen."

„Hurra! das war ein gutes Wort!" riefen die Kahnfahrtgenossen in schneller Begeisterung dem Redner zu. Der aber sprach weiter:

„Es wird wohl jeder von uns mit sich darüber im Klaren sein, welcher Dame er seinen Maienbusch widmen will — ich, dessen süßes Geheimnis wohl von Euch allen längst geahnt wird, stecke einen mit rosaseidenem Band umwundenen Mai an das Kammerfenster von Mamsell Iduna Lange, die bereit ist, mir Herz und Hand zu schenken."

„Hurra dem Brautpaar, unserm teuren Freunde Gottlieb Müller und seinem wackeren Mädchen, der Mamsell Iduna Lange!" erscholl es nun in lautem Chor. Herr Zwei aber, der auch jetzt das Necken nicht lassen mochte, sang, mit seinem Instrument auf den glücklichen Eins weisend:

„Ein Mädchen oder Weibchen
Wünscht Papageno sich."

Dann verabredete man, in welcher Reihenfolge der nächtliche Zug das heimliche Werk an den Fenstern der jungen Damen ausführen sollte, wobei noch manch anderes süßes Geheimnis, wenn auch nicht gerade enthüllt, so doch stark geahnt wurde. Alle Freundinnen Bärbchens waren in dem Operationsplan untergebracht, nur ihren Namen hatte niemand erwähnt. Da sprach ihn endlich Herr August Wichmann mit leis bebender Lippe aus.

„O, Mamsell Bärbchen!" hieß es nun — „das ist die allertreueste Seele, die unter den holdseligen Mädchen einherwandelt, denn ihr Liebster ruht seit Jahr und Tag im Grabe, und noch ist ihre Trauer um ihn nicht blasser geworden, als in der ersten Stunde!" Und Herr Eins fragte mit heimlicher Rührung:

„Blüht nicht, wenn auch von unseren leiblichen Augen ungesehen, so doch vor den Blicken unserer Seelen auf ihres Freundes stillem Hügel die Wunderblume, die auf jedem Purpurblättchen den Namen des herrlichen treuliebenden Mädchens trägt?"

Da wandte Herr August Wichmann tief seufzend sein Antlitz dem dunkeln Gewässer zu, aber sein Blick fiel auf das deutliche Spiegelbild eines Sterns, der bereits am Himmel aufgezogen war und ihm aus der Nacht der Tiefe als freundlicher Hoffnungsstern entgegenblinkte.

„Ja, das treue Mädchen", rief jetzt ein anderer, „verdient unser aller innigste Reverenz."

„Ihr gebührt ein vollständiger Maibaum vors Haus!" war des jungen Doktors Meinung.

„Hurra, ein stattlicher Maibaum für Mamsell Bärbchen, das Vorbild bräutlicher Treue über Tod und Grab hinaus!" erscholl es rings im Kreise der begeisterten Maienfahrer, nur August Wichmann schwieg und senkte von neuem das Haupt. Da ergriff Herr Gottlieb Müller die Hand des stillen Jünglings, drückte sie sanft und flüsterte ihm zu:

„Ahne ich auch bei Ihnen, teurer Freund, geheime Sehnsucht des Herzens? Aber weh' Ihnen, wenn ich recht sehe, denn dann haben Sie Ihr heiligstes Gefühl an eine marmorne Göttin verloren, die doch niemals zum Leben erwachen wird, wie einst Galathea, die aus Stein erschaffene Geliebte Pygmalions, des kyprischen Bildhauers."

Der Vorschlag, Mamsell Bärbchen einen Maibaum vors Haus zu setzen, hatte die übrige Gesellschaft in Feuer und Flammen versetzt, und schleunigst beschloß man, die Ladung des Kahns am Lande zu bergen und nach der Heide zurückzurudern, um in aller Stille eine passende Birke zu räubern. Also geschah es, Herr August Wichmann aber mußte sich, um keinen Mißklang in die Harmonie zu bringen, sowohl an der Einholung des Baumes als auch hernach an dessen Aufrichtung vor dem Hause des Herrn Chirurgus beteiligen und dergestalt die Treue seines heißgeliebten Mädchens für einen anderen, längst abgeschiedenen, im Leben ihrer unwert gewesenen, verherrlichen helfen. —

Am nächsten Tage, nach dem Pfingstgottesdienst, was war's für ein Wundern und Rühmen, Fragen und Frohlocken unter den jungen Mädchen ob des vielsagenden Schmucks ihrer Fensterläden! Hatte vielleicht Herr Eins seiner Iduna in aller Frühe Aufschluß gegeben über die neu belebte Sitte? Genug, ehe die Mamsellen wieder daheim waren, um die letzte Hand an die Bereitung des festtäglichen Bratens zu legen, waren sie über die volle Bedeutung der ihnen widerfahrenen Ehrung und deren Umfang, sowie über Entstehen, Ausreifen und Ausführen der wundervollen Idee des Herrn Eins genugsam unterrichtet. Dieser erfin-

derische junge Mann sollte aber auf seinen Lohn nicht lange zu warten brauchen. Wenn auch an demselben Nachmittage mehrere Stunden zwischen seinem feierlichen Eintritt in die Wohnung des Herrn Oberpredigers und dem Moment verflossen, da er nach einiger erklärlichen Angst ruhig aufatmen und seiner Mamsell Braut den Verlobungskuß applizieren durfte, so waren doch so ein paar Stunden nach damaligen Begriffen für eine derartig ernsthafte Sache, wie die Brautwerbung, nicht zu viel Zeit. Herr Eins konnte sich also eines diensteifrigen Schutzengels seiner intimen Sache rühmen.

Auch im Hause des Herrn Chirurgus erschien selbigen Nachmittags ein liebender, hoffnungsseliger Freiersmann, Herr August Wichmann. Ehe er dem Vater oder der Tante Minona sein Anliegen vortrug, hielt er es für geraten, sich mit der Hauptperson selbst über die liebliche Angelegenheit zu besprechen und sie deshalb in dem Hausgärtchen aufzusuchen, demselben, nach dem er Tags zuvor von der Schwedenschanze ausgeschaut hatte, und wo sie nach Mitteilung des Hausmädchens allein herumspazieren sollte. Mamsell Bärbchen wußte wohl, warum er kam. Sie wäre ja kein Weib und eine noch größere Thörin gewesen, als sie es bei all ihrer Altweisheit wirklich war, wenn sie nicht seit längerem die stumme Sprache verstanden hätte, mit der der liebende Jüngling ihr zu Aug' und Seele redete. Nein, dieses stille Werben des alten Spielkameraden hatte sie erkannt und die Wärme, die von seinem Wesen auf sie ausstrahlte, hatte bereits begonnen, die Eiskruste ihres Herzens, diesen Panzer, geschmiedet aus Irrwahn und Eitelkeit, zu zerschmelzen. Sympathie mit dem ehrenwerten, bescheidenen Jugendfreund war dem leis aber beharrlich vorrückenden stärkeren Gefühl der Liebe gewichen, zunächst dem Bärbchen unbewußt, dann aber hatte sie das Anpochen des hohen Gastes der Herzen gehört, bangsam zaudernd, ob sie aufrichtig und demütig „Herein" rufen solle. Die Zeit war gekommen, da ihr besseres Selbst sich gegen unnatürlichen Zwang auflehnte. Insgeheim sehnte sie sich danach, ihren Fuß wieder in den Garten blühenden Lebens zu setzen, und der erste Schritt, den sie auf diesem Wege that, war eine Kundgebung rein äußerlicher Art. Sie warf an dem sonnenhellen Morgen des Pfingstsonntags das dunkle Gewand einer von Anbeginn mehr oder minder unwahr gewesenen Trauer bei Seite und legte ein dem schönen Tage und dem allgemeinen Brauch angemessenes lichtfarbiges Kleid an.

Dann aber kam eine abscheuliche Stunde, in der sich die halbbefreite Vernunft von frischem knebeln ließ. Als Bärbchen den ersten Blick zum Fenster hinaus that und den schlanken Maibaum davor gewahrte, glaubte sie nicht anders, als daß ihr das Hausmädchen oder ein Patient ihres Vaters oder sonst jemand, der ihrem Herzen nicht nahe stand, mit dem stattlichen Busch eine Aufmerksamkeit habe erweisen wollen, denn die Bedeutung solcher Maienzier war ihr nicht ganz fremd. Was ihr aber, noch vor dem Kirchgang, ein paar gute Freundinnen erklärten, nämlich, daß die ganze Gesellschaft der jungen Herren ihr den Maibaum als ein Ehrendenkmal ihrer stadtkundigen Tugend und Treue gesetzt habe, erfüllte ihre Brust mit Stolz; wieder schoß ihr die alte Eitelkeit und der dumme Wahn, etwas ganz besonderes zu sein und bleiben zu müssen, in die Krone. Mit unsäglichem Behagen weidete ihr Blick auf der neuen öffentlichen Beglaubigung ihrer Vortrefflichkeit, in Schreck und Scham aber darüber, daß sie gerade an diesem Tage der Auszeichnung ihres gottseligen Wandels das ehrbare Trauerkleid mit dem bunten Gewande der Weltlust vertauscht hatte, that sie dieses schleunigst ab und war nun wieder von innen und außen eine so thörichte Priesterin der Weltentsagung, wie je zuvor.

Solchen schnellen Rückfall in die mit Hülfe der Liebe fast überwundene Selbstgefälligkeit hatte der unschuldige schmucke Maibaum vor ihrem Hause zuwege gebracht! Herr August Wichmann aber erhielt zwischen blühenden Bäumen und Sträuchern aus der Hand der Heißgeliebten einen aus allerlei überspannten Gedanken und geschraubten Redensarten kunstvoll geflochtenen Korb, mit dem er das Haus des Herrn Chirurgus verließ, unschlüssig, ob er weinen, lachen oder kräftig fluchen solle; am nächsten indessen stand ihm das Weinen aus Mitleid mit der argbethörten Seele, die ihm soeben ihren Flitterschatz mit demselben Stolz gezeigt hatte, als wär's pures Gold gewesen. —

Das Leben im Städtchen ging seinen gewohnten Gang weiter, auch das gesellige des Kreises, in dem sowohl der Herr Postmeister, Accise- und Steuereinnehmer August Wichmann als auch Mamsell Barbara standen. Dennoch ließ sich allmählich einiger Unterschied gegen bisher wahrnehmen. Die allgemeine Verhimmelung, deren sich das Mädchen seit je erfreut und an der sie sich ein unleugbares Siechtum der Seele

zugezogen, hatte mit jenem öffentlichen Ausdruck der Maibaumerrichtung ihren Gipfelpunkt erreicht. Man fühlte, daß man in Anerkennung fremden Verdienstes vorläufig genug geleistet habe. Dazu kam die Standeserhöhung von Mamsell Idnna. In den Augen gesund fühlender Mädchen gilt Brautschaft immer mehr als Nonnenhaftigkeit. Also rückte in dem Freundinnenkreis die junge Braut auf die erste Stelle. Mamsell Bärbchen nahm die Erkenntnis ihrer eigenen Entthronung anfänglich mit stillem Ärger auf; äußerlich trug sie dies Geschick mit Würde, und als sie dies eine Zeit lang gethan, lebte sie sich auch innerlich in ein gewisses Maß von Demut und Bescheidenheit hinein.

Auf allem Unkraut, das in ihrem Herzen wucherte, wuchs doch immer diese oder jene edlere Blume oder Frucht. Aber wie sie sich auch selbst unablässig bemeisterte, eines wollte ihr nicht gelingen, nämlich an den abgewiesenen Freier gar nicht oder doch nur mit ehemaliger Seelenruhe zu denken. Die Liebe zu ihm, die häßlich mißachtete, hatte doch schon zu viel Feld gewonnen gehabt, um sich so mir nichts dir nichts in die Rumpelkammer verweisen zu lassen. Und die Bannmeile der kleinstädtischen Geselligkeit war so eng, daß sich die beiden Leutchen doch alle Augenblicke begegnen mußten, wobei dann nicht nur der Mamsell die Erkenntnis aufdämmerte und es ihr immer klarer wurde, daß sie um trügerischen Heiligenschein echtes Glück verscherzt hatte, sondern auch die kaum in ihrem Busen erknospete und alsbald schon zur Verkümmerung verurteilte Liebe neue Nahrung erhielt, wenig nur, aber doch genug, um fort zu leben in der Klause eines seit kurzem merkwürdig beklommenen Mädchenherzens. Jedes Mal, wenn Mamsell Bärbchen mit dem edlen Jüngling zusammentraf, hatte sie Gelegenheit, den Anstand, mit dem er den erhaltenen Korb trug, aber auch den leisen Schmerzenszug in seinem von Natur freundlichen Antlitz zu beobachten. — Er hatte sie also doch recht lieb gehabt? Ihre Abweisung war ihm nachhaltig zu Herzen gegangen? Weshalb geliebt? Wegen ihrer strengen Tugenden, deren Krone die nun vergessene Treue für den Toten gewesen? — Oder war sonst noch etwas Liebenswürdiges an ihr gewesen, das sie selbst vor dem Glanz der mit Bewußtsein gepflegten Eigenschaften nicht bemerkt haben mochte, ein Aschenputtel unter den Erscheinungen ihres Wesens? — Liebte er sie noch? Mußte seine Neigung ihr nicht für immer verloren gegangen sein? — Ach, das waren Fragen, die sie quälten, und worauf sie keine sichere Antwort fand! Nun waren lange Stunden da, in denen sie, statt wie sonst zufrieden und freien Blicks um sich zu schauen, trübselig, mit verbissenem Groll gegen sich und die Welt herumhockte, mit der Miene des Unmuts vor sich in den Schoß starrend. In solchen Stunden ward aus dem schmucken Bärbchen, das sie immerhin gewesen, eine finstere Barbara, der zusehends die Sympathie der Menschen verloren ging. Auch das gewahrte sie, aber sie wußte kein Gegenmittel. So lebte sie ungesegnete Tage. —

Das Beispiel des Herrn Eins in der tugendsamen Glücksgärtnerei fand bald Nachahmung, am ehestens bei Herrn Zwei, der ganz betrübt umherging, seitdem jener nicht mehr sein inséparable war in Freud' und Streit. In der Einsamkeit aber verfiel er beim Stockflöteblasen auf die Vorstellung, es möchte ein schönes und bekömmliches Ding sein, der lustigen Kora Schmidt zeitlebens in traulicher Häuslichkeit zu ihren Hopsern aufzuspielen. Diesen Gedanken wurde er nicht wieder los und trug ihn daher in ehrbarlicher Wortfassung der Auserwählten vor. Sie erklärte sich auch bereit, mit ihm die gewünschte Häuslichkeit zu begründen. Wie die beiden hernach mit dem Aufbau fertig waren, hat sich das Blättchen allerdings dahin gewendet, daß der Herr Gemahl nach ihrer Pfeife tanzen mußte.

Auch der Herr Hülfsprediger Frommann hatte eine gute Idee, indem er meinte, er brauche es nicht erst bis zum Bischof zu bringen, ehe er eines Weibes Mann würde. Also bat er Bürgermeisters Julchen, ihm im gottseligen Ehestand durch ihr behagliches Wesen seine Fahrigkeit und weltliche Unbeholfenheit überwinden zu helfen, was sie ihm mit Freuden zusagte.

Der abergläubische Provisor Kreideweis aber erklärte, als er solche Eilfertigkeit ehestandsbereiter Seelen gewahrte, ihm wäre vorläufig die Lust zum Heiraten oder doch wenigstens zum Verloben vergangen; denn aller guten Dinge seien drei; wenn er nun als vierter in den geheimnisvollen Garten der Frau Hulda träte, würde er ganz gewiß geäfft werden, etwa dergestalt, daß er eine holdselige Prinzessin zur Frau nähme und nächsten Walpertstag entdeckte, daß sie sich nächtlicherweile an einer nicht recht passenden Harzreise beteiligt habe, oder auf ähnliche Art. Ob dieser frevel-

haften Äußerung wurde er von den Damen eine Zeit lang förmlich in Acht und Bann gethan, sodaß er sich in ihren Kränzchen nicht blicken lassen durfte; er ist aber später zu Kreuze gekrochen und hat, als er im Neumärkischen eine Apotheke gekauft, die bildschöne jüngere Schwester von Kora Schmidt heimgeführt, ohne daß sich seine Befürchtung bewahrheitet hat. —

Es war auch reichlich genug Liebesglück, das Mamsell Barbara im Winter zwanzig auf einundzwanzig an den drei Brautpaaren beobachten konnte. Diese aber sahen den Himmel offen, und als am nächsten Ostermorgen das junge Volk in aller Herrgottsfrühe auf den Pimpinellenberg zog, von wo man auf eine schier unendliche Fläche von Kiefernwipfeln schaut, da erblickten die Liebesleutchen, so haben sie's wenigstens immer fest und steif behauptet, die drei Freudensprünge, die nach dem Volksglauben die aufgehende Ostersonne glücklichen Menschenkindern vormacht.

Ja, es war Glückes genug, an dem auch die nicht unmittelbar Betroffenen herzlichen Anteil nahmen, ebenso wie sie dies an dem Mißgeschick thaten, das den einen aus ihrer Gesellschaft zum freudlos dahinlebenden Mann gemacht hatte. Denn nicht lange war es verhohlen geblieben, daß Mamsell Bärbchen den Antrag des Herrn Postmeisters August Wichmann schnöde zurückgewiesen habe. Wunderbar! Wie hatte man doch bisher ihre auffällige Trauer um den längst verblichenen Bräutigam als Beweis höchster Treue gepriesen! Und auf einmal, nun sie die wichtigste Konsequenz aus ihrem Verhalten zog und das zur Schau gestellte Gefühl in That umsetzte, war dies nicht recht und erfuhr statt hellster Bewunderung gar absprechendes Urtheil! Dem Tode sei die gebührende Schuldigkeit geworden, hieß es, nun müsse sie auch dem Leben werden. Ob denn nicht die zarte Liebe des edlen Lebenden desselben Lohnes wert sei, wie einst das heiße Werben des unrühmlich Dahingefahrenen? Wenn das Herz der Begehrten nicht gegen den neuen Freier spreche, was doch allem Vernehmen nach nicht der Fall, so sei jeder andere Einwand verwerflich. Viel Segen bring' der Ehestand, Altjungfernstand sei Wehestand. Und was dergleichen herbe Äußerung weiter war, die der Mamsell durch die guten Freundinnen zugetragen wurde.

Aber auch Tante Minona und der liebe Herr Vater, sonst stets bereit, die Tochter zu vergöttern, hielten mit Vorwürfen nicht zurück, sobald sie auf Umwegen die Sachlage erfahren hatten.

„Wohl und recht thun, ist dem Herrn lieber denn Opfer." Mit diesem biblischen Spruche bekräftigte die Tante ihre Meinung, sowie mit dem anderen: „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde: Weinen, Lachen, Klagen, Tanzen hat seine Zeit; Herzen, Fernen von Herzen, Suchen, Verlieren, Behalten und Lieben hat seine Zeit."

Der Vater aber sprach: „Du handelst nicht nach dem Vorbild Deiner seligen Mutter, die den unscheinbaren Mann mit ihrer Hand beglückte, sobald sie erkannt, daß sich an seiner zärtlichen Liebe eine gelinde Flamme in ihrem eigenen edlen Herzen entzündet hatte."

Das traf hart. Das härteste aber war, daß das Mädchen alle diese Vorwürfe als gerecht anerkennen mußte, und daß sie, jemehr sie ihrer Thorheit inne ward, sich danach sehnte, an der Brust des Verstoßenen Mitleid und Trost zu finden. Aber sie hatte ja kein Mitleid mit ihm gehabt, da geschah ihr jetzt Recht, grausames Recht. Doch das ist der Segen der Gerechtigkeit, daß auf ihren Spuren, so eisern sie auch auftritt, gute Saat ersprießt und zu goldener Reife gelangt. So geschah es, daß in bittern Kümmernissen Mamsell Bärbchens Seele geläutert und allmählich aus einem Tempel der Afterweisheit, Eitelkeit und Selbstgefälligkeit zum schlichten Kirchlein ward, darin Demut und Entsagung predigten. Aber das Recht, das grausame Recht hatte sich noch einen wuchtigen Keulenschlag verspart.

Am Pfingstmorgen einundzwanzig, es war bereits im Juni, da entlud sich nach heißen Tagen und Nächten ein Gewitter. Mamsell Bärbchen wurde durch den ersten heftigen Donnerschlag geweckt. Sie stand auf, kleidete sich an und öffnete den Fensterladen, um nach den Wolken auszuschauen, da prallte sie zurück, schneller, als wär's vor einem grellen Blitz gewesen, denn ihre Augen hatten etwas Entsetzliches gesehen. Da stand, gräulich wie der Besen einer Walpurgisnachthexe, vor ihrem Fenster aufgerichtet ein Schandmaibaum, eine dürre, abgeborkte, krumm und schief gewachsene Kiefer mit einem Strohwisch auf der Spitze und ihre bleichen Äste langten wie Arme eines gespenstigen Ungeheuers nach dem Mädchen. O, welch fürchterliches Symbol der an die Stelle einstiger Verehrung getretenen Verachtung der Liebesleugnerin! Schimpf und Spott und herzzerfleischender Hohn! —

Wer die boshafte That verübt hatte, ob einer oder mehrere Freunde Wichmann's, der selber

bei der Mamsell über allen Verdacht des Bubenstreichs stand, oder ob es hämische Handwerksgesellen und Knechte der Ackerbürgerschaft gewesen sind, ist niemals laut geworden. Aber das Schandwerk ist nicht allein von dem Urheber und der Geschmähten gesehen worden, sondern auch von anderen Leuten, die aus ihrer Wahrnehmung kein Geheimnis machten, und aus manchem Munde begegnete man dem Ausspruch: „Ihr ist ganz recht geschehen, der hoffärtigen Mamsell, die immer was Besseres sein wollte, als andere Christenmenschen."

An jenem Morgen hätte das Gewitter toben können, als wenn Himmel und Erde zusammenstürzen sollten, die arme Barbara würde nichts davon gemerkt haben vor dem wilden Aufruhr, der ihr Gemüt durchstürmte. In diesem Tumult der Sinne warf sie sich mit dem Gesicht auf die Kissen des Bettes, lautes Schluchzen entrang sich der gequälten Brust, und aus den Augen quollen in reichlichem Strome Thränen, die ersten, die sie in ihrem Leben weinte. Es waren Thränen des Zornes, aber sie schwemmten die schwere Last der Seele hinweg, das drückende Leid; und dieses riß den ganzen Wust von Thorheiten, der dort noch aufgespeichert lag, mit sich fort. Nun war es klar geworden in dem erschütterten Herzen.

Als Bärbchen sich die Augen hell gewaschen hatte und mit mutigem Entschluß an das Fenster trat, um die wiedergefundene Ruhe an dem Anblick des Schandbaumes zu erproben, war er verschwunden. Das Dienstmädchen hatte ihn ausgerissen und nach dem Holzstall geschleppt. Das war brav gehandelt, wenn schon ziemlich selbstverständlich. Wundersam aber war's, als am nächsten Tage einige gute Freundinnen kamen und Mamsell Bärbchen ihres aufrichtigsten Beileids über den abscheulichen Vorfall versicherten, daß sie die Besucherinnen getrost und guter Dinge nach dem Schuppen führte und ihnen lächelnd das Ungetüm vorwies. „Ihr glaubt gar nicht," sagte sie dabei, „wie sehr zur rechten Zeit mir dies Gestell beschert worden ist; ich hatte schon immer einen Mastbaum für die Waschleine auf dem Hof nötig, — jetzt bin ich über Nacht dazu gekommen, ich weiß nicht wie!" Die Freundinnen sahen sich erstaunt an. Derartiger Scherz war ihnen bei der Mamsell ebenso neu, wie deren unbefangen heitere Miene. Sie befanden sich hier vor einem nicht leichten Rätsel und verabschiedeten sich bald, um ganz unter sich die Lösung zu versuchen; sie wird ihnen aber wohl kaum geglückt sein.

Der Ausdruck von Seelenruhe verschwand auch nicht von Bärbchens Antlitz, als sie zusah, wie der häßliche, krummästige Kiefernstamm nach anfänglichem, energischem Protest der Tante Minona dennoch für seine neue Bestimmung auf dem Hof eingerammt wurde. Erstmalig mit ihm allein, hielt sie ihm sogar vergnügt einen kleinen Richtspruch: „Nun steh' fest und zeig' dich wacker, Musje Rüpel, daß mich dein Anblick bei steter Demut erhalte! Zucht bringt Frucht." —

Ja, es war endlich klar geworden in ihrem Kopf und Herzen. Weg Altklugheit, weg öder Tugendstolz, weg Eitelkeit und Selbstgefälligkeit! Dafür durchleuchtete ihr Herz fortan der Sonnenschein der Liebe, mild und ruhig zwar, wie das sanfte Abendrot eines Tages, an dem es seit der Morgenröte trübes Wetter gegeben hatte, aber es war doch immerhin himmlisches Licht.

Ein jegliches hat seine Zeit: Herzen hat seine Zeit und Fernen von Herzen. Ach, das Fernen von Herzen, das war ihre Schuld, ihre schwere, schlimme Schuld! Die ließ sich nicht ungeschehn machen, aber sühnen. Fernen von Herzen, — mochte es seine Zeit gehabt haben und nun die Zeit gekommen sein für das Herzen, das heimliche stille Herzen des gekränkten, des geliebten, des vom Herzen entfernten Mannes! Aber nur ahnen, leise fühlen sollte er die Liebkosung ihrer Seele, — nur keine Profanation des süßen Geheimnisses ihrer Brust, nicht einmal vor dem Scharfblick seines Verstandes! Dann würde sie gewißlich vor Scham vergehen! —

August Wichmann aber begegnete ihr weiter mit würdevoller Freundlichkeit. Sie gewahrte auf seinem offenen Angesicht den Stempel eines festen Charakters, den kein Mißgeschick zu beugen vermag. Doch ihrem durch die Liebe geschärften Blick entging auch nicht der zeitweilige Ausdruck stillen Wehs, der über die freundlichen Züge hinhuschte wie der Schatten eines Schmetterlings über ein Blumenbeet. Bei solcher Wahrnehmung fühlte sie ihre Liebe als eine gar schmerzliche Seligkeit. Auch die Entsagung erschien ihr nun als etwas herrliches, wert, ein bescheidenes Mädchenleben mit ihrem Inhalt zu erfüllen, denn auf ihrem Boden vermochte die köstliche Frucht heilbringender Menschen- und Nächstenliebe zu gedeihen. Bot doch die enge Welt, in der Mamsell Bärbchen lebte, die kleine märkische Stadt, abseits vom Getriebe der Residenz, in jener Zeit wirtschaftlicher Armut und Unbeholfenheit reichliche Gelegenheit, Werke der Nächstenliebe zu üben, still und dem Auge der Neugier verborgen.

Eines Abends in der ersten Dezemberwoche trafen Mamsell Bärbchen und der Herr Postmeister vor dem Hause zusammen, in dem Herr Eins mit seiner jungen Frau Iduna wohnte, die aber nicht Frau Eins, sondern nach der nunmehrigen Stellung ihres Mannes Frau Rektorin genannt wurde. Die Mamsell war auf dem Nachhauseweg von einer armen, bettsiechen Häuslerin, bei der sie ein bißchen Ordnung in die Wirtschaft und Appell unter die ausgelassenen Rangen gebracht hatte. Der Herr Postmeister aber gedachte, ein Stündlein bei den lieben Rektorsleuten zuzubringen; so sagte er, nachdem er ihr guten Abend geboten und bescheidentlich: „Woher so spät des Weges?" gefragt. Die Mamsell gab lächelnd zur Antwort, sie hätte allerhand Pflichten, mit denen ein älteres Mädchen die sonstige Leere ihres Tages ausfüllen könne, jetzt habe sie ein Stündchen Kindermuhme bei armen Leuten gespielt und müsse schnell heim, um noch einen Posten durchgelaufener Strümpfe zu stopfen und Hemdchen zu flicken, die sie von dort in ihrem Handkorbe, den sie unter einem weiten Umschlagtuch trug, mitgenommen habe. In diesem Augenblick wurde im erhellten Wohnstübchen des Rektors, vor dessen Fenster die beiden standen, das Klavier angeschlagen und gleich darauf begann eine angenehme Stimme, Frau Iduna war's, Agathes Cavatine aus dem damals funkelnagelneuen Freischütz zu singen. O, welch herrliche Weise zu den frommen Worten:

„Und ob die Wolke sie verhülle,
Die Sonne bleibt am Himmelszelt" —

Mamsell Bärbchen und der junge Postmeister horchten hin —

„Es waltet dort ein heil'ger Wille,
Nicht blindem Zufall dient die Welt."

Da kam der schwere Thiemesche Frachtwagen vom Berliner Thor die Straße herauf gerumpelt; mit dem Anhören des Gesangs war's vorbei; aber die durch Wort und Weise erweckte Stimmung hielt noch ein wenig vor, sodaß die Mamsell, als sie jetzt dem jungen Mann zum Abschied zunickte, mit merklich bebender Stimme sagte:

„Nicht wahr? Wie richtig und schön: Nicht blindem Zufall dient die Welt. Ich weiß wohl, daß alle unsere Irrtümer geschehen müssen, damit wir die Wahrheit erkennen und bei ihr beharren." Dann wandte sie sich, ein bißchen bestürzt von ihren eigenen Worten kurz um und kehrte hurtigen Schrittes heim. —

Drei Wochen darauf war Weihnacht, schöne, weiße Weihnacht mit blauem Himmel zu Häupten und knirschendem Schnee unter den Füßen der Kirchgänger. Das mußte ja grüne Ostern geben und ganz und gar ein gesegnetes neues Jahr! Auch Mamsell Bärbchen saß auf ihrem Platz in der Marienkirche und lauschte andächtig der Predigt, der uralten, die Herzen ewig von neuem bewegenden und erhebenden Freudenbotschaft von der Geburt des Christkindleins, das der himmlische Vater herniedergesandt hat, auf daß es die Welt mit ihm versöhne. — Auf daß es die Welt mit ihm versöhne! Diese Wendung brauchte der Herr Oberprediger in seiner Rede. Wo hatte Bärbchen die gleichen Worte doch schon gehört? Blitzschnell kam ihr die Erinnerung an einen schönen Herbsttag vor langen Jahren; in dem Garten der Hegermühle draußen vorm Thor war's; blanke Äpfel verbreiteten lieblichen Duft; einen hatte sie eben kaum angebissen und dann, ärgerlich über ein Witzwort des freundlichen Gebers, bei Seite geworfen. Schmollend stand sie da, der gute Junge jedoch verscheuchte ihren Groll durch Erzählung eines anmutigen Märchens; da sprach er zum Schluß jenes Wort von der Versöhnung. Das hallte ihr nun in den Ohren wieder.

„Und diese That der göttlichen Liebe," fuhr der Redner auf der Kanzel fort, „wirkt nach der christlichen Sage nicht nur im Reich der lebendigen Seelen, sondern auch in der unbeseelten und toten Natur ein ewiges Wunder, denn in der Christnacht, heißt es, werden die unterm Eise fließenden Wasser zu Wein und die dürren Bäume und Sträucher zu blühendem Rosmarin, daß auch sie teilnehmen an dem Jubel über die Geburt des Versöhners." Also predigte der Geistliche von der Erscheinung des Christkindes, Bärbchen aber folgte seinen Worten nur mit halbem Ohr. Nicht wie Kunde von der Versöhnung zwischen Gott und Welt, sondern zwischen zwei armen Menschenkindern ging's ihr durch den Sinn.

Wie aus Zwang wandte sie das Gesicht nach der anderen Seite der Kirchenstühle, wo sie zu Beginn des Gottesdienstes den heimlich Geliebten hatte eintreten sehen. Da saß er und schaute mit leuchtenden Augen zum Redner hinauf, auf seinem Antlitz aber lag ein deutlicher Ausdruck schier weltlicher Fröhlichkeit. —

Unter den letzten Orgeltönen verließ Bärbchen mit dem Herrn Papa und Tante Minona die Kirche und wandelte mit ihnen ehrbaren Schrittes nach Hause. Als die Klingel über der Flurthür die Eintretenden anmeldete, fuhr das Mädchen aus der Küche auf sie los und rief:

„Mamsell, Mamsell! Und Herr Stadtchirurgus! Und Mamsell Tante! Sehen Sie doch bloß, was auf dem alten Schenial von Wäschestange auf unserem Hof für 'ne Weihnachtsbescherung steckt! Auf dem alten Knüppel blüht's ja rein wie im Sommer!"

Die drei folgten dem ganz aus dem Häuschen geratenen Mädchen nach dem Hof, und siehe da! Oben auf dem dürren Kienstamm, da, wo einst der Strohwisch gesteckt hatte, prangte nun ein halbes Dutzend blütenvoller Zweiglein. Kirschbaumzweige waren's, Barbarazweige.

Das Mädchen hatte niemand bemerkt, der das blühende Wunder dorthin verpflanzt haben konnte. Sie und Tante Minona sowie auch der Herr Chirurgus fanden des Staunens viel Worte. Mamsell Bärbchen aber hielt freudig erschrocken die Hand aufs Herz gepreßt und schwieg, denn zu ihr sprach eine jauchzende innere Stimme: „Versöhnt! Versöhnt! Jetzt ist das Fernen von Herzen vorbei und eine unendliche Zeit des Behaltens und Liebens gekommen!" Und wie es also ihr allein vernehmlich erklang, da traten ihr zum anderen Mal Thränen ins Auge, doch diesmal Thränen unsäglicher Wonne.

Als am folgenden Pfingstfest Mamsell Bärbchen an der Hand ihres Bräutigams, des Herrn Postmeisters August Wichmann, zur Kirche ging und all die grünen Maien an Thüren und Fenstern sah, sprach sie leise zum Geliebten:

„Wie zartsinnig ist's von dir gewesen, und wie innig dank' ich dir dafür, daß du mir keine grünen Maien gesteckt hast; meine Maien sind hellschimmernde Blüten, die in strengem Winterfrost zum Licht und Leben aufbrechen, gleichwie es der Liebe geschah, die meines Herzens Starrheit in selige Glut verwandelt hat." — —

Urgroßmütterchen schweigt.

Sie hat uns die Geschichte ihrer Jugend, ihrer Thorheit, ihres Glücks erzählt. Es ist derweile völlig dunkel geworden. Die Magd bringt die brennende Lampe herein und stellt sie auf den Sofatisch. Wiederum treten die Umrisse der beiden Schattenbilder unter dem ovalen Spiegel deutlich hervor. Die greise Frau wendet den Blick dorthin. Ich glaube nicht, daß ihr Auge die Bilder genau zu erkennen vermag; dennoch sieht sie die Züge des geliebten Mannes, mit dem vereint sie viele Jahre irdischen Glückes genossen, bis ihn der Tod aus dieser Zeitlichkeit abgerufen hat.

Wir beiden jungen aber drücken der Ahne die Hand, küssen die welke, und verlassen mit scheuen Tritten das Zimmer, um den heiligen Frieden nicht zu stören, den Erinnerung alter Zeit auf breitem Fittich hereingetragen hat.

Paul Verlaine.

Geb. den 30. März 1844 zu Metz. — gest. den 8. Januar 1896 zu Paris.

„Musik, Musik in jeglichem Klang!"

Als die Decadenten und Symbolisten des jungen Frankreich die Frage stellten, wer ihnen Leconte de Lisle (gest. 1894) ersetzen könne, nannten die meisten Antworten den „guten" Verlaine; so war er ihr erklärtes Haupt. Er war stadtbekannt, dieser schlechtgekleidete Mann, kahlköpfig, mit schütterem Bart, der, meist ohne Hut, in seinem karrierten Wettermantel im Quartier latin von Schenke zu Schenke humpelte, wohl manchmal morgens reuig und demutig in eine Kirche trat, um zu beichten, aber wenn kein Priester da war, lärmte und fluchte, bis ihn der Küster hinauswarf, und der doch so gern sagte, er habe alle erdenklichen Sünden begangen, nur gestohlen habe er nicht, und dann wieder vor sich hinmurmelte, oft und oft: „O die Fremde!" oder „Der arme, arme Lelian!" Denn so nannte er sich. Nur in seinen Augen, die aus dem häßlichen Sokrateskopf (oder war es der eines Fauns?) manchmal so scharf, manchmal so unendlich traurig blickten, lag ein Schimmer, der in ihm den Dichter ahnen ließ.

Sein Leben war ein verfehltes von Anfang an. Daß ihn im Vaterhause seine aus Flandern stammende Mutter (geb. Dehée) verzärtelte, war schon von unheilvollem Einfluß auf seinen jähen Charakter. Als sie dann, verwitwet, den Rest ihres Vermögens durch einen Betrüger verlor, konnte Paul, der in Paris studierte, nur durch seine schöne Schrift eine Anstellung finden. Der zwanzigjährige Verlaine war zugleich mit Coppée Schreiber, er beim Seinepräfekten Haussmann, Coppée im Kriegsministerium, beide von derselben Liebe zur Poesie erfüllt (1864). Damals gab Lemerre den Parnasse contemporain heraus, nach welchem sich die daran beteiligten Dichter „Parnassianer" nannten; Verlaine war unter den Redakteuren. So ward er in den Kreis der jungen Dichter: Leconte de Lisle, Sully Prudhomme, Catulle Mendès, Anatole France u. a., eingeführt und teilte mit ihnen die Anschauung, daß bei dem Grundsatze: l'art pour l'art (Th. Gautier) vollkommenste Leidenschaftslosigkeit der Gipfel der Poesie sei; sie beeinflußte seine ersten Sammlungen, die Poèmes saturniens (1866), denen zehn,[1]) und die Fêtes galantes (1869), denen die unter „Rokoko"[2]) vereinigten Gedichte der in dieser Zeitschrift abgedruckten Auswahl angehören. Sie halten sich mit wenigen Ausnahmen an die Regeln Boileau's, doch ist nur die Form parnassianisch; die Gedichte sind mehr als der vollkommenste Ausdruck der Schönheitsempfindung, wenn auch nur selten ihre Harmonie durch bizarre Einfälle gestört wird. Die Zeit ihrer Entstehung war für Verlaine eine Zeit voll Enthusiasmus, dennoch ergab er sich schon damals, trotz aller Bemühungen Coppée's und anderer Freunde, dem Trunke, und sein jäher Charakter zeigte sich immer mehr. So faßte er einst in einer republikanischen Aufwallung den Entschluß, Napoleon III. auf einem seiner

[1]) „Sie und ihr Kätzchen", „Herbstlied" Band XXV, S. 159, „Sonnenuntergang", „Abendwanderung" S. 160, „Mystische Dämmerung", „Schäferstunde", „Die Nachtigall", „Serenade" Bd. XXVI, S. 42, „Im Zeichen des Saturn" S. 75 und „Nevermore" S. 76.

[2]) Bd. XXVI, S. 43, 44.

Morgenspaziergänge in den Tuilerien zu ermorden. Des Kaisers Ausdruck war schon leidend, Verlaine grüßte ihn und ging vorüber. „Es waren aber auch zu viele Polizeiagenten in der Nähe", pflegte er hinzuzusetzen, wenn er diese Begegnung erzählte.

1870 erschien La bonne chanson, das Zeugnis „seines allzukurzen Liebesidylls, an dessen schöne Stunden er in späteren Jahren nicht ohne großen Schmerz denken konnte." (Confessions 1895.) Die unten aufgezählten Gedichte[5] sind dieser Sammlung entnommen, die der Form nach ebenfalls noch parnassianisch ist; doch war Verlaine schon über den „Parnaß" hinaus, der sich denn auch 1870 in kleine Gruppen spaltete und somit aufhörte. (Les mémoires d'un veuf 1887.) Eigene Erlebnisse veranlaßten von nun an seine Gedichte. La bonne chanson ist ganz seiner Braut Mathilde Mauté, der Stiefschwester seines Freundes Charles de Sivry, gewidmet. Ende August 1870 wurden sie getraut. Schon rückten die deutschen Truppen heran. Während der Belagerung von Paris stand Verlaine auf den Basteien Wache, 1871 gehörte er der Commune an, unter der er für kurze Zeit auch ein Amt innehatte. Als die Truppen von Versailles die Ordnung wiederherstellten, floh er nach London, lernte da Englisch und half sich durch Stundengeben fort. Bald durfte er zurückkehren. Doch er war jetzt reizbarer denn je, betrank sich wieder, verbrachte Tage und Nächte in Kaffeehäusern und Schenken, ging wie ein Vagabund einher und vernachlässigte seine Frau und seinen kleinen Sohn Georges; kam er heim, so gab es Scenen, die ihm das Haus nur noch mehr verleideten. Dennoch war er entsetzt, als die Scheidung (zu Gunsten seiner Frau) ausgesprochen wurde: sein Liebesglück war vernichtet und er verscheuchte wie stets seinen Schmerz mit Absinth.

Genosse seines ausschweifenden Lebens war der junge Arthur Rimbaud, mit dem ihn eine leidenschaftliche Freundschaft verband. Rimbaud war von großem Einfluß auf ihn. Dem Siebzehnjährigen genügte die alte Aesthetik nicht mehr und so ward er der eigentliche Vater der decadenten Poesie. Ein Gedicht, das er in jugendlichem Uebermut hinwarf, machte ihn mit einem Schlage berühmt; es ist das bekannte, die Vokale durch Farben erklärende Sonnett: „A schwarz, E weiß, I rot, U grün, O blau ...", das ich schon inmitten deutschen, holländischen, tschechischen und italienischen Textes abgedruckt fand (z. B. in „Aus fremden Zungen" 1899). Andrerseits war Verlaine zu jener Zeit auch von den Symbolisten beeinflußt, deren erster der geniale englische painter-poet Dante Gabriel Rosetti war (vgl. meine Uebertragungen in der „Deutschen Dichtung" 1898 und „Sonnenblumen" 1899). Doch ist Verlaine auch nicht ganz im Banne der Decadenten und Symbolisten, schon die Form wagt er nie so zu vernachlässigen wie etwa Rollinat und Regnier. Die 1873 in hundert Exemplaren in einem unbedeutenden Provinzverlage erschienenen Romances sans paroles, die damals freilich fast unbekannt blieben, bestätigen dies. Die kleine Sammlung, die durch die unten verzeichneten Gedichte[4] hier vertreten ist, giebt auch Kunde von den Reisen, die Verlaine mit Rimbaud nach England und Belgien unternahm. Da geschah das Unerwartete: Rimbaud war des ungeregelten Lebens überdrüssig und erklärte eines Tages seinem Freunde, er wolle der Poesie entsagen und in einem Handlungshause Stellung nehmen. Verlaine war außer sich, riß einen Revolver aus der Tasche und schoß auf Rimbaud; am Arme verwundet floh dieser, Verlaine eilte ihm nach und schoß auf der Straße noch einmal auf ihn, ohne ihn zu treffen. Sogleich ward Verlaine festgenommen und, obwohl ihn Rimbaud nicht angezeigt hatte, zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, die er in Mons abbüßte (1873–1875).[5])

In Mons aber ging eine Veränderung mit ihm vor, welche die Gedichte „An Eine"[6]) (1873) und „Wieder frei!"[7]) (1875) abspiegeln; er beichtete und communizierte und ward gläubiger Katholik. Trotzdem wurde er kurz nach seiner Freilassung (15. Januar 1875) wieder wegen eines Excesses eingesperrt. Dann wollte er Landwirt werden, — das Projekt schlug fehl und jedes andere gleichfalls. Er brachte wieder Jahre in England zu, unstet und vergessen, nur unterstützt von seiner Mutter, die seinethalb darbte. Als 1881 sein Hauptwerk Sagesse bei einem katholischen Verleger erschien, achtete niemand darauf, erst durch Barrès und Moréas ward Sagesse (1884) bekannt und Verlaine berühmt, jetzt freilich nur unter den Decadenten und Symbolisten. Ergreifender als in irgend einem seiner Werke zeigt uns in diesem der arme Lelian sein blutendes Herz; er selbst ist der verstoßene Kaspar Hauser[8]), dem er ein Lied weiht. Die unten angeführten Gedichte[9]) stammen aus diesem Buche, das eine mystische Glaubensinnigkeit wie die eines Meister Eckhart und eines Angelus Silesius durchweht. 1884 folgte die Sammlung Jadis et Naguère, welcher ich die Gedichte „An einen Dichter"[10]) — die Art poétique der neuen Schule, — „Sommer" und „Blut und Wein"[11]) entnahm, und in bizarrer Prosa Les poètes maudits, unter denen man auch Rimbaud und den „armen Lelian" findet.[12])

Um das Jahr 1886 starb Verlaines Mutter und nun erst war er ganz haltlos. „Krankheit und Absinth teilten sich in seine letzten Lebensjahre" (vgl. Mes hôpitaux 1891). 1888 erschien Amour. Die in der Note aufgeführten Gedichte[13]) gehören dieser Sammlung an, die auch ein Sonnet auf Ludwig II. von Bayern enthält, dessen Seele „eine von Wagners hehren Jubelmelodien" begleiten möge. Im folgenden Jahre kam Parallèlement heraus, das die Nebenströmungen zu Sagesse bloßlegt. Die Gedichte „Allegorie", „Hände" und die „Ballade vom Leben in Rot"[14]) gehören zu den besten dieses vielfach lasciven Buches. Verlaines „Balladen" schließen sich in Form und Ton denjenigen der altfranzösischen Dichter an, von denen man besonders den rastlosen Villon in Leben und Dichten mit Verlaine verglichen hat. Besser wohl reiht man ihn als dritten an Byron und Lenau an. Von Verlaines letzten Werken ist nur Bonheur (1891) durch drei Gedichte in dieser Auswahl vertreten.[15])

Ein seltsamer Ehrgeiz ließ unseren Dichter auch jetzt, da ihn namentlich die legitimistisch-clericale Prinzessin Rohan unterstützte, nicht zur Ruhe kommen: er wollte Akademiker, „Unsterblicher" werden, ohne jedoch die dazu nötigen Schritte zu thun. Zuletzt ward er kindisch. Er, der „im Beginne seiner Laufbahn unbewußt und unbekannt ein großer Künstler" war (F. Regamey in: Verlaine Dessinateur), zeichnete erbärmliche Carricaturen und verbrachte die Zeit mit Spielereien; und dabei lachte er und klatschte in die Hände vor Freude. Eine Freundin pflegte ihn in diesen Tagen mit aufopfernder Sorge. In weiße Kissen gebettet, schrieb er sein letztes Gedicht „An den Tod" und starb mit den Worten „Den Weisen darf der Tod nicht überraschen" lächelnd und schmerzlos.

* * *

Meine Grundsätze im Verdeutschen sind dieselben, die im „Sendbrieff von Dolmetschen" so schön ausgesprochen sind. Der Sinn war mir das Wichtigste, doch wenn es darauf ankam, „hab' ich wiederum nicht allzufrei die Buchstaben lassen fahren." Die Reimbindung und die Silbenzahl der Verse habe ich bei keinem Gedicht zu ändern gewagt, doch selbstverständlich die Hebungen und Senkungen nach den Gesetzen der deutschen Metrik geordnet.[16])

Otto Hauser.

[5]) „Morgen" Bd. XXV. S. 159, „In tiefem Schweigen" S. 160, „Während der Fahrt", „Ihr Name", „Gestern", „Sehnsucht" und „An klarem Sommertage" Bd. XXVI. S. 44, 45.

[4]) „Der Bäume Schatten" Bd. XXV. S. 160, „Abend", „Im rosiggrauen Abendschimmer" Bd. XXVI. S. 45, „Spleen", „Winter" S. 75, „Paddington" S. 76, „Schwingt euch im Tanze", „Schwesterliche Seelen" S. 192, „Brüssel" S. 149.

[5]) 1873 hatte Verlaine das Heimatsrecht von Nancy erworben und war somit wieder französischer Unterthan.

[6]) Band XXVI. S. 240

[7]) Band XXVI. S. 239.

[8]) Band XXVI. S. 102.

[9]) „Auf mein Leben fiel" Bd. XXV. S. 160, „Weisheit" Bd. XXVI. S. 76, „Die lieben, kleinen, schönen Hände", „Kaspar Hauser" S. 102, „Des Jagdhorns Ton", „Stille", „Wiedersehn" S. 149, „Warum", „Sonntagmorgen" S. 177, „Vorfrühling", „Meine armen, guten Gedanken", „Ernte" S. 238.

[10]) Band XXVI. S. 238.

[11]) Band XXVI. S. 239.

[12]) Verlaines Einakter und Prosaschriften, deren wichtigste übrigens im Text gelegentlich erwähnt sind, zu besprechen, fehlt mir der Raum.

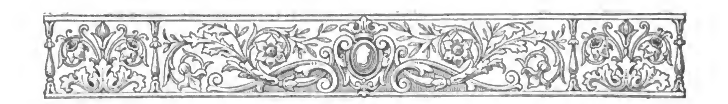
[13]) „Ein Witwer spricht" Bd. XXVI. S. 177, „Wieder frei" S. 239, „Ballade", „An Eine" S. 240, „Abendgedanken", „O wohl, gelitten hab' ich viel", „Das Weib" S. 264.

[14]) „Allegorie", „Ballade vom Leben in Rot" Bd. XXVI. S. 178, „Hände" S. 264.

[15]) „Glück", Bd. XXVI. S. 177, „Der Heitre" und Schiffbruch S. 258.

[16]) Dieser Aufsatz bildet zugleich die Einleitung des demnächst im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt erscheinenden Büchleins „Gedichte von Paul Verlaine. Übersetzt von Otto Hauser."

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von F. Synamon in Berlin N, Chausseestr. 2e



Lars von Wisby.

Von Philipp Kniest.

Von Zeit zu Zeit sah ich den Alten gern! Er war schon bei Jahren als ich einst seine Bekanntschaft machte. Weit, weit liegt jene Zeit hinter mir.

Damals war ich zuerst auf einer Reise in der Ostseestadt, welche später mein dauernder Wohnsitz werden sollte. Wie ganz anders zeigte sich ihr Bild von der Wasserseite als jetzt. Den schmalen Fluß, welcher den zahlreichen Seglern und Dampfern als Hafen diente, beengte an seiner, der Stadt mit ihren hohen altertümlichen Häusern, mächtigen Kirchen und himmelanstrebenden Türmen gegenüberliegenden Seite noch der Wall, aus dessen buschigen Abhängen im Frühling Nachtigallensang, Finken- und Drosselschlag in das laute Getöse des emsigen Schiffahrts- und Handelslebens hineintönte. Träge schlängelte sich die unbedeutende Wasserader in das freie Land hinaus, um in ungezählten Windungen und Schlingen dem Meere zuzufließen. Das ist nun alles verändert: Den Wall trug man ab; der verbreiterte und korrigierte Fluß strömt jetzt breit und gerade seewärts, eine eiserne Drehbrücke führt hinüber zu einer modernen steinernen Kaimauer, auf welcher große Lagerschuppen mit hydraulischen Krähnen errichtet werden sollen. Nur an der Stadtseite erinnern noch die alten, morschen, hölzernen, nach jedem Hochwasser streckenweise zusammenstürzenden Bollwerke und die niedrigen, Jahrmarktsbuden ähnlichen Schuppen an vergangene Tage. Die sonst so zahlreichen kleinen Jachten, welche den Verkehr mit den Inseln und Nachbarhäfen vermittelten, machen nach und nach größeren Seglern und schmucken Dampfern Platz. Hier und da liegt aber wohl noch ein alter hinfälliger Kasten, der, müde von der Last der Jahre, mit Resignation seiner herannahenden Abwrackung entgegensieht. Ich gestehe, daß ich stets ein großes Interesse für diese Alten und ihre ergrauten Schiffer gehabt und auch noch habe, da beide, redend sowohl wie schweigend, von Zeiten und Begebenheiten zeugen, die lange hinter unseren Tagen liegen.

Dort am Hafen sah ich zuerst, und dann noch öfter im Laufe der Jahre, meinen Alten, von dem ich erzählen will, und immer wieder mit großer Freude, ihn, den „alten Lars", wiewohl er nie etwas sagte, denn er war stumm. Wenngleich nur sanft, kaum wahrnehmbar, gebeugt, erschien er nichtsdestoweniger recht präsentabel und eitel obendrein: nur zu gern spiegelte er bei heiterm Sonnenschein sich in dem stillen Wasser des Hafens; man mußte ihm auch zugestehen: geschniegelt und ordentlich war er vom Scheitel bis zum Fuße. Jedes Kind am Gestade kannte ihn, den „alten Lars", hielt ihn sich zum Freunde und freute sich, wenn er nach dem langen Winter zum ersten Mal wiederkam. Mir ging's ebenso. Jetzt, da er nicht mehr erscheint, entbehre ich ihn sehr und erinnere mich seiner mit Wehmut.

„He is ook gahn und kummt nich wedder!", antwortete mir der Hafenwächter einst mit betrübter Miene auf meine Frage nach dem guten Alten.

Es war mir, als sei ein Freund geschieden, den ich sehr lieb hatte. Und doch war's nur ein alter Kasten, der — Schuner „Lars" von Wisby auf der Insel Gotland! . . . .

Fast ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit ich zuerst die Bekanntschaft des „Lars" machte.

War es der Name, welcher mich fesselte, in Erinnerung an den Präsidenten Lars mit der langen Nase in den Werken des ehrwürdigen Wandsbecker Boten, war es das eigentümliche Aussehen des Schiffes, welches mich fesselte? Genug, ich stand an der Kaje und konnte meinen Blick nicht wieder wegwenden von dem Schuner.

Groß war der „Lars" nicht, höchstens vielleicht faßte er 150 Tons. Aber dennoch behauptete er unter den Dampfern und größeren Segelschiffen sein Ansehen. Der niedrige Rumpf, recht breit im Verhältnis zu seiner Länge, trug

ein untadelhaftes schwarzes Kleid, in welchem sogenannte Kanonenpforten mittelst weißer Farbe ausgespart waren. Das platte, niedrig auf dem Wasser liegende Heck trug unter einer einfachen Verzierung in weißen Buchstaben Namen und Heimatshafen des Schuners. Der rundliche Bug endete in einem weitausladenden altmodigen Gallion, dessen krumme, oben nach einwärts gezogene Linie wohl an die Nase des besagten Präsidenten Lars erinnern konnte. Der Straak des Schuners, dem Anschein nach untadelig, konnte einem Kennerauge gegenüber jedoch nicht ganz den geringen Ansatz zu einem kleinen Verdruß (Buckel!) verbergen. Die Wasserlinie des Schiffes verlief voll, jedoch so, daß sie auf einen scharfen Boden nach Art der alten Kriegsschiffe schließen ließ, deren Überwasserschiff auch selten ihre so vorzügliche Segelfähigkeit verriet. Die hohen Masten standen mit starker Neigung nach achter; alles Tauwerk war hübsch getrimmt und straff angeholt; die schneeweißen Segel kunstgerecht beschlagen. Die schwedische Flagge wehte vom Top des Besanmastes. Das Deck war hübsch weiß gescheuert, die Bollwerke und ein großes, über der Kajüte befindliches, halb versenktes Deckhaus glänzten in hellgrüner Farbe. Das ganze Fahrzeug machte einen originellen hübschen Eindruck, es war im vollsten Sinne das, was der Engländer shipshape nennt. Die schon mit Presenningen versehenen Luken, die regelrecht aufgeschossenen Trossen, eine gewisse Geschäftigkeit der Bemannung an Bord verkündeten, daß der Schuner segelfertig sei und wohl sehr bald den Hafen verlassen werde. Das bestätigte auch ein junger Herr, der, wie es schien, Geschäfte an Bord gehabt hatte.

„Der „Lars““, sagte er mir, „segel dieses Mal nicht direkt nach Wisby, sondern läuft zunächst Kopenhagen an. Bei dem günstigen Winde wird er die Reise dorthin sehr rasch machen.“

Da ich selbst beabsichtigte, nach Kopenhagen zu reisen, so schoß mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf: wie wäre es, wenn Du anstatt des langweiligen Dampfers diesen Segler wähltest! Solch' eine Gelegenheit bietet sich nicht oft.

„Ist der „Lars“ für Passagiere eingerichtet?“, fragte ich.

„Jawohl, ganz nett! Dampfer gehen von hier nicht nach Wisby. Der Schuner hat gewöhnlich einige Passagiere. Dieses Mal aber sind keine vorhanden. — Sieh, da kommt gerade Kapitän Klingström! Sprechen Sie nur mit ihm, wenn Sie etwa Absichten haben sollten. Er versteht gut Deutsch und wird sich freuen, wenn er noch einen Gast für die Kajüte bekommt.“

Kapitän Klingström war ein hübscher, ältlicher Mann, kurz und gedrungen, das Urbild eines echten Seemanns, dessen treue blaue Augen und ganzes Auftreten Zutrauen erweckten. Ich brachte sogleich meinen Wunsch an und erhielt den Bescheid, daß der Schuner in ungefähr einer Stunde den Hafen verlassen werde. Über den Passagepreis einigten wir uns bald. Ich versprach, mich mit meinem Gepäck, welches ich aus dem Gasthofe holen mußte, zeitig genug einzufinden.

„Topp, mein lieber Herr!“, sagte der Kapitän. „Aber sehen Sie sich doch eben noch die Kajüte an!“

„Das ist nicht nötig! Das Äußere Ihres Schiffes läßt auf das Innere schließen.“

Kapitän Klingström schmunzelte und versetzte dann:

„Da Sie ein Deutscher sind, so werden Sie den berühmten Durst auch wohl erb- und eigentümlich besitzen. Ich will daher noch für etwas gutes Bier sorgen. Übrigens hoffe ich, daß Ihnen unsere einfache, aber kräftige Schiffskost behagen wird. Die beste Würze ist der Hunger, welcher sich auf See einstellt, vorausgesetzt, daß der Magen kein Schlingerer ist, was ich bei Ihnen, Ihrem Aussehen nach, eben nicht annehmen möchte.“

Ich entgegnete lachend:

„Die Seekrankheit kriege ich nicht, auf den Profit, den Ihnen dieselbe bringen könnte, bitte ich also nicht zu rechnen.“

„All right! Sputen Sie sich ein wenig! Die gute Südbrise läßt sich unsereins nicht gern über den Kopf wegwehen. So alt ich bin, das Warten habe ich noch nicht gelernt.“

Ich eilte, fortzukommen und hörte noch, wie der Kapitän einige Kommandoworte losließ. Der Hafenwächter rief mir zu:

„Dat ward en Plaiseerfahrt bi de Brise! Ick hadd sülbens Lust mit. Dat is up en Segelschipp en annern Snack as up de ollen Qualmkastens mit ähren Smärgestank. Kaptein Klingström weet wat to vertellen, de olle „Lars“ is de richtige Neiut, dat hett he in männigeene Smuggelreise to Anfang von dit Jahrhunnert de verfluchtigen Douaniers verklart.“ — —

Ich erschien so rasch wieder, daß Kapitän Klingström befriedigt erklärte:

„So ist's recht! Der Dampfer kommt sogleich, um uns bis nach Herrenfähre zu schleppen.

Die Trave schlängelt sich durch den ganzen Kompaß; wir hätten trotz dem guten Winde treideln müssen. Auf Ihnen kann der Dampfer stehen, und so habe ich ihn mir denn geleistet. Sieh', da kommt er schon angewackelt! — Schlepptrosse klar!", kommandierte er, — natürlich auf sein Schwedisch.

Das Dampfschiff, in seiner Art ein ebenso altmodiger Kasten wie der „Lars", — es mochte wohl gleich nach Einführung der Dampfschiffahrt angeschafft worden sein — legte sich vor den Schuner. Die Landfesten wurden gelöst und fort ging es im langsamsten Tempo die enge Trave hinunter, die damals noch nicht, wie heutzutage, durch Kunst sich zu einem halbwegs anständigen Flusse umgewandelt hatte. Das stolzgetürmte Lübeck, das mit Landhäusern geschmückte rechte Ufer lag bald in der Ferne und, je nach den Krümmungen des Stromes, dann nach dieser, dann nach jener Richtung der Windrose. Am Horizonte blauten Wälder, Hügel, Höfe, Dörfer und Kirchtürme auf und rückten näher und näher. Mühsam auf- und abwärts gezogene Schiffe passierten, deren vor dem Treideltau gespannte Mannschaften unserm Schleppdampfer, der sie mit Spritzern, ja oft mit Wellen übergoß, kräftige Flüche nachriefen. Zwischen Schilfinseln, in kanoeartigen kleinen Fahrzeugen, gingen Fischer ihrem Gewerbe nach; einige Böte eilten bereits, mit Beute beladen, dem kleinen, malerischen, fast unter Gebüsch und Obstbäumen versteckten Dörfchen Gothmund zu, dessen verborgene Lage in der französischen Zeit es lange vor den Späheraugen der Gensdarmen bewahrt haben soll.

Die stets wechselnden Bilder beanspruchten meine ganze Aufmerksamkeit. Gelegentlich bot sich auch ein Blick auf hübsche Stillleben, wie dort auf jenes kleine Paradies von Binsen, Rohr, wogendem Schilf und blühenden Seerosen, in und zwischen welchen die Wasserhühnchen ihre Brut schwimmen lehrten; am Uferrande stelzte der geduldig auf Fische lauernde Reiher auf seinen langen Beinen. — Kapitän Klingström ließ sich nicht stören; er war jetzt, wo wir dem breiteren Fahrwasser uns näherten, eifrig beschäftigt, das Setzen der Segel anzuordnen. Unser Schuner hatte bereits fast mehr Fortgang wie der Schleppdampfer, welcher Volldampf geben mußte, damit wir ihm nicht in das Heck liefen. Ich pfiff eine fröhliche Weise vor mich hin.

„Das ist recht, flöten Sie nur zu", brummte Kapitän Klingström im Vorübergehen. „Der Wind ist man schwach, wir können noch etwas mehr Kühlte gebrauchen."

Jetzt gellte das Signal des Dampfers. Er warf die Bugsiertrosse los und beschrieb einen Halbbogen, um den Schuner, der bei vollständig gesetzten und angebraßten Segeln rasche Fahrt machte, vorbeizulassen. Der alte Graubart von Kapitän winkte uns vom Radkasten herab einen gnädigen Gruß zu, den Klingström durch Dippen der Flagge erwiderte. Vor uns lag eine freie, weite Wasserfläche, deren verhältnismäßig enge Fahrbahn Dückdalben bezeichneten. Der alte „Lars" schoß mächtig durch die klaren, sanft gekräuselten Wellen und warf mit seinem breiten Bug Schaummassen auf, hinter sich einen langen weißen Streifen Kielwassers lassend. Der Mann am Ruder stand ernst und schweigsam im Gefühl seiner Würde da, während der Kapitän oft voraus und nach Masten und Segeln in die Höhe sah, dann und wann durch einen Wink oder ein kurzes Wort eine Änderung in der Segelstellung anordnend. Plötzlich rief er einen Befehl dem Schiffsjungen zu, der flugs in die Kajüte sprang und gleich wieder mit einer Flasche und zwei Spitzgläsern an Deck kam.

„Ich denke", wandte der Alte sich zu mir, „wir stoßen mal auf gute Reise an!" Er schenkte die Gläser voll. „Es ist schwedischer Punsch! Sie fahren jetzt unter unserer Flagge und müssen sich nach unserer Sitte richten!"

Das wurde mir allerdings nicht sehr schwer, denn der Punsch war von guten Eltern, so gut, daß ich ganz gern noch ein zweites Glas genommen hätte.

„Eins ist nützlich!", lachte Kapitän Klingström. „Immer etwas zur Zeit! Das ist wie Medizin: alle sechs Stunden einen Eßlöffel voll, abends etwas mehr."

Der Junge verschwand wieder mit der Flasche und den Gläsern.

„Nun, ich hoffe, der „Lars" bringt uns gut und rasch hinüber. Schade, daß es nicht schärfer weht. Draußen wird's wohl man schlecht sein. Sie sollen mal sehen, was für ein prächtiges Seeschiff der alte Schuner ist!"

Vor uns, hoch oben auf dem Ufer, lag jetzt ein großes, von einer spitzgetürmten Kirche überragtes Dorf, vor welchem unten am Strande zahlreiche Netze trockneten, während in der stillen Bucht die langen, schmalen, schwarzen Fischerkähne, wieder großen Kanoes gleichend, ankerten.

„Das ist Schlutup, ein hübsches Dorf, von

Fischern bewohnt", erklärte Kapitän Klingström, „die mit diesen platten Seelenverkäufern weit auf See hinausfahren und ihrer Vorsicht und Geschicklichkeit halber selten ein Unglück damit haben. Sie fischen auf Heringe und Breetlinge, die Sie wohl oft schon geräuchert unter dem Namen Bücklinge und Kieler Sprotten verzehrt haben. — Wünschen Sie jetzt den Anbiß? Ich kann mit Knäkebrot (dünnes hartgebackenes Roggenbrot), Anchovis, geräuchertem Lachs, Käse und einem Gläschen Kümmel dienen."

Ich dankte, weil ich mir den Appetit auf das Mittagsmahl versparen wollte.

„Denn man zu und gerade jetzt, lieber Herr! Der Anbiß macht Appetit. Nie ohne dieses, so sagt und thut man in Schweden, ehe man zu Tische geht."

Nolens volens ließ ich mir den Anbiß gefallen und fand ihn sogar ganz zweckdienlich.

Über dem weiten haffartigen Gewässer kam ein hoher Leuchtturm, später auch ein Kirchturm und ein rotdachiger Ort in Sicht.

„Dort hinten der dunkelblaue Streifen ist wohl die Ostsee?", fragte ich.

„Ganz richtig! Und bald haben wir Travemünde. Das Zollboot kommt schon heran, um den Passierschein abzunehmen. In einer Viertelstunde werden wir in See sein."

Wir segelten so nahe am Ufer entlang, daß wir fast in das Innere der kleinen Höfe und Fischerhütten sehen konnten, die in langen Reihen dastanden, nicht selten fast verdeckt von aufs Land gezogenen Kähnen und kleinen Jachten, von Segel- und Netzwerk, das zum Trocknen aufgehängt war. Auf dem Strome ankerten zahlreiche, nach Lübeck bestimmte Schiffe, auf günstigen Wind oder Schleppdampfer wartend, um an die Stadt zu gelangen. Unter den verschnittenen Bäumen der Promenade wandelten zahlreiche Badegäste; Andere vergnügten sich mit Rudern und Segeln in spitzschnäbeligen Böten, während distinguiert aussehende Herren der fern her aus dem Kurgarten erklingenden Musik und der — Spielhölle zustrebten. Wir schrieben a. D. 1868!

Vor uns segelten draußen in See schon einige Briggs, Schuner und Jachten. Kapitän Klingström blickte lächelnd hin und sagte:

„Die alle dort werden bald unser Heck bewundern können. Mit dem alten „Lars" nimmt es so leicht niemand im Segeln auf. Passen Sie mal auf!"

Er ließ, während wir die Molen passierten, noch mehr Segel setzen. Der Schuner flog in rascher Fahrt in die leise wogende weite See hinaus, sich leise und elegant auf den Wellen wiegend, die als flüchtige Spritzer das Vorderdeck, Fock- und Klüversegel netzten. Ich freute mich der angenehm schaukelnden Bewegung und ließ mir den erfrischenden Gischt ins Gesicht wehen.

„Das ist alles, was Sie hier an Bord von Seewasser haben können," versetzte stolz der alte Kapitän. „Mehr nimmt unser Schuner nie über, und wenn manchmal das Himmelwasser nicht Einsprache thäte, so könnte man auch bei dem stärksten Seegange trocken an Deck in Pantoffeln spazieren. Der „Lars" sitzt immer wie eine Ente oben auf den Wellen. Ja, ja, heutzutage werden solche Schiffe garnicht mehr gebaut. Die meisten gehen jetzt bei schlechtem Wetter unter Wasser und verlangen gut kalfaterte Seestiefeln. Man ist doch ein Mensch und nicht wie ein Frosch, dem Naß und Trocken gleich ist."

Tausende von Quallen schwammen zu beiden Seiten des Schiffes. In dem klaren Wasser erschien deutlich jede Bewegung ihrer glockenförmigen Körper, das Spiel der Fangarme, die wie bewegliche Fäden hin- und herschwankten. Von einem einkreuzenden Lotsenboote wurden dem Kapitän Wünsche für eine gute Reise zugerufen, für welche er mit kräftigem Seemannsausdrucke dankte. Der Schuner machte prächtigen Fortgang. Klingström hatte seine Segelfähigkeit wahrlich nicht zu sehr hervorgehoben: In der That überholten wir in kurzer Zeit alle voraussegelnden Schiffe. Von einem derselben, dem wir sehr nahe kamen — es führte die Norddeutsche Flagge — hörte ich die Worte:

„Ja, dat is he, de „Lars" von Wisby! Gegen den Düvel kann Nums nich an! De is all länger as sesstig Jahr Baas in'r Ostsee. Mi schall mal wunnern, wo lange de olle Pott noch to Water geit!"

Travemünde, die holsteinische und mecklenburgische Küste lagen wie Nebelstreifen hinter uns. Wir setzten Kurs auf Gjedser Feuerschiff.

Bei dem herrlichen Wetter und der steifen Lage des Schiffes ließ der Kapitän das verspätete einfache, aber kräftige Mittagsmahl auf dem Deck des Kajütenroofs anrichten. In der frischen freien Luft und mit einem Trunk kühlen klaren Biers mundete es vortrefflich. Der niedrige Sitz auf einem Schemel hatte aber seine Unbequemlichkeit.

„Und nun entschuldigen Sie mich für ein Stündchen", bat Kapitän Klingström. „Ich habe meine Rechnungen zu ordnen, die Eintragungen

in das Journal vorzunehmen und will den Jungen instruieren, Ihre Koje in Ordnung zu machen. He, Axel!“

Er verschwand mit dem Jungen, nachdem er zuvor nach dem Kompaß gesehen und dem Manne am Ruder durch Kopfnicken bedeutet hatte, scharf auf dem Kurse weiterzusteuern.

Ich vergnügte mich durch das Fernglas die Bewegungen der vielen Segler und Dampfer rundumher zu verfolgen und ließ mir durch den Deutsch verstehenden und sprechenden Steuermann die Lage von Wismar, der Insel Fehmarn und verschiedener, auf der Karte verzeichneter Punkte angeben. Der Wind flaute gegen Abend zwar etwas ab, wehte aber doch stetig aus derselben, uns günstigen Richtung. Nach dem prachtvollen Sonnenuntergange flammten in verschiedenen Richtungen Lichter auf, welche mir als die Feuer von Poel, Warnemünde und Gjedser bezeichnet wurden. Auf der Höhe der vor der Wismarschen Bucht liegenden Insel Poel gerieten wir zwischen eine Flotte Fischerböte, die in ihren hübschen schiffsmäßigen Formen und der guten Besegelung im scharfen Gegensatze zu den plumpen, urweltlichen Kanoes der Trave standen.

Endlich kam der Kapitän wieder aus der Kajüte hervor, in welcher schon, wie ich durch das Deckfenster gewahrte, Licht brannte. Er blickte umher und sagte dann:

„Schon Gjedserfeuer! Wir müssen den Kurs etwas ändern. Unter den Dänischen Inseln werden wir jetzt mehr Seegang kriegen.“

Der Schuner lag ein wenig nach Steuerbord über, aber doch bequem und ohne zu stampfen, bei allerdings immer schwächer werdendem Winde, ein Umstand, welcher dem alten Klingström sichtlich unangenehm war, da, wie er sagte, die Reise nun doch länger, wie er gehofft, dauern werde. — Überall spiegelten sich die roten, weißen und grünen Lichter entgegenkommender Dampfer und Segler in der fast ganz schlichten See, über welche der aufgehende Mond seinen magischen Schein ausgoß. Bei der ruhigen Luft und der an Bord herrschenden Stille war kaum mehr als das Rauschen und Schäumen des Wassers am Bug und an den Seiten des Schiffes zu hören; hin und wieder kreischte ein vorbeifliegender Vogel auf.

Kapitän Klingström lud jetzt zu der in der Kajüte bereit stehenden Abendmahlzeit ein.

„Hinterher“, fügte er hinzu, „können wir dann ja wieder an Deck gehen und bei der Cigarre und dem Glase Punsch uns Geschichten erzählen, Garn spinnen, wie ihr Deutschen ja wohl sagt.“

Ich hatte bisher kaum einen Blick in die Kajüte geworfen: Ein enger, aber höchst gemütlicher, etwas sehr altmodig ausstaffierter Raum! An der Sofawand, vor welcher der große, jetzt hübsch gedeckte Tisch stand, blinkte ein breiter goldberahmter Spiegel, der zahlreichen Empfehlungskarten als Aufenthaltsort diente. Ihm zur Seite hingen einige Ansichten der Ruinenstadt Wisby, unter ihm befand sich eine sehr verblaßte Photographie, das Portrait eines alten Herrn mit schneeweißem Bart, — offenbar ein Seemann.

„Gucken Sie ihn nur an“, sagte Kapitän Klingström. „Das ist mein seliger Vater. Der hat den „Lars“ lange, lange Jahre hindurch gefahren und allerlei Schicksale mit ihm erlebt. — Wie lange ist der Alte schon tot, und der Kiel, der ihn so oft getragen, durchfurcht noch immer die See! Wer weiß, wie lange noch? Hoffentlich ist's mit dem Schuner noch längst nicht aus; er ist noch ganz gesund an den Gräten; die nicht mehr ganz geraden Schultern bemerken nur sehr scharfe Augen. — Vielleicht können wir nachher noch etwas über den Alten und seine Abenteuer klönen.“

„Damit geschähe mir ein großer Gefallen, Kapitän! Ich liebe alte Seegeschichten. Heutzutage hört man immer seltener dergleichen. Die wie aufgezogene Uhrwerke von einem Hafen zum andern sausenden Dampfer erleben nicht viel Interessantes.“

„Das weiß der liebe Gott! — Jetzt greifen Sie aber zu! Nötigen thue ich nicht. Wer sein Geld für die Beköstigung bezahlt hat, der muß sehen, daß er sein Recht kriegt. Thee oder Bier, was ziehen Sie vor? Ich bleibe bei Thee. Geistiges kriegt man so genug und pumpt sich zum Schlusse des Tagewerkes sogar noch überher ein, um süß zu ruhen. Wer ein gutes Gewissen hat, dem macht der Punsch das Ruhekissen noch sanfter.“ —

Anchovis, geräucherter Lachs, Renntierschinken und Käse, hinterher das beliebte Schiffsgericht Labskaus (gestampfte Kartoffeln mit Pökelfleischstücken) erregten einen gewaltigen Durst und ließen mich dem guten Lübecker Bier gehörig zusprechen.

Der alte Seebär lachte und grinste:

„An dem Biertrinken erkennt man den Deutschen, wie den Vogel an den Federn!“

„Eure gesalzenen Sachen, Kapitän, trocknen

Einem ja Leib und Seele aus! Sie halten sich über mein Trinken auf, aber — den Durst haben Sie doch ganz allein zur Schuld mit Ihrem Salz und Schmalz! Vor Thee und Kaffee an Bord behüte mich das gnädige Schicksal; diese Getränke braut der Schiffskoch noch schlechter als die Kollegin am Lande."

„Ein wenig Selbstkasteiung ist dem Menschen immer zuträglich!"

„Ja, die können Sie brauchen als Buße für die Sünden, die Sie sich mit dem vielen Punsch aufladen. Das Selterwasser, welches Sie nebenher trinken, ist doch nur for show und höchstens Spülwasser für die Zähne."

„Was muß man sich doch von den Passagieren gefallen lassen! Aber ich will schweigen. Lieber biete ich Ihnen die Friedenscigarre an! Lassen Sie mich nur noch ein Weilchen ungestört, damit ich mein Journal ins Reine bringe. Später ist das eine zu ungemütliche Arbeit für mich."

Ich lachte laut auf. Kapitän Klingström aber rief:

„Ich weiß, was Sie denken! Beruhigen Sie sich; weder der „Lars" noch irgend jemand an Bord kriegt je eine Schlagseite (ladet schief). Was meinen Leuten am Lande passiert, das rührt mich nicht, und für mich selbst passe ich schon auf. — Aber, bitte, stören Sie mich nicht mehr in meinen Berufspflichten!"

Ich ging an Deck. Es war eine wunderschöne Sommernacht. Die Sterne leuchteten nur blaß beim hellen Scheine des Mondes. Von Westen nach Norden glänzte das Dämmerlicht am Horizont und kündete das baldige Wiedererscheinen des Tagesgestirnes an. Der Schuner durchschnitt leise aber stetig das Wasser; beim Begegnen einer auf dem, dem unsrigen entgegengesetzten Kurse liegenden Brigg bemerkte ich, daß er nichtsdestoweniger ziemlich raschen Fortgang hatte.

Ich fragte den Steuermann, wann wir die Insel Möen in Sicht bekommen würden.

„Darüber mag es 6 Uhr morgens wohl werden", antwortete er.

Da es jetzt noch weit von Mitternacht war, so hatte ich Muße genug zu einer ausreichenden Nachtruhe. Den Anblick der Insel, die mit ihren hohen Kreideklippen an Rügen erinnern soll, wollte ich unter keinen Umständen missen.

Der noch immer abflauende Wind lief östlicher, so daß unser, wieder an Deck erscheinender Kapitän sich genötigt sah, den Kurs etwas zu verändern, um von den Inseln freizubleiben. Hinterher sprach er leise mit dem Schiffsjungen, der die bekannte Flasche mit zwei kleinen Gläsern und einen Krug Selterwasser, nebst großen Gläsern, auf den Kajütsroof stellte. Nur der Mann am Ruder, ein Ausguck auf der Back und noch ein Matrose befanden sich an Deck, der Rest der Mannschaft schlief. Es standen nur wenige Segel, die im Notfalle leicht zu bergen waren. Doch lag bei dem beständigen Sommerwetter in der gewitterfreien Luft nicht die geringste Gefahr vor.

„Sie sehen", sagte der Kapitän, „daß ich selbst die Wache habe. Wenn Sie mir ein wenig Gesellschaft leisten wollen, so würde ich Ihnen dankbar sein. Damit unsere Unterhaltung nicht allzu trocken ausfällt, habe ich einige Vorsorge getroffen. — Selterwasser biete ich Ihnen nicht an. Ich schätze Sie als einen Herrn, der das Wort unsers Pastors zur Wahrheit macht: Mäßigkeit ist schwerer als Enthaltsamkeit! Man verachte das Gute nicht, genieße es mit Verstand und — scheide zur rechten Zeit aus. Ein Glas Selterwasser zum Schluß hinterher benimmt den faden Nachgeschmack."

„Ich huldige ähnlichen Grundsätzen, Kapitän!"

„Das freut mich! Ich bin stets glücklich, wenn ich vernünftige Mitsegler, wollte sagen: Gefährten, antreffe."

„Was kraucht denn da, fast hätte ich gesagt, im — Busch, herum? Ich meine den Segler, der so kühn vor unserm Buge vorübergeht! Der streift ja leise wie ein Geist und rasch wie ein Strahl durchs Wasser."

„Der da? Na, den und seinesgleichen liebt der „Lars" bis auf den heutigen Tag nicht, wiewohl er nichts mehr mit ihnen zu thun hat. Mich dünkt immer, als ob er sich sträube, ächze und stöhne, wenn er solch einen — Zollkreuzer sieht."

„Ah so!"

„Ja, ein Schiff hat eine Seele just so gut wie ein Mensch! Der „Lars" denkt jetzt an vergangene Tage, an Napoleon's Zeiten, an manche tolle Jagd, deren Ziel er war, ein edles Wild, das nie in des Jägers Hände fiel, oft genug aber angeschossen und in gefährliche Schlupfwinkel gescheucht wurde. Mein Vater war damals, während der Kontinentalsperre, ein verwegener Schmuggler und hat den Zollwächtern und Kreuzern manchen Streich gespielt. Fassen konnte ihn keiner; der „Lars" war zu schnellfüßig und er wußte wie ein Fuchs alle Listen und Schliche. Der Engelsmann, welcher unter dem Schutze der Orlogschiffe auf schnellen Fahrzeugen Waren in

die Ostsee brachte, kannte und schätzte meinen seligen Alten. Wer ihm und seinem „Lars" etwas Wertvolles übergab, der war gewiß, daß es gut und sicher an Ort und Stelle kam. Mein Vater hat sich auch nicht schlecht dabei gestanden und ein hübsches Stück Geld verdient, von dem er sich das elterliche Haus in Wisby neben der Ruine der St. Larskirche so hübsch ausbaute und obendrein noch ordentlich etwas übrig behielt. Nun wissen Sie auch, woher der Schuner seinen Namen hat. Wir Klingströms sind seit mehreren Generationen unter dem Schatten von St. Lars geboren, aufgewachsen und — gestorben, wenn die See uns nicht in ihren Schoß, wie vielen von uns geschah, geborgen hat."

„Wissen Sie nicht etwas von den Fahrten Ihres Vaters zu erzählen, Kapitän?"

„Der Alte sprach oft genug davon, ja! Aber ganz viel ist mir doch nicht im Gedächtnis geblieben. Ich erinnere mich hauptsächlich an die Tricks, welche er ausführte, um die Zollfahrzeuge und Kreuzer, welche den Schmugglern nachjagten, zu täuschen. Der Schuner mußte gar oft sein Kleid wechseln, aber nicht allein das, auch die Form des Rumpfes, die Takelage wurde verändert: Dann war der „Lars" weiß, dann grau oder grün, dann schwarz oder blank geschrapt, bald trug er seinen Gallion in dieser, bald in jener Gestalt, bald fehlte derselbe ganz und ein gerader Steven war an seine Stelle getreten, dann erschien der „Lars" wie ein Gaffel-, dann wie ein Vollschuner, und dann wieder war er gar eine Galeas. Unter falscher Flagge und falschem Namen hat er gewiß oft genug gesegelt. Vater kannte alle Buchten und Winkel an der deutschen und schwedischen Küste wie seine Taschen, und da der Schuner so außerordentlich flach ging, prachtvoll segelte und manövrierte, just so, wie heute noch, hatten die Feinde regelmäßig das Nachsehen. Wie oft wohl verschwand er zwischen den schwedischen Schären, um nach einiger Zeit in anderer Gestalt wieder aufzutauchen! Kurz, der „Lars" war ein Überall und Nirgends, berühmt und berüchtigt im Kattegatt, im Sunde und in der Ostsee. Einmal wäre es ihm aber doch beinahe schief gegangen. Das war an der Rügen'schen Küste, — die Insel gehörte ja früher zu Schweden —; er sollte nach irgend einem Loche eine Ladung wertvoller Kolonialwaren bringen. Da waren ein paar dänische Korvetten hinter ihm her, trieben ihn gewaltig in die Enge und kanonierten so auf ihn los, daß die Kugeln im Rumpfe saßen und Raaen, Stengen, Tauwerk und Segel in Splittern und Fetzen von oben kamen. Der Däne hielt's ja mit dem Franzmann, wie Sie wissen, — ein teurer Spaß, der ihm seine Flotte kosten sollte, die anno 1807 mit nach England mußte, und Kopenhagen wurde obendrein zu Schanden geschossen!" —

„Trinken Sie mal aus! Meine Stimme ist beinahe ganz auf dem Trockenen."

Nach einer längeren Pause fuhr Kapitän Klingström fort:

„Ich gab das Spiel fast schon verloren, erzählte mein Alter und steuerte auf Land zu, um den Schuner auf den Strand zu setzen und mich mit dem Schiffsvolk auf unsern eigenen Beinen in die Wälder und Schluchten von Granitz zu retten, — fangen lassen wollte ich mich um keinen Preis, denn eine Himmelfahrt an der Rae (hängen!) war ganz und gar nicht nach meinem Geschmacke. Die verfluchten Dänen, welche in dem flacher werdenden Wasser mir nicht zu folgen vermochten, setzten starkbemannte Böte aus, um uns zu entern Schon aus der Ferne knallten sie mit Musketen auf uns los, ohne aber Schaden zu thun. Jetzt war Holland in Not, die Küste noch weitab und der Wind am Einschlafen. Ich gab bereits Befehl, unser Boot klar zu machen, mit welchem wir uns von Bord stehlen wollten, — ein etwas zweifelhaftes Vorhaben. Da trat ein günstiger Umstand in den Riß: der dickste Nebel wälzte sich heran, Land und See so dicht einhüllend, daß keine Hand vor Augen zu sehen war. — Gott sei Dank, wir sind geborgen, rief ich, wenn der Nebel nur stehen will! Glücklicherweise stand er. Keines der feindlichen Böte vermochte uns zu folgen. Sie hatten überleidig zu thun, um nur wieder ihre Schiffe zu erreichen, die wie toll die Signalkanonen brummen und mit Hörnern blasen ließen. Wir mit unserm „Lars" konnten kaum Kurs halten, da wenig Steuer im Schiff war. — Hallo, schrie plötzlich der Ausguck auf der Back, Brandung voraus! In demselben Augenblick berührten wir auch schon das Steinriff vor dem Granitzer Ort. Der Schuner stieß auf und sprang leck. Was nun beginnen? Ich ließ den Ballast über Bord werfen, damit wir nur wieder flott wurden. Nach harter Arbeit lagen wir bald auch wieder auf freiem Wasser, aber der „Lars" leckte wie ein Sieb; wir mußten pumpen, daß wir fast eben so sehr von Schweiß leckten, aber wir kriegten ihn doch lenz (leer). Bald darauf begann es aus

Westen zu stürmen. Es half nichts, wir mußten in See; die für Rügen bestimmten Schmuggelwaren mußten auf die nächste günstige Gelegenheit warten. Wir setzten kleine Segel. Herrgott, was war das für eine Reise mit dem lecken Schiff! Fast vor Topp und Takel liefen wir nach Slite auf der Insel Gotland hin, ohne von den Korvetten, die bei dem Wetter genug sich selbst quälen mußten, irgend etwas zu sehen. Der „Lars" hatte eine große Reparatur nötig. Er war ein wenig aus dem Façon geraten, segelte aber fortan fast noch besser als früher."

„Die schiefen Schultern", schloß Kapitän Klingström seine Erzählung, bei welcher ihm fast die Cigarre ausgegangen war, „können Sie heute noch am „Lars" sehen; die hat ihm kein Doktor wieder gerade recken können . . . . . . Das Schmuggeln war nach diesem Unfall bald alle, da Bonaparte zum Teufel gejagt wurde. Dem eigenen Lande oder befreundeten Nationen durch Schmuggel zu schaden, dazu hätte sich mein seliger Vater nie verstanden, er war ein zu guter Schwede und gewissenhafter Christ. Der „Lars" fuhr späterhin nur Fracht . . . — Herr des Himmels, ist das aber spät geworden! Wenn Sie noch einige Augen voll Schlaf stauen wollen, dann müssen Sie zu Koje gehen. Nun noch ein Glas zur guten Nacht und schuldigen Danksagung!"

„Kapitän . . ."

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollen! Möen sollen Sie jedenfalls zu sehen bekommen!"

. . . Sanft von dem alten „Lars" geschaukelt, schlief ich ein und wurde am Morgen früh von dem Schiffsjungen gepurrt (geweckt), der mir auf Schwedisch etwas von Möen vordeklamierte.

Ich eilte an Deck. Welch' ein Anblick! Die von der Morgensonne vergoldeten hohen Kreidefelsen und schönen Buchenwälder der Insel stiegen in zauberischer Schöne aus der hochwogenden See, die unser Schuner pfeilschnell durchfurchte.

Je näher wir dem Sunde kamen, desto belebter wurde es rund um uns her von Seglern und Dampfern. Gegen Abend kam die stolze dänische Hauptstadt mit ihren Seeforts in Sicht; bei eintretender Dunkelheit und dem Scheine tausender sich im Wasser widerspiegelnder Lichter liefen wir in den Hafen ein. Ich verließ gleich den „Lars", um ein Hotel aufzusuchen, da ich die Einladung des Kapitäns, in drei Tagen mit ihm nach Wisby zu segeln, nicht annehmen konnte. Wir nahmen herzlichen Abschied voneinander.

Ich habe den alten Schweden nicht wiedergesehen, er ist bald nachher gestorben. Den Schuner, wie oben erwähnt, sah ich noch öfter und erinnerte mich stets gern der Reise, die ich einst auf ihm machte.

. . . Jenes Wort des Hafenwächters aber: „He is ook gahn und kummt nich wedder!", ergriff mich doch gewaltig. Ich erfuhr noch, daß der „Lars" von einem dänischen — Zollkreuzer in den Grund gebohrt wurde. Also doch noch ein Opfer der Douaniers, die er so sehr gehaßt hatte!

Niemand, auch ein Schiff nicht, kann seinem Schicksal entgehen!

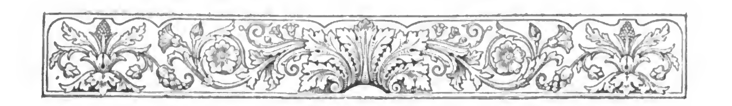
Scirocco.

Wolkenwälzend weht vom Süden
Schwüler Windhauch schlaff Ermüden
Über alles Wesen her.
Frisches Grün vergilbt sein Sengen,
Ihre Köpfchen lassen hängen
Bunte Blumen, matt und schwer.

Raschelnd durch die Zweige rüttelt's,
Herbstes goldnen Segen schüttelt's
Ab. Es fällt die Frucht vom Ast
Dumpf und plump. Der Baum mit stumpfen
Seufzern sieht die Blätter schrumpfen,
Welken und entflieh'n in Hast.

Glanzlos bleiern, trüb verschwommen
Drückt die Luft . . . Durch Dust . . . verglommen
Blinkt die Sonne fahl . . . Im Wind
Abschiedsseufze leis verhallen
Da vom Baum die Blätter fallen . . .
Ob im Baum wohl Seelen sind?

Aug. Kellner.



Die Frau Kommerzienrätin.

Von Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

Die Witwe benahm sich tadellos; sie heuchelte keine fassungslose Verzweiflung, die ihr ja auch Niemand geglaubt hätte, schien aber aufrichtig zu trauern. Auch that sie ihre Pflicht gegen ihren Sohn, indem sie sich um sein Erbe kümmerte. Sie griff selbst thatkräftig ein und bestellte Wendler zum Fabrikleiter.

Es war die beste Wahl, die sie treffen konnte, und nicht sie traf die Schuld, daß der Mann sich wenig bewährte. Nervös und reizbar war er ja schon früher gewesen; der Tod seines Chefs aber schien ihn vollends verstört zu haben. Der blühende Mann verfiel sichtlich und ward auch in seinen geschäftlichen Dispositionen immer unsicherer.

So wenigstens klagte mir Böhme, der dies Wichtigste — er war Testamentsvollstrecker, auch Mitvormund des Knaben — ausnahmsweise selbst besorgte. Ich selbst sah Wendler nur selten und auf Minuten; in die „Krone“ kam er nicht mehr und mied jeden geselligen Verkehr. Waren wir nun auch einander entfremdet, er that mir herzlich leid. Was ihn so tief beugte, wußte ich ja nicht genau, ahnte es aber. Offenbar hatte der Tod Pohlmanns einen Strich durch seine Rechnung gemacht; die gebundene Frau hätte ihn freigeben müssen, die freigewordene hielt ihn fest . . .

Gut, dachte ich, daß mindestens Hüffing sich rechtzeitig losgerissen hat!

Und nun malen Sie sich meine Überraschung, als mir mein Chef einige Monate später, im Juni 1861 sagt: „Nächstens kommt ja ihr Freund Hüffing wieder.“

„Hierher?“ rief ich. „Warum? Wozu?“

„Um wieder die kaufmännische Leitung der Firma zu übernehmen. Gottlob, es war die höchste Zeit! Hingegen wird Wendler vermutlich zum Herbst ausscheiden. Frau Pohlmann will noch nichts davon wissen, aber meinen Segen hat er!“

„Und Hüffing hat angenommen?“

„Warum nicht? Ich habe ihm ein Gehalt geboten, daß er ein Narr gewesen wäre, den Posten auszuschlagen!“

Da schwieg ich bekümmert, denn daß ihn das Geld nicht hergelockt hatte, wußt' ich ja.

Einige Tage drauf fand ich ihn des Abends an unserem Stammtisch sitzen. Er sah schlimm aus, das Gesicht fahl, in den Augen eine flackernde Glut.

„Sag' nichts!“ begann er hastig, kaum daß ich mich gesetzt hatte, „ich weiß ohne hin, was du denkst! Aber ich mußte her, ich mußte!“ Und dann begann er von Gleichgültigem zu reden und da dies nicht ging, saßen wir schweigend beisammen.

Es war ein unheimlicher Abend und als wir auseinandergingen, lastete auf mir das Gefühl, als liege ein Gewitter in der Luft und jetzt — jetzt müßte ein Blitz niederfahren.

Und das Gefühl hat mich nicht getrogen.

Als ich fünf Tage später, ich weiß noch das Datum, Donnerstag, den 4. Juli 1861, Abend gegen elf heimkam, sah ich zu meiner Überraschung Licht in meinem Sprechzimmer und im Flur meldete mir das Mädchen, Herr Wendler erwarte mich drinnen, er habe sich nicht abweisen lassen.

„Endlich!“ rief er mir entgegen, als ich eintrat; er war offenbar außer sich, auf Stirn und Wangen brannten rote Flecken und die Augen schweiften unstet umher. „Du mußt Hüffing und mir einen großen Dienst leisten. Ich weiß, er ist über meine Absichten für die nächste Zukunft belogen worden. Es hängt unendlich viel davon ab, daß er die Wahrheit erfährt: ich habe keinen brennenderen Wunsch, als von hier fort und nach Wien zu gehen, um meine Braut heimzuführen. Ich wollte um des Geschäfts willen bis Ende September ausharren, gehe nun aber schon morgen! Das muß er wissen, noch heute, ich bitte, ich beschwöre Dich!“

„Noch heute? Ich hab' ihn, seit er wieder hier ist, ein einziges Mal gesehen. Wo soll ich ihn suchen?"

„In seiner Wohnung. Er hat sich wieder am Grünen Thor eingemietet! Du mußt und sofort. Es hängt unser Beider Leben davon ab!"

„Euer Leben?!"

„Ja, sonst tödtet er mich heut Nacht!"

Und als ich ihn entsetzt ansah:

„Ich rede nicht irre! So ist es! Komm'!"

Die Worte, der Ton, die Verzweiflung in seinen Zügen ließen mich nicht länger zögern. Wir traten auf die Straße.

Aus dem Schatten des gegenüber liegenden Hauses löste sich eine Gestalt und trat auf uns zu; es war der baumlange Portier der Fabrik.

„Ich hab' ihn mir zum Schutz mitgenommen," stieß Wendler hervor, „sonst knallt mich der rasende Mensch vielleicht am Weg nieder."

Ich hatte mich gefaßt.

„Schick den Mann fort," sagte ich. „Ich begleite dich selbst heim. Nun aber — rede!"

Er sträubte sich auch gar nicht, zernichtet wie er war. Was er mir, während wir so durch die mondhelle Nacht dahingingen, hastig, stammelnd, wirr berichtete, war etwa Folgendes.

Er hatte die Frau von Anbeginn heiß begehrt, für eine leicht zu erobernde Beute gehalten, und, weil sie ihm kalt begegnet war, Hüffing für den Begünstigten gehalten.

„Mit Unrecht!" rief er. „Der war ihr gleichgültig, so sehr er nach ihr schmachtete, mich aber, der ihr gefiel, hielt sie sich fern, weil sie bleiben wollte, was sie bis dahin war: eine anständige Frau. Mitten im Schmutz rein zu bleiben, war seit ihrer Backfischzeit ihr einziger Halt gewesen; nicht aus Tugend, aus Stolz hatte sie sich makellos geführt. Es währte lange, bis ich dies begriff und erkannte, wie unglücklich sie war. Und damit ist gesagt, was meine Schuld ist: auch nachdem ich dies erkannt hatte, ließ ich nicht von ihr, bestürmte sie vielmehr nun erst recht. Sie flehte mich an, von ihr zu lassen, sie warnte mich: „Weh uns Allen, wenn ich mich selbst verliere! Liebst du mich wirklich, so geh!" Aber ich liebte sie nicht, ich begehrte sie nur, und so nutzte ich meine Macht über ihre Sinne, bis ich am Ziel war. Und als ich sah, wie furchtbar sie darunter litt, befleckt zu sein, sagte ich ihr auch: „Dein Mann ist alt, bist du einst frei, so heirate ich dich." Und schwor's ihr zu. Du lieber Gott, dacht' ich, das beruhigt sie jetzt, und wenn ich in einem halben Jahr gehe, so ist wohl auch sie meiner satt und findet sich drein. Aber sie wurde immer toller, immer wüster, in ihrer Liebe, wie in ihrer Verzweiflung . . . Und da fügte es der Zufall, daß der Alte starb . . ."

So weit hatte ich ihn reden lassen, ohne ihn zu unterbrechen.

Nun aber fragte ich ihn:

„Karl, war's ein Zufall?"

Er starrte mich mit entsetzten, weit aufgerissenen Augen an.

„Ja, ja!" schrie er. „Ich weiß von nichts — und mindestens dies kann ich auch von ihr nicht glauben . . . Auch hätte sie mir's sonst gesagt — sie ist ja eine Rasende — gerade dies hätte sie nicht verschwiegen! . . . O was sagt sie nicht Alles, um mir zu beweisen, wie viel sie mir geopfert hat und daß ich sie heiraten muß!"

Und er schilderte mir, was sie aufgeboten habe, um ihn zu fesseln, bis sie erkannt habe, daß Alles vergeblich sei.

„Und da hat sie denn," schrie er auf, „Paul herbeigeholt, mich aus Rache zu töten!"

„Unsinn," sagte ich. „Sie hat ihn berufen, um dich eifersüchtig zu machen! ‚Vielleicht hilft's', denkt sie, ‚wenn er fürchtet, daß ich mich sonst dem Anderen schenke'."

Aber er:

„Du irrst. Das mag sie anfangs gehofft haben. Und ich habe sie allerdings auch darin zu bestärken versucht. Ich war schwach, suchte sie zu begütigen, wurde wieder zärtlich wie einst. Noch mehr: ich bot Alles auf, ihn wieder wegzubringen; er war mir so unheimlich. Darum log ich und heuchelte: „Schick ihn fort und ich thue, was du willst . . ." Aber sie durchschaute mich und ließ mich in die eigene Falle gehen . . . Heute Abend . . . Und nun bin ich verloren und er ein Mörder, wenn du ihn nicht aufklärst! . . ."

„Das verstehe ich nicht!" sagte ich.

„Und ich kann's dir nicht sagen!" rief er. „Dies Eine nicht, ich bring's nicht über die Lippen . . . Aber wozu auch?! Es genügt, wenn du ihm sagst: „Karl hat geheuchelt und die Frau hat dich belogen! Er reist morgen Früh ab und kehrt nie wieder!" Willst du?! . . . Um Gottes Erbarmung willen — du mußt . . ."

„Ich will's thun!" versprach ich.

Er trat in die Fabrik, wo er seine Amtswohnung hatte, und ich ging den weiten Weg zum Grünen Thor.

Mit vieler Mühe schaffte ich mir Eingang ins Haus; es war vergeblich; Hüffing schien nicht da-

heim; wenigstens klang von drinnen, trotz allen Pochens, kein Laut.

Zögernd ging ich durch die schwüle, dunkle Nacht heim. Aber als ich mich nun in meiner Stube entkleiden wollte, befiel mich jählings eine so furchtbare Angst, daß ich wieder zu Hut und Stock griff und auf die Straße eilte. Ich wollte nicht, ich mußte . . .

Jedoch kaum war ich — es war nach Eins, eine Stunde, nachdem ich Wendler verlassen hatte — auf den Markt gelangt, da sah ich, daß ich zu spät gekommen war.

Vor der Polizeiwache stand ein Haufe Menschen, entsetzt, schreiend und lärmend, die Namen „Wendler" und „Hüffing" klangen mir entgegen . .

Ich will's kurz machen: Hüffing hatte sich in Wendlers Wohnung eingeschlichen, während er bei mir war, hatte ihn, kaum daß er heimgekehrt war, durch zwei Revolverschüsse getötet und war dann nach der Polizei gegangen, sich selbst zu stellen."

Der Erzähler verstummte. Erst nach einer Weile fuhr er fort:

„Er wollte keinen Verteidiger. Als es sein mußte, wählte er mich, in der Hoffnung, daß ich seinen Willen erfüllen, nichts zu seiner Entlastung vorbringen, ihn mit keiner Frage über die Gründe seines Verbrechens quälen würde. Das hatte schon der Richter vollauf gethan, ohne ihm ein Wort zu entlocken. Eben darum und weil das Motiv ganz rätselhaft war, machte der Fall so ungeheures Aufsehen. Daß eine Frau, diese Frau dahinter steckte, ahnte Niemand. Mir scheint, selbst Böhme nicht. Vielleicht auch war er klug genug, nichts ahnen zu wollen . . .

Natürlich lud ich mir die Pein dieser Verteidigung zunächst nur in der Erwartung auf, den Unglücklichen denn doch zu einem Geständnis seiner Motive zu bewegen. Es war vergeblich; ich mußte mich drein finden. Auch war's ganz zweifelhaft, ob der Fall dann gelinder anzusehen war, als nun, wo Alles verschleiert blieb. Ein Mord aus Rache, das war die That heute, und nicht anders konnte sie den Richtern erscheinen, wenn sie die Wahrheit wußten. Und das Urteil blieb das Gleiche: zwanzig Jahre Zuchthaus.

So ist es denn auch gekommen. Die Verhandlung, die in der nächsten größeren Stadt stattfand, brachte die Wahrheit nicht an den Tag. Aber ich erfuhr sie am Abend darauf, als ich von dem Unseligen für immer Abschied nahm . . . er hat sich in der Nacht in seiner Zelle entleibt . . .

Was er mir vertraut hat . . ."

Der alte Herr atmete schwer auf.

„Also — kurz: Wendler hatte, das wissen Sie ja, zur Heuchelei gegriffen, um den unheimlichen Menschen wieder fortzubringen, er hatte alle Vorwürfe mit Küssen und dem Schwur erstickt, die Frau denn doch zu heiraten, wenn erst Hüffing wieder fort sei. Das hatte sich am Abend des 2. Juli zwischen dem Paar begeben und den Tag darauf schrieb Wendler nach Wien, er komme jedenfalls Anfangs Oktober, jenes Mädchen zu freien. Wie die Frau den Brief abfing, ist gleichgültig, gleichviel, sie besaß ihn und wies ihn Hüffing am Nachmittag des 4. Juli vor. Dabei sagte sie ihm: „Ich habe den elenden Menschen geliebt, nun haß' ich ihn! Heut' Abend will ich Gericht über ihn halten, ihn fortschicken und, wenn du mich willst, dir gehören. Du versteckst dich in diesem Wandschrank hier und bist Zeuge, wie ich mit ihm abrechne. Ich weiß, er wird leugnen und sich dann dadurch aus der Schlinge ziehen wollen, daß er abermals meine Sinne zu entflammen sucht. Es soll ihm nicht gelingen. Gelingt's ihm aber, dann geh' für immer fort, denn dann bin ich eine Metze, die deiner nicht wert ist!"

Die Furie hatte richtig gerechnet: Kam alles so wie zwei Tage zuvor, geschah es vor Hüffings Augen, dann war Wendler noch in selbiger Nacht ein toter Mann . . . Und das wollte sie. Und weil sie es wollte, so kam es so. Wie den Wendler die Ahnung erfaßt hatte, daß die entsetzliche Schäferscene einen Zeugen gehabt, weiß ich nicht — vielleicht auch trieb ihn nur sein böses Gewissen zu mir . . .

Nun, Herr Professor, was sagen Sie zu dieser Dame aus dem Neunzehnten Jahrhundert?"

Der Angeredete schwieg.

Ein Anderer aber fragte:

„Und was ist aus der jungen Frau Kommerzienrätin geworden?"

„Mit den Jahren eine alte Frau Kommerzienrätin," war die grimmige Antwort. „Sie ist erst vor zwei Jahren gestorben, von Allen betrauert, die sie gekannt haben. Eine vortreffliche Gattin und Mutter, eine Wohlthäterin der Armen . . . Aber es ist spät geworden. Gute Nacht, meine Herren!"



Das Glück.

Vom Himmel hängen schwere Wolken nieder,
Bald deckt die Nacht den schläfrig-schwülen Tag,
Wo graues Heideland im Dämmerschweigen
Hinauszieht seine weiten Wellenhügel,
Beginnt es sich von Menschen rings zu regen.
Den Schatten gleich entlauchen sie dem Boden —
Sie suchen sich und scharen sich zusammen,
Und grüßen sich mit vielfacher Geberde . .
Jung sind die Einen; hellgelockte Knaben
Und Mädchen, denen Jugendwangen brennen,
Auch blasse Frauen, die mit Feueraugen
Verlor'ne Lust im öden Raume suchen . .
Viel Männer, die frohlockend Lieder singen;
Gebeugte Greise, ruhiger Statt entrissen . . .
Und wie der Zug anschwillt im Weiterwandern,
So zehrt ein steigend Fieber an den Menschen!
In heißem Streit einander niederreißend,
In gleicher Sehnsucht zitternd sich umklammernd!
Dort tönt ein Klagelaut durch wildes Jauchzen —
Hier weckt ein Ruf die totgehetzten Kräfte . . .
Wohin nur drängt der sturmbewegte Strom? . . .

Fern, wo den Himmel für die Augen grenzt
Ein weiter Strich von dämmerdüstern Bäumen,
Reckt sich ein schwindelnd-steiler Berg zur Höhe —
Und diesen Gipfel wollen sie erklimmen.
Vor ihnen her zieht eine Lichtgestalt!
Vom Kampfe unberührt, ein Bild der Ruhe!
Es schlingen Blumen sich um ihren Leib —
— Die Kelche beugen sich in schwerer Reife —
Und Ringe funkeln an den weißen Armen.
Ein wehend Schwingenpaar an ihren Schultern —
Des Irrlichts Kronenfeuer auf dem Haupte . . .
Mit schlanken Fingern wirft sie hinter sich
Narzissen, Rosen, Mohn und Jasminblüten
Und trunk'ne Üppigkeit erfüllt die Lüfte.
Ihr Gang ist Schweben, und Musik ihr Wandeln,
Siegreiches Lächeln lockt auf ihren Lippen . . . .

Wohl sinken die Erschöpften auf die Dornen —
Wohl reißen Felsenzacken blut'ge Wunden —
Wohl schlagen Andere zitternd ihre Hände
In grausem Schwindel vor die blinden Augen . .
Da schleudern ihre Steine Farbenblitze —
Da rauscht die reiche Blütenlast herab —
Und wahnsinnstaumelnd greifen tausend Arme
Hinauf zum glanzerfüllten Frauenwunder! . . .

Hoch oben steht sie still, in ruhigem Harren.
Bis auf den letzten hat sich durchgerungen
Die ganze Schar der traumverwirrten Seelen.
Die Glieder aufgelöst in Schmerz und Sehnen —
Die Augen starr in seliger Erwartung —
Die Sinne glühend nach des Lebens Kräften —
Bereit den Geist für Wonne-Ewigkeiten!
Da winkt das Weib mit lockend weichen Händen,
Da lodern blendend ihre Kronenflammen!
Ausbreitend weit die purpurroten Schwingen
Gleitet sie abwärts in die schwarze Tiefe . . .
Und in die Tiefe gleiten nach die Menschen.

Erna Ludwig.

Der Uhrenhändler.

An einem Bächlein, das dem Rhein zueilt,
In einem Schwarzwaldthale wohl versteckt,
Liegt, zwischen Bach und Felsen eingekeilt,
Ein Hüttchen; Moos und Stroh sein Dach bedeckt.

Die Thüre unverschlossen Tag und Nacht,
Zwei engen Kammern bietet es nur Raum.
Beim Öllicht spät ein Mütterlein dort wacht,
Und spinnt und träumet stets denselben Traum.

Die eine Kammer ist gerichtet stets,
So blitz und blank, als wär ein Feiertag.
Bei jedem Windstoß an das Fenster geht's,
Schaut nach der Thür bei jedem Stundenschlag.

Und wenn es müd sein Spinnrad stellt in's Eck,
Und wenn es betet noch sein Nachtgebet,
Und wenn es aus dem Schlaf auffährt voll Schreck,
Seufzt es: „Heut kommt er nicht; es ist zu spät.“

Und fern, in London, wohnt sein einz'ger Sohn,
Zog einst mit Uhren aus; ein Kaufherr jetzt.
Wollt' oft zur lieben Heimat wieder schon,
Die Jagd nach Gold ihn immer weiter hetzt.

Und wenn er alt, und wenn er reich genug,
Und kommt der Tag, wo er zur Heimat geht,
Dann eilen ihm zu langsam Schiff und Zug,
Und doch zu schnell für ihn; es ist zu spät.

Hans M. Grüninger.

Nach Hause!

Steigt auf denn ihr Berge
In nebliger Fern'!
Ihr stolzen Gesellen,
Wie grüß' ich euch gern.

Wie lang ich auch weilte
Am fernen Gestad
Doch fand ich nach Hause
Den traulichen Pfad.

Noch rauscht ja die Quelle
Im lenzgrünen Hag,
Noch klingt durch die Buchen
Der Nachtigall Schlag,

Doch lugt ja das Hüttchen
So schelmisch und keck
Dort hinter dem Berghang
Aus grünem Versteck.

Doch harrt ja mein Mädchen —
Beflügle dich, Schritt!
Sie lauscht meinem Sange,
Sie kennt meinen Tritt.

Drum heb' ich die Stimme
Von Jauchzen geschwellt

Daß Bergluft und Waldthal
Mein Jubel durchgellt.

Die Liebe im Herzen,
Das Lied in der Brust,
Die Heimat vor Augen —
O himmlische Lust!

Und um mich den Frühling
Auf lachender Flur —
O Heimat, o Liebe,
Wie faß' ich es nur?

P. G. Söhr.

Die tote Mutter.

Unzählbare Weltennebel von Toten
Umschwirren uns, geflügelte Boten.
Hirn der Größten, Weisesten, Besten
Paart sich anderen Erdenresten.
Doch mein Blick, zum All erhoben,
Sucht nur ein winzig Bild da droben.

War einst wie ich voll Erdenmängel,
Scheint mir heut ein verklärter Engel.
Warum in all den Sternenreichen
Möcht ich dies Fünkchen nur erreichen,
Dies Eine nur mir auserlesen?
'S ist halt meine Mutter gewesen.

Karl Bleibtreu.

Im Weißdornbaum.

Über den Wiesen ein klingender Ton,
Klingend leis' im grauweiten Raum,
Klingend leise dort aus dem Baum,
Wie sich im Takte des Baumes Kron'
Wiegend bewegt mit dem schwingenden Ton.

Sitzen drei Jungen im grünen Geäst,

Einer, der winkt uns, und lacht und winkt,
Einer der sich auf der Flöte was bläst,
Einer, der wiegt sich im Takt, — und es klingt,
Als sänge selber des Baumes Kron'
Über den Wiesen den schwingenden Ton.

Adalbert Meinhardt.

Wiegenlied.

Ich liege still am Waldesboden.
Die Wipfel hoher Föhren sehn
Auf mich herab und singen leise
Im Abendwehn:

„Was dir als Lebenslast zu tragen
Ward anvertraut von Glück und Pein,
Leg' es getrost in unsern Schatten
Und schlafe ein.“

Johannes Grebling.

Aus der Großstadt.

Im Menschenwalde war ich wieder:
Knorrige Stämme, Gezweig und Blüten,
Blüten, die Duft und Jugend sprühten,
Und neue Vogellieder
Und neue Farbenspiele

Und neue Wege und Ziele —
Lauschen sollst du und schauen:
Ein Bilderbuch will ich dir bringen,
Von brausendem Leben dir singen
Daheim — in den einsamen Auen . . . . .

Rudolf Knüfert.

Napoleon.

Die alte Welt zerschmetterte sein Hammer!
Jäh aus der Tiefe, aus der namenlosen,
Stieg er empor und riß im Kriegestosen
Europa's Reiche aus der rost'gen Klammer.

Nach seinem Wink, war's auch durch Blut und Jammer,
Gab es die lustigsten Metamorphosen —
Von Gottes Gnaden Kaiser der Franzosen,
Er wollt' es sein, es nickte Ja die Kammer.

Nun da er's war, schuf Titel er und Orden,
Den stolzen Hof für seinen Sonnenschein
Und schied sich fürstlich von den niedern Horden.

In graue Mythen hüllt' er stumm sich ein,
Und er, der Mächtigste, der was geworden,
Er wollt' am Ende was gewesen sein.

Friedrich Adler.

Tanz.

In dem gold'nen Sternenreigen
Durch das ew'ge Himmelsmeer
Schwinget sich in hehrem Schweigen
Glanzerfüllt der Welten Heer.

Von der einen zu der andern
Weit durch Raum und Zeiten spannt
Sich, ob auch getrennt sie wandern,
Ein geheimnisvolles Band.

Wenn nun zu des Tanzes Weise
Fröhlich Paar um Paar sich schlingt,
Fühlst du wundersam und leise
Wie es deinen Geist bezwingt.

Tändelnd scheinen deine Schritte
Von des Rhythmus Spiel beengt,
Während in der Welten Mitte
Ein geheim' Gesetz dich lenkt.

Gräfin Margarete Keyserling.

Ergebung.

Sorge und Siechtum und Tod im Haus,
Fahl ist der Winter vergangen,
Nun treibt es uns in die Sonne hinaus,
Mit neuem Lebensverlangen.

Doch gehen die Straße der Menge wir nicht,
Wir gehn auf entlegenen Wegen
Und grüßen fromm das goldene Licht
Und den neuen sprossenden Segen.

Wir schauen ins Frühlingsleben der Flur
Und stehen voll Andacht stille,
Denn machtvoll webt in der heil'gen Natur
Der schaffende Gotteswille.

Wie seltsam wird uns . . . es lächelt dort
Die Sonne auf ernste Cypressen,
Das ist der Geliebten Ruheort,
Die nimmer wir vergessen.

Im Winter betteten wir sie ein,
Sie deckte der Schnee, der bleiche,
Nun aber strahlt der belebende Schein
Der Sonne auch diesem Reiche.

Wir schweigen, es deutet mir gleichen Trost
Dein Auge mit freundlichem Sinnen,
Ein warmer Lenzhauch hat uns umkost
Und uns ergriffen tief innen.

Es werde immer, was da gescheh',
Und wechsl'e mit Anfang und Endnis,
In Leben schaffender Sonnennäh'
Umwirkt uns ein liebend Verständnis.

Konrad Gustav Steller.

Der Schatz.

Gold lag ihm im Gemüte,
Gold in der Seele tief,
War niemand, der es weckte,
Das auf dem Grunde schlief;
Kein Sonnenstrahl hat funden
Den Weg bis in die Nacht,
Kein Lächeln wollt' es küssen,
Und nie ist es erwacht.

Da kam ein Thränenbächlein,
Das wuchs zu wildem Gebraus,
Es sprengte verborgen Geklüfte,
Es stürmte machtvoll hinaus.
Hell strahlten die schimmernden Wogen
Und Segen hüllten sie ein:
Sie trugen des Schatzes Wunder
In das arme Leben hinein.

W. Funke.

Kreuz im Walde.

Ragt ein Kreuz im wilden Wald
Unter finstren Bäumen,
Dunkeltrotzig, stumm und kalt,
Wie in bösen Träumen.

Doch empor den harten Stamm,
Tropfen Thau's im Schoße,

Rankt sich rührend wundersam
Eine Heiderose.

Wie das Kreuze schwarz und still
Starrt mein dunkles Leben,
Nur der Dichtung Rose will
Tröstend es umweben.

Reinhard Volker.

Liebe.

Die Liebe braucht nicht stolze Klänge,
Ein einfach Lied birgt all ihr Glück.

Und wahrer Liebe Grabgesänge?
Die kündet oft ein feuchter Blick.

Josef Buchhorn.

Der Fischer und die Seligen.

Die Welt ist still, die Luft so rein,
Es ruht der See im Dämmerschein,
Vom Berge kündet Glockenklang
Der müden Herden Abendgang.
Und überm See ein Läuten geht
Vom Kirchlein drüben zum Gebet.

Ein Fischer fährt in seinem Kahn,
Legt schweigsam seine Reusen an.
Kein Lüftchen weht, es tönt kein Laut,
Und Stern an Stern herniederschaut.
Es kommt die mondenhelle Nacht —
O Fischlein, nehmet euch in Acht!

Da klingt den hellen Berg entlang
Ein leiser, lieblicher Gesang,
Er klingt herunter übern See
In wundersamem, süßem Weh,
Und hier und dort am Felsenhang
Schwebt es wie Schleier, licht und lang.

Kennst du die seligen Fräulein nicht?
Gar lieblich ist ihr Angesicht,
Ihr Auge blau, ihr Haar so blond,
Und ihr Gewand hell wie der Mond.
Doch dem die ganze Welt verklingt,
Wem ihr Gesang zu Ohren dringt.

Das Kind des Spieles nicht gedenkt,
Der Jäger seinen Stutzen senkt,
Im Äther schweigt des Falken Schrei,
Weg legt der Hirte die Schalmei.
Der Wind hält ein, der Bach nicht rauscht,
Am hohen Fels die Rose lauscht.

Der Fischer hört den Zaubersang,
Vergißt sein Netz und seinen Fang,
Schaut nach den Felsen, wo es blinkt,
Und in die Flut sein Ruder sinkt.
Die Hände legt er in den Schoß,
Vergißt sein armes Fischerlos.

Vergißt sein Weib, vergißt sein Kind,
Und daß sie morgen hungrig sind,
Vergißt in banger Seligkeit
Der Erde Lust, der Erde Leid.
Sein Herz vergeht vor süßem Weh,
Still steht der Kahn auf stillem See.

Es naht der Tag, die Nacht entflieht,
Verklungen längst ist Lied um Lied.
Von Glocken tönt es ringsumher,
Der Fischer hört sie nimmermehr.
Umglüht von jungem Morgenrot,
Ruht er in seinem Kahne tot.

Camillo V. Susan.

Der scheidende Tag.

Der Tag verlischt, die Nebel steigen,
Und sachte sinkt die Nacht heran.
Es legt sich flüsterloses Schweigen
Um Wald, um Feld und grünen Plan,
Als käm' mit unhörbaren Tritten
Der düstre Tod durchs Land geschritten.

Wie ist das Herz so tief beklommen,
Das sich am klaren Licht erfreut;
Es ahnt, von Schauern überkommen,
Wie Scheiden allem Leben dräut
Und nimmer kann mit schwachen Händen
Der Mensch das dunkle Schicksal wenden.

Gustav Fischer.

Pflicht.

Da kommen schon die Stunden
Mit Krügen voll von Leid!
Wie werd ich nur gesunden
Von dieser müden Zeit!

Muß fremde Wälder roden,
Unwille jeder Schlag —
Ich baue fremden Boden,
Nicht mein ist der Ertrag.

Doch kommt, ihr grauen Stunden,
Ich treibe euch nicht fort,
Ich will euch nicht verwunden
Mit einem bösen Wort.

Steht ihr im Klosterkleide
Wie Pflegerinnen hier?
Ihr wißt es, daß ich leide:
O kühlt die Stirne mir!

Josef Adolf Bondy.

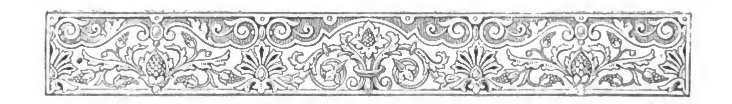
Zeitlose.

Herbstgolden wehende Blätter,
Herbstmüde dämmerndes Land
Und wir im Abschiedsschweigen
Stumm und allein zu Zweit! . . .

Eintönig rannte der Regen
Aufstoben vom Waldesrand
Die Dohlen in finsterem Reigen
Wie Träume der Einsamkeit.

In bleichem Nebelschauer
Der blasse Tag entschwand,
An dem meine Seele zu Eigen
Dir ward in Lieb und Leid.

Jenny Schnabl.



Im Hause Franz Lisztz.

Erinnerungen von **Ilka Horovitz-Barnay.** *)

Es war im Jahre 1875, als ich in Budapest Franz Liszt kennen lernte. Durch mehrere Jahre genoß ich das Glück und die Auszeichnung, zuerst musikalisch und bald auch freundschaftlich mit dem Meister verkehren zu dürfen.

Die ungarische Hauptstadt errichtete im selben Jahre eine Königlich ungarische Landesakademie für schöne Künste, und für die musikalische Abteilung hatte Franz Liszt Präsidentschaft und persönliche Leitung mit der Verpflichtung übernommen, einen Teil der Wintermonate in Budapest zuzubringen.

Es muß hier nur gleich gesagt werden, daß für den berühmten Mann seine Heimat bloß eine nominelle war; das Land, welchem er durch seine Geburt angehörte, hatte ihm niemals jene glühende Begeisterung, jene heiße Anhänglichkeit eingeflößt, welche gerade die Söhne Ungarns als Musterpatrioten charakterisiert. Der lose Zusammenhang der zufälligen Geburt war das schwache Band, das Liszt an Ungarn heftete, ohne den lebensstarken Nerv innerer Zusammengehörigkeit.

Das mag wohl in erster Reihe dem Umstande zuzuschreiben sein, daß Liszt schon in seiner frühesten Jugend ins Ausland ging und daher seine ungarische Heimat auf seinem langen Lebenstriumphzuge immer nur für kurze Zeit als Gast wiedersah. Und zwar wie ein fürstlicher, gefeierter Gast, der mehr herablassende Freundlichkeit und Höflichkeit mitbringt als sehnsüchtigen Herzensdrang.

Man kennt Liszts patriotischen Ausspruch über die ungarische Musik — er stellt einfach in Abrede, daß es eine solche giebt —, und dennoch haben gerade die schwermütigen und temperamentvollen ungarischen Volkslieder mit ihrem bestechenden Rhythmus Liszt zu seinen entzückendsten Transskriptionen, zu den „Ungarischen Rhapsodien" begeistert. Für die Ausschmückung fremder Ideen war Liszt immer der geschmackvollste, blendendste Dekorateur, und so hat er auch dem heimischen Volkslied, der schlichten, gesunden Dorfschönen, sein prächtiges, juwelengeschmücktes Gewand umgehängt.

Fast möchte man diese „Ungarischen Rhapsodien" als die Quintessenz des schlummernden Nationalgefühls bei Liszt ansehen — denn in seiner ganzen Lebensführung und Gesinnung äußerte sich das weit ausgespannte Weltbürgertum als starkes Bedürfnis, indes er in dem engbegrenzten Vaterlande beinahe ein Fremder blieb.

Es war sozusagen ein Akt dürftiger Pietät, mit welcher er die Leitung der ungarischen Musikakademie in Budapest annahm, und er kürzte seinen dortigen Aufenthalt gerne möglichst ab.

So oft er kam — es war gewöhnlich in den ersten Januartagen —, sagte er in seiner bezaubernden Weise, indem er mir beide Hände reichte: „Me voilà!" — und leise fügte er hinzu: „Mais je ne resterai pas trop longtemps!" Er sprach mit Vorliebe französisch, trotzdem er sich auch in deutscher Sprache fließend und vornehm ausdrückte. Auch hierin äußerte sich sein kosmopolitischer Sinn. —

Er hatte im Jahre 1848 seinen Sitz in Weimar genommen und durch seine künstlerisch bedeutungsvolle Persönlichkeit — wie einst Goethe — den großen internationalen Zug nach dem kleinen Städtchen zu lenken verstanden. Er war die Pulsader des vielbewegten, ihn umrauschenden musikalischen Lebensstromes, und es behagte ihm daher nicht, lange Zeit in der chauvinistischen, stagnierenden Atmosphäre seiner Heimat zu leben, wo nur hie und da ein Talentchen schüchtern durchsickerte.

Über Liszt als Musiker zu sprechen, hieße Eulen nach Athen tragen. Die Musiklitteratur der letzten fünfzig Jahre hat darüber Kompendien geschrieben. Aber Liszt hat als Mensch, wie kaum ein zweiter, auch die schöngeistige Weltlitteratur beschäftigt und gefesselt, und aus der Zusammenwirkung seiner künstlerischen Individualität und seiner merkwürdigen Persönlichkeit ist eine Erscheinung entstanden, die ganz einzig in ihrer Art ist.

Wenn irgendwo, so paßt auf Liszt das Goethesche Wort: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit!"

Liszts Persönlichkeit mit all ihren Vorzügen und Fehlern war ebenso hochstehend, ebenso fesselnd, wie seine Bedeutung für die virtuose Seite der Musik unvergleichlich ist.

Er forderte ebensosehr zu ungemessener Bewunderung als zu scharfer Animosität heraus, und diese verschiedenen Urteile und Empfindungen wurden durch die großen

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz dem Manuskript des Buches: „Berühmte Musiker. Erinnerungen von Ilka Horovitz-Barnay", das im Herbst d. J. im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erscheinen wird. Wie viel Interessantes die Verfasserin zu berichten, und wie hübsch sie es mitzuteilen weiß, wird gewiß schon diese Probe erweisen, die ihren Zweck, auf das Buch aufmerksam zu machen, sicherlich erreichen wird. Die Red.

Gegensätze, welche sein Wesen ausmachten, hervorgerufen.

Liszt war zartsinnig und banal, eitel und empfindlich und dabei hochherzig und gerecht; einfach, frugal und anspruchslos, ja oft unbegreiflich bescheiden, gebärdete er sich andrerseits wie der hohlste, eingebildetste Charlatan.

Selbst als Lehrer war er mehrdeutig. Ebenso großartig, wie geradezu schädlich, ebenso feinbesaitet in Auffassung und Aufschwung, wenn man die subtilen, oft kaum faßbaren Äußerungen festhielt, wie oberflächlich, trivial und effekthaschend.

Sein Unterricht war ein al Fresco in großen, unregelmäßigen Zügen, oft von unbegreiflicher Nachlässigkeit und musikalischer Unempfindlichkeit, und doch frappierten dicht daneben Schönheiten, tiefsinnige Feinheiten, die aus einer andern, höheren Welt stammten.

Mir war sein Wesen klar; ich verstand alle Schwankungen dieser komplizierten Natur. Er riß mich zur höchsten Begeisterung hin, und ich staunte doch über die Dissonanz, welche durch Eitelkeit, Hohlheit und unbegreifliche Nachsicht gegen die oft unwürdige Umgebung entstand. Ich zähle also weder zu seinen blinden Bewunderern, noch zu seinen heftigen Gegnern — denn ich verstand ihn.

Wer übrigens Liszts Klavierspiel auf sich wirken ließ, der empfing vollständig den Eindruck von Liszts Persönlichkeit. Le style c'est l'homme: sein Spiel war sein Wesen. Die zauberhafte Zartheit, die über alles reich ausgegossene, märchenhafte, sinnliche Schönheit und der erhabenste geistige Ausdruck wechselten mit Effekten derbster, ausgelassenster Art, und in dem blühenden Paradiese wucherten oft wüstes Unkraut und unfruchtbare Schmarotzerpflanzen.

Zur Zeit als Liszt und Thalberg in Paris als junge Virtuosen konzertierten, teilten sich die Bewunderer in zwei Parteien. In einem aristokratischen Salon wurde darüber gestritten, welcher von den beiden Künstlern der bedeutendere sei. Die Herzogin von Grammont hieb den gordischen Knoten durch, denn sie entschied ebenso geistreich wie bezeichnend: „T h a l b e r g est le premier des pianistes, mais L i s z t est l'unique!"

Sie hatte recht, und sie behielt recht — für alle Zeiten! Liszt war und blieb trotz allem der Einzige, Unvergleichliche! Er war der Zauberer, der Sinne und Urteil gefangen nahm und vor dem jede Kritik verstummte, weil er die seltene Gabe besaß, durch seine Kunst die Menschen — zu b e g l ü c k e n!

Auch im Verkehr war er der C h a r m e u r. Wenn er in seiner höchst einfachen Wohnung am Fischplatz in Budapest aus seinem Arbeitszimmer zu uns in den Musiksalon trat und mit dem eigentümlichen Schleifschritte über das Parkett glitt, glaubte man einen Herrscher vor sich zu sehen. Seine Art, die Hand zu reichen, sein warmes, geistvolles Lächeln, oft nur ein kurzes, scherzhaftes Begrüßungswort, alles wirkte wie eine Auszeichnung, wie ein besonders kostbares Geschenk.

Als ich Liszt zum ersten Male vorgestellt wurde und ihm die Fis-moll-Sonate von Schumann vorspielen durfte, als er mir zum Abschied sagte: „Ich hoffe, daß wir noch recht viel miteinander musizieren werden!" — da war ich wie berauscht und hätte die herrliche halbe Stunde um keinen Preis hergeben mögen. Ich habe weder vorher noch nachher jemand gekannt, der auch nur annähernd diesen außerordentlichen persönlichen Zauber auszuüben vermocht hätte.

Das Schülermaterial der ungarischen Musikakademie war ein im geistigen Sinne höchst fragwürdiges. Namentlich die Damen machten nur wenig Anspruch auf bedeutendere Individualität. Sie spielten alle Klavier — viel Klavier, gut und schlecht.

Aber wenn Heine behauptet, daß Raffael, auch wenn er zufällig ohne Hände zur Welt gekommen, dennoch der größte Maler aller Zeiten geworden wäre, so könnte man in diesem Falle parodistisch behaupten: wenn man den meisten der Tastenstürmerinnen die Hände an der Handwurzel amputiert hätte, so würde der Begriff „Musik" für sie in dem Augenblick vollständig aufgehört haben, so eminent technisch klopften sie die Tasten ab, und so eminent geistlos und unproduktiv waren die meisten dieser holden Konzertbacillen.

Eine von ihnen, eine Stockmagyarin, spielte eines Nachmittags ein Konzert von Beethoven mit der ganzen Ausdruckslosigkeit ihrer reichen Seele. Liszt saß am andern Ende des Salons und plauderte mit mir. Von Zeit zu Zeit schnitt er eine Grimasse, machte eine boshafte Bemerkung, aber er rief auch hie und da der Pianistin ein aufmunterndes „Bravo!" zu.

„Verehrter Meister," sagte ich leise, „ich bedaure Sie; wie können Sie dieses entsetzliche Spiel aushalten?"

„Vous avez raison!" erwiderte er lachend. „C'est une brute hongroise! Aber was wollen Sie von einer Person, die nicht einmal eine Ahnung hat, was ein Intervall ist?"

„Sie sollten sie aus Ihrer Nähe verbannen, sie taugt nicht hieher!"

Liszt nickte mir zu, ging lächelnd ans Klavier, zog der Pianistin sachte die Hände von den Tasten und sagte freundlich:

„Nun haben Sie Ihre zarten Händchen schon genug angestrengt, ich danke Ihnen!"

Er setzte sich darauf selbst ans Klavier und spielte die Kantilene aus demselben Beethovenkonzerte wie ein Gott — wie nur Liszt in seiner begeistertsten Stimmung spielte.

Wir lauschten alle wie gebannt. Mir traten die Thränen in die Augen. Mitten drin stand der Meister plötzlich auf und murmelte:

„So ungefähr soll man diese Raffaelschen Linien musikalisch wiedergeben! — Freilich darf man dabei keine Galoschen anhaben! — Aber", wendete er sich zu

der schrecklichen Pianistin, „Sie haben es auch ganz hübsch gespielt — ganz hübsch!“

Unvergeßlich bleibt mir eine Klassenstunde, in welcher ein junger Magyare eine Beethoven-Sonate teils verwinselte, teils zerhackte wie eine Schüssel Wurstfleisch.

„Piano, piano!“ ermahnte Liszt, der an dem Tage gottlob strenger war als sonst. Zu seiner Ehre sei's hier ausdrücklich gesagt, daß er speziell Beethoven niemals leicht nahm.

„Piano, leise! Singen, singen! Dort steht ja piano!“ rief Liszt nun heftiger, aber der junge Patriot bekam wohl einen roten Kopf vor Angst und Befangenheit, doch nicht die Ahnung eines Piano verklärte seine Kantilene. Durch die Zurufe Liszts noch mehr verwirrt, spielte er die Fortestellen nun matt und klanglos.

Da zog ihm Liszt die Hände von den Tasten und sagte halb ärgerlich, halb lachend:

„Wissen Sie, junger Freund, was der Feldwebel thut, wenn die Rekruten beim Exerzieren das Kommando „links“ und „rechts“ nicht unterscheiden können? Er bindet ihnen an den rechten Arm ein Bündel Stroh und an den linken Arm ein Bündel Heu und kommandiert dann: Heu! — Stroh! — Heu! — Stroh! Wir wollen diese praktische Manier für „forte“ und „piano“ 'mal bei Ihnen versuchen. Also! gehen Sie dem alten Beethoven nochmals an den Leib! Heu! Heu! Heu! schön! — Nun aber Stroh! Stroh! — viel Stroh! — noch mehr Stroh!“ — Und Liszt lachte Thränen und rief ausgelassen immerfort:

„Stroh! Stroh! Stroh — nichts als Stroh!“

Die Scene wirkte tragikomisch. Der junge Mensch war in äußerster Verlegenheit, er spielte noch schlechter und verkehrter als bisher, er biß sich auf die Lippen und hatte beinahe Thränen in den Augen. Da siegte endlich Liszts Gutmütigkeit über seine übermütige Laune, er sah, daß der arme Teufel nicht genug Witz besaß, um die Sache scherzhaft zu nehmen, und er sagte mit ruhiger Freundlichkeit zu ihm:

„Vielleicht kann ich Ihnen die Sache auf dem Klavier selbst besser erklären.“

Er setzte sich an den Flügel, und nach einem kurzen Präludium spielte er das Allegretto aus der Siebenten Symphonie von Beethoven.

Mir fehlen die Worte, um den Eindruck zu schildern, den Liszts zauberhaftes, gewaltiges Spiel hervorbrachte. Das Klavier verschwand, der Spieler verschwand, es verschwand jeder äußerliche, sinnliche Begriff, man meinte einen unterirdischen, geheimnisvollen Geisterchor zu hören und wir saßen alle zitternd und tief erregt da. Ich habe weder vorher noch nachher eine ähnliche musikalische Sensation empfunden.

Mitten in der atemlosen Spannung und Stille sprang plötzlich eine halb verrückte, nervöse Russin laut schluchzend auf, und indem sie schrie: „J'ai peur! j'ai peur!“ lief sie zur Thüre hinaus.

Mit einem Ruck drehte sich Liszt auf seinem Stuhl herum, und mit tief durchfurchten Zügen sah er uns eine Weile stumm an.

„Nun, was giebts?“ fragte er endlich.

Ich erklärte ihm mit einigen Worten die Störung. Er lächelte. Dann stand er auf, schritt auf den jungen Pianisten zu, legte ihm die Hände auf die Schultern und sagte freundlich:

„Sehen Sie, lieber Freund, Heu und Stroh in richtiger Verteilung machen ganz gute Wirkung“.

Auf meine dringende Bitte ließ Liszt an dem Nachmittag niemand mehr spielen. Es wäre mir wie eine Entheiligung vorgekommen, hätte einer von uns Stümpern es gewagt, nach diesem „hohen Lied“ die Hände auf die Tasten zu legen. Liszt hatte uns das Sprichwort in der Umkehrung illustriert: „Du ridicule au sublime!“

Wieder bei einer Beethovenproduktion spielte er uns einen Teil des Es-dur-Konzertes vor und sagte vom Klavier aufstehend:

„Dies Konzert und das große B-dur-Trio kann ich so ungefähr spielen!“

Man mußte sich fragen, ob das bloß Koketterie oder echte Bescheidenheit sei, die sich nur teilweise Verdienste zuerkannte. —

Eine junge, deutsche Baronin, die bei Frau Clara Schumann studiert hatte, meldete sich bei Liszt als Schülerin zur weiteren Ausbildung. Sie debütierte mit einem Konzert von Chopin. Ihr Spiel gefiel dem Meister nicht. Er stand hinter ihrem Stuhle, und gleich nach den ersten Takten wurde er ungeduldig. Er zog die Stirne hoch und seine Unterlippe kräuselte sich spöttisch. Endlich tippte er der Spielerin mit dem Zeigefinger auf die Schulter, um das Tempo zu beschleunigen.

„Eh bien! eh bien! ma chérie! nous sommes là pour vous entendre, pour avoir une impression! Das klingt ja nach nichts! Nobel, nobel! Temperament! Das darf nicht gemein und plebejisch zu Fuß laufen. Das muß zu Pferde sitzen und Sammt und Seide und echten Schmuck tragen! Nichts in das Klavier „hineingeheimnissen“! Herausholen! herausholen! Das ist ja nur ein elender Holzkasten, der furchtbar trocken und langweilig wird — — si vous n'y mettez pas votre belle âme!“ schloß er galant.

„Aber, lieber Meister, ich habe das Konzert in dieser Weise mit Frau Schumann studiert!“ sagte zu ihrer Rechtfertigung die Novize.

Die Bemerkung war ungeschickt, und Liszt verzieh alles andere eher als eine Ungeschicklichkeit.

„Frau Schumann! Frau Schumann!“ sagte er parodierend und nahm den Mund voll. „Frau Schumann! Nun ja! von der haben Sie gelernt, wie man Klavier spielt, wenn man — sechs Kinder hat! Mein Gott! Die arme Frau! Sechs Kinder

Bei solch kleinbürgerlicher Misère hört jede große Auffassung auf! Bei mir müssen Sie allerdings anders spielen! Ich habe — gottlob! keine sechs Kinder!"

Und durch den moquanten, keineswegs feinen Witz über die große, vornehme Künstlerin wurde er wieder gut gelaunt, lachte und scherzte und blieb den ganzen Nachmittag heiter und angeregt.

Mit derselben Dame sollte ich in einer kleinen Abendgesellschaft, der auch Liszt anwohnte, die „Ungarischen Tänze" von Brahms vierhändig spielen. Sie spielte jedoch so furchtbar pedantisch im Takte, ohne das leiseste Tempo rubato, das die ungarischen Weisen mit ihren stets wechselnden Rhythmen durchaus verlangen, daß ich selbst ungeduldig wurde und unsere Produktion sehr uneinig klang. Da eilte plötzlich Liszt mit einer kurzen Zigarre im Munde aus dem nächsten Zimmer herbei, schob die phlegmatische Dame sachte vom Flügel weg und sagte:

„Wollen Sie mir gütigst ein wenig Ihren Platz überlassen? Sie spielen ja famos Klavier, mais — — ces choses là — voyons! Il n'y a que les Polonais et les Hongrois qui savent jouer leur musique nationale."

Und nun ging's in Sturm und Drang, jauchzend und weinend, und mein ungarisches Blut und meine Begeisterung, mit Liszt spielen zu können, halfen mir glücklich über etwaige Klippen hinweg. —

Eines Tages kam Frau Menter in die akademische Stunde. Liszt, der sonst um diese Zeit niemand vorließ, empfing sie wie eine Königin und bat sie, uns seine Don Juan-Phantasie vorzuspielen. Wir waren alle hingerissen von dem machtvollen Spiele. Ich fragte Liszt, wie die Menter, die ich zum ersten Male hörte, Beethoven und Schumann spiele, worauf er kurz antwortete:

„Sophie kann alles!"

Er hatte recht, die merkwürdige Frau konnte und kann noch heute alles.

Anknüpfend an Klavierspiel und Klavier, wagte ich Liszt zu interpellieren:

„Es ist eine große Kühnheit von mir, teurer Meister, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit dem Klavier als Instrument auf Kriegsfuß stehe."

„Bisher habe ich davon nichts gemerkt," erwiderte Liszt galant, „ich finde, daß Sie sich sehr gut mit dem Klavier vertragen. Aber es wird mich interessieren, den Grund Ihrer ‚furchtbaren' Feindseligkeit zu erfahren."

„Es ist keine Feindseligkeit, verehrter Meister, es ist vielmehr ein schmerzliches Bedauern, daß mein Lieblingsinstrument dennoch unter allen übrigen Instrumenten das Stiefkind ist. Denkt man an alle andern Soloinstrumente, an die menschliche Stimme, die Geige, das Cello, ja sogar an die Blasinstrumente, so sind das alles weit höherstehende Musikmittel, die den Ton aus dem Nichts hervorrufen, ihn aber dann beherrschen, seine Dauer, seine Stärke und Schwäche je nach dem gewünschten Ausdruck zu verändern vermögen — indes das Klavier mit dem festgewachsenen, kurzen, spröden Ton, der weder einer Anschwellung noch einer Verlängerung fähig ist —"

„Ich kann Ihnen, Verehrteste, nicht ganz unrecht geben. Aber für diese Nachteile bietet andrerseits das Klavier Vorteile, wie sie kein andres Instrument besitzt. Ist das Klavier, was Tonproduktion betrifft, auch ärmer als seine Konkurrenten, so ersetzt es diesen Mangel durch den überwiegenden Reichtum seiner Polyphonie und Harmonik. Welches andre Instrument — außer dem Klavier — bringt Ihnen Musikstücke in gleicher Vollständigkeit? Welches setzt Sie in den Stand, die grandiosesten, kompliziertesten Musikwerke, zum Beispiel die neunte Symphonie von Beethoven, ebenso wie auf Ihrem willfährigen Hausorchester zu produzieren? Welches andre Instrument gewährt dem Spieler diese unschätzbare Freiheit und Unabhängigkeit von allen andern Begleitungs- oder Ergänzungsstimmen?! Auf welchem andern Instrumente ist man der allgewaltige, reich ausgestattete Alleinherrscher, der die Flügel seiner Phantasie, seiner Musikseele weit und mächtig ausspannen kann, was doch niemals durch die Melodik allein, sondern nur auf der breiten, reichen Basis der Harmonisation und der wechselnden Rhythmik erfolgen kann?! Und noch eins! Das geschmähte Klavier, dieser sinnreiche Schmarotzer, ist das einzige Instrument, das im stande ist, Ihnen die gesamte Litteratur ins Haus zu schleppen, Messen, Symphonien, Instrumental- und Vokalmusik, Tanzmusik, Couplets, alles, alles reproduziert das brave Instrument in denkbar vollkommenster Nachbildung, und hieraus ergiebt sich ein neuer, großer Vorzug desselben, nämlich: daß eigentlich nur der Klavierspieler unter allen Solisten ein wirklich gründlicher Kenner der gesamten Musiklitteratur ist und sein kann. Gestehen Sie, daß ein Geiger oder Sänger sich zumeist nur mit dem für sein Instrument komponierten Material beschäftigen wird. Alles übrige ist ihnen oft kaum dem Namen nach bekannt. Wir Klavierspieler dagegen, wir sind die Haifische der Musik, wir verschlingen alles. Es ist übrigens gar nicht unmöglich, daß die Mechanik des Klaviers noch einer umfassenden Verbesserung fähig ist, namentlich was die Verlängerung des Tones betrifft. Wird dies Geheimnis erst gelöst, dann wird das Klavier jedes andre Instrument verdunkeln."

Bei Vorführung eines Wunderkindes, dessen Begabung Liszt sehr interessierte, kam es zu einem Gespräch über Talent und Genie.

„Man muß mit der Entscheidung über Talent und Genie sehr vorsichtig sein," meinte Liszt, „man sollte es kaum glauben, was man mit sogenannten ‚Genies' für traurige Erfahrung machen kann. Als ich vor zwanzig Jahren meinen Freund, den Grafen Z., auf seinem Gute in Ungarn besuchte, hörte ich dort allabendlich einen ganz jungen Zigeuner auf der

Fiedel spielen und war entzückt von dem schönen, warmen Ton und dem freien, leidenschaftlichen Vortrag seiner Volkslieder und Improvisationen. Ich interessierte mich für den Burschen, ließ ihn öfters ins Schloß kommen, und da ich einen künftigen Paganini in ihm vermutete, beschloß ich, ihn ausbilden zu lassen. Ich nahm ihn mit mir und schickte ihn zu Léonard nach Paris. Dieser schrieb mir sofort, er sei entzückt von dem originellen, genialen Zigeuner.

„Nach wenigen Monaten erhielt ich von Leonard einen lakonischen Brief: ‚Cher maitre! Reprenez votre protégé. Je ne sais qu'en faire. Ce jeune home a beaucoup de génie, c'est vrai, mais il n'a aucun talent!‘ Hier haben Sie einen Fall, wo das Genie dem Talent und der Mangel des Talents dem Genie hinderlich im Wege stand. Der präsumtive Paganini fiedelt nach wie vor in den ungarischen Dorfschenken als Zigeunerprimas mit Schwung und Leidenschaft, aber — ohne jedes Talent!“

„Noch eine Frage, verehrter Meister; was halten Sie von dem Genie der Frauen?“

Ein forschender Blick aus den scharfen grauen Augen traf mich, aber gleich darauf erhellte ein übermütiges Lächeln die Züge Liszts.

„Soll ich Ihrem Geschlechte eine Lobrede halten?„ sagte er halb ironisch.

„Im Gegenteil! Ich wünsche lebhaft, aus Ihrem Munde, Meister, ein entscheidendes Wort zu hören, ob es wirklich geniale Frauen giebt — in demselben Sinne genial wie die Männer — und ob Sie solche gekannt haben.“

Liszt wurde ernst. Sein Blick schien in die Vergangenheit zu tauchen und in seiner reichen Erinnerung zu suchen.

„Wirklich genial, wie Sie es meinen, liebe Freundin, auch mit den keineswegs schönen Attributen des männlichen Genies, habe ich allerdings nur eine Frau gekannt und zwar George Sand, die sowohl die Begabung, das Feuer, als auch das hinreißende Temperament besaß. Sie glich einem flammenden, weithin leuchtenden Dornbusch. Zum Erwärmen war sie freilich weniger geeignet — und das ist ja doch die schönste Begabung der Frauen in diesem frostigen Leben.“ —

Schlagfertigkeit und Witz liebte Liszt über alles, und er selbst besaß den geschmeidigen und scharf geschliffenen Esprit der Franzosen.

Eines Tages sagte er mir lachend:

„Imaginez-vous, j'ai reçu une invitation d'aller voir ce soir les Iroquois!“

Ich witterte sofort irgend einen scherzhaften Einfall, aber ich bat um Aufklärung.

Da zog er aus der Tasche eine in ungarischer Sprache verfaßte Einladung zu dem Vereinsabend der ungarischen Schriftsteller und Künstler (Magyar irók és müvészek egylete) und deutete mit dem Finger auf das Wort Irók (Schriftsteller).

„Cette affaire hongroise est pour moi en effet de ‚l'Iroquoise‘, je n'y comprends rien!“

In der That verstand Liszt außer dem einen Worte „Köszönöm“ (Danke) nichts von seiner Heimatssprache. — —

Liszts Teilnahme für seine Schüler war rührend. Er interessierte sich für jeden Einzelnen, und niemals vergaß er eine gemachte Zusage, ob es sich nun um Geld, um eine Empfehlung oder auch nur um ein Gratisbillet zu einem Konzert handelte. Seine Thüre und seine Börse standen allen seinen Schülern, allen bedürftigen Musikern immer offen und seine Großmut wurde sehr oft von Unwürdigen ausgebeutet.

Um ärmeren Mädchen und jungen Leuten kleine Beträge unauffällig zukommen zu lassen, gebrauchte er förmliche Kunstgriffe.

„Ich bitte Sie, kaufen Sie sich doch, mir zuliebe, die Bülow-Ausgabe der Beethoven-Sonaten, sie ist viel instruktiver und mir sympathischer!“ Und nach der Stunde steckte er ihnen das Zehnfache des nötigen Betrages in die Hand.

Er haßte alle Empfehlungsschreiben, ihm graute vor den zahllosen „Passe-par-tous“, die so oft von ihm verlangt wurden.

Wütend schrie er einmal:

„Qu'on me laisse la paix avec ces sottes griffonnages!“

Aber am nächsten Tage schickte er dennoch der Bittstellerin die verlangte Empfehlung.

Beethoven, Schubert, Chopin, Weber, Liszt, Rubinstein wurden im Salon Liszt zumeist gespielt; Haydn und Mozart niemals, Bach meist nur in Lisztscher Bearbeitung, Mendelssohn außer Präludien und Fugen beinahe gar nicht.

Liszt versäumte niemals, vor dem Pianisten Rubinstein seine Reverenz zu machen. Aber es überraschte mich, daß er den Komponisten Rubinstein, der doch quasi aus seiner Schule hervorgegangen war, ein und das andere Mal etwas ironisch behandelte.

„Der gute Anton!“ sagte er, als die russische Pianistin Vera Timanoff Rubinsteins Konzert spielte. „Zuerst ist er immer glühend leidenschaftlich, voll heißer Empfindung und es fällt ihm zu viel ein, dann fällt ihm plötzlich gar nichts mehr ein und zum Schlusse kommt er mit der Hellebarde und schlägt alles kurz und klein. Grattez le Russe et le Tartare sort!“

Ich wußte, daß er Brahms nicht mochte, aber ich machte dennoch den Versuch, ihm das D-moll-Konzert op. 15, das ich studiert hatte, zu bringen. Er nahm mir das Notenheft aus der Hand, blickte darauf, machte eine Grimasse und sagte:

„Vous êtes capable de me jouer çà, hein?“

„Verehrter Meister,“ sagte ich sehr ernsthaft, „mir ist in dem schwierigen Konzert sehr vieles noch unklar und ich möchte mir ihren Rat erbitten.“

Sofort legte Liszt das Heft auf das Notenpult, und als ich zu spielen begann, hörte er mir aufmerksam

zu. Nach einer Weile nahm er das Musikstück in die Hand und ging, darin lesend, im Saale auf und ab. Er that dies gern, und wehe dem Spieler, der etwa nicht sattelfest gewesen und stecken geblieben wäre. Er ließ mich den ersten Satz zu Ende spielen, ohne eine Bemerkung zu machen. Dann sagte er:

„Wissen Sie, was Brahms auf mich für einen Eindruck macht? Wie Bismarck! Lauter Eisen! hart, hart! — Keine Grazie, keine Weichheit! Keine Phantasie, keine sinnliche Schönheit! — — Tiefe Empfindung? — Vielleicht! Bismarck wird ja wohl auch Empfindung haben, — — aber die Welt weiß nichts davon! Und schließlich ist Musik etwas anderes als Staatskunst! — — Non! non! Cette musique m'agace, sans me rien dire. Sehen Sie! Rubinstein und ich, die ja von Musik etwas verstehen, und für die musikalische Bewegung ein bißchen was gethan haben, wir konnten uns niemals entschließen, eine Note von Brahms öffentlich zu spielen!" — — —

Es ist hier nicht der Platz, zwischen den Komponisten Liszt und Rubinstein und dem Komponisten Brahms einen Vergleich anzustellen. Das große musikalische Publikum wird sein Urteil fällen und die unparteiische Musikgeschichte wird dasselbe festhalten. Robert Schumann, der mit seiner tiefsinnigen Romantik und seiner reformatorischen, eigenartigen Klaviertechnik die Virtuosenschule weit hinter sich zurückließ, prophezeite, daß der junge Adler Johannes Brahms alle lebenden Musiker überflügeln würde. — Weder die abfällige Kritik, noch das Ignorieren seiner bedeutenden Werke konnten den hohen und kühnen Flug des nordischen Adlers hemmen. Er brachte uns Neues, Fremdartiges, und das konnten die Alten nicht mehr verstehen. Doch dies nur nebenbei! —

Liszts Lebensweise in Budapest war ungemein einfach. Wenn er noch so spät zu Bette ging, so stand er doch täglich um 5 Uhr morgens auf, machte Toilette, trank eine Tasse Thee und ging in die nahe Pfarrkirche, um die Frühmesse zu hören.

Es ist über Liszt Frömmigkeit so viel Nachteiliges gesagt und geschrieben worden, und man hat dieselbe vornehmlich für Komödie gehalten.

Die Abbégeschichte abgerechnet, deren Veranlassung sehr weltliche Ursachen hatte, bin ich überzeugt, daß Liszt bei all seiner Eitelkeit und weltmännischen Lebenslust — oder vielleicht sogar gerade deshalb — einen ausgesprochen tiefen, religiösen Hang besaß, an dessen Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln ist, weil er sein gläubiges Bedürfnis niemals in der Alltäglichkeit äußerte. Er zeigte kein scheinheiliges Wesen, er war lebenslustig, freisinnig und harmlos; in den sechs Jahren unseres Verkehrs hatte ich an ihm weder Muckertum, noch falsche Frömmigkeit wahrgenommen.

Aber ich war ihm mehrmals am frühen Morgen begegnet, ich sah ihn ganz in seine Gedanken vertieft über die menschenleere Straße schreiten, in die völlig vereinsamte Kirche treten und dort in wirklicher, tiefer Andacht lange und inbrünstig sein Gebet verrichten. Ich versteckte mich lautlos hinter einer Säule und blickte in das durchgeistigte Antlitz mit den langen, weißen Haaren, ich sah, wie der glänzende Weltmann, der wohl alle Genüsse bis zur Neige ausgekostet, jetzt die Gläubigkeit als letzten Genuß schlürfte. — Komödie? Vor wem hätte er sie wohl spielen sollen?! — — Und so war es jeden Morgen. —

Dann ging Liszt nach Hause und arbeitete. Wie der Liszt-Katalog beweist, hat der Meister des Klavierspieles viel — viel komponiert. Wie dagegen Eduard Hanslik geistreich behauptete, „irrte Liszt Zeit seines Lebens vor dem Tempel der Wahrheit hin und her, — ohne dessen Eingang zu finden."

Böse Zungen behaupten, der Anfang seiner Vielschreiberei reiche in die Zeit seines römischen Aufenthaltes zurück.

Die Fürstin Wittgenstein, Liszts strenge und geistvolle Freundin, war durchdrungen von seinem bedeutenden Kompositionstalente, und man erzählt sich, sie habe den Meister zu seinem großen Mißvergnügen jeden Morgen einige Stunden in der schönen Villa d'Este in Tivoli eingeschlossen, damit er mit seinem Genius ungestört Zwiesprach halte. Aus dem anfänglichen Zwang wurde später Gewohnheit, und Liszt wurde ein fleißiger Arbeiter. Namentlich fremde Ideen bearbeitete er mit ebenso viel Glanz, Farbe und dekorativer Virtuosität, wie etwa der Maler Makart seine Bilder; — zum Ruhme eines großen Tondichters hat ihm die römische Klausur nicht verholfen! —

Von 11 Uhr an machte oder empfing er Besuche, mittags speiste er höchst einfach aus einem billigen Restaurant, nach Tisch ruhte und las er 2—3 Stunden. Von da ab bis spät in die Nachtstunden lebte er in beständiger Musik. Wunderkinder, durchreisende Virtuosen, Schüler und Dilettanten gaben einander die Thüre in die Hand. Die beiden großen Bösendorfer Flügel waren stundenlang geöffnet, und es wurde immerfort musiziert.

Liszt, der damals nahezu Siebzigjährige, besaß Nerven von Stahl, denn er bewältigte nicht bloß die vielstündige Hausmusik, sondern er besuchte beinahe täglich ein, auch zwei Konzerte.

Nach diesen ging er gern noch in Gesellschaft zu Freunden und spielte leidenschaftlich gern und ziemlich schlecht Whist. Aber er wurde böser Laune, wenn er verlor, und um ihn bei guter Stimmung zu erhalten, trachteten seine Freunde, geschickte Spieler zur Hand zu haben, die ihn gewinnen ließen, ohne daß er das Manöver merkte. Ein Groß-Schlemm, das ich, als seine Partnerin, unsern Gegenspielern bereitete, hob mich höher in Liszts Achtung als alle meine musikalischen Fähigkeiten.

Eines abends im gemütlichen Kreise sprach man über österreichische und Wiener Musik. Ein Herr, der vor kurzem in Paris gewesen, meinte, die Franzosen kennten außer Strauß beinahe nichts von unserer

heimischen Musik. Mozart werde allerdings mit einem succès d'estime gespielt, aber selbst Schubert sei nur sehr wenig gekannt.

„Da habe ich also ein besonderes Verdienst um Schubert", erwiderte Liszt lächelnd, „denn ich habe ihn seiner Zeit an höchster Stelle eingeführt. Und zwar beim Kaiser Napolon III. Ich hatte zu verschiedenen Malen in den Soireen des österreichischen Gesandten Fürsten Metternich gespielt, und eines Abends sagte mir die geistvolle Fürstin Pauline: „Der Kaiser wünscht Sie, lieber Meister, im kleinen Zirkel spielen zu hören und hat mich beauftragt, Sie für morgen Abend in die Tuilerien einzuladen."

„Selbstverständlich folgte ich gern dieser Aufforderung. Von den Majestäten sehr schmeichelhaft aufgenommen, spielte ich Verschiedenes. Als ich schließen wollte, stand der Kaiser auf, näherte sich mir und sagte:

„La princesse de Metternich m'a raconté, que vous avez joué dans son salon une musique spécialement viennoise, qu'elle nommait „Wiener Baquehendèle". Cela nous intéresse beaucoup, cher maitre, et si vous voudriez bien faire grâce à nos prières . . ."

„Ich verstand nicht gleich und blickte fragend die Fürstin an, die mir schelmisch zunickte. Da erinnerte ich mich plötzlich, daß ich vor einigen Tagen nach verschiedenen anderen Piecen, welche ich im Salon Metternich in Anwesenheit mehrerer österreichischer Herrschaften zum besten gegeben, zum Schlusse scherzend gesagt hatte:

„Nun will ich Ihnen, meine Damen und Herren, einmal echte „Wiener Backhähndel" (Backhühner, die Lieblingsspeise der Wiener) servieren, und ich spielte die „Soirées de Vienne" die graziösen, reizenden Walzer und Ländler unseres Schubert, welche ich für den Klaviervortrag transskribiert hatte. Die „Wiener Backhähndel" fanden auch am französischen Hofe enthusiastischen Beifall, und so darf ich mir schmeicheln, die österreichische Musik und ihren begabtesten Tondichter Schubert würdig in Frankreich eingeführt zu haben." — —

An dieser Stelle sei noch eine kleine Anekdote wiedergegeben, welche Liszt mir erzählt hat und die trotz ihres nur skizzenhaften Inhalts dennoch das glänzende Musiker-Dreigestirn unseres Jahrhunderts frappant charakterisiert.

„Richard Wagner, Bülow und ich" — erzählte Liszt — „waren noch ziemlich junge Leute, als wir in Leipzig gemeinschaftlich wohnten und ein lustiges Leben führten. Das heißt: lustig war bloß ich, denn Wagner war schon damals in politischer und philosophischer Gährung begriffen, und die prosaische Gegenwart befriedigte selten den etwas anspruchsvollen Idealisten der Zukunft. Bülow nannten wir schon damals den „Kritikus" und wir — besonders ich — fürchteten immer ein bißchen seine scharfe Zunge.

Natürlich hatten wir alle drei gewöhnlich zu wenig Geld. Trotzdem stellte Wagner an die gemeinsame, oft sehr magere Kasse zu große Anforderungen. Er konnte die Geldmisère absolut nicht ertragen, und wir bemühten uns, ihn dieselbe so wenig als möglich fühlen zu lassen.

Nach einem langen, herrlichen Spätsommer war es plötzlich empfindlich kühl geworden, und der nervöse Wagner litt unter diesem raschen Temperaturwechsel. Er wollte sofort ein geheiztes Zimmer haben. Zwei Tage lang dauerte zwischen ihm und Bülow die Debatte, ob angesichts der reduzierten Kasse Holz gekauft werden sollte.

Ich wurde nicht gefragt, denn Bülow wußte, daß ich sofort nachgeben würde, aber er als verantwortlicher Schatzmeister meinte, es sei einfach lächerlich, im Monat September schon einzuheizen.

„Ich erfriere aber!" schrie Wagner wütend, worauf ihm der unerbittliche Bülow den Rat gab, sich draußen warm zu laufen oder sich von seiner Muse einheizen zu lassen. Und über den wohlfeil boshaften Rat lachend, verließ Bülow mit mir das Zimmer.

Wie erstaunten wir jedoch, als wir zwei Stunden später heimkamen und Wagner in einer stark überheizten Stube fanden. Er saß am Schreibtisch und war ganz vertieft in seine Arbeit. Sein Gesicht war stark gerötet. „Woher?" — begann Bülow, aber das Wort blieb ihm im Halse stecken, denn ein Blick ins Zimmer belehrte ihn, wieso Wagner sich geholfen hatte. Sämtliche Stühle und unsere beiden Arbeitstische lagen als Krüppel am Fußboden — Wagner hatte ihnen die Beine abgeschlagen und damit Feuer gemacht.

Bülow war sprachlos vor Wut.

Ich aber stand an der Thür und lachte Thränen über die geniale, wenn auch etwas gewaltsame Art, sich zu helfen.

Bülow jammerte, daß wir nun der Hauswirtin Tische und Stühle ersetzen müßten und selbst weder niedersitzen noch arbeiten könnten.

Boshaft erwiderte Wagner:

„Ich habe, was ich brauche! — Leute, die wie ihr beide so gern spazieren gehen, brauchen weder Tisch noch Stuhl. Hättest du rechtzeitig Geld hergegeben, dann lebte euer kostbares Mobiliar jetzt noch — du hast es so gewollt! — Brennholz wäre allerdings billiger gewesen!" — —

Am nächsten Tage bekam ich eine kleine Summe Geld und kaufte Brennholz und neue Tische und Stühle. Wagner suchte für sich davon sofort das Beste aus, ich aber sagte lachend zu ihm:

„Du, hör' mal! Die neuen Möbel lasse ich aber gleich gegen — Feuer versichern!"

Im Hause des Finanzrats Floch von Reyhersberg fand sich jeden Donnerstag uneingeladen ein kleiner, gewählter Kreis zu Musik und anregendem Gespräch ein. Herr v. Floch war ein hochgebildeter, liebenswürdiger Mann; seine Frau war die Tochter des Frankfurter Komponisten Dr. A. Schmitt, eine äußerst feinsinnige, musikelische und musikliebende Dame, die

es verstand, im bescheidensten Rahmen ein geistig vornehmes Haus zu machen. Ich studierte bei Meister Robert Volkmann Harmonie und Kompositionslehre und wurde durch ihn, den verehrten Freund der Familie Floch, bei dieser eingeführt — eine Auszeichnung, die ich zu würdigen wußte und die bald zu warmer Freundschaft führte.

Brahms, Joachim, Klara Schumann, der Nibelungenrhapsode Wilhelm Jordan waren die auswärtigen Gäste des freundlichen Hauses; Volkmann und später auch Liszt verkehrten daselbst in ungezwungener und genußreicher Weise.

Sehr merkwürdig blieb immer die Begegnung der beiden Musikgrößen, die in Bedeutung und Wesen die schärfsten Gegensätze bildeten.

Volkmann, ernst, wortkarg, beinahe schüchtern, fühlte sich durch das überlegene, weltmännische Wesen Liszts bedrückt, zog sich immer mehr in sich zusammen und ließ sich selbst durch die größte Freundlichkeit des Meisters nicht aus seinem Fuchsbau herauslocken. Dieser, in Stil und Wesen der direkte Antipode Volkmanns, konnte dennoch dessen Bedeutung als Komponisten nicht gut negieren; ihm war die stille, unnahbare Art des „alten Junggesellen“, wie er ihn spöttisch nannte, unbequem, und er half sich durch diplomatische Liebenswürdigkeit. Sie suchten und fanden keine engeren Berührungspunkte.

Eines Abends erschien auch der Schriftsteller Max Nordau bei Flochs. Die Hausfrau stellte ihn Liszt vor und fragte, ob der Meister ihn kenne. Liszt meinte freundlich: „Ich glaube, ich hatte noch nicht das Vergnügen . . .“ — worauf Nordau schlagfertig erwiderte: „J'ai déjà vu la cathédrale de Strasbourg, mais la cathédrale ne m'a pas vu, moi!“

Liszt, sonst für alle Schmeicheleien übertrieben dankbar, machte diesmal doch eine Grimasse, wendete sich zu mir und sagte ziemlich laut: „Çà, c'est un journaliste, n'est-ce pas?“ Und er ließ Nordau ohne weiteres stehen.

Nordau hatte scharfe Ohren, aber ein noch schärferes Mundstück, und da an diesem Abend größere Gesellschaft bei Flochs war und an verschiedenen kleinen Tischen gruppenweise soupiert wurde, beeilte er sich, seinen Tischnachbarn, zu denen auch ich gehörte, ebenso sprachgewandt als ätzend boshaft zu beweisen, daß Liszt ein Heros der Gehirnerweichung sei, und daß der Kultus, der mit ihm getrieben würde, eine Gemeinde des Blödsinns bilde.

Eines Nachmittags traf ich bei Liszt Ole Bull, den damals schon siebzigjährigen Geiger, der seine letzte europäische Konzerttournée absolvierte. Er wollte dem Meister einiges vorspielen; zuletzt sollte ich ihm die Kreuzersonate von Beethoven begleiten. Liszt in seiner leichtbeweglichen, chevaleresken Art kam mir zuvor, setzte sich selbst ans Klavier, und ich blätterte um.

Ich hatte Ole Bull nie vorher spielen gehört und war begierig auf den seltenen Genuß, die beiden großen Meister zusammen spielen zu hören.

Doch schon nach wenigen Takten ging die Sache schief. Liszt blickte etwas überrascht auf, lächelte, nickte und gab dem alten Arion geschmeidig nach. Ein zweiter Versuch, einträchtig zu musizieren, mißlang ebenfalls. Der alte Skandinavier, von jeher ein autodidaktischer Virtuose, konnte sich an strenge Taktführung nicht halten, und trotz fabelhafter Geduld und Freundlichkeit von seiten Liszts war schon der erste Satz der Sonate eine Serie von Entgleisungen.

Ole Bull wurde immer aufgeregter und unruhiger, Liszts ungestörte Freundlichkeit schien seine Unsicherheit zu vermehren; er stöhnte und schwitzte, er stieß unartikulierte Laute aus, kratzte mit dem Geigenbogen auf Liszts Notenblatt herum, um ihm die Stelle zu zeigen, wo wiederholt werden sollte. Die Sache war ungeheuer komisch, und Liszt lachte wie ein Gassenjunge — aber er verlor die Geduld nicht und fing immer wieder von vorne an.

Da schrie Ole Bull, hochrot im Gesicht, plötzlich: „Mais c'est impossible de jouer avec vous, vous manquez la mesure et vous touchez toujours faux!“

Nun geschah etwas Furchtbares. Wie ein plötzlicher Wettersturm am heitern Himmel, so zog es auf Liszts lächelnden Zügen drohend herauf, sein ganzes Gesicht veränderte sich mit einem Schlage, seine Augen schossen Blitze, die langen weißen Haare sträubten sich buchstäblich und standen wie eine furchtbare Mähne um sein entstelltes Antlitz. Wie ein Katarakt sprudelten die Worte über seine Lippen: „Vous osez me dire çà, vieux farceur, à moi — à François Liszt!“

Ole Bull, statt zu begütigen, schrie auf Liszt ein und reizte ihn bis zur Sinnlosigkeit. Ich will hier nicht alle Heftigkeiten und ungeschminkten Ausdrücke wiedergeben; nur zum Schlusse rief der Meister, während Ole Bull seine Geige krampfhaft zusammenpackte: „Votre nom sera déjà oublié, et le monde se mettra encore à genoux devant ma mémoire!“ Bei diesen Worten packte er einen Stuhl, und in seiner blinden Wut zerschmetterte er denselben mit jugendlicher Kraft am Boden. Ole Bull entfloh.

Ich hatte Mühe, Liszt zu beruhigen, und fürchtete, daß der Zornesausbruch ihm schaden könnte. Wut und Empörung grollten noch lange in ihm nach. Aber am nächsten Abend, als Ole Bulls Konzert im Musikvereinssaale stattfand, saß Liszt lächelnd und wohlgelaunt in der ersten Reihe. Die meisten Konzertbesucher, die Ole Bull zum ersten Male hörten, machten verwunderte Gesichter, der alte Virtuose spielte jämmerlich schlecht; in dem Konzerte begrub er sein langjähriges Renommee. Liszt applaudierte nach jeder Nummer auffallend, und Ole Bull verbeugte sich speziell vor ihm dankend.

„Il a voulu me donner des leçons de piano, ce vieux racleur — à moi!“ sagte Liszt lachend zu mir.

Das total mißlungene Konzert hatte ihn gerächt und seine gute Laune wieder vollständig hergestellt.

Die denkwürdigste Stunde verdankte ich Liszt, als er mir seine Begegnung mit Beethoven erzählte.

„Ich war ungefähr elf Jahre alt," begann er, „als mein verehrter Lehrer Czerny mich zu Beethoven brachte. Schon lange vorher hatte er diesem von mir erzählt und ihn gebeten, mich einmal anzuhören. Allein Beethoven empfand solchen Widerwillen gegen Wunderkinder, daß er sich immer heftig dagegen sträubte, mich zu empfangen. Endlich ließ er sich doch von dem unermüdlichen Czerny überreden und sagte zum Schlusse ungeduldig: ‚Also bringen Sie mir in Gottes Namen den Racker!'

„Es war um zehn Uhr morgens, als wir die zwei kleinen Stuben im Schwarzspanierhause, wo Beethoven wohnte, betraten; ich etwas schüchtern, Czerny mich freundlich ermutigend.

„Beethoven saß vor einem langen, schmalen Tisch am Fenster und arbeitete. Er blickte uns eine Weile finster an, sprach mit Czerny ein paar flüchtige Worte und blieb schweigsam, als mein guter Lehrer mich ans Klavier winkte.

„Ich spielte zuerst ein kurzes Stück von Ries. Als ich geendet hatte, fragte mich Beethoven, ob ich eine Bachsche Fuge spielen könne. Ich wählte die C-moll-Fuge aus dem wohltemperierten Klavier.

‚Könntest du die Fuge auch gleich nach einer andern Tonart transponieren?' fragte mich Beethoven.

„Zum Glück konnte ich es. Nach dem Schlußaccord blickte ich auf. Der dunkelglühende Blick des großen Meisters lag durchdringend auf mir. Doch plötzlich zog ein mildes Lächeln über die düsteren Züge, Beethoven kam ganz nahe heran, beugte sich zu mir, legte mir die Hand auf den Kopf und fuhr mir streichelnd mehrmals über das Haar.

„‚Teufelskerl!' flüsterte er, ‚so ein Racker!'

„Ich gewann plötzlich Mut.

„‚Darf ich jetzt etwas von Ihnen spielen?' fragte ich keck.

„Beethoven nickte lächelnd.

„Ich spielte den ersten Satz aus dem C-dur-Konzerte. Als ich fertig war, faßte mich Beethoven an beiden Händen, küßte mich auf die Stirn und sagte weich: ‚Geh! Du bist ein Glücklicher! Denn du wirst viele andre Menschen beglücken und erfreuen! Es giebt nichts Besseres, Schöneres!'"

Liszt erzählte das Vorstehende im Tone tiefster Ergriffenheit, Thränen waren in seiner Stimme, und doch klang ein warmes Glücksgefühl aus der einfachen Erzählung.

Der glänzende Weltmann, der umschmeichelte Künstler war verschwunden — der große Augenblick, den er in seiner Jugendzeit erlebt hatte, hallte noch jetzt in reichen, feierlichen Accorden in seiner Seele nach. Er blieb eine kurze Weile schweigsam. Endlich sagte er:

„Dieses Ereignis aus meinem Leben ist mein größter Stolz geblieben — das Palladium für meine ganze Künstlerlaufbahn. Ich erzähle es nur äußerst selten und nur — guten Freunden."

Niemals hat mir Liszt einen mächtigeren, bedeutenderen Eindruck als Mensch gemacht als mit der schlichten Erzählung, die zum Epos seiner Dankbarkeit und künstlerischen Weihe wurde.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Saar, Ferdinand von. Nachklänge. Neue Gedichte und Novellen. Heidelberg, Georg Weiß, Verlag. 1899.

Witmers, John. Vor dem Mast. Kleinigkeiten aus dem großen Wasser geschöpft. Illustriert von Willy Stöwer. Leipzig. G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung. o. J.

Schafheitlin, Adolf. Saturnische Phantasien. Gedichte. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, S. Rosenbaum Verlag. 1899.

Hermann, H. Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1898.

Boileau. Die Dichtkunst. Getreu übersetzt von Peter Lang. Mit Boileau's Bildnis. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1899.

Birnbaum, Georg. Walther Kruse. Vom Traum zum Glück. Ein lyrisch-episches Gedicht in vier Idyllen. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1899.

Perfall, A. von. Die Sünde. 21.—30. Tausend. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung. o. J.

Gedichte von Johannette Lein. Mit einem Geleitwort von Alfred Bock. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. 1899.

Fleischer, Paul. Abälard und Heloise. Eine Liebestragödie in fünf Aufzügen. Leipzig, H. W. Theodor Dieter. 1899.

Schöbel, A. Champagner. 1.—5. Tausend. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung. o. J.

Lemme, Georg. Gedichte. Eberswalde, Adolf Lemme. 1898.

Davids, T. W. Rhys. Buddhismus. Eine Darstellung von dem Leben und den Lehren Gautamas, des Buddhas. Nach der 17. Auflage aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von Dr. Arthur Pfungst. Leipzig, Philipp Reclam jun. o. J.

Guntram, Ernst. Mohnblüten. Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1899.

Lentrodt, Wilhelm. Aus Nächten. Gedichte und Sprüche. München, August Schupp. o. J.

Welte, Hermann. Fridolin der Bettlerkönig. Maienmär. Köln, Hübscher & Teufel. 1899.

Seidel, Heinrich. Erzählende Schriften. Lieferung 1. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. o. J.

Wette, Hermann. Der Bärenhäuter. Teufelsmärchen. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn. 1897.

Frommel, Otto. Wandern und Weilen. Gedichte. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Kassel, Th. G. Fisher & Co. 1898.

Kitasoto, Takeshi. Namuh amitabha. Ein japanisches Drama in 1 Akt. München, Dr. H. Lüneburg. 1899.

Erler, Otto. Verse. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1899.

Schafheitlin, Adolf. Gedichte. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, S. Rosenbaum. 1899.

Weiß, Karl, jun. Deutsche Dichtung. Erster Band. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1899.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von F. Cynamon in Berlin N, Chausseestr. 2e

